

SPHINX

Monatsschrift

für die

geschichtliche und experimentale Begründung

der

übersinnlichen Weltanschauung

auf

monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden,
Dr. J. U.

V. Jahrgang. **1890.** Zehnter Band.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Printed in Germany

Inhalts-Übersicht
des
Zehnten Bandes.
Fünfter Jahrgang
1890.

Kürzere Bemerkungen.



Abbildungen

im

Zehnten Bande.

Fünfter Jahrgang

1890.



In Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) Leipzig ist erschienen:

Licht auf den Weg.

Eine Schrift

zum Frommen derer, welche, unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit, unter deren Einfluß zu treten begehren.



2. veränderte Auflage, mit Anmerkungen und Erläuterungen.
96 Seiten. Geheftet M. 1,20; in Leder gebunden M. 2,20.

Ferner:

Das Lied
von der
Weißen Lotos.

Niedergeschrieben von M. C.
Übersetzt aus dem Englischen.
M. 1,80 geh.; geb. M. 2,80.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie durch
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig.

Leo Tolstoi
und sein unkirchliches Christentum.

Von Raphael von Koeber, Dr. phil.
Herausgegeben mit einer Nachschrift:
Die Flucht aus dem brennenden Cirkus,
von Hübbe-Schleiden, Dr. jur.
Preis 75 Pf.

Ferner:
Jesus, ein Buddhist?

Eine unkirchliche Betrachtung
von **Hübbe-Schleiden**, Dr. J. U.
Preis 50 Pf.

Ferner:
Buddhistischer Katechismus
zur
Einführung in die Lehre des Buddha Gautama.

Von
Subhádra Bhickshu.
Zweite Auflage.
Brosch. 1 Mark.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie von der Verlagshandlung
C. A. Schwetschke & Sohn, (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig.

Die esoterische Lehre
oder
Geheimbuddhismus.

Von
A. P. Sinnett.
Aus dem Englischen übersetzt.
Geh. M. 3,60; geb. M. 4,50.
Kommissions-Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Sphinx

X, 55. Juli. 1890.

Die seelische Thätigkeit des Künstlers.

Ein Beitrag zur monistischen Seelenlehre.

Von

Dr. Carl du Prel.



Wenn der Mensch das höchste Produkt der uns bekannten Natur ist, so ist er eben darum sowohl das höchste Problem der Philosophie, als auch der höchste Gegenstand der Kunst. Die Kunst aber, die den Menschen darstellen will, muß auch bestrebt sein, ihn nach seinen wesentlichen Funktionen darzustellen — Denken, Fühlen und Wollen; denn durch diese nicht minder, als durch seinen äußeren Bau unterscheidet er sich von anderen lebenden Wesen. Darum ist der höchste Gegenstand der Kunst das Seelenleben des Menschen.

Unser Seelenleben ist nun aber ein verborgener, innerer, sogar unserem eigenen Selbstbewußtsein nur teilweise zugänglicher Vorgang; soweit er innerlich bleibt, vermag ihn die Kunst nicht darzustellen. Die Aufgabe aller Kunst ist es, das Wirkliche in ein anschauliches Bild zu verwandeln, sie kann also das Seelenleben nur soweit darstellen, als sich dasselbe äußerlich ausdrückt. Je nach dem Darstellungsobjekt und dem Darstellungsmittel ergiebt sich nun die Einteilung der Künste, auf welche hier näher einzugehen kein Anlaß besteht. Plastik, Mimik, Malerei und Poesie kommen für uns in Betracht. Der Bildhauer stellt mehr den äußeren Menschen dar, indem er die Schönheit des menschlichen Leibes zur Anschauung bringt, aber dennoch tritt das Seelenleben dabei nicht ganz zurück: der Bildhauer, der den Stein nicht zu beleben vermag, der nicht gewissermaßen das Wunder des Pygmalion nachahmen kann, ist kein wahrer Künstler. Der Maler in seinem Flächenbilde accentuiert auch noch die äußere Form, aber von der Dreidimensionalität seiner Objekte kann er nur den Schein, nach den Gesetzen der Perspektive, erwecken; in der Darstellung des Seelenlebens ist er jedoch freier und kommt durch die Farben der Wirklichkeit näher. Bildhauerei und Malerei sind aber darauf beschränkt, einen bestimmten Moment zu fixieren, sie sind räumliche Künste, d. h. sie können nur das Nebeneinander im Raume darstellen. Der Poet ist beiden voraus, indem er auch das Nacheinander in der Zeit schildern kann, er bleibt aber hinter

beiden zurück, weil er das Bild einer räumlich gegebenen Wirklichkeit nur in successiver Schilderung vermöge seiner Sprache entstehen läßt, und zwar nur als Phantasiebild seines Lesers, nicht als greifbares Objekt. Auch das Seelenleben schildert er nur successive durch das beschreibende Wort; aber die Poesie als zeitliche Kunst vermag auch den Wandlungen des Seelenlebens nachzugehen, sei es, daß eine Succession von Empfindungen geschildert wird — wie vorzugsweise beim Lyriker — oder eine Succession von Handlungen — wie beim Dramatiker —, wobei die Kunst der Charakterzeichnung darin besteht, das innere Wesen des Menschen zeitlich auseinanderzulegen in einer Reihe von Handlungen, die als notwendiges Resultat einerseits des Charakters, andererseits der äußeren Motive sich ergeben.

Bildhauer und Maler können also das Seelenleben nur als augenblickliches und nur soweit darstellen, als es in Mienen und Gebärden sich ausdrückt, und es ist eine Geschmacksverirrung, wenn man in alten Gemälden den Figuren Spruchbänder aus dem Munde hängen ließ. Der Dichter dagegen schildert das Seelenleben auch in seinen Motiven, in seiner Wandlung, und läßt es auch noch in Worten und Handlungen sich ausdrücken. Aber der Bildhauer und Maler besorgen selber die äußere Darstellung der Form und des Seelenlebens, und der Beschauer hat fast keine eigene Mühe aufzubringen; der Dichter aber, der das Bild nur indirekt, als Phantasiebild des Lesers erzeugen kann, bemüht sich vergebens, wenn es dem Leser an Phantasie fehlt.

Wenn in der Mimik der äußere Ausdruck des Seelenlebens liegt, so kann der Betrachter eines plastischen oder malerischen Kunstwerkes doch nur dann einen richtigen Schluß vom äußeren Ausdruck auf die bewegende innere Ursache vollziehen, wenn beide in einem bestimmten, gesetzmäßigen Verhältnis zu einander stehen sollten, und wenn das Verständnis dieses Verhältnisses dem Beschauer angeboren, oder durch häufige Erfahrung von ihm erlernt wäre. Wäre die geballte Faust nicht immer ein Zeichen des Zornes, so wäre sie auch nicht verständlich. Sie ist uns aber verständlich, und wenn ein poetischer Erzähler sagt, eine Faust sei zornig geballt worden, so muß dieser Ausdruck sogar als ein gelinder Pleonasmus empfunden werden, weil wir auch bei hinweggelassenem Adjektiv nicht minder sicher und unmittelbar auf die innere Erregungsursache schließen können. Das Problem, das sich der Künstler stellt, Inneres durch Äußeres auszudrücken, wäre überhaupt unlösbar, wenn nicht eine feste Korrespondenz zwischen Seelenvorgang und Mimik vorhanden wäre. Nur unter dieser Voraussetzuug kann der Künstler der Anforderung überhaupt nachkommen, psychologische Wahrheit zu treffen. Ohne diese Voraussetzung könnte auch die Kunst des Schauspielers nicht auf feststehende Prinzipien gegründet werden; ohne sie würden wir auch im praktischen Leben, im Umgang mit unseren Nebenmenschen, uns gar nicht bemühen, aus den Mienen auf den Charakter oder auf momentane Empfindungen und Gedanken zu schließen; ohne sie könnte auch das physiognomische Verständnis nicht angeboren sein, wie es doch sogar dem Säugling angeboren ist, wenn er seine Mutter

lächelnd über sich gebeugt sieht. Die feste Korrespondenz zwischen Seelenvorgang und Mimik muß also gegeben sein, vorbehaltlich der absichtlichen Vorstellung und vorbehaltlich geringer nationaler und individueller Unterschiede.

Die Frage aber, wie eine solche Korrespondenz möglich ist, mündet in das allgemeinere Problem über das Verhältnis zwischen Leib und Seele ein. Wären diese durchaus heterogene Dinge in bloß zufälliger Vereinigung, so wäre Mimik nicht wohl denkbar. Mimik setzt mindestens eine sehr innige Verbindung von Leib und Seele voraus, einen bestimmten Leib für eine bestimmte Seele. Das gilt schon ganz im allgemeinen von der plastischen Form und Gliederung unseres Leibes, in den wir uns nur eine menschliche Seele hineindenken können, die andererseits wieder als belebendes Prinzip eines tierischen Körpers nicht denkbar ist. Der Bau eines jeden lebenden Wesens steht in Übereinstimmung mit seinen Verstandeskräften, Instinkten und Gewohnheiten. Der Leib ist jeder Seele angemessen, er ist der Abdruck des Inneren. Darum korrespondiert auch jeder Veränderung in der Seele eine physiognomische und mimische Veränderung.

Ein solches Verhältnis erscheint nur begreiflich, wenn wir uns die Seele als organisierendes Prinzip des Leibes denken, wenn wir ihr also außer den bekannten Funktionen, von welchen unser Selbstbewußtsein uns belehrt, auch noch das Organisieren zusprechen. Die Seele, die sich mit dem Leibe so innig verbunden zeigt, muß über den Inhalt unseres Selbstbewußtseins hinausragen. Unser Selbstbewußtsein, mit den Jahren sich entwickelnd, findet den Leib als bereits gegeben vor; es weiß nichts von der Bildung und Erhaltung des Leibes, nichts von unseren organischen Funktionen. Die Lehre der Spiritualisten, die gleichsam den Kopf vom Rumpfe trennen, und aus der Seele ein bloß denkendes Wesen machen wollen, ist also jedenfalls unzulänglich. Noch ungenügender ist die Ansicht der Materialisten, die in der Seele nur eine Funktion des Leibes sehen.

Spiritualismus und Materialismus brauchen eigentlich gar nicht widerlegt zu werden, denn sie widerlegen sich gegenseitig selber und zwar mit Erfolg. Es giebt nämlich Erfahrungsthatsachen, die für den Materialismus, und andere, die für den Spiritualismus sprechen. Jeder Störung des Leibes entspricht eine Störung der Seele, Gehirnkrankheiten verwirren unser Denken; also — so scheint es wenigstens — ist das Bewußtsein eine Funktion des Leibes. Andererseits aber entspricht jeder Störung des Bewußtseins eine Störung des Leibes, wir erbleichen im Schrecken und erröten in der Verlegenheit; also — so scheint es wenigstens — ist der leibliche Zustand Funktion des Bewußtseins.

Die Erfahrung spricht also teils für Materialismus, teils für Spiritualismus. Offenbar aber können nicht beide zugleich wahr sein. Da sie sich zudem gegenseitig widerlegen, müssen vielmehr beide falsch sein. Beiden gemeinschaftlich ist nun aber die Annahme eines Kausalverhältnisses zwischen Leib und Bewußtsein, also kann ein solches überhaupt nicht bestehen, weder im spiritualistischen noch materialistischen Sinne. Es kann nur ein Koordinationsverhältnis gegeben sein. Leib und Bewußtsein

müssen also aus einem gemeinschaftlichen Dritten abgeleitet werden, welches die Ursache beider ist. Dieses Dritte muß den Leib erklären können, also muß es organisierend sein; es muß aber auch das Bewußtsein erklären können, also kann es nicht selber bewußtlos sein.

Zur Bezeichnung dieses Dritten können wir zwar den spiritualistischen Ausdruck Seele beibehalten, aber nicht nur müssen wir ihr die Fähigkeit des Organisierens zusprechen, sondern auch ihr Bewußtsein qualitativ und quantitativ vom Gehirnbewußtsein unterscheiden, welches letztere unbestreitbar in seiner Qualität und Quantität von den Sinnesorganen und vom Gehirn abhängig ist. Eine solche Seelenlehre dürfen wir eine monistische nennen, weil sie den ganzen Menschen nach Leib und Geist monistisch erklärt.

Es ist nun sehr begreiflich, daß es derjenigen Philosophie, welche in der Bewußtseinsanalyse die Seele entdecken wollte, nicht gelingen konnte, einen gegen jeden Einwurf gesicherten Seelenbeweis aufzustellen. Sie hat einen kleineren Kreis untersucht, und wollte darin einen größeren entdecken. Die Seele, der größere Kreis, wird vom Selbstbewußtsein nicht umfaßt, sondern erstreckt sich über dieses hinaus.

Die Hauptbeweise für diese monistische Seelenlehre liegen nun allerdings in den Thatsachen der Mystik. Im Somnambulismus begegnen wir einer nichtsinnlichen Erkenntnisweise; von diesen unseren Fähigkeiten wissen wir aber nichts im Zustande des normalen Bewußtseins, also liegt die Seele außerhalb dieses Bewußtseins. Ferner zeigt sich die organisierende Fähigkeit der Seele im Hypnotismus, indem die Vorstellung einer organischen Veränderung diese selbst nach sich zieht. Im Somnambulismus endlich zeigen sich die physiologischen Funktionen von Bewußtsein begleitet, welches beweist, daß es eine und dieselbe Seele ist, welche organisiert und erkennt.

Diese mystischen Beweise für die monistische Seelenlehre, die ich anderwärts dargestellt habe, sollen im nachfolgenden ergänzt werden durch die Beweise aus dem Gebiete der Ästhetik. In der Analyse der Seelenthätigkeit des Künstlers verrät sich die gleiche Seele, wie in der Mystik: ein organisierendes Prinzip, ein denkendes, und die Identität beider.

Es ist das Bekenntnis aller großen Künstler und Poeten, daß die Kunst über der Natur steht. Damit ist die im Künstlergenius schaffende Kraft in Gegensatz gestellt zum Verfahren des bloßen Kopisten, der nur darstellt, was die Erfahrung ihm geboten und er in Erinnerungsbildern aufbewahrt hat. Trotz aller Kombinationen und eklektischen Auslese kann dabei die Natur kaum erreicht, viel weniger übertroffen werden. Diese Art von künstlerischer Thätigkeit, die des bloßen Talents, verläuft ganz im Lichte des Bewußtseins. Es ist aber das fernere Bekenntnis aller großen Künstler, daß ihnen ihre Bilder ungesucht kommen, gleich Inspirationen, wobei also der Entstehungsprozeß im Unbewußten verläuft, nur das fertige Resultat ins Bewußtsein tritt, das sich also passiv verhält, nicht aktiv; empfangend, nicht erzeugend. Die erzeugende Kraft liegt also im Unbewußten, was freilich eine bloß negative Bezeichnung der Ursache ist. Eine Nacht, in der alle Kühe schwarz sind, kann aber die Philosophie als Erklärungsprinzip nicht brauchen. Einen positiven Inhalt erhalten

wir erst dann, wenn wir das Unbewußte mit der Seele identifizieren, von der wir zwar wissen, daß sie außerhalb des Bewußtseins liegt, die aber in den mystischen Erscheinungen doch empirisch wird. Wird nun aber die Seele monistisch gedacht, so müssen sich auch in ihrer künstlerischen Thätigkeit ihre beiden Funktionsrichtungen, Organisieren und Vorstellen, verschmolzen zeigen; denn der begrifflichen Trennung, die nur des besseren Verständnisses wegen geschieht, entspricht ja keine reale Trennung. Was würde nun aber das Resultat sein, wenn die Seele in den künstlerischen Vorstellungen auch organisierend eingreifen würde? Damit müßte notwendig eben das erreicht werden, was man vom wahren Künstler als höchste Anforderung verlangt: die Erzeugung lebenswahrer Bilder. Die Vorstellungen des Künstlers sind nicht gleich toten Gedächtnisbildern, sondern sind von Leben durchbebt. Dasselbe organisierende Prinzip, das den Künstler selbst gebildet hat, durchsetzt also auch die Vorstellungen seines Gehirns und verleiht ihnen ihre Lebenswahrheit. Wenn Shakespeare im Wintermärchen sagt: „die Kunst ist selbst Natur", so heißt das in genauerer Definition, daß an den künstlerischen Vorstellungen das organisierende Prinzip mitbeteiligt ist. Bei der Gestaltung der Kinder seiner Phantasie ist die Seele des Künstlers, wie bei seinen leiblichen Kindern, organisierend thätig, und erst dadurch werden sie so lebensfähig, wie etwa Shakespeares Falstaff, ein Moses des Michel Angelo, oder die Jünger Jesu im Abendmahle des Leonardo da Vinci.

Man tritt aber solchen Künstlern nicht zu nahe, wenn man annimmt, daß sie bei ihrer Produktion gänzlich frei waren von derartigen Reflexionen ihres künstlerischen Sollens; es muß das vielmehr zu ihren Gunsten angenommen werden, weil ja gerade die erwähnte Seite ihres Schaffens nicht aus ihrem Bewußtsein fließt. Diese kann zwar vom reflektierenden Bewußtsein des außenstehenden Philosophen gleichsam als Präparat herausgelöst werden, der Künstler selbst aber produziert gerade in dieser organisierenden Hinsicht aus seinem Unbewußten heraus, d. h. aus seiner Seele, nicht aus dem Bewußtsein. Soweit er es aber thut, werden auch seine Gebilde so lebenswahr sein, wie die der Natur selber.

Betrachten wir z. B. das erwähnte Bild von Leonardo da Vinci, so springt uns die Lebensfähigkeit seiner Figuren auf den ersten Blick in die Augen. Der Künstler hat einen sehr schwierigen Gegenstand der Malerei gewählt. Er fixiert einen bedeutsamen Augenblick im Leben Jesu. Von seinen Jüngern umgeben sitzt Jesus an der Tafel, und spricht eben das Wort aus, welches nach dem Evangelisten Johannes lautet: „Einer unter euch wird mich verraten."[1])

Der Maler wollte nun die Wirkung dieses Wortes auf die Jünger darstellen, also einen seelischen Prozeß bei einer Mehrheit von Personen durch eine identische Erregungsursache hervorgerufen. Dies ist eine der schwierigsten Aufgaben, die ein Künstler wählen kann, weil die identische Erregungsursache — das von Christus ausgesprochene Wort — je nach

[1]) Evang. Joh. 13, 21 und Parallelen.

dem Charakter des Zuhörers sehr verschiedene Wirkungen erzielen muß. Dieses von Christus ausgesprochene Wort ist für alle seine Jünger mit einem sehr hohen Gefühlswert verbunden, und muß ihr Seelenleben im tiefsten Grunde aufwühlen. Dieser in erster Linie rein innerliche Prozeß kann durch die Malerei nur soweit zur bildlichen Darstellung gebracht werden, als er an den Jüngern äußerlich in Mienen und Gebärden sich darstellt. Der Künstler legt also den Accent auf die Mimik, und er stellt sie mit individueller Verschiedenheit dar, weil eben das Wort des Erlösers bei jedem Zuhörer andere seelische Saiten erklingen läßt.

Wenn wir nun ein Kunstwerk mit der ästhetischen Lupe untersuchen, so werden wir im Hintergrunde des Bewußtseins immer die Seele des Künstlers als die produzierende Kraft finden. Kommt aber, wie das die monistische Seelenlehre behauptet, der Seele eine Doppelfunktion zu, das Organisieren und Vorstellen, die immer nur verschmolzen auftreten, wenngleich die eine oder andere immer überwiegen wird, so muß der Künstler in jene Darstellungen, darin er die Thätigkeit der organisierenden Seele zeigt, unbewußt ein Vorstellungselement einfließen lassen, wie umgekehrt ein organisierendes Element in seine Vorstellungen. Wie nun der Leib selbst durch die organisierende Seele gestaltet ist, so werden von dieser auch die mimischen Bewegungen des Körpers beherrscht, die den verschiedenartigen Seelenstimmungen korrespondierend eintreten. Da nun Lionardo da Vinci gerade die Mimik so sehr accentuiert, so ist sein Gemälde besonders geeignet, die Analyse im angedeuteten Sinne vorzunehmen. Wir müssen also untersuchen, ob in diese Mimik Vorstellungselemente sich eingeflochten finden. Wenn ja, so läge darin ein Beweis, daß Organisationskraft und Vorstellungskraft aus der gleichen Quelle fließen.

Eine mit unbewußten Vorstellungen versetzte Mimik müßte von der Art sein, als ob sie einem anschaulich vorliegenden Gegenstande angepaßt wäre, und zwar auch dann, wenn kein solcher vorliegt. In unserem Gemälde z. B. fehlt ein solcher; die Mimik der Apostel wird vielmehr durch ein abstraktes Wort bestimmt: „Einer unter euch wird mich verraten!“ Und doch ruft dieses abstrakte Wort bei ihnen Körperbewegungen hervor, als läge vor ihren Augen ein plötzlich aufgedeckter Gegenstand, dessen Existenz ihnen kaum glaublich wäre.

Beginnen wir von der linken Seite aus, so sehen wir (in Figur 1) Bartholomäus, eine kraftvolle Gestalt, offenbar eben erst vom Stuhle aufgeschnellt, mit auf den Tisch gestützten Armen den Leib weit vorbeugend, wie um genauer zu sehen, sich gegen Christus wenden. Auch der halbverdeckte Jakobus der jüngere (Fig. 2) beugt sich in der gleichen Richtung vor, und als wolle er den Gehörseindruck erst durch den Augeneindruck bestätigen lassen, sucht er zwischen den Köpfen der ihn von Christus Trennenden hindurchzublicken, den vorgestreckten linken Arm dem Petrus (Fig. 5) auf die Schultern legend, wie um ein Hindernis seines Blickes zu beseitigen.

Anders Andreas (Fig. 3). Er beugt den Oberleib, wie vor einem anschaulichen Gegenstand erschreckend, zurück, und mit vom Körper ab-

gekehrten offenen Händen weist er gleichsam die Annäherung dieses Gegenstandes zurück. Judas der Verräter (Fig. 4) — der Künstler bezeichnet ihn als solchen durch den von der Hand krampfhaft umfaßten Geldbeutel — wirft, vor der nun vielleicht bevorstehenden näheren Anklage erschreckt, den Oberkörper zurück, wie vor einem anschaulichen Gegenstande zurückweichend; seine Linke bleibt zwar auf dem Tische liegen, aber in dem Emporheben der Finger liegt doch, wenngleich abgeschwächt, jene Bewegung, die wir bei Fig. 3, entsprechend dem weit größeren Erstaunen, extrem vollführt sehen. Er schaut dem Heilande ins Antlitz und die hochgezogenen Augenbrauen verwandeln anticipierend die deutlichere Anklage, deren er gewärtig ist, in einen anschaulichen Gegenstand, wie er denn nach Matthäus (XXVI, 25) an Christus sogar die Frage richtet: „Bin ich es, Rabbi?"

Petrus (Fig. 5), dessen bloßer Kopf im Profil sichtbar ist, wendet sich ebenfalls dem Heilande zu; die linke Hand, dem dazwischen sitzenden Johannes auf die Schulter gelegt, wie um freie Bahn für seinen Blick herstellend, weist mit dem Zeigefinger vorwärts nach dem Herrn. Nach dem Evangelium Johannes (XIII, 24) fordert er den Johannes auf, den Herrn nach dem Namen des Verräters zu fragen. Seine rechte Hand, in die Seite gestemmt, hat unter dem Eindruck des schrecklichen Wortes ein Messer ergriffen, wie wenn es bereits gälte, den Herrn zu verteidigen.

Dem Heilande zunächst sitzt Johannes (Fig. 6), der aber für uns weniger in Betracht kommt. Ganz entsprechend der Charakteristik, womit die christliche Phantasie diesen jüngsten und liebevollsten Apostel zeichnet, beschränkt sich der Künstler auf die Darstellung tiefinnerlichen Schmerzes, der nicht in heftigen Bewegungen sich kundgiebt. Für Johannes giebt es keinen Zweifel an der Thatsache, das Wort des Meisters hat für ihn etwas Unabänderliches angekündigt. Die Erschlaffung aller Körpermuskeln, in der müden Haltung der Arme und besonders darin sich ausdrückend, daß der Kopf zur Seite fällt, zeigt tiefe Betrübnis und schmerzliche Resignation.

Christus selbst (Fig. 7) zeigt in seinem Gesichtsausdruck die von seinem Erlöseramte erforderte Ergebung, womit er das prophetisch Geschaute hinnimmt, wie später seine Leiden. Aber er weiß es, daß er seinen Jüngern etwas Unglaubliches berichtet, und wie um eine thatsächliche Wahrheit zu enthüllen, deckt er mit vorgestreckten und auseinandergehaltenen Armen, die Fläche der linken Hand sogar aufgeschlagen, die Zukunft wie einen anschaulichen Gegenstand auf, als hätten die Jünger nur nötig, hinzuschauen, um sich zu überzeugen. Und sie schauen in der That fast ausnahmslos hin. So verschieden die Empfindungen sind, die ihre Mimik ausdrückt, so ist doch das Vorstellungselement hineinverflochten. Das zeigen auch die Figuren der anderen Seite.

Von Thomas (Fig. 8) sehen wir nur den Kopf. Die emporgehaltene Rechte streckt den Zeigefinger in die Höhe, wie um die Einzahl des Verräters zu betonen und gegen die Gemeinschaft der übrigen mit diesem Verräter zu protestieren. Sein Nachbar, Jakobus der ältere (Fig. 9), fährt

mit dem Oberleibe zurück und nach dem entsetzlichen Gegenstande schauend, von dem Christus die verdeckende Hand hinweggezogen hat, drückt er tiefes Erstaunen mit ausgebreiteten Armen und ausgespreizten Fingern aus.

Philippus (Fig. 10), vom Stuhle aufgestanden, drückt wieder mehr die sekundären schmerzlichen Empfindungen aus, die das Wort des Heilands ihm erweckt hat, und die gegen die Brust gedrückten Hände versichern seine Ergebenheit.

Matthäus (Fig. 11) wendet sich zwar von Christus ab und mit dem Oberleibe weit zu Figur 13 hin; aber die zurückweisenden Arme und Hände fordern den Angeredeten auf, nach Christus hinzuschauen, dessen Wort durch diese Gebärde wieder in einen anschaulichen Gegenstand verwandelt wird. Der Angeredete aber, Simon (Fig. 13), hält die beiden Handflächen offen vor sich hin, wie um seine Antwort als etwas Selbstverständliches zu präsentieren, als etwas, was wir auch sprachlich mit den Worten begleiten: das liegt ja auf der flachen Hand.

Zwischen diesen beiden sitzt Thaddäus (Fig. 12). Auch er wendet sich von Christus weg und Simon zu. Sein Gesicht ist erschreckt, der gegen Christus zurückweisende Daumen fordert Simon auf, hinzuschauen.

Denken wir uns nun den Fall, Christus hätte bei Gelegenheit dieses Abendmahles, statt prophetisch die Zukunft zu enthüllen, ein anschauliches corpus delicti vor seinen Jüngern aufgedeckt, so hätte der Künstler ganz den gleichen mimischen Ausdruck ihrer Gemütsbewegungen beibehalten können. Unsere mimische Reaktion auf abstrakte Vorstellungen ist also die gleiche, wie auf anschauliche, und diese Identität zeigt sich in einem Kunstwerk um so deutlicher, je energischer die vom abstrakten Motive ausgehende Wirkung ist, je plötzlicher sie eintritt, je tiefer sie das Gefühlsleben aufwühlt und je intensiver der dadurch bestimmte mimische Ausdruck ist. Dies alles ist in unserem Bilde gegeben, daher ist es auch von klassischer Bedeutung für die Erkenntnis, daß die Mimik anschaulichen Objekten angepaßt ist, auch wo es sich nur um abstrakte handelt. Da nun aber die Mimik von der Organisation nicht abgetrennt werden kann, ihr nicht äußerlich aufgepfropft, sondern innig mit der Struktur des Leibes verschmolzen ist, auch ganz unbewußt sich vollzieht, so muß eben das Vorstellungselement, auf welches sie hinweist, mit dem organisierenden Prinzip selbst verschmolzen sein. Das organisierende Prinzip muß zugleich ein vorstellendes sein.

Daher kommt es, daß sogar in der alltäglichen Mimik, womit wir unsere Reden, ja sogar unser bloßes Denken begleiten — wenn sich die Erregung des Gehirns auf das motorische Nervensystem fortpflanzt — das gleiche Vorstellungselement nachweisbar ist. Immer geht die Mimik auf ein Anschauliches, und unsere Augenbrauen ziehen sich unwillig zusammen vor einem unangenehmen Wort, wie vor einem unangenehmen Anblick; wir protestieren gegen ein Wort mit derselben Handbewegung, mit der wir die Annäherung eines Gegenstandes zurückweisen, und unser eigenes Wort, wenn wir es betonen wollen, läßt uns unwillkürlich Arm und Zeigefinger ausstrecken, wie wir es thun, wenn wir auf einen anschaulichen Gegenstand sehr bestimmt hinweisen wollen. (Forts. folgt.)

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13



Leonardo da Vinci.

1. Bartholomäus. 2. Jakobus jun. 3. Andreas. 4. Judas. 5. Petrus. 6. Johannes. 7. Christus. 8. Thomas. 9. Jakobus sen. 10. Philippus. 11. Matthäus. 12. Thaddäus. 13. Simon.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Traumerscheinungen und Traumwandeln.

Von

Friedrich Wilhelm Groß.

Ob die schwarzen und die weißen Seelen — vielleicht auch noch die gelben, roten und kaffeebraunen — einstmals in der anderen Welt einander gleichberechtigt sein werden, ist noch nicht ermittelt worden. — Die angeborene Abneigung der höherstehenden weißen Rasse gegen die farbige sträubt sich aber ebensosehr gegen eine solche Parallelstellung, wie umgekehrt. Das jedoch wissen wir ganz genau, daß dieselben Geisteskräfte, die uns bewegen, auch in dem Hirn der dunkelfarbigen Geschlechtsgenossen thätig sind. Von den tiefer stehenden Geschöpfen wollen wir nicht reden, doch können wir mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß auch ihre Seelenthätigkeit eine ähnliche und — oftmals eine viel weitergehende ist, als wir uns zu glauben getrauen.

Auch sie haben Ahnungen und Träume, Instinkt, Visionen u. s. w., und es ist nicht einzusehen — da sie denselben physikalischen Einflüssen und Lebensbedingungen unterliegen —, warum sie in Bezug auf Ursache und Wirkung eine Ausnahme machen sollten. Auch sie denken, berechnen, überlegen und haben sehr häufig so außerordentlich entwickelte Sinneswerkzeuge, daß sie uns in Erstaunen setzen und in dieser Beziehung unsere eigenen Fähigkeiten weit übertreffen.

Je tiefer der Mensch steht und je mehr die Kluft sich verringert, die ihn von dem Tiere trennt, desto mehr hat er das mit dem letzteren gemein, eine überraschende Sinnesschärfe zu besitzen. Als Kind der Natur offenbaren sich ihm häufig Dinge, die seinen hoch über ihn stehenden Verwandten verborgen bleiben. Er sieht und hört nicht nur (wie z. B. der Wilde) mit seinem leiblichen Auge und Ohr mit einer Sicherheit, die an das Wunderbare grenzt, sondern er sieht und hört auch mit seinem geistigen Auge und Ohr nicht selten schon kommende Zufälle, daß es unser Begriffsvermögen übersteigt. Es sind die Fühler und Taster des Geistes, die der letztere — wie manche Wesen der niedersten Stufe — ausstreckt, um herannahende Gefahren zu wittern und uns zu warnen, daß wir achtgeben sollen.

Unsere Träume stehen jedenfalls mit solchen Vorempfindungen im engsten Zusammenhang. Es mag sein, daß sie vielfach in abnormer Nervosität, Unmäßigkeit, Überreizungen, schwerer Narkose, mangelhafter Bewegung, großer Aufregung, Störungen im Blutsystem, namentlich in trägem, dickem Blut, unreiner Luft, im Mangel an Kohlensäure, in fehlerhafter Konstitution und Organisation, Wärme und Kälte selbst in der horizontalen Lage, den Lichteindrücken u. s. w. ihre Begünstigung und zuweilen auch ihre Entstehungsursachen finden mögen. Alles das soll nicht bestritten werden. Es ist physiologisch festgestellt, daß mit Eintritt des Schlafes eine vollständige Veränderung mit uns vorgeht, und unser Hirn sich in einem leichten Zustand von Anämie befindet, aber alles das erklärt doch das Wesen des Traumes noch ebensowenig, wie es uns endgültig befriedigen wird, Blitz und Donner als eine Naturerscheinung bezeichnen zu hören.

Doch von diesen — wenn auch immerhin rätselhaften — Erscheinungen einer krankhaften, oder auch freudig erregten Phantasie wollen wir überhaupt nicht sprechen, auch nicht von den wüsten Bildern, die sich die erhitzte Einbildungskraft am meisten mit Eintritt der Dunkelheit ausmalt, wenn der Hexensabbath in unserem Hirn beginnt und die Ausgeburten desselben ihre Orgien aufführen, als ob alles durcheinander geworfen wäre, sondern wir haben hier vornehmlich jene Träume im Auge, die vielfach auch dem gesundesten Schläfer bei ruhigster Stimmung nahe treten und sich erfahrungsgemäß als vorbedeutungsvoll erwiesen haben. Sie sind die Vorboten, die uns oft tage- und wochenlang vor Eintritt eines ganz unerwarteten und gewissermaßen in der Luft schwebenden Ereignisses dasselbe anmelden.

Dem Rebellenführer Buschiri in den deutschen ostafrikanischen Besitzungen wurde z. B. sein Untergang sehr bestimmt angezeigt. Wir kennen leider nicht die Einzelheiten seiner Erscheinungen, sondern nur das, was nach den Zeitungsberichten die vernommenen Zeugen und Anhänger des Rebellenchefs aussagten.[1])

Hiernach befand sich derselbe in der Nacht, in welcher der bekannte Überfall durch die Kolonialtruppen des Dr. Schmidt erfolgte, in einem verschanzten Dorfe landeinwärts von Pangani. Buschiri schlief mit den Seinen, wachte aber plötzlich aus dem Schlafe auf, rief die Kameraden und sagte: „Rettet euch und macht euch auf, um so schleunig wie möglich davon zu kommen; wir werden von den Deutschen überfallen werden. Ich habe einen Traum gehabt, wonach die Fremden ganz in unserer Nähe sein müssen!"

Der Traum erfüllte sich unmittelbar darauf. Die Deutschen — von den Eingeborenen auf einem verborgenen Pfade durch die Boma-verschanzung des Dorfes eingelassen — waren plötzlich erschienen und Buschiri selbst konnte sich nur mit knapper Not allein und unter Zurücklassung aller seiner Habseligkeiten und Papiere durch schleunigste Flucht retten, — freilich nur für den Augenblick, denn wenige Tage später,

[1]) Wiedergegeben im Maihefte 1890 der „Sphinx", Band IX S. 308 f.

während deren er sich nur von unreifen Früchten genährt hatte, wurde er von seinen eigenen Landsleuten ausgeliefert und von den Deutschen gehängt.

Allerdings könnte man hier sagen: „In einer solchen Lage sei gut träumen!" Da der schon mehrfach geschlagene und verfolgte Rebell wohl von einem Gefühl der Unsicherheit erfüllt sein mußte, so daß es kein Wunder sei, wenn ihm in dieser unausbleiblichen Erregung auch Schreckgesichte beunruhigten. Die Angst wirkt ja — wie wir wissen — auf das Hirn, wie Erinnerungen und das Licht, und man könnte es sich daher bei Buschiri so erklären, daß seine Erscheinung nichts anderes gewesen wäre, als ein photographisches Abbild der eigenen Gedanken, das ihm seine Unruhe auf die Netzhaut des Auges geworfen hatte. Allein, daß diese Vorverkündigung mit einer solchen Bestimmtheit und in dem Moment der größten Gefahr eintrat, bleibt dennoch merkwürdig.

Von einer ähnlichen Gemütsbewegung konnte aber nicht die Rede sein, als ich selbst am 9. November eines Jahres auf meinem sibirischen Landhause träumte, daß dasselbe brenne, und daß namentlich die Thüren ausbrannten. Da der Volksglaube helles Feuer im Traume gewöhnlich günstig zu deuten pflegt, so hoffte ich, daß sich etwas Freudiges ereignen würde; acht Tage später jedoch wurde meine Häuslichkeit durch ein Ereignis zerstört, das wie der Blitz aus heiterem Himmel hereinbrach und mich zur Abreise nötigte, was niemand hätte vorhersehen können.

Wenn auch seiner Bedeutung nach nicht mit Sicherheit aufgeklärt, so doch höchst eigenartig war ein anderer Traum, der mir in der Nacht vom 17. zum 18. November v. J. begegnete und mir wert erschien, daß ich ihn aufschrieb. Ich sah, wie eine auseinandergelegte doppelte Landkarte von Süden nach Norden am Himmel vorüberzog. Die eine Hälfte der Karte zeigte den Umriß eines Erdteils, den ich als Afrika zu erkennen glaubte und welcher der Länge nach in der Mitte von einer Linie durchzogen wurde. Der andere Teil, des zweiten Blattes, war in Form einer statistischen Karte in farbige Felder eingeteilt und erinnerte an den Kongostaat und die angrenzenden Interessensphären. Beide aneinander hängende Karten bewegten sich so langsam vorüber, daß man sie derart genau unterscheiden konnte, als ob man sie auf den Tisch gelegt hätte.

Über den Sinn dieser Erscheinung konnte man wohl nachdenken, aber eine befriedigende Deutung wollte sich nicht finden. Da aber um diese Zeit die Nachricht von dem Eintreffen Emin Paschas und Stanleys einlief, so war es nicht ausgeschlossen, daß sich vielleicht der Traum auf die Vorgänge in Afrika bezogen haben könnte.

Jedenfalls sind dies keine Erscheinungen, wie sie uns der Traumgott in purer Laune vorgaukelt oder ein voller Magen vor die Augen führt; ebensowenig sind es Chimären eines beschwerten oder geängstigten Gemüts, die von der Phantasie allegorisch verarbeitet werden, Gestalt erhalten und dann in den verschiedensten Bildern zu Gesicht kommen. Hier kann von einer allegorischen Gedanken-Metamorphose nicht die Rede sein, weil es sich um Begebenheiten handelt, die uns absolut nicht in den Sinn kommen können, weil sie erst geschehen müssen.

In meinem Hause befindet sich eine hochbetagte Dame von außergewöhnlicher geistiger Frische und Selbständigkeit. Vor drei Jahrzehnten hatte sie einen Traum, daß ihr mehrere Jahr früher verstorbener Gemahl vor sie getreten sei und sich mit ihr unterhielt. Als sie ihm im Laufe des Gesprächs fragte, ob er gekommen wäre, um sie nachzuholen, gab er zur Antwort: „O nein, du wirst so alt werden, wie der deutsche Kaiser!"

Wenn nun auch den Toten im Traum nicht viel zu glauben ist und ihre Erscheinungen gewöhnlich nur Regen und Unwetter anzuzeigen pflegen, so kommt doch — wie man beobachten kann — dabei sehr viel auf die Nebenumstände an, die den Traum begleiten, und in dem oben mitgeteilten möchte man versucht sein, der Weissagung des erschienenen Gemahls eine größere Bedeutung beizulegen, denn die Pointe der Verkündigung liegt hauptsächlich in folgendem: Als nämlich die Dame erwachte, fand sie, daß der Traum eigentlich doch ein recht läppischer gewesen wäre, da es um jene Zeit weder einen deutschen Kaiser gab, noch Aussicht vorhanden war, daß es in absehbarer Zukunft einen solchen geben würde. Gleichwohl hat sich dieser Teil der Prophezeiung erfüllt, und da die Dame bereits das sechsundachtzigste Jahr erreicht hat, so ist bei ihrer vorzüglichen Gesundheit und sonstigen Frische recht gut zu erwarten, daß sich auch der zweite Teil erfüllen wird, und sie das Alter Kaiser Wilhelms I. erreicht.

Ganz ähnliche Träume, denen eine prophetische Bedeutung wohl nicht abzusprechen ist, giebt es in großer Menge. Ich erinnere mich noch ganz genau eines solchen, der mir begegnete, bevor der Krieg von 1866 ausbrach. Ich befand mich damals auf unserem Landgute Tornow, und war nichts weniger als mit dem Gedanken beschäftigt, daß ein Krieg mit Österreich am politischen Himmel heraufzöge. Da träumte ich eines Nachts, daß bedeutende Truppenmassen — darunter auch solche in fremdländischen weißen Uniformen — auf der Dorfstraße an unserem Gutshofe vorüber marschierten. Artillerie mit blanken Kanonen rasselte durcheinander, und Kavallerie mit ihrem Waffengeklirr verursachte einen Lärm, daß ich darüber aufwachte.

Am nächsten Morgen erzählte ich den seltsamen Traum meiner alten Mutter, die sich ebenfalls über meine zuweilen recht charakteristischen Erscheinungen wunderte, aber niemandem fiel es ein, an eine kriegerische Bedeutung zu glauben. Allein — eine Woche später hatte sich der Traum erfüllt, die Kriegserklärung war erfolgt, und die Truppen, die ich im Schlafe gesehen hatte, marschierten nun in Wirklichkeit vorüber.

Das sind aber alles Ereignisse, die so weit über unseren Ideenkreis hinaus liegen, daß man nicht einmal gut von Ahnungen sprechen kann. — Nach der Erklärung vieler sind derartige Traumerscheinungen nichts anderes, als Vorstellungen des Gehirns ohne Selbstbewußtsein, allein — wie man sich Dinge vorstellen soll, die sich nicht denken lassen, bleibt ein Rätsel. Thatsächlich sind solche psychischen Vorspiegelungen uns unbegreifliche Offenbarungen, die wir — weil sie über unseren Horizont gehen — recht leicht damit abfertigen, daß wir sie einfach glossieren. Es mag wohl nicht viele geben, die sich bemüht haben, dieses Mirakel zu

erforschen, und noch wenigere, die sich rühmen könnten, daß ihnen dessen Erklärung gelungen sei. Aber dieses Nichtwissen ist noch kein Grund, etwas uns Unverständliches zu leugnen. Es hat viele Dinge gegeben, die Jahrtausende für Thorheit gehalten wurden und heute als eine unumstößliche Wahrheit gelten. — Noch gegenwärtig giebt es sehr alltägliche Vorgänge, für welche uns die Gelehrten die Antwort schuldig bleiben werden. Kein Professor kann uns sagen, warum die Biene und Ameise — wie es jeder Landmann weiß — mit ziemlicher Zuverlässigkeit den milden oder strengen Winter anzeigt, warum der Sturmvogel den Sturm, der Zaunkönig den Schnee, einige Vögel selbst den Ausbruch von Epidemieen[1]), der Regenwurm schon lange vorher nasses Wetter, und der treue Hund den Tod seines Herrn und Wohlthäters verkündigt; aber dennoch ist es ziemlich sicher, daß alle diese Merkmale ganz untrügliche sind, obschon man sie vielfach in das Gebiet des Aberglaubens verweist.

Aber nicht nur organische Wesen zeigen diese auffallenden Vorzeichen, sondern auch sensitive Pflanzen legen dieselbe Empfindsamkeit an den Tag. Die Regenblume (Calendula pluvialis) und die Winde (Convolvulus bicolor) verhüllen ihr Gesichtchen und bleiben des Morgens geschlossen, wenn im Laufe des Tages ein Gewitter bevorsteht. Ja, selbst wir empfinden das unbewußt, indem wir von ungewöhnlicher Schläfrigkeit und Erschlaffung ergriffen werden, oder auch einen mehr als gewöhnlichen Appetit entwickeln.

Sollen wir aber sagen, die Pflanze ahnt die atmosphärische Revolution? Oder — es liegt im Ahnungsvermögen des Papageis, wenn er vor Ausbruch eines Gewitters einen ungemeinen Spektakel erhebt, oder — es sei ein Vorgefühl des Wurmes oder Insektes, wenn sie vor einer elementaren Bewegung mobil werden? Das wäre zu weit gegangen! — Es geschehen aber viele Dinge ohne Vorgefühl und Bewußtsein. Der Planet geht unaufhaltsam seine Bahn durch das Weltall, nicht weil er seine Marschroute kennt oder „ahnt", sondern — weil er muß. Jedes Wesen ist eine solche Welt für sich und verfolgt seinen Weg, auf dem es zuweilen zu Grunde geht. Wir machen hierin keine Ausnahme, — allein, wenn Tiere und Pflanzen gewissen geheimnisvollen Naturgesetzen unterliegen, welche sie für kosmische Vorgänge prädisponieren, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es auch in metaphysischer Beziehung ein unbekanntes Etwas giebt, das uns schon im Anzuge begriffene Begebenheiten signalisiert, und sich nicht nur in einer unerklärlichen und uns kaum zum Bewußtsein gelangenden Unruhe, sondern auch in ebenso verworrenen Bildern kundgiebt, die vor unseren geistigen Augen erscheinen.

Was wir Ahnungen oder Vorgefühl nennen, ist meistens gewiß nichts anderes, als ein im wachen Zustande nicht zur bildlichen Darstellung gelangter Traum, der aber im Schlafe Gestalt angenommen haben würde

---

[1]) Dr. Steinbach beobachtete, daß zur Zeit der Cholera in München die Dohlen vor Ausbruch der Epidemie ihre Brutstätten auf den Türmen verließen, und andere Vögel still und traurig dasaßen. Selbst der Mangel an Ozon in der Luft, dessen Versiechen unser Leben in Gefahr bringt, bietet keine ganz ausreichende Erklärung hierfür.

und dann in Handlung umgesetzt worden wäre und wird. Wenigstens möchte diese Erklärung durch das nachfolgende Beispiel unterstützt werden:

In einer sehr angesehenen Familie Thüringens — der auch die schon erwähnte ältere Dame entstammt — lebten noch die hochbetagten Großeltern, die aber auf einem drei Meilen entfernten Ort wohnten und eine in der Familie alt gewordene Haushälterin, „Hanne“, bei sich hatten. Der alte, noch sehr rüstige Großpapa verließ öfters das Haus, so auch eines Tages, um seine Kinder zu besuchen. Beide Großeltern verabschiedeten sich bei ihrer alten Haushälterin und fuhren bei bestem Wohlsein davon. Allein — schon unterwegs wurde der Großpapa unpäßlich, kam krank bei den Seinigen an und starb dort. Sofort wurde eine Tochter der Familie — es war die damals noch junge und jetzt als rüstige Greisin hier lebende Dame — beauftragt, nach dem Wohnort des Verstorbenen zu eilen, um „Hanne“ davon zu unterrichten. Die letztere wurde in der Küche mit der Zubereitung eines Lieblingsgerichtes des Großpapas angetroffen, wobei sie jedoch bitterlich weinte. Als man darüber erstaunt war und fragte, was ihr denn fehle, gab sie zur Antwort: „Ach, das habe ich mir immer gedacht, daß er einmal einen solchen Tod finden würde!“ und als man nun weiter forschte, wie sie dazu käme, von dem Tode des Großpapas zu sprechen, sagte sie: „Nun, er ist ja soeben hier bei mir gewesen und hat mir die Hand entgegen gestreckt, um Abschied von mir zu nehmen, wie er es immer that, wenn er wegging!“

Allerdings kann diese gewiß nicht uninteressante Anmeldung der Psyche des Toten in zweifacher Art gedeutet werden. Einmal ist es möglich, daß in den Augenblicken des Ablebens des Verstorbenen ein telepathischer Verkehr des letzteren mit der alten treuen Dienerin stattgefunden hatte, was wohl das Wahrscheinlichere sein mag; aber andererseits ist es auch ebensowenig ausgeschlossen, daß die lebenden Personen in dem Moment der heftigen Gemütsbewegung, da sie beschlossen, Hanne in Kenntnis zu setzen, in einem geistigen (hypnotischen oder magnetischen) Rapport mit derselben traten und dadurch fernwirkend wurden, daß eine Gedankenübertragung stattfand.

In gedankenlosen Kreisen lächelt man zwar noch häufig über eine derartige Auslegung, obgleich diese längst ein gesicherter Standpunkt ist. — Und warum sollte so etwas auch nicht geschehen können? Man lächelt durchaus nicht, wenn das „Gähnen“ einer Person sich sofort der Reihe nach auf eine ganze Gesellschaft überträgt, bis keines mehr im Kreise übrig geblieben ist, — selbst dann, wenn es gar nicht gesehen wurde. Man kann es daher auch durchaus nicht befremdlicher finden, daß Gedanken oder Stimmungen ebenso übertragen werden und sogar zwischen Personen, die sehr weit voneinander getrennt sind. Für den Geist giebt es überhaupt keine Entfernungen und kein Hindernis, und man müßte eine nur sehr geringe Beobachtungsgabe besitzen, wenn man noch nicht bemerkt hätte, daß auch die leisesten Indispositionen und Gemütsschattierungen, wie Freude oder Betrübnis, Beklommenheit oder Herzlichkeit sich unmittelbar der nächsten Umgebung mitteilen, und an Stärke der Wirkung das heftigste

Kontagium weit übertreffen, indem ein Blick hinreicht, um bei zweiten oder dritten Personen sofort dieselben Empfindungen hervorzurufen. Auf ähnliche Ursachen mag es vielleicht auch zurückzuführen sein, wenn mitunter in geradezu verblüffender Weise zwei gleichlautende litterarische Erzeugnisse in der litterarischen Welt auftauchen, so daß man entschieden auf ein Plagiat schließen müßte, wenn nicht Hunderte von Meilen die beiden Autoren trennten und jede Möglichkeit von Berührungspunkten unter denselben ausgeschlossen wäre.

Aber es giebt im Traumleben auch noch manches andere interessante Moment zu entdecken, das unser Fassungsvermögen im Stich läßt. Häufig begegnet es uns, daß wir die Probleme lösen, über welche wir uns lange vergeblich den Kopf zerbrochen haben. — Als ob uns die Psyche der Fabel zu Hilfe geeilt wäre, um uns aus einem Dilemna zu erlösen, werden die wunderbarsten Gedanken und Entwürfe in berückender Vollendung bezw. Ausführung vor Augen geführt.

Der Fürst Pückler-Muskau, der Genius der deutschen Gartenkunst, verdankt manche reizende Kombination der Scenerien seiner landschaftlichen Schöpfung solchen Traumvorstellungen, und noch zwei Jahre vor seinem Tode, als er mich zu seinen märchenhaft schönen Pyramiden-Anlagen führte, bemerkte er: „Sehen Sie, über dieses Bild habe ich mich lange beunruhigt, weil es mir nicht gelingen wollte, bis mir der Traumgott zu Hilfe kam!“ Dasselbe versicherte er auch von der wirklich traumhaft erdachten Umgebung seines Schlosses in Branitz, mit deren Komposition er sich geraume Zeit umhergetragen hatte, bevor er sich über die Gestaltung klar war. Auch im Schlosse Sanssouci bei Potsdam finden wir noch heute in einem Flügel desselben ein Silberzimmer, das — wie man behauptet — nach einem Traume des Königs Friedrich Wilhelm IV entstanden sein soll.

(Schluß folgt.)



Zweites Gesicht.

Jugenderinnerungen

von

Anna Kalm.

In gewöhnlicher Weise lebe ich, jetzt 39 Jahre alt, den Pflichten einer Ehefrau und Mutter. Unvergeßlich werden mir indes gewisse Erinnerungen meiner früheren Jugend bleiben. An meinem gegenwärtigen Wohnort sind dieselben meiner Umgebung fast unbekannt. Es widerstrebt mir, davon zu sprechen. Nur in seltensten Fällen, wo ich tieferes Verständnis von Derartigem fand, machte ich eine Ausnahme. Auf solche Weise geschieht es, daß ich zu dieser Aufzeichnung aufgefordert werde. Dieser Aufforderung gebe ich nach und teile mit sorgfältigstem Bedacht mit, was sich genau so verhält.

Geboren bin ich zu Ackeborn, das zum schleswigschen Kirchspiel Viöl gehört, und lebte verheiratet viele Jahre in Altona. Seit etwa acht Jahren veranlaßten Gesundheitsrücksichten meinen Mann, aufs Land zu ziehen, und wir haben jetzt eine Landstelle zu Törsbüll bei Gravenstein inne. Mein Vater war Zimmerer, meine Mutter die Tochter eines Kantors und Lehrers. Vor meiner Konfirmation zogen meine Eltern nach dem Kirchspiel Översee, $1^1/_4$ Meilen südlich von Flensburg.

Es war zur Kriegszeit zwischen Deutschland und Dänemark, im Januar 1864. Eines Morgens ging ich allein zum Konfirmationsunterricht über den Sandelmarker See bei Översee. Auf einmal war dort vor meinen Augen nicht Eis, sondern Wasser. Darin trieben viele Feldmützen von Soldaten. Im nahen Walde hörte ich Gewehrschüsse, Geschrei und Musik und sah von Süden her Soldaten das Holz erstürmen.

Plötzlich war alles dies vorüber, und ich befand mich wieder auf der Eisdecke des Sees. Pastor Honningsen in Översee bemerkte besondere Erregung bei mir und verlangte Aufklärung darüber. Als ich ihm das soeben Wahrgenommene erzählte, sagte er: Das hört sich ja so an, als

ob die Deutschen von der Dannewirke her die hier befindlichen Dänen nach Norden treiben."

Und so geschah es 8 bis 14 Tage nachher. Die Österreicher rückten von Süden heran und kämpften hier mit den Dänen, von denen sie drei Stunden zurückgehalten wurden. Der gefrorene Sandelmarker See war als solcher von Unkundigen nicht zu erkennen, weil dessen Eis mit viel Schnee bedeckt war. Die Österreicher stürmten über denselben nach den bewaldeten Höhen, die den Dänen Schutz gewährten. Infolge übermäßiger Belastung brach die Eisdecke und es ertranken etwa 400 Österreicher. Deren Feldmützen trieben in dem Wasser, aus welchem die Leichen erst später herausgeholt wurden.

Als ganz junges Mädchen konditionierte ich bei dem Hofbesitzer Hans Schmidt zu Barderup im Kirchspiel Översee. Es war im November. Im Hause waren Zwillinge, 1/4 Jahr alt, krank. In einer Nacht schlief der Vater in der Nebenstube und die von Krankenpflege erschöpfte, schwerhörende Mutter auf dem Sofa in dem Zimmer, wo ich bei den Kindern wachte.

Es war um Mitternacht. Am Tage zuvor und abends bis dahin war die Witterung ganz ruhig gewesen. Plötzlich hörte ich draußen ein lautes Getöse. Der Hofhund sprang heulend auf ans Fenster. Mein Erschrecken darüber steigerte sich noch, als ich zwei unbekannte, weibliche Gestalten an mir vorübergehen sah, eine ältere und eine junge. Das Aussehen der älteren Frau prägte sich mir fest ein. Sie hatte frische, rote Gesichtsfarbe, war ziemlich hochgewachsen, gut gekleidet und von angenehmem Wesen. Ein junges Mädchen folgte ihr, ein Licht haltend. Von der Küchenthür her eintretend gingen beide raschen Schrittes an mir vorüber nach dem Saal, ohne mich anzusehen. Wie gebannt blieb ich sitzen und hörte nun vom Saale her, wie Schlüssel klirrten, und eine Schatulle auf- und zugemacht wurde. Dann kamen beide aus dem Saal zurück; die ältere hatte etwas Weißes über den Arm hängen. Alle Thüren wurden mit vollem Geräusch auf- und zugemacht. Dabei beachtete ich, daß die beiden Personen von der Küche aus nicht das Haus verließen, sondern in eine an die Küche grenzende andere Stube gingen.

Kaum war dies geschehen, so höre ich, daß der Hausherr in der Nebenstube, dem Saal gegenüber, aufsteht. Er steht vor mir und fragt: „Was geht hier vor?" Ich konnte mich noch nicht fassen und antwortete: „Ich weiß nicht, was es ist."

Der Hausherr ging nun in die Wirtschaftsgebäude. Dort traf er die Knechte aufgestanden; Geräusch hatte sie geweckt. Die Pferde standen in vollem Geschirr mit Schweiß bedeckt bei geschlossener Stallthür. Die Knechte fragten den Herrn, ob sie den Pferden das Geschirr abnehmen sollten. Der Herr, welcher, wie verlautete, selber schon früher „gesehen" hatte, antwortete: „Nein, es werde wohl von selbst zurecht kommen."[1])

---

[1]) Da Frau Kalm zuversichtlich betont, hinsichtlich der Einzelheiten dieser Erinnerung sich nicht zu täuschen, so wird hier ein „zweites Gesicht" kollektiv stattgefunden haben. Urheberin desselben wird eben sie selbst unbewußterweise gewesen sein. (Der Herausgeber.)

Nach einer Stunde ging er wieder hin. Da war es geschehen; die Pferde standen ruhig ohne Geschirr. Dann ging er wieder zur Ruhe, während ich noch länger wachte.

Von den Eindrücken dieser Nacht wurde auch ich krank.[1]) Um so mehr wurde Hilfe zur Krankenpflege im Hause erforderlich. Dazu wurden eine der Familie befreundete Witwe Anna Jehn aus Holstein und ein junges Mädchen aus Flensburg gewonnen. Die Krankheit der Zwillinge verschlimmerte sich. Mehrmals wurde zur Nachtzeit der Physikus Dr. Lorenzen aus Flensburg eiligst geholt, so daß die Pferde mit Schweiß bedeckt wieder in den Stall kamen. Beide Zwillinge starben acht Tage nacheinander. Als die Leichen im Hause waren, wurde bemerkt, daß der Hofhund heulend zum Fenster aufsprang.

Als ich von meiner Krankheit genas, wurde ich dadurch betroffen, daß ich in der dem Hausstande jetzt vorstehenden Witwe Anna Jehn genau nach Aussehen und Benehmen die von mir gesehene Frau jener Nacht und in dem jungen Mädchen aus Flensburg ihre damalige Begleiterin kennen lernte. Diese, wie sich herausstellte, gingen eines Abends in der beschriebenen Weise in den Saal, um das erforderliche Leinen zum Aufbahren der Leichen zu holen. Letztere standen bis zum Begräbnis in jener Stube, wohin ich die beiden zuletzt hatte gehen hören.

Am Morgen nach jener Nacht kamen mehrere Männer der Nachbarschaft zu dem Herrn des Hauses. Auf Befragen, ob auch sie in letzter Nacht Getöse wie ein Brausen gehört hätten, antworteten sie erstaunt nein, es sei ja ganz ruhig gewesen. Jedoch entsinne ich mich, daß an demselben Tage die Knechte sagten, in der vorigen Nacht sei wunderlicher Spuk gewesen. —

In meiner frühen Jugend war es in reichem Maße mir beschieden, Gesichte von Leichen- und Brautzügen zu haben. Diese Gesichte hatte ich so deutlich, als möglich. Stets traf das Gesehene bald nachher ein. Sie kamen mir meist in der Abenddämmerung unter offenem Himmel. Jedes Gesicht war nicht etwa ganz kurz, sondern währte so lange, bis der ganze Zug, in welchem ich alles einzelne bemerkte, langsam an mir vorüber gekommen war. Viel lieber sah ich Leichen- als Brautzüge. Einen peinlichen Eindruck machte das zum Teil ausgelassene Gebaren, wenn Hochzeitsgäste dem Brautpaar folgten, während solchen Gesichts auf mich. Im einzelnen ganz deutlich entsinne ich mich noch der Gesichte von fünf Leichen- und zwei Brautzügen. An zwei Leichenzüge knüpft sich etwas hier vielleicht zu Erwähnendes.

Achtzehn Jahre alt, konditionierte ich bei dem Hofbesitzer Nis Jakob Nissen in Schobüll, Kirchspiel Großen-Wiehe, zwei Meilen südwestlich von Flensburg. An dessen Haus kamen die Leichen vom Ort Sillerup zum Begräbnis in Großen-Wiehe vorüber. Eines Abends holte ich Leinen von der Bleiche und stand etwa zehn Meter vom Fahrweg. Plötzlich

[1]) Dieses „zweite Gesicht" war offenbar nicht das, was die Krankheit verursachte, sondern nur ein Symptom ihres schon von der Disposition zur Erkrankung geschwächten Organismus. (Der Herausgeber.)

sehe ich ganz deutlich einen Leichenzug vorüberziehen, sehe den Sarg, zähle vierzehn Wagen, erkenne Bekannte, sehe meinen Hausherrn auf dem zweiten Wagen. Als der letzte Wagen vorübergezogen, war alles wie gewöhnlich. Als ich ins Haus kam, bemerkte eine Tochter dort besondere Erregung an mir und drang in mich, die Veranlassung dazu ihr mitzuteilen. Sie sagte es ihrem Vater. Der forschte mich nun aus und sagte danach: „Das ist, als ob mein Onkel in Sillerup begraben wird." — Und ebendieser starb kurz danach; der Neffe folgte ihm im zweiten Wagen.

Einst ging ich mit der Näherin Katharina Bahnsen von Schobüll nach dem benachbarten Sillerup. Es war um acht Uhr abends. Plötzlich sehe ich einen Leichenzug uns entgegenkommen und trete auf die Seite. Zu meiner Begleiterin sagte ich: „Geh' aus dem Wege!" Jetzt aber sah ich nicht mehr sie, sondern die einzelnen Wagen des Leichenzuges langsam an mir vorüberziehen. Als der letzte vorüber war, sehe ich vor mir wieder die Katharine Bahnsen. In ihr unerklärlicher Weise war sie gefallen. Sie erhebt sich und sagt: „Mir ist unwohl geworden." Allmählich erholte sie sich. —

Obwohl solche Gesichte mir Gewohnheit wurden, empfand ich es doch als eine Heimsuchung, niemals sicher zu sein, nicht davon betroffen zu werden. Meine Eltern wohnten jetzt in Eggebek, $2^1/_2$ Meilen südlich von Flensburg. Meine Mutter war bekümmert über mein „Sehen". Sie war eine fromme und verständige Frau. Nie habe ich bemerkt, daß irgend welcher Aberglaube sich bei ihr kundgab, oder daß sie etwa auch nur sogenannte Sympathiemittel anwandte. Um so mehr erstaunlich war mir folgender Vorgang, der noch jetzt in meiner Erinnerung lebendig ist.

Als ich zwanzig Jahre alt war und in Schobüll konditionierte, erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, in dringender Veranlassung so bald als möglich zu ihr zu kommen. Als ich kam, war mein Vater als Zimmermann auswärtig beschäftigt. Meine Mutter, Amalie Katharine Karstensen, geb. Christiansen, damals etwa 42 Jahre alt, sagte alsbald: Mit Gottes Hilfe werde das Leiden jener Gesichte mir jetzt abgenommen werden. Jetzt dürfe ich nicht fragen, sondern habe nur zu thun, wie sie sage. Sie werde in drei Nächten nach einander mit mir auf den Kirchhof gehen, dort Erforderliches vornehmen, werde jedesmal dreimal mich verlassen und zurückkehren. Auf meinen Ausruf, wie sie doch darauf komme, erwiderte sie kurz: Das habe sie von einem Reisenden.

Selbigen Abend um halb zwölf Uhr ging meine Mutter mit mir über Felder und Fußsteige zum Kirchhof in Eggebek, der südlich von Flensburg liegt, und — wie die Kirche selbst — von der Eisenbahn aus deutlich gesehen wird. Alles einzelne hat sich aufs genaueste meiner Erinnerung eingeprägt.

Wir standen vor der Kirchhofspforte, dort wartend bis zum Schlage zwölf, Mitternacht. Noch vor der Pforte stehend betete meine Mutter das Vaterunser und ging dann mit mir auf den Kirchhof. Aufs strengste war mir verboten worden, bis wir den Kirchhof wieder verlassen haben würden,

ein einziges Wort zu sprechen. Unweit der Pforte blieb meine Mutter mit mir auf dem Kirchhof stehen. Der Mond schien nicht; es war aber nicht ganz dunkel. Meine Mutter nahm nun zwei längere, fingerbreite rote seidene Bänder hervor, band das eine um mein rechtes, das andere um mein linkes Handgelenk, jedes mit einer doppelten Schleife schließend. Danach löste meine Mutter das Band vom rechten und band es um den linken Arm, nachdem sie auch dort das Band gelöst hatte. Letzteres band sie nun um den rechten Arm. Mit solchem Umwechseln, immer beim Handgelenk, fuhr sie fort, bis im ganzen neunmale gebunden war. Dann legte sie in gewisser Art zwischen Daumen und anderen Fingern beide Bänder über Kreuz und ging auf diese Weise von mir. Wir standen westlich von der Kirche. Meine Mutter ging in der Richtung zum Haupteingang der Kirche im Süden, so daß ich sie bald nicht mehr sehen konnte. Mir war befohlen, an meinem Platz zu bleiben. Nach einer halben Stunde kehrte Mutter zu mir zurück. Unter stetem beiderseitigen Stillschweigen wiederholte sie in selbiger Weise das neunmalige Umbinden der Bänder um die Handgelenke, ging in gleicher Weise wieder in der Richtung zur Kirchthür, kehrte von dort nach einer halben Stunde zurück und wiederholte das Ganze ebenso zum drittenmale. Bisweilen war es mir, wenn die Mutter zur Kirchtür kam und von dort zurückkehrte, als ob ich das Ein- oder Ausschieben eines Schlüssels in ein Schloß hörte. Nach anderthalb Stunden, als meine Mutter zum drittenmal zurückkam, nahm sie mich mit zu der Kirchhofspforte zurück und betete, noch auf dem Kirchhof stehend, wiederum das Vaterunser. Auf dem Heimweg wurde wenig gesprochen. Um zwei Uhr nachts waren wir wieder daheim.

Genau derselbe Vorgang wurde wiederholt in der folgenden und ebenso in der dritten Nacht. Danach sagte meine Mutter: „In Gottes Namen, es ist geschehen. Meine Tochter, mit Gottes Hilfe wirst du nie wieder etwas sehen.“ In meine Kondition kehrte ich zurück. In den neunzehn seitdem verflossenen Jahren habe ich n i e wieder Gesichte gehabt, wie in früher Jugend so oft und so klar.

Mein Vater und dessen Vater hatten in ähnlicher Weise wie ich in der Jugend Gesichte, jedoch in viel geringerem Grade. Von sieben Geschwistern, zwei Brüdern und fünf Schwestern, war ich die einzige, bei der solches der Fall gewesen ist.[1])

Über das Vornehmen meiner Mutter in der beschriebenen Nacht habe ich sehr viel nachgedacht, o h n e dadurch auf eine Spur zu kommen. D i e Frage habe ich mir vorgelegt: wußte der Prediger in Eggebek, in dessen Haus meine Mutter oft kam, von jenem Vornehmen? Wie ich vermute ist sie am Abend nach meiner Ankunft dort gewesen. Meine Mutter starb am 1. Februar 1889. Einige Zeit vor ihrem Tode bat ich sie um Auf-

[1]) Wenn es einer Erwähnung wert ist, habe ich vor einigen Jahren in zufälliger Veranlassung auch d i e Bemerkung gemacht, daß die Wünschelrute in meinen Händen zum Quellenfinden stark und sicher wirksam ist. Wie das geschieht, weiß ich selber nicht. Bei meinem Mann wirkt die Rute gar nicht, bei meiner ältesten, fünfzehnjährigen Tochter wirkt sie schwach.

klärung über jene drei Nächte auf dem Kirchhof zu Eggebek. Sie erwiderte: „Tochter, hast du danach je wieder etwas „gesehen““? Auf meine Antwort: Nein, Mutter! sagte sie: — „Das sei dir genug. Was das war in jenen Nächten, das soll ich mit mir ins Grab nehmen.“



Nachschrift der Redaktion.

Frau Anna Kalm wird uns von zuverlässiger Seite geschildert als eine verständige, sehr achtungswerte Frau von ansprechendem Wesen, welche still häuslich lebt, und von der nichts Auffälliges im Gerede der Leute ist. Der Vermittler ihrer vorstehenden Mitteilung hat die genaue Bestätigung derselben von ihr Nahestehenden empfangen und bezeichnet sie als unbedingt wahrheitsgetreu. Er begleitet die Einsendung mit folgender Äußerung:

„Meine subjektive Annahme ist, daß Frau Kalm in ihrer Jugend sehr sensitiv veranlagt war und insonderheit die Gabe des zweiten Gesichts hatte, welches in Schleswig häufig vorkommt. Eine besonnene Erwägung wird die Vorkommnisse der Nacht bei dem Hofbesitzer Schmidt nicht auf irgend welchen Zufall oder Schabernack zurückführen können, wodurch sie rätselhafter werden würden, als sie an sich sind. — Eine spiritualistische Deutung wäre etwa diese. Verstorbene Angehörige der Schmidtschen Familie wünschten die Gedanken derselben von der sinnlichen auf die übersinnliche Welt zu lenken. Nach den Bedingungen ihrer Daseinsform ermöglichten sie materielle Einwirkungen, wodurch zugleich die sensitive Veranlagung der Anna Kalm in Thätigkeit gesetzt wurde. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die Wahrnehmungen der hochsensitiven Anna Kalm unwillkürlich sich zunächst auf den empfänglichen Prinzipal übertrugen und dann auch andere Personen und Tiere des Hauses beeinflußten, ebenso wohl ferner die des Prinzipals die Knechte.

Die Kirchhofsvorgänge scheinen vorwiegend eine religiöse Deutung zu beanspruchen. Auch Frau Kalm vermutet, ihre Mutter habe den Kirchenschlüssel zu erlangen gewußt, und neunmal habe sie in der Kirche, vielleicht knieend vor dem Altare, je eine halbe Stunde für die Tochter gebetet. Das Vornehmen mit dem roten Bande ist dann etwa nur ein an sich bedeutungsloses Beiwerk gewesen. Es mag demselben die Absicht der Mutter — bewußt, oder wenn von einem anderen ihr eingegeben, unbewußt — zu Grunde gelegen haben, auf die Imagination der Tochter einzuwirken und ihr die feste Überzeugung einzuflößen: nach so eigentümlichen Unternehmungen müsse der beabsichtigte Zweck gewiß erreicht werden. Und gerade diese feste Überzeugung muß den Zweck selbst wesentlich mit befördern. — Wenn nun hernach die fromme Mutter der Tochter eine Erklärung definitiv verweigerte, so mochte sie dies zur Abwehr der Wiederkehr des Ungewünschten für ratsam erachten. Nicht unwahrscheinlich trug jedoch gerade die fromme Mutter, die sonst niemals mit ähnlichen Dingen umging, sich mit dem Vorwurf, ein religiöses Vor-

nehmen mit solchem Beiwerk vermischt zu haben. Es war ihr geboten, diese Sache mit sich ins Grab zu nehmen, etwa auch zufolge einer Verpflichtung gegen jemanden, der die Mutter zu dem Vornehmen angeleitet hatte, aber selber Bedenken trug über solche Vermischung einer religiösen Handlung mit einer psychologischen Klugheit.

Nebensächlich sei erwähnt, daß Frau Kalm glaubwürdig aussagt, ihre Mutter sei beherzt gewesen; auch sie selber kenne keine Scheu vor dem, was die meisten unheimlich nennen. Sie würde z. B. ohne Furcht zu jeder Nachtstunde allein auf den Kirchhof und allein in die Kirche gehen. Das Erbe sei ihr wohl verblieben von ihren „Jugenderinnerungen".

Frau Kalm veranlaßte ich am 30. April d. J. zum Experimentieren mit der Wünschelrute in meiner und anderer Gegenwart. Verschiedenste Proben und bedachte Gegenproben ergaben durch Übereinstimmung der Resultate eine unzweideutigste, sehr starke Wirkung. U. a. krümmte sich die Rute je nach der Nähe der Quelle gar nicht, weniger, mehr und über der Quelle sehr stark, nicht etwa bei, sondern außer- und oberhalb der sie haltenden Hände und trotz des Bestrebens, die Wirkung möglichst zu verhindern. In Herrn Kalms, meinen und anderen Händen wirkte die Rute gar nicht."

Von dem Ehemanne der Frau Anna Kalm erhalten wir die folgende Bekräftigung:

„Von der Zuverlässigkeit der vorstehenden Darstellung bin ich auf das gewisseste überzeugt." Hans Kalm.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Planschette-Schrift.

Ein interessanter Fall, mitgeteilt[1])

von

Hensleigh Wedgwood.



Wann immer ich Gelegenheit habe, vielleicht ein- oder zweimal im Jahre, halte ich eine Sitzung mittelst einer Planschette, zusammen mit einer mir befreundeten Dame, die ich Frau R. nennen will, eine sehr scharfe Beobachterin, zu der ich unbedingtes Vertrauen hege. Dann setzen wir uns einander gegenüber an einen kleinen Tisch; jedes von uns hält die Finger einer Hand leicht auf das Planschette-Gestell, welches auf einer Lage großer Papierblätter ruht, und wenn das Instrument sich zu bewegen beginnt, folgen wir den Bewegungen desselben, ohne irgend welchen bewußten Widerstand zu leisten.

Im nachfolgenden gebe ich die Tagebuch-Aufzeichnungen der Frau R. wieder, welche diese an den Abenden unserer letzten Sitzungen zusammengestellt hat. Die Niederschriften durch die Planschette sind wortgetreu abgeschrieben und unsere eigene Mitwirkung bei der Sitzung unmittelbar nachher aus dem Gedächtnis hinzugesetzt worden.[2])

Mittwoch, den 26. Juni 1889.

P. „Ein Geist ist heute anwesend, welcher, wie wir glauben, fähig wäre, sich durch das Medium schriftlich mitzuteilen. Haltet recht vorsichtig fest; er wird zunächst versuchen, eine Zeichnung zu entwerfen.“

R. Wir wendeten eine Seite unseres Papiers um, und nun wurde uns auf der folgenden eine Skizze gezeichnet, zwar ziemlich primitiv, jedoch scheinbar mit großer Sorgfalt angefertigt.

---

[1]) Wir geben diese Mitteilung hier nach dem Journal der „Society for Psychical Research“ (Vol. IV, Dezember 1889, S. 174 ff.) wieder. Die Autorität dieser Gesellschaft genügt für jeden Sachkundigen als Legitimation für die berichterstattenden Personen. — „Planchettes“ kann man u. a. in London für 4 sh. 3 d. per Stück beziehen von J. Burns, 15 Southampton Row, London W. C.

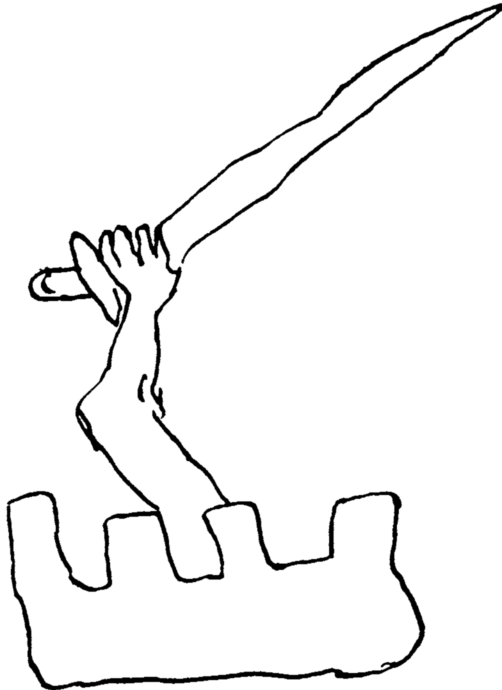
(Der Herausgeber.)

[2]) Wir führen hier in der Übersetzung das, was die Schreiberin selbst sagt, mit R. an, was Herr Wedgwood sagt, mit W., und was durch die Planschette geschrieben wird, mit P.

(Der Übersetzer.)

P. „Bedaure sehr, nicht besser machen zu können. Es sollte nur ein Versuch sein. Ich schreibe euch lieber. J. G.“

R. Wir hatten die Zeichnung nicht verstanden und hielten sie für eine Darstellung zweier ineinander gefalteter Hände nebst Armen, von denen der eine von oben herunter kam. Herr Wedgwood bat den Geist dieses J. G., den Versuch zu wiederholen, was dieser auch that. Unter der neuen Zeichnung standen die Worte: „Betrachtet jetzt.“ Diesmal begriffen wir die Zeichnung: es war ein Arm mit einem Schwert.¹)



P. „Jetzt will ich euch etwas schreiben, wenn ihr wollt.“

W. „Was bedeutet die Zeichnung?“

P. „Etwas, das mir gegeben ward.“

R. „Bist du ein Mann oder ein Weib?“

P. „Ein Mann. John G.“

W. „Wie wurde es dir gegeben?“

P. „Auf Papier und anderen Dingen. . . . . Meine alte Kopfwunde thut mir wehe, wenn ich durch ein Medium schreibe.“

W. „Wir kennen keinen J. G. Stehst du in irgend welcher Beziehung zu uns?“

P. „In gar keiner.“

W. sagte, er habe einen J. Gifford gekannt; es würde ihn wundern, wenn ihm dessen Geist jetzt schriebe.

---

¹) Diese zweite Zeichnung der Planschette hatte Herr Wedgwood die Güte, uns einzusenden; dieselbe ist noch in unserem Besitze. Die hier wiedergegebene Abbildung ist eine Zinkätzung, nach dem Original photographiert.

(Der Herausgeber.)

P. „Nicht Gifford: Gerwood.“

W. sprach die Vermutung aus, daß es der Geist eines im Kriege Gefallenen sei.

P. „Ich nahm mir selber das Leben vor Jahren an einem Weihnachtstage. Ich wollte, ich wäre in der Schlacht gefallen.“

W. „Warst du Soldat?“

P. „Ich diente in der Armee.“

W. „Kannst du uns deinen Rang nennen?“

P. „Nein. . . . Ich war für die Feder, nicht für das Schwert bestimmt.“

R. Das Wort Feder (pen) war undeutlich geschrieben und ich las es für Sturz (fall). — Ich fragte, ob das richtig sei.

P. „Nein.“

W. „Heißt das Wort Feder?“

P. „Ja; für die Feder war ich bestimmt.“

R. Wir rieten auf einen mißglückten und verkannten Schriftsteller.

P. „Ich hatte kein Mißgeschick gehabt; ich wurde nicht verfolgt oder verleumdet. Es kam mir zu schwer an nach . . . Mit der Feder kam es mir zu schwer an nach der Wunde.“

W. „Wo warst du verwundet und wann starbst du?“

P. „Auf der Halbinsel (Spanien): — dies zur Antwort auf die erste Frage.“

R. Wir waren in Zweifel über das Wort Peninsula, und baten den Geist zu wiederholen.

P. „Ich erhielt eine Kopfwunde auf Peninsula.[1]) Nächste Weihnachten werden es 44 Jahre sein, daß ich mir das Leben nahm. O, mein Kopf . . . ich entleibte mich. John Gerwood.“

W. „Wo starbst du?“

P, „Ich ward verwundet im Jahre 1810. Ich kann nichts mehr über mich sagen. Die Zeichnung war ein Beweis für euch.“

R. Wir fragten, ob sie sein Wappen darstellen solle.

P. „Es war mein Siegel.“

W. „Hat es irgend eine Beziehung auf deine Wunde?“

P. „Es rührt von dieser her und ist mir verliehen worden. Die Kraft geht mir aus, um dies zu erklären. Vergeßt nicht meinen Namen und hört jetzt auf.“ —

Die einzige Person, welche bei dem Experiment noch zugegen war, war eine Tante der Frau R. Keiner von uns wußte etwas vom Oberst Gerwood, außer daß er die Korrespondenz des Herzogs von Wellington herausgegeben hatte; nicht einmal sein Vorname, John, war uns bekannt. Es ist möglich, daß ich von seinem Selbstmord, zu der Zeit, da er ihn verübte, etwas flüchtig gehört hatte; sicherlich aber habe ich keinen Nekrolog des Mannes gelesen, wie solche z. B. die Times zu bringen pflegt, und als ich 18 oder 20 Jahre später etwas von der schriftstellerischen Thätigkeit Gerwoods hörte, wußte ich doch nichts über seine militärische Laufbahn, noch ob er tot oder am Leben war. Nie habe ich die Geschichte jenes Krieges in Spanien (Peninsular War), in welchem er verwundet war, gelesen, noch jemals sein Wappen gesehen oder beschreiben hören.

Als ich nun die Angaben der Planschette-Schrift auf ihre Wahrheit und Richtigkeit näher untersuchte, fand ich bald, daß der Oberst Gerwood, jener Herausgeber der Wellingtonschen Papiere, Anführer des verlorenen

[1]) D. h. in Spanien, während der Napoleonischen Kriege.

Postens bei der Einnahme von Ciudad Rodrigo im Jahre 1812 war und „durch eine Flintenkugel eine Kopfwunde erhielt, an der er seitdem zeitlebens krankte".[1]) In Anerkennung seiner Tapferkeit wurde er in demselben Jahre durch Verleihung eines Wappens ausgezeichnet und „empfing vom Herzog von Wellington das Schwert des Kommandanten von Ciudad, den er bei der Erstürmung dieser Festung gefangen genommen hatte".[2])

Diese Thaten finden sich versinnbildlicht in Gerwoods Wappen: „Aus einer Mauerkrone von einer Burg, die in der Mitte zerstört ist, kommt ein gepanzerter Arm hervor, einen krummen Säbel haltend." Es ist nun offenbar dieses Wappen, welches die Planschette in der Zeichnung wiederzugeben versucht hatte, nur mit Weglassung der zerstörten Burg, zu deren Darstellung Kraft und Kunst des Zeichners wahrscheinlich nicht hinreichten.

Übereinstimmend mit der Geistermitteilung beging Oberst Gerwood den Selbstmord am Weihnachtstage 1845, und das Annual Register von diesem Jahre fügt, nachdem es die That berichtet, hinzu: „Man vermutet, daß die anstrengende Arbeit (nämlich die Herausgabe der Wellingtonschen Berichte) eine Erschlaffung des Nervensystems mit darauf folgender Gehirnstörung verursacht hatte. In einem Anfall von Trübsinn nahm sich der unglückliche Mann das Leben." Man vergleiche damit die Planschette-Schrift: „ . . . mit der Feder kam es mir zu schwer an nach der Wunde." —

Das Nachstehende ist ein am Abend nach der Sitzung geschriebener und das eben Erzählte kurz zusammenfassender Bericht:

26. Juni 1889.

„Heute morgen hielt ich eine Planschette-Sitzung mit Frau R. — Planschette schrieb, es sei ein Geist zugegen, welcher glaubte, eine Zeichnung entwerfen zu können, wenn wir es wünschen. Wir erwiderten, daß es uns freuen würde. P. machte darauf eine sehr ungeschickte Skizze von einem Arm, der hinter einer Burgmauer hervorschaut und ein Schwert hält. Die zweite Zeichnung gelang besser. P. sagte, es sei dies nur als ein Beweis für uns beabsichtigt. Der Geist unterzeichnete sich mit J. G. und sagte, er wäre keiner von unseren Bekannten. Nach und nach brachten wir heraus, daß er John Gerwood geheißen hatte, im Peninsularkriege 1810 verwundet worden war und sich am Weihnachtstage im Jahre 1845 das Leben nahm. Die Ursache dieser That war nicht die Wunde, sondern die Feder." —

H. Wedgwood.

Weitere Auszüge aus dem Tagebuche der Frau R.

Freitag, 27. September 1889.

Wir haben heute zwei Sitzungen mit Herrn Wedgwood gehabt, eine am Vormittag und eine abends. Ich glaube, ein und derselbe Geist hat während der ganzen Zeit geschrieben. Er begann ohne Unterschrift, als wir ihn jedoch um seinen Namen befragten, schrieb er nach Widerstreben und nach einigen unleserlichen Zügen: „John Gerwood."

Seine Mitteilungen begann er in unzusammenhängenden Sätzen, die sich nach und nach folgendermaßen gestalteten: „Das Schwert — als ich eindrang, auf dem

---

[1]) Annual Register 1845.

[2]) Auskunft des College of Arms vom 5. Juli 1889.

Tische mit einem Plan der Festung — gehörte meinem Gefangenen; ich werde euch heute abend seinen Namen nennen. Es lag auf dem Tisch, als ich eindrang. Er hatte mich nicht erwartet; ich nahm ihn unversehens gefangen. Er war in seinem Zimmer, den Plan betrachtend, und das Schwert lag auf dem Tische. Ich werde versuchen, euch zu erzählen, wie ich in den Besitz des Schwertes kam."

Abends nach der Mahlzeit.

P. „Ich drang fechtend ein. Sein Name war Banier" (dreimal wiederholt). „Das Schwert lag auf dem Tisch neben einem geschriebenen Verteidigungsentwurf. O, mein Kopf. Banier hatte einen Plan zur Verteidigung der Festung entworfen. Er lag auf dem Tisch und sein Degen daneben."

Auf eine Frage:

P. „Ja; überraschte ihn."

R. Herr Wedgwood glaubte, der Kommandant von Ciudad Rodrigo habe allerdings Banier geheißen, und behauptete daher, dieses sei eben deshalb kein Beweis (test) für die Identität des Gerwood, weil er (Wedgwood) den Namen (Banier) gewußt habe. Er will sehen, ob er in Napiers „Geschichte des Peninsular-krieges" eine Bestätigung obiger Mitteilung finden könne.

P. „Seht nur nach, ich habe mich bemüht, euch das mitzuteilen, was ihr beurkunden könnt."

W. „Kannst du mir eine andere Quelle deines Berichtes nennen?"

P. „Ich habe nicht die Kraft, euch weitere Angaben zu machen. Ich bin erschöpft, doch möchte ich euch noch etwas über den armen Quentain sagen . . . euch des armen Quintains Geheimnis enthüllen, an das ich in diesem Augenblick denke. Es hätte einst manches dadurch geändert werden können, jetzt nicht mehr."

R Wir hatten Mühe, den Namen zu lesen. Herr W. glaubte, er hieße Quinlon und fragte, ob dies richtig sei.

P. „Nicht ganz: ein t . . . Quentain. Nicht ganz richtig, aber ungefähr: versucht es morgen wieder."

W. „Ist die Kraft jetzt erschöpft und sollen wir aufhören?"

P. „Ja."

Samstag, den 28. September.

R. Herr W. und ich experimentierten heute morgen wieder. Es fing, wie das letzte Mal, mit einem Gekritzel an, worauf dann der Name, mit dem sich John Gerwood gestern abquälte, deutlich geschrieben wurde.

P. „Quentin. Ich kannte ihn und ein Geheimnis von ihm, das die Sache ganz geändert haben könnte; aber ich war gebunden."

W. „Sage uns dieses Geheimnis."

P. „Ich bin bereit es zu versuchen."

W. „Inwiefern würde es die Sache geändert haben?"

P. Für ihn geändert. Meine Beurteilung.

Dann folgte eine unleserliche Schrift, aus der wir nur folgende Worte entziffert haben:

„— in der Armee — Klemme — fremde Angelegenheit — sehr dumm, jedoch (schadet) nichts — unrecht — um eine Entscheidung — war unglücklicherweise — was es war, laßt mich fortfahren, ich bemühe mich eben — sage, daß jedoch gänzlich mißverstanden — seine Sache in allem — sein Auftrag — gemeiner (freiwilliger) Soldat der zweiten (Kompanie) sagte beim Austreten dem Oberst unverhohlen seine Meinung über alles."

R. Diese Schrift füllte vier Seiten aus. Wir sannen darüber nach, konnten jedoch nichts mehr herausbringen. Als die Planschette wieder an ihren Platz zurückgeschoben wurde, entstand folgende Schrift:

P. „Sagt James, daß ich mich seiner recht gut erinnere. Ihm wird Quentins Verhör noch im Gedächtnis sein."

R. Offenbar war Herrn Wedgwoods Freund, Kapitän James, gemeint.

W. sagte, er wolle diesen schriftlich um Auskunft bitten; ob aber wohl Gerwood glaube, daß James das Geheimnis wisse?

P. „Niemand weiß es." (Folgen zwei unleserliche Zeilen.) „James wird euch erzählen; ich vermag es nicht. Er wurde vors Militärgericht gestellt."

W. „Quentin war also bei der Armee?"

P. „Ja — das übrige wird — allein — ich kann keine klare Antwort geben, obwohl ich mich anstrenge. Ich möchte euch vom armen Quentin erzählen, allein mir fehlt die Übung. Ich wußte von seinem Geheimnis zur Zeit, da er in der Klemme war — Geleit — Gerichtsdiener — das — Kriegsgericht — ich konnte nicht."

Herr W. meinte, wir sollten eine Zeitlang pausieren und eine Zunahme der Kraft abwarten. Wir fingen wieder an wenige Minuten nach dem zweiten Frühstück, nach welchem W. auch gleich abreiste. Was wir jedoch erhielten, rührte von ganz anderer Seite her; auch waren es nur wenige Worte, die keiner Anführung wert sind.

Herr Wedgwood schreibt am 31. Oktober 1889:

„Ich erfahre, daß die kriegsgerichtliche Verhandlung des Oberst Quentin im Oktober 1814, infolge einer von 24 seiner Offiziere unterzeichneten Bittschrift, ihrer Zeit großes Aufsehen erregte. Ich erinnere mich dunkel des Namens Quentin als eines Freundes Georgs IV, und etwas muß noch Anfang der 20er Jahre, als das 10. Husaren-Regiment von sich reden machte, über jenes Kriegsgericht bekannt gewesen sein, da ich mich jetzt entsinne, auch von jener Bittschrift gehört zu haben. Quentin, der Oberst dieses Regiments war, wurde beschuldigt, daß er nicht fähig sei, seine Soldaten selbständig im Gefecht zu kommandieren. Somit würde wohl die Verschweigung irgend eines Geheimnisses an dieser Sache kaum etwas haben ändern können. — Was noch die Gefangennahme Baniers betrifft, so könnten darüber nur etwa Gerwoods Verwandte näheren Aufschluß geben."



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Ein Wahrtraum,

berichtet von

G. Lorenz Christensen,
Standesbeamten.



Im Januarheft d. J., Band IX S. 38, berichtet ein Herr P. ein Vorkommnis unter der Überschrift: „Telepathie mit und Fernwirkung von einer Sterbenden", seine Mutter und seinen Bruder betreffend.[1] Herr P., Oberlehrer, ca. 40 Jahre alt, mir genau bekannt und befreundet, hat anderen und mir wiederholt als eigenes Erlebnis das nachfolgende erzählt. Dessen Wahrheit ist unzweifelhaft. Eine Aufzeichnung von Herrn P. selber darüber wird hier etwas verkürzt, fast wörtlich wiedergegeben. Herr P. schreibt:

„Im August 1883 besuchte ich meine von meinem damaligen Wohnort etwa 6 Meilen entfernt wohnenden Schwiegereltern. In der Nacht zwischen einem Donnerstag und Freitag hatte ich, der selten träumt, dort einen sonderbaren, lebhaften Traum. Darin trat eine Gestalt in mein Schlafzimmer, nackt und — eine Leiche. Es war eine Frau von mittleren Jahren, weder hübsch noch häßlich, mit schwarzem Haar und geschlossenen Augen. Sie schien mir bekannt unter dem Namen „Anne Marie", war mir im übrigen jedoch ganz fremd. Sie trat an mein Bett; ich fühlte die Eiskälte ihres Körpers, und, indem ich aus Leibeskräften mich ihrer erwehrte, bemerkte ich — im Traum — deutliche Blutspuren an meinen Händen, die von ihrem Körper herzurühren schienen. In Schweiß gebadet erwachte ich.

„Träume sind Schäume", dachte ich; konnte jedoch nicht unterlassen, am nächsten Morgen von „Anne Marie" zu erzählen. Mein Schwiegervater sagte: Gebt acht, an den Traum wird sich etwas knüpfen.

Was geschah? Am Abend des dritten Tages danach, an einem Sonntag, hörten wir vor dem Hause Wagengerassel und Rufen. Wir eilten hinaus und erfuhren, daß ein paar Pferde durchgegangen waren,

[1] In dieser Bemerkung finden sich zwei, übrigens leicht in die Augen fallende Druckfehler: in Zeile 22 von oben muß es „Herr P." statt „H." heißen und in Zeile 19 von unten „10. Mai 1877" statt „1887". (Der Herausgeber.)

die eben vor unserem Hause Halt gemacht hatten. Der Mann, welcher auf dem Wagen geblieben war, erzählte in größter Aufregung, die anderen seien vom Wagen herabgesprungen, und ihnen sei ein Unglück geschehen. Er bat uns, den Weg zurückzugehen, welchen er gekommen war, um Hilfe zu bringen. Mit einem anderen eilte ich zur Unglücksstätte. Mitten auf dem Wege fanden wir bald eine Frau liegen. Sie schien leblos. Bei Laternenlicht legten wir sie zuerst auf den Rasen am Wege. Ich hielt ihren Kopf hoch und bat dann den anderen mich abzulösen. Die Frau atmete schwach. Nun bemerkte ich, daß meine Hände und Manschetten voll Bluts waren. Die Frau wurde ins nächste Wirtshaus getragen. Der gerufene Arzt erklärte sofort, daß Schädelbruch vorliege und Rettung unmöglich sei. Von den anderen hörte ich den Namen der Frau „Anne Marie“ nennen und erfuhr, daß diese mir Unbekannte, jetzt in dortiger Gegend verheiratet, aus meiner (etwa 7 Meilen entfernten) Heimatsgegend gebürtig war. Ohne weiter darüber nachzudenken, kam mir der Antrieb, die auf dem Sofa Liegende, an sie herantretend, in unserem heimatlichen Dialekt anzureden: „Kennt Ihr mich, Anne Marie?“ Sie öffnete sofort die Augen, sah mich an, schloß wieder die Augen. Kurz darauf starb sie, in derselben Nacht um 4 Uhr.

Als ich wieder nach meinem Wohnort kam, erfuhr ich, daß jene Frau die Cousine meines mir befreundeten allernächsten Nachbarn daselbst war.“

Indem ich die sachliche Übereinstimmung des hier Mitgeteilten mit der Aufzeichnung des Herrn P. bestätige, bezeuge ich zugleich, daß ich persönlich von der völligen Zuverlässigkeit des vorstehenden Berichtes vollkommen überzeugt bin.

Tandslet auf Alsen, den 25. März 1890. **C. L. Christensen,**
Standesbeamter.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Isshwara,

dem Weltwillen.

Von

Menelos.



Der mich gezeugt
Aus ewigem Grunde —
Himmlisches Wort
Aus himmlischem Munde! —
Werde! sprachst du;
Und es geschah.
Wo ich auch weile,
Bist du mir nah'!

Der ich in Karmas
Reich bin verloren —
König der Welten,
Feuergeboren! —
Leite zu dir hin
Zurück mich geschwind!
Vater des Lichtes,
Beschütze dein Kind!



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Thomas Campanella.

Sein Leben und seine Lehre

geschildert von

Carl Kiesewetter.

I. Campanellas Leben.

Zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten auf der Wende des 16. Jahrhunderts, welche unser Interesse sowohl durch ihre persönlichen Schicksale als auch durch die von ihnen gemachten Versuche, die Forschung auf dem Gebiete des Übersinnlichen — ähnlich wie Giordano Bruno — mit religiöser und politischer Freidenkerei zu verbinden, gehört in erster Linie dessen etwas jüngerer Landsmann Thomas Campanella.[1]) Derselbe wurde als Sohn wohlhabender Eltern am 5. September 1568 zu Stilo in Calabrien geboren und zeigte schon in der frühesten Jugend ausgezeichnete Geistesanlagen, so daß er nach seinen eigenen Worten bereits im fünften Jahre der Reihe nach aufsagen konnte, was ihm seine Eltern und Lehrer in der Religion und anderen Kenntnissen gelehrt hatten. Im 13. Jahre hatte er sich die Regeln der Rhetorik und Poesie derart zu eigen gemacht, daß er mit spielender Leichtigkeit einen jeden Gegenstand in Prosa oder gebundener Rede zu behandeln verstand.[2])

Bereits in diesen Jahren wurde der Sinn des geistig weit über seine Jahre entwickelten Campanella auf das Übersinnliche gelenkt, denn als er „in seiner Knabenzeit" an einer Milzkrankheit litt, wurde er mit Erlaubnis seines Verwandten, des Theologen Andreas Zappavigna, von einer alten Frau durch Gebete und Worte im Anblick des abnehmenden Mondes, also durch eine auf Suggestion beruhende sympathetische Kur, geheilt.[3])

---

[1]) Eine ausführliche neuere Biographie Campanellas fehlt. Die beste ältere ist: Ernst Sal. Cyprian: Vita Campanellae, Amstelod. 1722, 8°, welcher ich im wesentlichen folge.

[2]) Campanella: De libris propriis, S. 3.

[3]) Campanella: De sensu rerum et magia, Lib. IV. cap. 18.

Ursprünglich für das Studium der Rechte bestimmt, sollte Campanella dieselben bei einem seiner Verwandten, dem Prof. jur. Julius Campanella in Neapel, studieren, allein die Vorbilder des Albertus Magnus und Thomas von Aquino, sowie die flammende Beredsamkeit eines in seiner Heimat predigenden Dominikaners bewogen ihn zum Eintritt in diesen Orden. Nachdem er diesen Schritt in seiner Heimat gethan hatte, wurde er nach San Giorgio gesandt, wo er Logik und Philosophie studierte und sich in der Poesie vervollkommnete.

In Cosenza setzte Campanella das Studium der Philosophie fort, und er scheint hier zum erstenmal mit den eigentlichen Geheimwissenschaften in Berührung gekommen zu sein. Wenigstens teilt Cyprian einen Brief des aus Neapel gebürtigen Jenenser Professors Carl Caffa mit, worin ein diesem bekannter Jugendfreund Campanellas erzählt, daß derselbe zu Cosenza von einem alten Rabbi Unterricht in der Kabbala erhalten habe und mit Abschluß desselben ein ganz anderer Mensch geworden sei.[1]) Er begann nun die Wahrheit der aristotelischen Philosophie zu bezweifeln, indem er sie gleich Paracelsus mit den Erfahrungsthatsachen, „der Handschrift Gottes“, verglich, und dachte auf eine Reformation der Philosophie. Nachdem er alle Philosophen des Altertums und der neueren Zeit studiert hatte, gefiel ihm die Lehrart des Telesius am besten, weil diejelbe von einem freien Geist durchhaucht war und sich mehr an „Gottes lebendiges Buch, die Natur“, als an die Meinungen der Menschen anschloß, und er hatte sich den Gedankengang seines Meisters so zu eigen gemacht, daß man gelegentlich einer Disputation von ihm sagte, der Geist des Telesius müsse ihn besessen haben. Doch konnte dessen sich an die Lehren der eleatischen Schule anschließende Philosophie Campanella auf die Dauer nicht fesseln, und er begann schon jetzt mit der Aufstellung eines eigenen, alle Zweige der menschlichen Erkenntnis umfassenden philosophischen Systems, welches ich — soweit das Übersinnliche in Frage kommt — in einem besonderen Abschnitt schildern werde.

Im Jahre 1590 begab sich Campanella nach Neapel, um einige Schriften drucken zu lassen. Hier hatte er zufällig, als er kaum das Schiff verlassen hatte, Gelegenheit, in einem Franziskanerkloster so siegreich in eine Disputation einzugreifen, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf den jungen calabresischen Mönch gelenkt wurde. Doch begann schon jetzt die mönchische Verfolgungswut, unter welcher Campanella sein ganzes Leben lang leiden sollte, den Giftzahn zu wetzen. Campanella hatte bei einer Disputation einen alten Professor des eigenen Ordens gelobt und war von diesem grob mit der Bemerkung abgewiesen worden, daß er als ein so junger Mensch es nicht wagen solle, sich in theologische Streitigkeiten zu mischen. Campanella entgegnete dem alten Pedanten, daß er ihm, wenn er auch jung sei, doch etwas zu raten aufgeben könne, und trieb ihn derart in die Enge, daß der beschämte Professor Campanella bei der Inquisition beschuldigte, die Theologie mit Hilfe des Teufels

[1]) A. a. O. S. 37.

studiert zu haben.[1]) Leider erfahren wir nicht, wie die Sache endigte, doch genügte diese absurde Beschuldigung immerhin, den ersten Flecken auf Campanellas Rechtgläubigkeit zu werfen.

Campanella, welcher sich durch diese Vorfälle ein gewisses Ansehen in Neapel erworben hatte, gab daselbst seine Philosophia sensibus demonstrata[2]) heraus und arbeitete unter dem Schutz des Marchese Cavellio seine Metaphysik[3]) und die den Okkultismus behandelnde Schrift De sensu rerum et Magia[4]) aus. Allein seines Bleibens war nicht lange; die Zerwürfnisse mit seinen Ordensbrüdern trieben ihn 1592 nach Rom, wo er wieder mit der Inquisition in Konflikt gekommen zu sein scheint, und 1593 nach Florenz, in der Hoffnung, dort von dem Großherzog Ferdinand I eine Versorgung zu erhalten. Der Großherzog, ein großer Liebhaber der Philosophie, nahm Campanella freundlich auf, ließ sich dessen Schrift De sensu rerum in der Handschrift widmen und versprach ihm eine Professur. Da er jedoch sein Versprechen nicht hielt, weil er dem Anschein nach den Einflüsterungen der Geistlichkeit sein Ohr lieh, so begab sich Campanella nach Venedig und Padua, um seine Schriften drucken zu lassen und seine Philosophie zu verbreiten. Das erstere gelang ihm nicht; vielmehr wurden ihm die meisten seiner Manuskripte entwendet, um bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom auf dem Gerichtstisch des Großinquisitors wieder zum Vorschein zu kommen. Aber auch seinen zweiten Endzweck scheint Campanella nicht erreicht zu haben, denn wir sehen ihn sein Leben einige Jahre lang zu Padua durch Erteilen von Privatstunden fristen.

Im Jahre 1598 treffen wir Campanella abermals in Rom, wo er verschiedene Abhandlungen über Poesie und Politik schrieb und durch den Inhalt der ihm gestohlenen Manuskripte, in denen er die aristotelische Philosophie bekämpfte, abermals mit der Inquisition in Berührung kam. Er selbst nennt den Kardinal Sanktorius und die Priester Bernieri und Sarano seine Richter[5]), während Giannone versichert[6]), daß er, nachdem er einige Zeit in Rom gefangen gesessen, nach Stilo verbannt worden sei. Hier schrieb er eine Streitschrift gegen den bekannten Quietisten Molina und in calabresischer Sprache ein das tragische Geschick der Maria Stuart behandelndes Trauerspiel.

Die Hauptthätigkeit Campanellas ist jedoch während dieser Periode einem ganz anderen Gebiete als dem der Philosophie und Dichtkunst, nämlich dem der Politik, gewidmet. Schon seit längerer Zeit hatte er sich

[1]) Zu dieser Beschuldigung will ich bemerken, daß noch 1715 in einer zu Rostock De theologia Daemonum abgehaltenen Disputation die Frage, ob der Teufel auch Professor der Theologie werden könne, mit Ja beantwortet wurde; Hauber: Bibliotheca magica, Bd. II. S. 66.

[2]) Neapel 1591, 4°.

[3]) Paris 1638, Fol.

[4]) Frankf. 1620, 4°.

[5]) Prodromus Philosophiae instaurandae.

[6]) Giannone: Storia civile del Regno di Napoli. Neapel 1723, 4 Bde. Buch 35, Kap. 1.

mit politischen Fragen beschäftigt, und offenbar gärten in seinem alles reformieren wollenden Geiste schon längst die von ihm später in der berühmten Civitas Solis niedergelegten sozialpolitischen Ideen und Pläne, denn er setzte, die allgemein über die Mißregierung der Spanier herrschende Unzufriedenheit geschickt benutzend, ein Unternehmen ins Werk, welches nur durch obige Annahme seine Erklärung finden kann. Bei den bisherigen Biographen Campanellas ist über diesen wichtigen Abschnitt im Leben desselben wenig zu finden, denn meist sprechen sie nur in allgemeinen Redewendungen davon, daß derselbe der spanischen Regierung politisch verdächtig geworden sei. Nur Giannone, welchem die Inquisitionsakten vorlagen, schildert in seiner bereits erwähnten Geschichte von Neapel das verwegene Unternehmen Campanellas weitläufig.[1]) Ich gebe seinen Bericht abgekürzt wieder:

König Philipp II von Spanien war am 13. September 1598 gestorben, und sein bisheriger Statthalter in Neapel, der Graf von Olivarez, hatte sich durch große Härte bei dem neapolitanischen Adel und Volk verhaßt gemacht. Da trat Campanella in Stilo auf und predigte, daß die Sterne dem Königreiche Neapel für das Jahr 1600 große Veränderungen verkündeten, und daß es für den Klerus wie für die Laien geraten sei, die bevorstehenden Umwälzungen mit gewaffneter Hand zu erwarten. Er selbst habe für seine Person Mut genug, das unterdrückte Königreich Neapel der spanischen Tyrannei zu entreißen und in eine weise Republik zu verwandeln. Ja, er sei von Gott zu dieser Befreierrolle ausersehen, und bereits in den Prophezeiungen der heiligen Brigitte, des Abtes Joachim, des Savonarola, ja in der Offenbarung Johannis selbst sei auf eine ihm völlig verständliche Weise auf ihn hingewiesen. Er predige deshalb mit seinen Anhängern den Aufruhr und rufe das Volk zu den Waffen. Bischöfe und Edelleute seien mit ihm im Bunde, und manche Stadt und manches feste Schloß wäre in den Händen seiner bewaffneten Anhänger; eine türkische Flotte werde zur Unterstützung seines Unternehmens herbeieilen u. s. w.

Dieser Aufruf zu den Waffen wurde von dem berühmten Kanzelredner Dionysius Ponzio aus Catanzaro und, wie Giannone aus den Inquisitionsakten ersah, von noch 300 Mönchen und Predigern in Calabrien wiederholt, und in der That hatten die Bischöfe von Nicastro, Giraca, Melito und Oppido, sowie einige gleichfalls Campanella ergebene Edelleute eine sich täglich vermehrende Schar von über 1800 Bewaffneten zu ihrer Disposition. Die Städte Stilo, Catanzaro, Squillace, Nicastro, Cerifalco, Caverna, Tropeja, Reggio, S. Agata, Cosenzo, Cassano, Castrovillari, Terra Nuova und Satriano waren samt den zu ihnen gehörenden Dörfern im Komplott, und Campanella hatte durch einen gewissen Mauritius von Rinaldo mit dem türkischen Admiral Murad Rais im Juni 1599 vereinbart, daß derselbe mit seiner Flotte bei Stilo landen solle, wenn der Aufstand losbreche.

---

[1]) A. a. O.

Der Plan war, Neapel den Spaniern zu entreißen und in eine Republik umzubilden, deren Oberhaupt „der neue Messias", Campanella, sein sollte. Zugleich sollten alle Mönche und Nonnen befreit, die Jesuiten ausgerottet und ganz neue Gesetze gegeben werden.

Soweit war alles geordnet, als wenige Wochen vor dem geplanten Ausbruch der Verschwörung zwei Teilnehmer an derselben, Fabius von Lauro und Johann Baptista Blibia von Catanzaro, dem Kronfiskal Ludwig Xarava alles entdeckten. Der neue spanische Statthalter Graf von Lemos sandte sogleich unter dem Vorwand eines drohenden Türkeneinfalles Carl Spinelli mit genügender Truppenmacht nach Calabrien und ließ die Verschworenen, unter ihnen Mauritius von Rinaldo, einzeln verhaften. Campanella suchte zu entfliehen, wurde aber noch in einer Hütte am Seestrand entdeckt und gefangen genommen. So war das ganze Unternehmen vereitelt, und als am 14. September die türkische Flotte unter dem Pascha Cicala auf der Höhe von Stilo erschien, wurde sie von spanischen Kugeln begrüßt und mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Spinelli ließ die Gefangenen auf vier Galeeren nach Neapel schaffen, wo die dem Laienstande angehörenden meist grausam hingerichtet wurden. Gegen die Hinrichtung der dem Priesterstand angehörenden Verschworenen legte der päpstliche Nuntius Protest ein und setzte es, da dieselben auch der Ketzerei beschuldigt wurden, durch, daß er nebst dem Weihbischof von Neapel und dem Bischof Benedict Mandini bei der Aburteilung derselben hinzugezogen wurde.

Die Rädelsführer, namentlich Ponzio und Campanella, wurden nun, um Geständnisse von ihnen zu erpressen, zunächst mit der Folter belegt, welche dem ersteren jedoch keine Silbe auspressen konnte. Das Gleiche wird von Campanella behauptet, allein Giannone versichert, daß er ein vom Februar 1600 datiertes Geständnis desselben gelesen habe, welches von Widersprüchen geradezu wimmele. Da nun Campanella in der Folge siebenmal der Folter unterworfen wurde, hat das Zeugnis des vielleicht sonst nicht ganz unparteiischen Giannone eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich.

Campanella selbst beschreibt in der auf der Universitätsbibliothek zu Jena befindlichen Originalhandschrift der Vorrede zu seinem Atheismus triumphatus die entsetzlichen Qualen, welche er zu erdulden hatte. Nach sechs Monaten dieser unerhörten Marter habe man ihn in eine Grube gesperrt. Darauf sei er fünfmal verhört und gefragt worden, woher er seine Wissenschaft besitze, da er sie nicht ordnungsgemäß erlernt habe, und ob nicht der Teufel sein Lehrer gewesen sei? Er habe seinen Peinigern geantwortet, daß er mehr Öl verbrannt habe, als sie Wein getrunken hätten, und daß man ja bei seiner Priesterweihe ausdrücklich die Worte über ihn ausgesprochen habe: „Nimm hin den heiligen Geist!" Außerdem wurde ihm Schuld gegeben, daß er das berüchtigte Buch De tribus impostoribus geschrieben habe und ein Anhänger des Demokritos und Macchiavelli sei. — Es scheint jedoch, daß die Inquisition durch eine

derartige Handhabung ihre Untersuchung gegen Campanella, welcher stets trotz mancher extravaganter Meinung ein treuer Anhänger des päpstlichen Stuhles war, das Verfahren immer mehr den Händen der politischen Behörde zu entziehen und vor das kirchliche Forum zu ziehen trachtete. Wenigstens wurde er zu lebenslänglicher Einkerkerung und nicht, gleich den meisten seiner Mitverschworenen, zum Tode verurteilt. Im Gefängnis wurde ihm zuerst weder der Gebrauch von Büchern noch von Schreibmaterial gestattet. Während dieser unfreiwilligen Mußezeit beschäftigte er sich, da sein lebhafter Geist nie rastete, mit der Dichtkunst und er verfaßte eine Anzahl im pythagoreisch-platonischen Geist gehaltene Gedichte auf die erste Weisheit, Macht und Liebe, auf das Gute und Schöne, ferner Psalmen von Gott und seinen Werken, Prophetieen und Trostgedichte. Eine Auswahl dieser Gedichte gab der später noch zu nennende Anhänger Campanellas Tobias Adami (ohne Ortsangabe) 1622 unter dem Titel Scelta d'alcune Poesie filosofiche heraus, indem er den Namen des Verfassers unter dem Pseudonym Squilla Settimontano verbarg.

Mit der Zeit bekam Campanella größere Freiheit zu schreiben, und er arbeitete ohne alle litterarischen Hilfsmittel nach dem Muster von Platos Republik und Morus Utopia seine Civitas Solis[1]) aus. Weitere Schriften aus dieser Periode sind seine umgearbeitete Metaphysik; eine Verteidigung seiner Prophezeiungen; Medicinalium libri VII[2]), worin er von der magischen Heilkunde handelt; de Astrologia ex naturae decretis libri VI[3]); Astronomiae libri IV, worin er an die Stelle des ptolemäischen und copernicanischen Systems ein eigenes zu setzen suchte; Atheismus triumphatus[4]); neunundzwanzig Bücher von der Theologie und verschiedene kleinere theologische und politische Schriften.

Diese große litterarische Thätigkeit bei einem gänzlichen Mangel an Hilfsmitteln erregte wieder den Verdacht der Zauberei, weshalb die Inquisition im Jahre 1611 Campanella eine Anzahl seiner im Gefängnis geschriebenen Bücher, u. a. seine Astronomie und Metaphysik, welch' letztere er später nochmals ausarbeitete, wegnehmen ließ.

Das Schicksal Campanellas erregte die allgemeine Teilnahme: die Fugger und selbst Pabst Paul V verwandten sich am spanischen Hofe vergeblich für denselben, und letzterer sandte sogar den bekannten Philologen Caspar Scioppius (Schoppe) 1607 ausdrücklich mit dem Auftrage, Campanellas Befreiung zu erwirken, nach Neapel. Campanella übergab demselben seine im Gefängnis gefertigte Handschrift des Atheismus triumphatus mit dem Auftrag, sie drucken zu lassen oder dem Papste zu überreichen. Scioppius that keines von beiden, weshalb Campanella später

---

1) Einzelausgabe: Utrecht 1643, 12.

2) Lyon 1635, 4⁰. Von Gafarelli herausgegeben.

3) Lyon 1622 und 1629, 4⁰. Unter dem Titel Astrologicorum libri VIII. Francof. 1630, 4⁰.

4) Der vollständige Titel lautet: Ad divum Petrum Apostolorum principem triumphantem. Atheismus triumphatus, sive reductio ad religionem per scientiarum veritates. Romae, 1631, 4⁰.

zu Rom den Druck selbst besorgte; die genannte Handschrift mit der Widmung an Scioppius liegt heute auf der Universitätsbibliothek zu Jena.

Wenn auch die spanische Regierung Campanella nicht freiließ, so wurde doch seine Behandlung eine mildere. Er durfte Besuche empfangen, unter welchen besonders Tobias Adami, der Reisebegleiter und Hofmeister des jungen Rudolph von Bünau (geb. 1581 zu Weida im Voigtland und 1643 als Hofrat in Weimar gestorben) zu nennen ist. Adami war von Campanellas Philosophie bezaubert und gab in der Folge mehrere seiner Schriften, namentlich die De sensu rerum et Magia[1]), in Deutschland heraus. Manche Erleichterung verdankte Campanella auch dem 1616 als Vicekönig nach Neapel gekommenen Herzog Peter Giron von Ossunna, welcher sich wahrscheinlich der politischen Talente des Gefangenen bei seiner Verschwörung mit dem Marchese von Bedmar bedienen wollte, aber 1620 durch seine Abberufung daran gehindert wurde. — Unter den Besuchern Campanellas ist noch der später berühmt gewordene Staatsmann Christoph Forstner anzuführen, welcher denselben 1625 in seinem Gefängnis aufsuchte, Forstners Biograph Böcler erzählt[2]), daß, als derselbe mit mehreren anderen Besuchern in Campanellas Zelle getreten sei, ihn dieser, der ihn doch vorher nie gesehen, beim Namen genannt, an der Hand ergriffen und ihm seine künftigen Schicksale und Ehrenstellen vorausgesagt habe. — Auf den ersten Blick möchte man diese Erzählung für ein Beispiel des zweiten Gesichtes halten, wozu sich ja während der langen Haft bei Campanella eine Anlage ausgebildet haben könnte[3]); aber ich halte persönlich dafür, daß der in allen Geheimkünsten erfahrene Campanella dem Signor Forestiere (Fremder, Ausländer), worin der biedere Deutsche seinen Namen Forstner sah, einfach ein chiromantisches Orakel erteilte.

Endlich schlug auch für Campanella die Stunde der Befreiung. Er wurde am 15. Mai 1626 auf Betrieb des Papstes Urban VIII, welcher ihn als Ketzer reklamiert hatte, von den Spaniern entlassen und der Inquisition übergeben. Nach Rom gebracht, wurde er nur zum Schein in Gefangenschaft gehalten, während der er viel schrieb und die Bekanntschaft Gaffarellis und Gabriel Naudés machte, welche seine warmen Freunde für Lebenszeit blieben. Zu Anfang des Jahres 1629 wurde Campanella völlig in Freiheit gesetzt und vom Papste, der ihm eine Pension aussetzte und steten freien Zutritt gewährte, unter seine Hofleute aufgenommen. Diese Gunst und der Verkehr Campanellas im Hause des französischen Gesandten, des Grafen von Noailles, erweckte das Mißtrauen des spanischen Hofes, welcher einen Einfall der Franzosen in Neapel

---

1) Francof. 1620, 4⁰.

2) Joh. Heinr. Böcler: Elogium Christophori Forstneri, S. 20 ff.

3) Campanella glaubte sich mit einem Genius begabt, welcher ihm, wenn ihm Gefahren drohten, im Schlafwachen beim Namen rufe und manchmal einige Worte hinzusetze. Er wisse nicht, ob es ein Engel oder Dämon sei. De sensu rerum, L. III. cap. 10. Mehrere andere übersinnliche Erlebnisse Campanellas werde ich in dem seiner Lehre gewidmeten Abschnitt mitteilen.

fürchtete und glaubte, daß der Märtyrer Campanella dabei ein ihm sehr gefährliches Werkzeug werden könne. Da derselbe infolge dieser Umstände nicht mehr sicher war, wurde er 1634 in der Verkleidung eines Franciskaners in der Kutsche der französischen Gesandten auf ein nach Marseille segelndes Schiff gebracht und an den bekannten Mäcen aller Gelehrten und Künstler, den in Aix lebenden Peirescius gesandt. Peirescius empfing Campanella so freundlich, daß sich derselbe der Thränen nicht enthalten konnte, pflegte ihn mehrere Monate und sandte ihn, reich mit Geld versehen, nach Paris.

Campanella kam im Mai 1635 in Paris an, wo ihm Richelieu ein Jahrgeld von 2000 Livres verschaffte und als Astrologen wie als politischen Ratgeber benutzte. Richelieu, der Protektor Gaffarellis, war bekanntlich ein großer Liebhaber der Geheimwissenschaften.

So lebte Campanella geachtet und geehrt im Umgang mit Gassendi, La Mothe le Vayer, Mersennus, Naudé, Gaffarelli u. a. m. gemächlich von seinem Jahrgeld im Dominikanerkloster in der Rue St. Honoré, mit der Herausgabe seiner Schriften in zehn Bänden beschäftigt. Von diesen waren auch bereits der erste, zweite und vierte Band im Jahre 1638 erschienen, als der Tod am 21. Mai 1639 den Unermüdlichen dahinraffte, nicht lange vor einer großen Sonnenfinsternis (am 1. Juni jenes Jahres), welche der leidenschaftliche Astrolog als Beenderin seines Lebens betrachtet und vor deren Einfluß er sich durch den Gebrauch magischer Mittel zu schützen versucht hatte.

Wir wenden uns nun zu den das Übersinnliche betreffenden Lehren Campanellas.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Christentum Christi.

Von

Hübbe-Schleiden.



„Was nicht Christum lehrt, das ist nicht apostolisch, wenn es gleich St. Petrus oder Paulus lehrte." — „Wenn unsre Widersacher auf die Schrift dringen wider Christum, so dringen wir auf Christum wider die Schrift."
Dr. Martin Luther.

Daß die Kirchenlehren in ihrer bisherigen Fassung und orthodoxen Auslegung vielfach der Vernunft widersprechen, wird heute wohl von jedem selbständig Denkenden anerkannt; und wer den in der Schule und der Kirche angelernten Glaubensformen entwachsen ist, braucht nicht erst Lessing oder David Strauß zu lesen, um sich jene Thatsache völlig klar zu machen. Die Kirchendogmen streiten aber auch zum Teil so sehr gegen unser heutiges ethisches Gefühl, daß es zweifelhaft erscheinen muß, ob man dem Kirchentum noch eine Kulturbedeutung für die Zukunft beimessen kann. Ein fast kindlicher Irrtum ist jedoch, was man oft sagen hört, und was auch Strauß im Anfang seiner Schrift über „den alten und den neuen Glauben", meint: „Der Kirchenglaube sei das Christentum." Mit nichten! Die Kirchenlehre ist das Gegenteil, sie ist der schlimmste Feind des Christentumes Christi. Niemand würde mehr und schärfer gegen das gesamte Dogmenwesen unsrer christlichen Theologie auftreten als Jesus selbst, wenn er heute wieder unter uns erschiene. Daß nicht einmal des Apostels Paulus Lehre Christi Christentum war, das wird ebenfalls heute von jedem anerkannt, der sich je mit den kritischen Forschungen der Fachgelehrten nach den Anfängen der Entwickelung unsrer Kirchenlehren beschäftigt hat.[1]) Was aber ist das Christentum Christi?

Fühlt einer sich, wie Strauß, gedrungen, mit den Kirchendogmen auch den idealen Gehalt der Lehre und die ideale Gestalt des Vorbildes Jesu zu verwerfen, so ist das sein persönliches Unglück. Möglich allerdings ist, daß einer in andrer Anschauung den Frieden findet, den die Kirchenlehre ihm unmöglich macht. Von Strauß' Hinneigung zum Materialismus freilich glauben wir dies niemandem versprechen zu können; vielleicht fände aber einer im Buddhismus und ein anderer etwa im

[1]) Vergl. hierzu Prof. Dr. Otto Pfleiderer: „Der Paulinismus", Leipzig 1873 und auch schon Ferd. Christian Baur: „Paulus, der Apostel Christi", Stuttgart 1845.

Vedanta das, was ihm Vernunft und Herz befriedigt. Man wird nicht behaupten können, daß nicht solche fremden Anschauungen auch den religiösen Bedürfnissen eines Europäers sollten völlig zu genügen vermögen. Und wenn es sich um die möglichst vollständige Befriedigung unsrer metaphysischen und ethischen Bedürfnisse handelt, sollte und wird man diese suchen, wo man sie am vollsten finden kann. Das Streben nach Verinnerlichung wird aber am besten wohl in dessen klassischer Originalform, in der indischen Religionsphilosophie, befriedigt, leichter als in der christlichen. Beide freilich sind gleich stark verquickt und überwuchert mit geschichtlichem und anderm äußerlichen Material; jene aber liegt uns ferner, und es strahlen daher uns in deren welterleuchtenden Glanzpunkten nur die großen Züge ewiger Wahrheit entgegen, dort eher als in den neutestamentlichen Anschauungen, die sich uns meist in häßlichen Verzerrungen und mikroskopischen Details darbieten. Da indes — und sicherlich nicht ohne Grund — das Vorbild Jesu Christi für uns Abendländer unser höchstes Ideal der sittlich-geistigen Vollendung des „göttlichen" Menschen ist, so wird es jedenfalls die Mühe lohnen, sich zu vergewissern, ob nicht auch diejenigen Lehren, deren unsere Vernunft und unser ethisches Gefühl zu ihrer Befriedigung bedürfen, wohl die Lehren Jesu sind — eben jenes Christentum Christi!

Ob dieses der Fall ist oder nicht, das zu entscheiden bieten sich zwei Wege. Entweder man sucht direkt aus den litterarischen Überlieferungen über Jesu Leben und Wirken kritisch festzustellen, was ursprüngliche Lehre Jesu war, und fragt sich dann, ob dies unsere sittlich-geistigen Bedürfnisse befriedigt; oder man gelangt auf spekulativem Wege zur Erkenntnis derjenigen Lehre, die uns ganz befriedigt und sieht danach zu, ob diese sich nicht auch im Neuen Testament nachweisen läßt.

Insofern es uns nur darauf ankommt, einen haltbaren und für uns subjektiv ausreichenden Kern im Christentum zu finden und zu hegen, ist der letztere Weg der für uns wertvollere, weil es dabei weniger darauf ankommt, außer Zweifel zu setzen, ob die betreffenden Stellen der Berichte über Jesu Leben und Lehre die ursprüngliche Wirklichkeit genau wiedergeben und ob auch jede einzelne Anschauung, auf die man gerade Wert legt, wirklich diejenige Jesu oder doch nur die eines seiner Jünger war. Sie hat für uns dann jedenfalls den Wert des Christentumes Christi. Es ist auch leichter möglich, diesen Weg auf eigene Hand zu gehen, weil man dabei auf geschichtliche Untersuchung und Quellenkritik verzichten kann.[1]) Freilich aber haben alle so gewonnenen Ergebnisse auch nur entsprechenden rein subjektiven Wert für jeden, den sie individuell befriedigen.

Etwas mehr objektive Gültigkeit dagegen kann wohl die geschichtlich-kritische Feststellung dessen, was Jesus selbst gelehrt, beanspruchen und erlangen, obwohl die Ergebnisse auch hier nicht leicht eine allgemeine

---

[1]) Diesen Weg ist neuerdings vor allem Leo Tolstoi gegangen, hinsichtlich dessen „unkirchlichen Christentums" wir auf die im IX und X Bande der „Sphinx" erscheinenden Artikel Dr. von Koebers verweisen.

Anerkennung gewinnen und niemals von Subjektivität ganz frei sind. Mancher Gelehrte freilich würde auf Anfrage wahrscheinlich bestreiten, dabei jenen andern subjektiven Weg überhaupt gegangen zu sein; ja vielleicht brüstet er sich in ehrlicher Überzeugung damit, völlig unparteiisch, wissenschaftlich, objektiv verfahren zu sein; — die unvermeidliche Leitung seines subjektiven Gefühls braucht nämlich ihm nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Selbst diejenigen aber, denen es nur darauf ankommt, zu zerstören und nicht aufzubauen, folgen in dem, was sie „wissenschaftlich" suchen, stets bewußt oder unbewußt ihren subjektiven Neigungen. Ebenso jedoch wird jeder, der in historischer und textkritischer Untersuchung nach dem wertvollen Gehalt des Christentumes sucht, dabei von seiner eignen religiösen Überzeugung ganz und gar geleitet werden. Daher ist es auch kaum denkbar, daß, wenn jemand beide Wege „unabhängig von einander" geht, sie ihn zu abweichenden Ergebnissen führen werden. — Übrigens liegen soviele Untersuchungen und Studien tüchtiger und ernster Forscher auf diesem Gebiete vor, daß es niemandem, der einen dieser beiden Wege gehen will, an Führern auf denselben fehlen kann; nur freilich wird zur völligen Befriedigung des subjektiven Bedürfnisses schwerlich jemandem die Spekulation eines anderen ganz ausreichen.

Eine kurze Zusammenfassung unserer Anschauungen hinsichtlich der geschichtlichen Entstehung und anfänglichen Gestaltung des Christentums haben wir in unserem kürzlich veröffentlichten Aufsatze „Jesus, ein Buddhist?" gegeben. In unsern Augen ist der Kern der Lehre Jesu, der ideale Gehalt des Christentums, derselbe wie der des Buddhismus. Indem wir keineswegs die göttliche Begeisterung und die eigne göttliche Vollendung Jesu bezweifeln, wird für uns der Wert seiner Lehre durchaus nicht beeinträchtigt durch den Gedanken, daß er die formelle Anregung dazu nicht etwa bloß aus dem Judentum, sondern auch außerdem aus indischen, ägyptischen oder persischen Überlieferungen erhalten hat. Ob aber dies der Fall ist oder nicht, erscheint uns sachlich gleichgültig; es hat für uns nur nebensächliches, formelles Interesse. Nachtragen möchten wir jedoch zu jenen Darstellungen an der Hand der Untersuchungen von Rudolf Seydel, daß derselbe später noch einige weitere Bestätigungen für den Einfluß buddhistischer Quellen auf die Gestaltung unsrer Evangelien geliefert hat. Dieselben finden sich veröffentlicht in Zusätzen zur 2. Ausgabe seines Vortrags „Buddha und Christus" in seinem Sammelbande „Religion und Wissenschaft" [1]) und in der 2. Auflage seiner vier Vorträge „Vom Christentume Christi". [2])

---

[1]) Breslau 1887 bei Schottländer. Ebendaselbst erschien jener Vortrag ursprünglich in „Nord und Süd" und dann als Nr. 22 in Schottländers „Deutscher Bücherei". Der jetzt vorliegende Sammelband von Reden und Abhandlungen Seydels enthält außer den hier und im folgenden Hervorgehobenen noch eine Fülle weiteren anregenden Materials.

[2]) Berlin 1889 bei Georg Reimer; besonders in der Anmerkung 9 auf S. 92—94. Von diesen vier Vorträgen behandeln die beiden ersten die Stellung des Christentums Christi zum Wunderglauben, der dritte den historischen Jesus und der vierte das Christentum Christi als Lehrgehalt. In dem zweiten Vortrag ist besonders wert-

Auf die Einzelheiten dieser Forschungen können wir hier nicht näher eingehen. Was wir hier ins Auge fassen wollen, ist vielmehr die Frage nach dem sachlichen Gehalt des Christentums Christi; und dazu bieten eben diese Schriften Seydels mehrere eingehende Untersuchungen voll sehr annehmbarer Gedanken zur Bildung eigener Ansichten hierüber. Auf diese möchten wir die Leser hinweisen und wollen dazu beispielsweise hier zwei Hauptpunkte hervorheben, die Gottessohnschaft Jesu und seinen Sühnetod.

Sohn Gottes — sagt Seydel — ist ein bildlicher Ausdruck; er bedeutet den gottdurchdrungenen Menschen. Um so mehr wird ein Mensch in diesem Sinne Sohn Gottes genannt werden dürfen, je mehr er vom Gottesgedanken und den davon ausfließenden Gefühlen und Willenstrieben die Lebensimpulse empfängt, welchen er alle anderen unterordnet und dienstbar macht; und am allermeisten ist er Gottes Sohn, wenn der ihn in solchem Grade erfüllende Gottesgedanke zugleich der volle, wahre Gottesgedanke ist. Dieses Menschenideal tritt uns nirgends in dem Grade als vollendete Wirklichkeit entgegen, wie in Jesus von Nazareth. Also verdiente er vor andern diesen Namen; ja, es lag nahe für die erste glühende Begeisterung und für die Demut der von seiner Größe so hoch überragten Jüngerschaft, ihn als den einzigen zu preisen, der in Wahrheit diesen Namen verdiene.[1])

Bei andern alten Kulturvölkern, Ägyptern, Persern, Griechen, Indern, kommt die mythologische Vergötterung von Menschen häufig vor; und in der hebräischen Sprache lag der vielfach bildliche Gebrauch des Wortes „Sohn" vor, der in diesem Fall die jetzige dogmatische Auslegung begünstigte.[2])

Die wesentlichste Hilfe dazu war die von Jesus unvermerkt, aber gewiß mit bewußtester Absicht durchgeführte Einsetzung des Vaternamens an die Stelle früherer Gottesnamen (Elohim, Jehovah). Aber jeder

---

voll die Darstellung (S. 22), wie sich jede Religion anfänglich in das Gewand der Magie kleidet und wie die Mitlebenden des Stifters niemals seine reine Geistigkeit verstehen können und ihm daher wider seinen Willen Wunder andichten und aufzwängen.

[1]) „Religion und Wissenschaft" S. 335 f. — Seydel teilt also unsere eigene, vielfach ausgesprochene Ansicht, daß das Idealbild Jesu von Nazareth nicht das eines Mensch-gewordenen Gottes ist, sondern das des „Gott"-gewordenen Menschen, eines menschlichen Wesens, welches der Vollendung nahe war. Wir können auch Seydel zustimmen, wenn er sagt, daß „uns nirgends dieses Menschenideal in solchem Grade als vollendete Wirklichkeit entgegentritt", nämlich uns Europäern nicht sich öffentlich gezeigt hat; unter andern Rassen, namentlich unter den indischen Völkern, sind schon öfter solche Ideale öffentlich in Wirksamkeit getreten. Daher billigen wir auch Seydels Bemerkung (S. 350), „daß Jesus zum erstenmal das Ideal eines solchen Gottessohnes verwirklicht hat", nur unter dieser Einschränkung. Wir glauben sogar ferner, daß die Verwirklichung dieses Ideals im Verborgenen gar nicht selten und zu allen Zeiten Thatsache ist, ja, daß es solche vollendeten Gottessöhne auch noch heutzutage unter uns geben mag. Wann deren Zeit jedoch im Weltlauf selten einmal dazu reift, daß einer unter diesen mit Erfolg unter den Menschen als ein neuer Erlöser auftreten kann, das hängt nicht vom Willen und Bewußtsein solcher „Gottessöhne" ab, sondern ausschließlich vom Karma jener Völker, denen sie alsdann das Heil zu bringen haben. — [2]) Ebenda S. 433—346.

soll „Unser Vater" sagen. Ist Gott unser aller Vater, so sind wir alle seine Söhne, Gottessöhne. Wir sind es in dem Sinne, daß wir nach Gottes Willen die Bestimmung haben, es zu sein. In gleichem Sinne, wie er es war, wollte Jesus, daß wir alle „Söhne" des himmlischen Vaters würden, und pries darum vor allem die Friedfertigen selig, weil in ihnen schon der Keim sich zu entwickeln angefangen hat, im vollen Sinne zu Söhnen Gottes zu werden; denn wer ernstlich Frieden will und Frieden schafft, der hat im Grunde schon die Selbstsucht überwunden, der wird gerne sich dem Ganzen unterordnen, der lebt in dem Gotteswillen, dessen Endziel nicht Streit und Leid sein kann.[1])

Aber weiter. Die wunderbare Geburt Jesu erfolgte nach den Evangelien durch den heiligen Geist. Was ist aber der heilige Geist nach christlicher Lehre? Er ist die Liebe, die Willensthätigkeit Gottes. Darum sollen wir „Kinder Gottes" werden durch die „Wiedergeburt aus dem heiligen Geist". Das gleiche Bild, welches in diesem letzten Ausdrucke schon in frühester christlicher Zeit die Bedingung der Gotteskindschaft bezeichnet, das Bild einer Geburt aus dem heiligen Geiste, ist nun auch angewendet worden, um Jesus als das reinste und vollendetste aller Gotteskinder hinzustellen, und es bedeutet in beiden Fällen das Gleiche: nämlich, daß das ganze Wollen und Sein von innen heraus erfüllt ist mit jenem Gottesgeist der Liebe. Ebenso, wie wir alle sollen wiedergeboren werden aus diesem heiligen Geiste, um Gotteskinder zu werden, ebenso und nicht anders heißt Jesus geboren aus demselben heiligen Geiste und dadurch Sohn Gottes.[2])

Nun weiter die „stellvertretende Versöhnungslehre". Daß diese Kirchenlehre keine wahrhafte Anknüpfung für den Verstand bietet, daß sie vielmehr vor den Gesetzen des Denkens völlig zerfallen muß: dies ist von ihren Verteidigern selbst durch den Namen eines Mysteriums anerkannt worden, den sie jener Lehre gern beilegen. — Wenn aber dieses Dogma ein unsern Verstand verhöhnendes Mysterium sein soll, das wir nichtsdestoweniger glauben sollen, so verlangen wir wenigstens, daß es ein religiöses Mysterium sei, d. h. daß es unser religiöses Gefühl und Gewissen aufs tiefste befriedige.[3])

Jener Gewissenspein aber, die im wesentlichen Furcht vor Strafe ist und auf dem Todbette angesichts des göttlichen Zornes nur Trost sehen kann in der Zusicherung eines vorhandenen Sühnemittels, begegnen wir nur noch in Verbindung mit einer auch in anderen Stücken zweifelhaften intellektuellen und sittlichen Bildung. Das Gefühl, von welchem wir erlöst sein wollen, ist dasjenige der Unzufriedenheit mit uns selbst. Unser Bedürfnis ist nicht das selbstische nach Befreiung von drohenden äußeren Übeln, welche ein erzürnter Gott über uns verhängen könnte, sondern es ist das Bedürfnis nach innerem Frieden, nach Befreiung von

---

[1]) Ebenda S. 347 f.

[2]) Ebenda S. 349 f. Vergl. auch „Vom Christentum Christi" S. 37 f.

[3]) „Religion und Wissenschaft" S. 382 und 385.

den Vorwürfen unseres eigenen Gewissens, des Gottes in uns. Dieser innere Friede kann uns nicht zu teil werden, wenn auch noch so viele Unschuldige am Kreuze bluteten, so lange unser eigenes Gewissen fortfährt uns anzuklagen.[1])

Nach alledem hindert uns nicht bloß der kritische Verstand, sondern unser religiöses, sittliches Gefühl, das kirchliche Dogma vom Sühnetod uns anzueignen. Aber fallen wir damit nicht vom Christentume ab? — Vom Christentume nicht, aber allerdings vom Paulinismus. Dem jüdischen Glauben, dem mosaischen Gerechtigkeitsbegriffe war es durchaus nicht fremd, daß die Sünde gesühnt ward durch ein unschuldiges Opfer, durch stellvertretende Abbüßung. Paulus stand noch immer in diesem Vorstellungskreise, als er Christ wurde, und aus ihm entlehnt er diejenige Erklärung des Kreuzestodes Jesu, welche ihn befriedigen konnte.[2])

Hätte Jesus selbst diese Anschauung gehegt, so hätte er am Kreuze nicht für seine Mörder beten müssen: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun", sondern etwa: „Vater, vergieb ihnen, denn siehe, ich leiste Sühne für sie durch diesen meinen Tod!" — Die Sühnelehre Jesu findet sich vielmehr in seinem Gleichnis vom verlorenen Sohne dargestellt (Luk. 15). Das einzige Sühnemittel ist hier nichts anderes als die wirkliche innere Umkehr, das Wiederlebendigwerden des guten Keimes, wie es sich in dem reuemütigen Bekenntnis ausspricht: „Vater, ich habe mich versündigt am Himmel und an dir; ich bin nicht wert, dein Sohn zu heißen." Wäre das kirchlich-orthodoxe Sühnedogma Lehre Jesu selbst, er hätte hier nur nötig gehabt zu erzählen, daß der Vater zwar aus Liebe dem zurückgekehrten Sohn verzieh, aber dafür seinen unschuldigen Bruder töten ließ, damit es nicht an Genugthuung fehle für die Schuld. Wie ist aber in der wirklichen Erzählung alles so ganz anders! Da leidet der verlorene Sohn seine äußere Strafe ungeschmälert: er duldet gar Vieles und Schweres in der Fremde, und dieses Leiden, diese Strafe wird ihm der Weckruf zur Umkehr. Dann aber ist von Büßung keine Rede mehr.[3])

Allerdings entlehnte Jesus selbst für sein Wirken in Leben und Tod den jüdischen Opfergebräuchen die Bilder des Lösegeldes und des sühnenden Blutes zur Sündenvergebung; es ist aber klar, daß diese nicht anders gedeutet werden können, als auf die religiös-sittliche Erneuerung und wirkliche Befreiung von der Sünde.[4])

Jeder selbst muß mit seiner Seele sich an Gott hängen, muß dem himmlischen Heile in seinem Innern Raum schaffen: anders kann eine von der Sünde erlösende, von dem Drucke vergangener Schuld befreiende Wirkung ihn nicht erreichen. Was draußen von anderen geschieht, oder was auch von ihm selbst gethan wird als ein äußeres Werk, ohne daß in seiner Seele Gott lebt — das ist ohne allen Wert für seinen Frieden mit Gott, für sein Heil. Dies allein ist der wahre Kern der Rechtfertigungs- und Versöhnungslehre.

---

[1]) Ebenda S. 385 f. — [2]) Ebenda S. 388 und 391. — [3]) Ebenda S. 392 und 394.
[4]) Ebenda S. 395 und „Christentum Christi" S. 87 f.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Leo Tolstoi
und sein unkirchliches Christentum.

Von

Raphael von Koeber,
Dr. phil.

IV.

Religiöse Glückseligkeitslehre.

Ich glaube, sagt Tolstoi: 1. daß die Glückseligkeit auf Erden lediglich von der Erfüllung der Lehre Christi abhängt; 2. daß diese Erfüllung nicht nur möglich, sondern leicht und freudebringend ist; 3. daß, stünde ich auch ganz allein mit meinem Glauben an Christi Lehre, ich dennoch zu meinem Heil nichts anderes thun könnte, als ihr, nicht aber den Gesetzen der Welt, folgen.

Dadurch, daß Christus uns eine Lehre gegeben, welche allein den Weg zur Glückseligkeit eröffnet, hat er uns bestimmt, glückselig zu sein. Hüte dich aber, hat er mir gesagt, vor jenen Phantomen der Glückseligkeit, durch welche die Versuchung dich zum Bösen verlockt und der wahren Glückseligkeit beraubt. Deine Glückseligkeit ist deine Liebe zu allen Menschen, die Einheit mit ihnen, und das Böse ist die Störung dieser Einheit. Liebe und Einheit sind der natürliche Zustand der Menschen, in welchem jeder sich befindet, der nicht durch falsche Lehren beirrt worden ist.

Seitdem ich — fährt Tolstoi fort — Christi Lehre begriffen, hat sich eine Wandlung in meinem inneren Leben vollzogen, die auch mein äußeres Leben verändert hat: Alles, was mir früher natürlich, gut und wünschenswert schien, muß ich jetzt als etwas Unnatürliches, Böses, Strafbares oder Wertloses betrachten; und umgekehrt.

Indem ich an mein vergangenes Leben zurückdenke, merke ich, daß ich nachsichtig, wohlwollend und freundlich gegen Leute war, die über mir standen, dagegen zornig, beleidigend, hart gegen solche, deren Stellung ich für eine niedrige erachtete. Jetzt begreife ich aber, daß nur der hoch steht, der sich vor den anderen erniedrigt und allen dient. Ich begreife jetzt, weshalb das, was „hoch ist vor den Menschen, ein Greuel ist vor Gott", und weshalb es heißt: „wehe den Reichen und den Gepriesenen" und „selig sind die Armen und Erniedrigten". Jetzt erst begreife ich das und glaube daran, und dieser Glaube hat meine ganze Abschätzung des „Guten und Hohen" und des „Schlechten und Niedrigen" im Leben um-

gewandelt. Alles, wonach ich früher strebte und was in der Welt so viel gilt: Ehre, Ruhm, Bildung, Reichtum, Verfeinerung des Lebens, der Umgebung, der Nahrung, der Kleidung, der äußeren Formen — alles dieses ist in meinen Augen herabgesunken. Dagegen hat sich das erhöht, was die Welt schlecht und niedrig nennt: Einfachheit, Armut, Mangel an Bildung. Ich kann nicht mehr zu meinem alten Leben zurückkehren, wie ein Mensch nicht im stande ist, sich selbst eine Falle zu stellen, in der er schon einmal beinahe umgekommen wäre.

Ich habe begriffen, worin mein Wohl besteht, und kann deshalb nicht mehr das thun, was meinem Wohle hinderlich ist. Ich weiß, daß nur durch die Erfüllung der Gebote Christi mein Leben eine vernünftige, den Tod überdauernde Bedeutung erhält. Das, was früher mir die Wahrheit und Ausführbarkeit der christlichen Lehre zweifelhaft machte und mich von ihr abstieß: die Möglichkeit der Leiden wegen der Anerkennung und Befolgung dieser Lehre, das gerade bestätigt mir jetzt ihre Wahrheit und zieht mich zu ihr hin. Ich empfinde jetzt keine Furcht vor sogenannten Feinden und Bösewichtern, weil ich weiß, daß sie ebensolche Menschen sind, wie ich, daß sie im Grunde ebenso das Gute lieben und das Böse hassen, und gleich mir Errettung suchen und auch diese nur in der Lehre Christi finden können. Alles Böse, das sie mir zufügen, geschieht nicht aus Liebe zum Bösen, sondern aus Mangel an Erkenntnis des Guten; und ist mir diese Erkenntnis geworden, so ist es meine Pflicht, sie auch denen zu offenbaren, die sie noch nicht haben. Und dies kann ich nur, indem ich mich selbst lossage von aller Theilnahme am Bösen, d. h. indem ich durch die That meine höhere Erkenntnis beweise.

Die weltlichen Mächte können freilich nicht zulassen, daß ein Glied der Gesellschaft die Grundlage der Staatsordnung nicht anerkenne und sich der Ausübung der bürgerlichen Pflichten entziehe; sie werden freilich von dem Christen den Eid, die Beteiligung am Gericht und am Kriegsdienst verlangen und seine Weigerung mit Verbannung, Gefängnis und sogar mit dem Tode bestrafen. Allein dies alles wird den wahren Christen nie dazu bewegen, von seinen Grundsätzen abzufallen; vielmehr wird er jene Forderungen der Welt nur als einen Aufruf zur Erfüllung der christlichen Gebote ansehen, da für ihn der Staat und die Gesellschaft ein Haufen im Irrtum befangener Menschen sind, welche die Belehrung und Aufklärung durch Beispiele ihnen bisher unbekannter und unverständlicher christlicher Handlungen bedürfen.[1])

Die Welt schreitet fort durch Nacht zum Licht, und nichts vermag diesen Fortschritt zu hemmen; das Böse und der Betrug sind von der ewigen Gerechtigkeit von Anfang an zum Untergange bestimmt. Nur soll man die Gründung des ewigen Gottesreiches nicht von Gewaltthätigkeiten und Revolutionen erwarten, sondern allein von der Lehre Christi und ihrer Weiterverbreitung.

Und nun sind es bereits über 1800 Jahre, daß diese Lehre an ihrem heilbrigenden Werke unablässig arbeitet und nicht erlöschen wird, „bis daß

---

[1]) „Worin besteht mein Glaube?" S. 291 f.

es alles geschehe", wie Christus gesagt hat. Die alte Kirche, welche durch Irrlehren die Menschen zu einem Ganzen zu vereinigen suchte, ist so gut wie tot. Die Kirche aber, die aus denen besteht, welche nicht durch leere Worte und sinnlose Handlungen, sondern durch Wahrheit und Werke der Liebe die Verbrüderung aller Menschen anstreben: diese Kirche hat immer gelebt und wird ewig leben.

Ob wenige, ob viele ihr jetzt angehören — es kommt eine Zeit, wo sie alle umfassen wird.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben!"

Die Flucht aus dem brennenden Cirkus.

Eine Nachschrift.

Vom

Herausgeber.

Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.
Math. 16, 26; Mark. 8, 36;
Luk. 9, 25.

Tolstois Glückseligkeitslehre, welche in dem 4. Abschnitte der vorstehenden Darstellung kurz aber treffend wiedergegeben ist, kann man sehr wohl einen „Eudämonismus" nennen, insofern sie die Verwirklichung der erstrebten Glückseligkeit im leiblichen, irdischen, weltlichen Dasein sucht und erhofft. Freilich aber ist dies kein Eudämonismus im gewöhnlichen Sinne einer egoistischen, brutalen, nur das persönliche oder gar das sinnliche Wohl bezweckenden Moral; diese Lehre ist vielmehr das gerade Gegenteil.

Darin wird nun wohl ein jeder Leser Tolstoi beistimmen: wenn dereinst die Menschheit und das Leben in der „Welt" glückseliger, oder auch nur etwas weniger unbefriedigend geworden sein sollten, als sie gegenwärtig sind, so wird es sich erweisen, daß ein solcher Fortschritt nur durch bessere Erfüllung der „Gebote Jesu" erlangt sein wird. Nur in dieser ethischen Richtung ist ein wirklicher Fortschritt möglich; alle andern, intellektuellen und technischen Errungenschaften dienen zwar dazu, des Menschen zeitweilige Bedürfnisse zu befriedigen, sie verhindern aber nicht das Auftauchen immer neuer Bedürfnisse und Begierden, welche wieder zeitweilig unbefriedigt bleiben; und solange der Glückseligkeitstrieb seine Befriedigung noch von „außen" erwartet und sie im Empfangen, nicht im Geben sucht, muß sein Unbefriedigtsein beständig im Verhältnisse der Zunahme dieser seiner unethischen Richtung wachsen.

Ob jemals, selbst in allerfernster Zukunft, alle auf der Erde lebenden Menschen göttlich vollkommen werden, völlig selbstlos sein und ganz nach den „Lehren Jesu“ leben werden, ist eine Frage, über die hier und jetzt eine Meinung zu äußern unnötig ist; doch sollte man jedenfalls nie vergessen, daß es im Weltdasein niemals absolute Vollkommenheit geben, daß im konkreten, differenzierten Dasein schon begrifflich alles nur relativ sein kann und daß „absolut“ allein das Abstrakte, Ewige ist. Dennoch wird kein Wohlgesinnter gegen ein Streben in der Richtung eines solchen, wenn auch immer relativ bleibenden Zieles etwas einzuwenden haben.

Eine andere, für Tolstoi wichtige Frage wäre dagegen schon die, ob es wahrscheinlich ist, daß Jesus an solche Verwirklichung eines Gottesreichs auf Erden je gedacht und diese angestrebt habe. Tolstoi nimmt dies an. Nach der Charakterzeichnung Christi aber, wie sie uns in den kanonischen Evangelien des Neuen Testamentes vorliegt, scheint uns dies doch nicht der Fall zu sein; denn solche Aussprüche, wie: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh. 18, 36) schließen doch wohl jede Deutung als ein Gottesreich auf Erden aus. Ebenso andere, wie: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege“ (Matth. 8, 20). Ferner: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles andere zufallen“ (Matth. 6, 33; Luk. 12, 31); aber „das Reich Gottes kommt nicht mit Äußerlichkeiten. Es ist inwendig in euch“ (Luk. 17, 20 bis 21). Auch ist hier wohl an den von uns über diese Nachschrift gesetzten Spruch hinzuweisen: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ (Matth. 16, 26; Mark. 8, 36; Luk. 9, 25), sowie auf manche Stellen im Evangelium Johannis (so 15, 19; 17, 9. 14 und 16).

Wichtiger noch für uns ist es, uns hier zu vergegenwärtigen, daß selbst bei einem allgemeineren und gut organisierten Streben nach einem solchen Ziele die Zeit zu einer annähernden Verwirklichung gegenwärtig und auch in absehbarer Zukunft noch nicht gekommen ist. Die Menschheit und vor allem unsere materiell denkende europäische Rasse ist in ihrer Kulturentwickelung von solchem idealen Ziele noch so himmelweit entfernt, daß alle Bemühungen auf dessen baldige Verwirklichung nur wenig Aussicht und Hoffnung auf Erfolg bieten. Ein Versuch von dieser Art war u. a. die katholische Kirche im Mittelalter. Diese großartigste aller menschlichen Organisationen, welche auch des ursprünglichen Keimes wahrhaft christlicher Gesinnung nicht entbehrte, bezweckte nichts Geringeres als eben die Herstellung eines Gottesreiches auf Erden: und wie kläglich ist dieser Versuch fehl geschlagen! Sind wir jetzt nicht eher von diesem Ziele weiter abgekommen als demselben näher gerückt?

Dennoch wird ein jedes aufrichtige und vernünftige Streben nach Verwirklichung solcher Weltglückseligkeit im Erdenleben uns und allen Wohlgesinnten stets sympathisch sein und gerade bei den selbstlos Denkenden und Strebenden um so mehr thätige Teilnahme und Unterstützung finden, als durchaus keine Hoffnung vorhanden ist, daß irgend jemand schon in

seinem gegenwärtigen persönlichen Leben Vorteil davon haben wird. Solche Kulturarbeit ist im wesentlichen altruistisch für die spätesten Nachkommen und für das große allgemeine Ganze der Menschheit.

Soweit können wir nun wohl Tolstoi in seinen Anschauungen folgen und auch seinem zweiten Satze stimmen wir zu, daß die Erfüllung der „Gebote Jesu" vom Standpunkte des abstrakten Idealisten „leicht und freudebringend" ist. Was ist alle äußere Unbequemlichkeit, was selbst ein Martyrium im Vergleich zum Hochgenusse des Verzeihens, des selbstlosen Hingebens von Gut und Blut, der treuen Liebe, der einfachen Wahrhaftigkeit und der bedürfnislosen Friedfertigkeit. — In dem dritten Punkte des Tolstoischen Glaubensbekenntnisses aber müssen wir erheblich von ihm abweichen und dies hier auszusprechen, scheint uns Pflicht zu sein. Tolstoi sagt wörtlich[1]):

„Ich glaube, daß auch, solange diese Lehre (Jesu) nicht erfüllt wird, und ich der einzige unter allen anderen sie nicht Erfüllenden sein werde, ich dennoch nichts anderes zur Errettung meines Lebens von dem unvermeidlichen Untergange thun könnte, als diese Lehre erfüllen, gleichwie jenem nichts zu thun übrig bleibt, der in einem brennenden Hause einen rettenden Ausgang gefunden hat."

An anderen Stellen führt Tolstoi aus, daß er es für die Verwirklichung seines Ideals einer Weltglückseligkeit für förderlich hält, wenn er ohne alle Rücksicht auf gegebene Verhältnisse der ihn umgebenden, verkehrten Welt das gute Beispiel richtigen Lebens, Denkens und Handelns gäbe und die Lehre Jesu unter allen Umständen für sich allein im Gegensatze zu, und mit Widerstand gegen, die Einrichtungen der Welt durchführe.[2]) Dies scheint uns ein Irrtum, und derselbe erhellt auch aus Tolstois eigenen Ausführungen, wie uns dünken will; am deutlichsten wohl aus den vielfachen Parabeln und kleinen Gleichnissen, von denen seine meisterhafte leicht verständliche und überaus anschauliche Darstellung voll ist. So führt er u. a. folgendes aus[3]):

„Es brennt im Cirkus; alle drücken und pressen einander und drängen sich an die Thür, die sich nach innen öffnet. Es erscheint der Erlöser und sagt: „Tretet zurück von der Thür, kehret um: je mehr ihr dränget, um so weniger Hoffnung habt ihr auf Errettung. Kehret um, dann werdet ihr den Ausgang finden und euch retten." — Ob viele, ob ich allein das gehört und daran geglaubt habe, ist einerlei; nachdem ich es aber vernommen und daran geglaubt habe, was kann ich anders thun als umkehren und alle anrufen, der Stimme des Erlösers zu folgen? Man wird mich vielleicht erdrücken, zerquetschen, töten. Dennoch besteht meine Erlösung bloß darin, daß ich dort hingehe, wo sich der einzige Ausgang findet; und ich kann nicht umhin, dorthin zu gehen. Jener Erlöser freilich muß in Wirklichkeit Erlöser sein, d. h. er muß retten. Die Erlösung Christi aber ist wahre Erlösung!"

Gewiß, diesem Gleichnisse gemäß zu handeln, will auch uns das richtige Verfahren scheinen: die Wahrheit, welche man als die allein richtige und heilsame erkannt hat, furchtlos aussprechen, und sollte man darum auch wie Galilei gefoltert und wie Giordano Bruno öffentlich verbrannt

---

1) „Worin besteht mein Glaube?" S. 275.
2) So z. B. Ebenda, S. 218, 220, 262, 267, 291 f.
3) Ebenda, S. 178 f.

werden. Aber irgend welchen gewaltsamen Widerstand zu leisten, vor allem gar gegen die Staatsgewalt, halten wir für ebenso unchristlich, wie unvernünftig. Dieses aber predigt Tolstoi offenkundig, wenn er u. a. sagt[1]):

„Zum Glück giebt es auch in unserer Zeit Menschen, die besten Menschen unserer Zeit, die sich nicht mit dem Glauben an das „gemeinschaftliche Staatsleben" begnügen und ihren eigenen Glauben haben darüber, wie die Menschen leben sollen. Das sind die Nihilisten, Revolutionäre, Kommunisten, Anarchisten, Internationalisten — alles Leute, die ihrer Überzeugung nach leben und das Leben der andern danach einrichten wollen.

Diese Leute gelten für die bösartigsten, gefährlichsten und namentlich ungläubigsten Menschen, während sie doch die einzigen gläubigen Menschen sind . . . Wie man diese Leute auch verfolgen, wie man sie verleumden mag, sie sind dennoch die einzigen Menschen, die sich nicht ohne Murren allem unterwerfen, was befohlen wird, und darum sind sie die einzigen Menschen unserer Welt, die kein tierisches, sondern ein vernünftiges Leben leben."

Ist denn etwa das Verfahren der hier namhaft gemachten Bestrebungen dem in jenem Gleichnisse vom brennenden Cirkus empfohlenen gemäß? — Uns scheint dies keineswegs so!

Zugegeben, daß die heutigen „Kulturmenschen" vergleichsweise ebenso sinnlos in den Tag hineinleben und streben, wie sich die von Todesangst verblendeten Menschenmassen in einem brennenden Cirkus zu benehmen pflegen: welche Stellung vertritt denn in dem Gleichnisse die Staatsorganisation? Ist sie nicht die Schar der Schutzmannschaften, welche in dem Cirkus aufgestellt sind, teils um die bethörten Menschenmassen, welche nach dem unbrauchbaren Ausgang hindrängen, nach Kräften abzuhalten, daß sie wenigstens einander nicht erdrücken und vor blinder Angst und Unverstand umbringen, teils auch um das Feuer selbst zu löschen! — Daß dies Feuer freilich gar nicht löschbar ist, und daß die Schutzmannschaften nicht den rechten Ausgang kennen, ist doch sicherlich kein Grund, sich ihren wohlgemeinten Bemühungen anderer Art zu widersetzen!

Uns will als das einzig und allein vernünftige Vorgehen scheinen, daß man sich zu allererst aus dem unmittelbar Tod bringenden Gedränge selbst zu lösen sucht und indem man dem einzig richtigen Ausgange zueilt, auch das Seinige dazu thut, alle andern Menschen auf diese Errettung aufmerksam zu machen. Gelingt es nicht, sich selber aus dem Menschenknäul zu lösen, so ist all und jeder Hinweis auf den rettenden Ausgang nutzlos; auch hat man weder die rechte Möglichkeit, die sich umher Drängenden zu belehren, noch die Aussicht, bei ihnen Glauben zu finden. Man wird nur als ein eigennütziger Verführer verkannt werden, der sich durch eine List vor andern zu retten sucht. Nur wer über dem Gewoge der sinnlosen Masse steht, wer sich als Herr der Situation, als Meister, als Erfahrner, Unparteiischer und völlig Selbstloser zu erkennen giebt, nur der kann gläubiges Gehör finden, nicht aber, wer selbst noch in den Bedrängnissen des „Kampfes ums Dasein" befangen ist. Um aber aus dem

[1]) Ebenda, S. 262 f.

Kampfe der bethörten Menschen sich zu befreien und diese zu belehren, kann niemals ein neuer Kampf der eigenen Gewalt gegen die Gesamtgewalt dienlich sein. Abgesehen davon, daß der Einzelne im Kampfe solcher roher Gewalten zweifellos unterliegen muß, ist es doch klar, daß man von vorn herein seinen Zweck nur dadurch erreicht, daß man diejenigen Mittel benutzt, in denen man der bethörten Umgebung überlegen ist; und diese sind rechte Erkenntnis, Klugheit, Weisheit.

(1.) Somit scheint uns der von Tolstoi empfohlene Widerstand gegen die Staatsgewalt in erster Linie unvernünftig und ganz zwecklos. Reden wir im Bilde seines Gleichnisses vom brennenden Cirkus oder von der geistigen „Erlösung" aus der Unvernunft der „Welt": schon die einfachste Klugheit lehrt, daß es zweckdienlicher ist — nicht nur für den sich Rettenden, sondern auch für seine Belehrung der Mitmenschen —, sich, soweit möglich, äußerlich und in unwichtigeren Dingen den Vorurteilen und Irrtümern der Massen und ihrer Organisationen zu fügen, um dann um so freiere Hand in den allein wesentlichen, den sittlich-geistigen Gesichtspunkten zu erhalten. Ja, es ist ferner eine andere unbestrittene Weisheitsregel, daß man nicht nach neuen Mitteln zum Zwecke suchen soll, ehe man die schon vorhandenen nicht ausgenutzt. Wer sich geistig zum Herrn der Lage macht, dem können auch sogar die alten Organisationen und Einrichtungen viel eher dienlich als hinderlich sein zum Zwecke der Erlösung seiner selbst und seiner „Nächsten".

Beiläufig aber mag hier beispielsweise doch auch darauf hingewiesen werden, daß der einzelne, selbst wenn er „Christ" im Sinne Tolstois ist, wohl kaum dadurch belastet werden kann, wenn er vom Staat zur Eidesleistung oder Kriegsdienstpflicht gezwungen wird. Schlimm ist es freilich für sein äußeres Leben, wenn er selbst im Krieg erschossen oder wissentlich andere Menschen zu töten genötigt wird; aber die Verantwortung dafür fällt doch nicht auf ihn, und der Verlust seines persönlichen Lebens ist für ihn bedeutungslos gerade um so mehr, je mehr er ein „Christ" ist.

Ehe man jedoch die Staatsorganisation mehr, in dem richtigen Sinne Tolstois, „christlich" gestalten kann, müssen vorher die Menschen weiser und besser geworden sein. Durch Lockerung der Staatseinrichtungen aber werden die Menschen, wie die Erfahrung lehrt, nie weiser und noch weniger werden sie dadurch besser; sie lassen dann nur ihren tierischen, selbstsüchtigen Neigungen mehr die Zügel schießen. — Erinnert werden mag hierzu auch an Lessings Gespräch „Ernst und Falk":

Falk: Ordnung muß doch auch ohne Regierung bestehen können.
Ernst: Wenn jeder Einzelne sich selbst zu regieren weiß, warum nicht?
Falk: Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?
Ernst: Wohl schwerlich!
Falk: Schade!
Ernst: Jawohl!

Die schlechteste Staatsorganisation ist aber jedenfalls für die heutige Menschheit besser als anarchistisches Sichwidersetzen aller Ordnung.

Andererseits liegt es auf der Hand, daß gerade die bestehende Staatsgewalt das gegebene Mittel und Werkzeug ist, die sittlichen und geistigen Kulturverhältnisse allmählich zu verbessern. Ja, es ist trotz Tolstois ebenso gerechter wie geharnischter Verurteilung der Kirche, dennoch klar, daß diese selbst noch heute sehr viel thun könnte, um die Menschen weiser und besser zu machen, wenn sie nur ihre Dogmen aufgeben und im wahren Sinne Tolstois „christlich" werden könnte.

(2.) Nun aber weiter. Das von Tolstoi anempfohlene oder in Schutz genommene anarchistische Verfahren ist auch ferner zweitens unchristlich und mithin gerade für Tolstoi unlogisch.

(a.) Unchristlich nach dem neuen Testament ist solcher Widerstand schon nach kaum zu bestreitenden Aussprüchen wie: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist," oder: „Seid unterthan der Obrigkeit, denn sie trägt das Schwert nicht umsonst." Es würde danach ein sehr unchristliches Beispiel sein, was man der Welt gäbe, wollte man sich mit Gewalt gegen die Staatsordnung auflehnen.

(b.) Unlogisch ist es aber, wenn Tolstoi als Christi Hauptgebot das „Widerstrebet nicht dem Übel" anerkennt, sodann die Staatsgewalt für ein Übel erklärt und doch den Widerstand gegen dieselbe für „christlich" ausgeben will. Ein Konflikt der verschiedenen Gebote ist hier kaum anzuerkennen, denn eine unchristliche Handlung, zu welcher der Staat den Einzelnen zwingt, die also nicht aus dessen freiem Willen hervorgegangen, ist, wie schon erwähnt, kaum diesem als seine eigne Handlung beizumessen; sie ist eben nur ein Thun des ihn zwingenden Staates. Wenn aber man dem „Übel überhaupt nicht widerstreben" soll, so ist gewiß der Staat das letzte Übel, dem man widerstreben muß; denn irgend welche Staatseinrichtung ist doch wohl im Vergleich zu einer Anarchie ohne alle Polizei und Gerichtsbarkeit unter der heutigen Menschheit das verhältnismäßig geringste Übel. Ist es doch der Staat, welcher dem Menschen heutzutage ein lebendiges Dasein nur erst möglich macht und der verhütet, daß das „Übel, dem man nicht widerstreben soll", in Gestalt der Mitmenschen, jedes höhere, reinere Streben stört.[1])

Daß Tolstoi zu so offenbar unrichtigen Anschauungen kommen konnte, erklärt sich wohl nur daraus, daß er ein Russe ist. Schon sein Urteil über das Familienleben gilt nur für gesellschaftliche Verhältnisse, wie sie in Rußland vielleicht maßgebend sein mögen, die sich in Deutschland aber nur bei einem ganz verrotteten Teil unserer Aristokratie, nicht aber im deutschen Familienleben finden. Ebenso würde auch Tolstoi in Deutschland bald gewahren, daß ein geordnetes Staatsleben unter allen Umständen das geringere Übel ist, so unerquicklich auch die Staatsverhältnisse sein mögen, und daß auch ferner unsere Aufgabe im Sinne Jesu Christi nicht darin bestehen kann, jetzt eine Anarchie herzustellen, sondern vielmehr die Menschheit und ihre Organisation so zu verbessern und ver-

[1]) Auch von der natürlichen Pflicht, seine Angehörigen (Frau, Kinder &c.) mit Selbstaufopferung gegen Vergewaltigung zu schützen, entbindet Jesu Lehre ebensowenig, wie von der Pflicht, sich der bestehenden Staatsgewalt zu fügen.

christlichen, daß Kriegsdienst, Eidesleistung und Gerichte mehr und mehr entbehrlich werden.

Was also sollen wir denn thun? — Diese Frage wirft Tolstoi in seiner so betitelten Schrift nur auf und wiederholt sie am Schluß derselben. Die Antwort aber, welche er darauf in seinem Buch „Über das Leben" giebt, ist etwa folgende:

„Wir sollen unsere Persönlichkeit, den tierischen Körper, der „Vernunft" unterwerfen (Kap. 10 und 16). Dem Wohle der tierischen Persönlichkeit entsagen, ist das Gesetz des Lebens; aber nur dies Wohl sollen wir verleugnen, nicht unsre der Vernunft unterworfene Persönlichkeit, die vielmehr ein notwendiges Werkzeug des wahren Lebens ist (Kap. 15 und 16). Dazu ist die Wiedergeburt aus dem Geist erforderlich (Kap. 17). Das Gefühl der wahren (barmherzigen, christlichen) Liebe (Bruderliebe, Nächstenliebe) ist die Offenbarung der Thätigkeit einer dem vernünftigen Bewußtsein unterworfenen, wiedergeborenen Persönlichkeit (Kap. 22). Solche Liebe ist die Bevorzugung anderer Wesen vor der eigenen Persönlichkeit. Sie besteht darin, daß man mit seinem Leben andern dient und für sie arbeitet (Kap. 24 und 25)."

Diese Antwort scheint uns richtig zu sein, in Tolstois breiter Darstellung vielleicht als solche Antwort nicht genügend klar, wohl auch nicht völlig ausreichend. — Was also sollen wir nun thun? — Uns scheinen dabei zwei Gesichtspunkte in Betracht zu kommen, je nach dem, was wir sind und welche Stufe der Entwickelung wir schon erreicht haben.

I. Ehe wir anderen den Ausweg aus dem „brennenden Cirkus" der Welt zeigen können, müssen wir denselben selbst wirklich gefunden haben. Wir müssen vor allem nicht, wie Tolstoi nach seiner Glückseligkeitslehre, hoffen, daß wir uns dereinst doch noch in diesem „Welt-Cirkus", ehe er völlig abgebrannt ist, häuslich, lieblich und befriedigend werden einrichten können, sondern müssen klar und unentwegt dem Ziele der Vollendung nachstreben, welches das aller wahrhaft religiösen Menschen unter allen Völkern und zu allen Zeiten war und ist. Dies aber ist und war niemals: Erlösung in der Welt, sondern: Erlösung aus der Welt.

Haben wir den rechten Ausweg der Erlösung nicht gefunden und beherrschen wir den Weg zum Ziele nicht mit Meisterschaft, so bleibt doch alles, was wir thun und sagen, bloß Geschwätz und Stümperei. Nur der Meister ist berufen, andere zu lehren. Wer kein Meister ist, soll auch nicht als ein solcher sich gebahren, soll nicht ungefragt und unberufen seine Mitmenschen belehren wollen, soll nicht, wenn sie etwa seinem Beispiel folgen, ihnen sich als Vorbild hinstellen. Streben wir also zunächst danach, daß wir wahre „Meister" werden, wenn wir andere lehren wollen!

Um nun solch ein „Meister" zu werden, muß, ja, kann man allerdings nicht aus der Welt fliehen, wohl aber aus dem Weltleben. Zwar in der Welt, nicht aber mit der Welt hat man zu leben und muß sich zeitweilig, bis das Ziel erreicht, auch aus dem Welttreiben zurückziehen, wie dies von Christus in den Evangelien berichtet wird und wie es nachweislich ein jeder that, der jemals sich durch welterlösende Lehren als Meister erwiesen und bewährt hat. Jesus fordert dieses auch von seinen Jüngern:

Jesus sprach: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gieb's den Armen; dann komm, folge mir nach und nimm dein Kreuz auf dich!“ Petrus aber sagte zu ihm: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“[1])

Obwohl Tolstoi selber einmal auf diese Stellen der Evangelien hinweist, wendet er doch gegen solche „Weltflucht“ die Geschichte des Propheten Jonas ein, der sich selbstsüchtig der Aufgabe, Ninive zu bekehren, entziehen wollte.[2]) Nichts liegt aber hier, bei dem Gedanken des zeitweilig notwendigen Sichzurückziehens aus der Welt, ferner, als daß, wer ein Meister und zum Lehren anderer berufen ist, nicht diese Pflicht erfüllen solle.

II. Diese Pflicht hat jeder, der dazu befähigt und berufen worden ist. Ein solcher hat in anderer, viel intensiverer Weise für die Welt zu leben und in ihr zu wirken, als wir andern. Was aber kann und wird denn dabei seine Aufgabe sein? Diese Frage zu beantworten, ist ohne Unterschied für alle wichtig; denn in der gleichen Richtung werden auch wir uns zu bestreben haben, wenn wir denen dienen wollen, die dazu berufen sind, die Menschen zu belehren und zu fördern. Also suchen wir uns diese Aufgabe noch in wenigen Worten klar zu machen!

Die Herstellung eines Gottesreiches auf Erden, selbst nur irgendwie annähernd verwirklicht gedacht, ist ein in so überaus ferner Zukunft liegendes Utopien, daß sich kein besonnener Mensch, am wenigsten ein vollendeter Meister, dies als unmittelbares Strebensziel vorsetzen wird. Dagegen sollen wir, soweit ein jeder von uns nach seinen Kräften dazu befähigt und berufen sein mag, nach solcher Verbesserung der Organisation des menschlichen Kulturlebens hinstreben, daß sie allen eine möglichst vollkommene Erfüllung der von Tolstoi meisterhaft klar hingestellten fünf Gebote Christi gestattet und daß dann auch möglichst alle wirklich diesen Geboten gemäß leben.

Wohl kann man das letzte Endziel aller Entwickelung „Gott“ nennen — das absolute Sein. „Gott“, als Inbegriff der differenzierten Welt aufgefaßt, ist nur die Urkraft des äußeren Weltdaseins, die Einheit, aus der alles Dasein sich entwickelt und in die dasselbe sich dereinst wieder zurückziehen, wieder sich entwickeln und wieder sich zurückziehen wird — wechselnd in Ewigkeit. Das Wesen „Gottes“ aber ist die Negation aller Differenzierung und Individuation, der dem Weltdasein entgegengesetzte Pol des ewigen Seins.

Die „Welt“ ist Kampf und Streit; „Gott“ ist Liebe und Friede. Nicht durch Kampf und Streit, nicht durch gewaltsames Sichwidersetzen, sondern nur durch wirksames Verständlichmachen richtiger Erkenntnis verwirklicht sich allmählich dieses „göttliche“ Endziel der Liebe und des Friedens.

---

[1]) Mark. 10, 21 u. 28; Matth. 19, 21 u. 27; Luk. 18, 21 u. 28.
[2]) „Worin besteht mein Glaube?“ S. 199—201.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Unbewußte Entschlüsse.

Einige Bemerkungen zur Mitteilung „der Schutzengel".

Die im Aprilheft d. J. (Band IX, 52, S. 207) erzählte Thatsache läßt eine ganz einfache Erklärung zu, auf welche ich durch eigene Erfahrung gekommen bin. Vor mehr als 25 Jahren war ich eines Nachmittags bis spät in die Nacht mit einer nicht schwierigen, aber sehr langwierigen numerischen Rechnung beschäftigt. Es handelte sich um die Ableitung einer großen Anzahl sogenannter wahrscheinlichster Werte nach der Methode der kleinsten Quadrate aus mehreren Tausend einzelnen Beobachtungen. Bei diesen numerischen Rechnungen muß man äußerst sorgsam verfahren, um Fehler zu verhüten und auch den Faden der Rechnung nicht zu verlieren. Es war Mitternacht und ich sehr abgespannt; die Rechnung wurde den Abend nicht fertig, und ich beschloß am andern Morgen damit fortzufahren. Während ich mich in dem Nebenzimmer, wo ich schlief, auskleidete, dachte ich plötzlich bei mir, wie höchst fatal es sein würde, wenn die Papiere, die ich im Arbeitszimmer offen liegen gelassen (um sogleich am andern Tage in der Rechnung fortzufahren), mittlerweile verloren gehen könnten. Mit diesem Gedanken schlief ich ein. Am andern Morgen höre ich, noch zu Bett liegend, aus dem vordern Zimmer die Stimme meiner Mutter, welche verwundert ausrief, wer denn eigentlich den Tisch umgedreht habe? Ich kleidete mich an, trat in das Arbeitszimmer und sah da zu meinem Erstaunen, daß der Tisch, an dem ich gestern gerechnet hatte, völlig umgedreht war, die Tischplatte der Erde zugekehrt und die Füße nach oben gewendet. Meine Papiere lagen darunter und daneben. Während ich dieses sah, kommt mir plötzlich, wie die Erinnerung an einen Traum, zum Bewußtsein, daß ich selbst in der Nacht aufgestanden, und wie schlafwandelnd zu dem Tische hingegangen und ihn umgedreht hatte, gewissermaßen mechanisch handelnd; wie ich mich darauf wieder zu Bette gelegt, erinnerte ich mich nicht.

Diese Erfahrung giebt mir folgende Erklärung der Erzählung über den Schutzengel. Die betreffende Dame hatte, tags über beim Betrachten des Bildes, bei sich, was ihr vielleicht nur dämmernd zum Bewußtsein kam, gedacht, daß jenes Bild möglicherweise einmal herabfallen und den darunter Schlafenden beschädigen könnte. Dieser halb unbewußte Gedanke trieb sie im Schlafe an, das Bild herabzunehmen. Bei diesem Herabnehmen wurde der Nagel in der Wand gelockert (wie solches häufig ein-

tritt, wenn man ein Bild herabnimmt). Wäre das Bild nicht abgenommen worden, so blieb der Nagel fest genug.

Das ist meines Erachtens eine Erklärung des Vorgangs, die den Vorzug der Einfachheit hat und keinerlei somnambule Thätigkeit erfordert.

Dr. K.

Zweites Gesicht.

In einer Erinnerungsschrift aus Anlaß des Ablebens einer ihrer Zöglinge teilte das Kloster Beuerberg im Jahre 1865 einen Fall von zweitem Gesicht mit, in welchem die Verstorbene ihren Tod vorahnend selbst geschaut hat. Es handelte sich dabei um die eine von zwei Zwillingsschwestern Ch. und E. K. aus Wien. Von uns befreundeter Seite ist diesem Berichte weiter nachgegangen und darauf folgende Mitteilung von der erst genannten, jetzt verheirateten Schwester eingelaufen. An der Aufrichtigkeit und Erinnerungstreue dieses Berichtes irgendwie zu zweifeln, liegt nicht der geringste Grund vor. Die jungen Damen waren damals 17 oder 18 Jahre alt.

„Wir lebten im Sommer auf unserer Villa in Ischl; es war kaum acht Tage nach unserem Austritte aus dem Kloster. Ich war gerade unwohl und lag zu Bette (wir Kinder bewohnten das zweite Stockwerk), als ein heftiges Unwetter losbrach. Plötzlich stürzte meine Schwester in mein Zimmer; ein heftiger Donnerschlag machte das Haus erzittern, und sie rief mir dann zu: „Komm, eile dich! Der Blitz hat eingeschlagen!"

Ich sprang aus dem Bette, zog mich sehr schnell an und eilte meiner Schwester nach, die vorausgelaufen war. — Ich lief nun über die Treppe, durch ein kleines Vorhaus, den Salon und noch ein Zimmer, bis ich in dem Schlafgemache meiner Eltern meine Schwester, in Thränen aufgelöst, am Bette meiner ebenfalls leidenden Mutter antraf.

Um den Grund ihrer Thränen und ihrer Verstörtheit befragt, gab sie an, es sei ihr durch die eben beschriebenen Räumlichkeiten eine Frau nachgekommen, die einen schwarzen Sarg vor sich hergeschoben habe.

Acht Wochen später war meine Schwester tot. Auch während ihrer langen Krankheit wiederholte sie noch mehrmals diese Begebenheit.

Das ist alles, was ich strenge wahrheitsgemäß über diesen Fall mitzuteilen weiß. — Ob es eine Ahnung ihres baldigen Endes, ob es vielleicht bereits Fieberphantasien waren, entzieht sich meiner Beurteilung."

Inzwischen sind auch beide Eltern gestorben, so daß leider von dieser Seite keine weitere Bestätigung dieses Falles einzuziehen war. H. S.

Zweites Gehör.

Zu den im Maiheft der „Sphinx" von Herrn Gerthsen und einer anonymen Dame mitgeteilten Fällen zweiten Gehörs [1]) erlaube ich mir zwei Parallelfälle mitzuteilen. Den einen erlebte meine Mutter, welche erzählt:

„Es war im Jahre 1861, als ich, in Themar im Herzogtum Meiningen wohnend, eines Nachts durch die Klänge einer Trauermusik erweckt wurde. Dieselbe war so überirdisch schön und feierlich, daß ich, im Tiefsten ergriffen, zitternd im Bett aufrecht saß. Da die Musik fortdauerte, rief ich meinen Mann und fragte ihn, ob er denn die herrlichen Klänge nicht höre. Er verneinte es und schlief weiter. Um

[1]) Sphinx IX. 53. S. 305 und 314.

nächsten Morgen konnte ich mich über das Gehörte so wenig beruhigen, daß mein Mann, nachdem er alle möglichen Erklärungsversuche, Spott u. s. w. vergebens versucht hatte, mir denselben Vormittag noch den Nachtwächter zuschickte, welcher mir einreden sollte, daß er vor dem Haus gesungen habe, wie das damals noch üblich war. Selbstverständlich wußte ich aber wohl zwischen der gehörten geisterhaften Musik und dem Ableiern eines Nachtwächterverses zu unterscheiden. — Am Abend desselben Tages brachte der Briefträger die in der benachbarten Residenz erscheinende Zeitung, in welcher die Todesanzeige eines dortigen Kaufmanns stand, welcher mich früher hatte heiraten wollen. Er war zu derselben Zeit gestorben, in welcher ich die Musik gehört hatte.

Meiningen, den 1. Mai 1890. **Bertha Kiesewetter.**

Den zweiten Fall, welcher bezüglich der Art des gehörten Geräusches mit dem auf S. 314 mitgeteilten identisch ist, erlebte meine hier wohnende Tante Frl. Luise Haußen.

Dieselbe hatte sich zu Ende der 70er Jahre an einem Sonntag Mittag nach dem Essen samt meiner jetzt verstorbenen Großmutter, Frau Rätin Barbara Haußen, jede in eine Sofaecke gesetzt, um ein Mittagsschläfchen zu machen. Gegen zwei Uhr erwachte meine Tante durch ein Geräusch, als ob neben dem vor dem Sofa stehenden runden Tisch ein großes Feuer mit mächtigem Geprassel und Platzen brenne. Sie denkt nicht anders, als daß es brennt, sieht sich im ganzen Zimmer um, weckt meine Großmutter, welche das Krachen des Feuers ebenfalls hört, und beide sehen im Zimmerofen wie in der Küche nach, ob hier vielleicht Feuer sei. Der Vorfall ereignete sich im Sommer, und es fand sich nirgends eine Spur Feuer. Nach kurz andauerdem Lärm war denn auch die gewohnte sonntägliche Stille zurückgekehrt. — Am Abend kam die Aufwärterin und erzählte, daß zu der gedachten Zeit ein Herr, welcher meiner Tante mehrmals einen Heiratsantrag gemacht hatte, plötzlich gestorben war.

Daß obige Mitteilung der Wahrheit entspricht, bezeugt durch eigenhändige Unterschrift

Meiningen, den 1. Mai 1890. **Luise Haussen.**

Die vorstehenden Unterschriften meiner Mutter und meiner Tante sind in meiner Gegenwart geschrieben worden. **Carl Kiesewetter.**

Vorzeichen und Ahnungen.

Unseren Lesern sind wohl noch die Berichte in Erinnerung, welche vor einigen Monaten aus England herüber kamen in betreff des Gruben-Unglücks in dem Kohlenbergwerk zu Morfa, wobei 87 Menschenleben verloren gingen. Es wird jetzt dort allgemein behauptet, daß dieser Katastrophe geisterhafte Warnungszeichen vorhergingen. Die Angaben darüber sind bereits durch die amtlichen Untersuchungen dieses Unglücksfalles eidlich festgestellt und durch die englischen Tagesblätter veröffentlicht worden. Das „Light"[1]) stellte daraus folgende Mitteilungen zusammen:

Peter Williams, gefragt, warum schon vor dem Tage der Explosion um eine besondere Untersuchung der Grube nachgesucht wurde, sagte (in welscher Sprache): „Es war vielfach darüber geklagt worden, daß Geister in dem Stollen der Vierfuß-Ader ihr Wesen trieben". Er nahm an, daß die Bergleute durch eine besondere

[1]) Nr. 487, Vol. X vom 3. Mai 1890, S. 209.

Untersuchung glaubten, von den Geistern befreit zu werden. Ein anderer Zeuge, Namens Harding, sagte, es sei ein Gerücht umgegangen, daß etwas in der Grube gehört würde, und dies werde als Zeichen angesehen, daß etwas Ungewöhnliches in Morfa bevorstände — ein Feuer oder eine Explosion. Er selbst glaubte, es werde sich etwas in der Vierfuß-Ader ereignen. Die gehörten Laute setzten die Gemüter der Leute in Furcht vor einer Gefahr in der Grube. Ungefähr 14 Tage vor der Explosion war er mit einem andern Manne in der Vierfuß-Ader. Nachdem sie einen Karren geleert hatten, fielen sie auf die Kniee, kein Wort wurde gewechselt; aber sie hörten etwas und sahen sich einander erstaunt an. Einer fragte „Was ist das?" und darauf öffnete sich eine Thüre und schlug gegen das Gestell. Er traf Tom Barraß, den Unteraufseher, und sagte zu ihm: „Etwas sehr Seltsames hat sich heute hier ereignet." Barraß erwiderte: „Freilich, ich zweifle nicht, daß derartige Dinge Einen glauben machen, auch alles, was man früher von solchen Dingen gehört habe, sei wahr." Er machte sich ebenfalls Gedanken vor der Explosion; er wußte aus eigener Erfahrung, daß Töne und Zeichen vor der Explosion von 1863 bemerkt worden waren.

Zur Erklärung solcher durchaus nicht ungewöhnlichen Vorzeichen braucht man weder auf „Geister", noch auf die „göttliche Vorsehung" zurückzugreifen. Raum und Zeit sind nur unsere Vorstellung innerhalb der Erscheinungswelt; alles, was geschah, geschieht und geschehen wird, ist jederzeit. Das, was vor solchen Unglücks-Ereignissen als „Vorzeichen" wahrgenommen wird, sind in der Regel „zweites Gesicht" und „zweites Gehör" von dem, was sich nachher auch in der materiellen äußeren, objektiven Erscheinungswelt ereignet, und zwar sind die Wahrnehmenden stets oder doch meistens entweder diejenigen, welche später selbst von dem Unfalle betroffen werden oder denen nahestehende Personen.

Über solche Ferngesichte und „Ahnungen" beginnt vom Maiheft 1890 an in den „Psychischen Studien" (Mutze, Leipzig) unser hochgeschätzter Mitarbeiter Dr. Carl du Prel eine Reihe von Artikeln, auf die wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. **H. S.**

Telepathie zwischen Zwillingen.

Solche Fälle sind sehr häufig und deren sind verhältnismäßig viele den Verfassern der „Phantasms of the Living" eingesandt worden. Mitgeteilt sind in diesem Werke allerdings nur drei Beispiele, von denen wir das erste hier deutsch wiedergeben (Nr. 76, im I. Bande S. 280). Der Berichterstatter ist Reverend James M. Wilson, der Direktor des Clifton College, ein ausgezeichneter Gelehrter und berühmter Mathematiker. Er schreibt von

Clifton College, am 5. Januar 1884.

Folgendes sind die Thatsachen, soweit ich mich erinnern kann. Ich befand mich in Cambridge am Ende meines zweiten Semesters, bei guter Gesundheit, betrieb eifrig das Rudern, Fußball spielen und ähnliches, und war keinerlei Hallucinationen oder krankhaften Phantasien unterworfen. Eines Abends fühlte ich mich sehr unwohl und zitterte ohne irgend welche erkennbare Ursache; ich dachte auch zuerst an keinerlei Krankheit. Ich befand mich in einem Zustand des Schreckens, den ich auf keine Weise überwinden konnte. Ich kämpfte mit mir selbst, versuchte mir mit Mathematik den Zustand zu vertreiben, jedoch vergebens; endlich kam ich zu der Überzeugung, es gehe mit mir zu Ende.

Ich ging dann hinunter zu meinem an der nämlichen Treppe wohnenden Freund W. E. Mullins. Ich erinnere mich, daß er, noch bevor ich sprach, mich entsetzt anredete. Er schob seine Bücher weg, zog eine Whisky-Flasche und ein Trick-Track-Brett hervor; ich mochte jedoch nichts davon sehen. Wir setzten uns eine Zeitlang ans Feuer; er holte noch einen Dritten (Herrn E. G. Peckover), um mich einmal zu betrachten. Ich befand mich in einem sonderbaren Unbehagen, kann mich jedoch der einzelnen Symptome nicht mehr entsinnen, mit Ausnahme der geistigen Verstimmung und der Überzeugung, daß ich wohl diese Nacht sterben werde.

Drei Stunden später, gegen 11 Uhr, fühlte ich mich besser, ging wieder in mein Zimmer hinauf und zu Bett, schlief bald ein und war am nächsten Morgen wieder ganz wohl.

Nachmittags kam ein Brief des Inhalts, daß mein Zwillingsbruder am Abend vorher in Lincolnshire gestorben sei. Ich weiß ganz genau, daß ich nicht einmal an ihn gedacht hatte, noch, daß mir sein Bild irgendwie dunkel vorschwebte. Er litt lange an der Schwindsucht; ich hatte jedoch mehrere Tage von ihm nichts mehr gehört, und nichts veranlaßte mich zu der Annahme, daß sein Tod nahe bevorstände. Die Nachricht überraschte mich vollständig. **James M. Wilson.**

Auf eine bezügliche Anfrage erklärt Herr Wilson, niemals ähnliche nervöse Verstimmungen gehabt zu haben. Es sei wie eine Art panischer Schrecken gewesen, der Schauer des herannahenden Todes, welcher ihn befallen habe. Der Zwillingsbruder sei übrigens schon 4 Stunden vor dem Eintritt des Anfalls verschieden. **H. S.**

Leichenverbrennung und Spukerscheinungen.

Grund der Feuerbestattung in Indien.

Wir machen unsere Leser auf einen geistvollen Vortrag des bekannten Okkultisten Dr. med. Franz Hartmann über obigen Gegenstand aufmerksam. Dieser Vortrag wurde am 1. März d. J. im Saale des „Wissenschaftlichen Klubs" in Wien gehalten und findet sich abgedruckt in den April- und Mai-Nummern des „Phoenix" (Darmstadt-Frankfurt a. M., Organ der Vereine für Feuerbestattung). Die erstere dieser Nummern enthält zugleich einige interessante biographische Notizen über das bewegte Leben dieses welterfahrenen Mannes.

Aus dem sehr reichen Inhalte dieses Vortrages mag hier nur Hartmanns Auseinandersetzung eines der besonderen Gründe angeführt werden, warum man in Indien die Leichen verbrennt. Er sagt:

Die Indier lehren, daß wenn der Mensch stirbt, er zwei Leichen zurückläßt, nämlich den ganz toten physischen Körper und das Linga sharira, welches von Paracelsus, Cornelius Agrippa und vielen anderen Mystikern „Astralkörper" genannt wird. Der letztere kann je nach den Umständen ganz unbewußt, halbbewußt oder ganz seiner selbst bewußt sein.

Dieser Astralkörper hat nämlich wie alle anderen Teile, aus denen sich die Wesenheit des Menschen zusammensetzt, seine eigene Form des Bewußtseins, die sich während des Lebens in dieser oder jener Richtung entfaltet. In einem Menschen z. B., welcher bloß nach dem Edlen, Erhabenen und Geistigen strebt, wird das Bewußtsein des Astralkörpers (welcher das tierische, nicht intelligente Princip ist) bloß gering sein. In einem anderen dagegen, der sich ganz den Leidenschaften, dem Hasse u. s. w. ergiebt, kann dieses Bewußtsein des Astralkörpers, welches sozusagen in ihm konzentriert wird, noch sehr lange fortdauern, wenn auch der Körper schon in Zer-

setzung begriffen ist. Ein solcher Mensch wird (so sagen die indischen Weisen) nach dem Tode ein „Bhut", d. h. ein Gespenst. Er hat dann keine Vernunft, um sich selbst beherrschen zu können (da diese den höheren Prinzipien, welche ihn verlassen haben, angehört). Er handelt seinem Drange und seiner Natur gemäß. Es ist nicht meine Absicht, auf verschiedene merkwürdige Geschichten von Vampyren u. dergl. einzugehen, welche diesen „von Gott verlassenen" Astralmenschen zugeschrieben werden. Ich will nur bemerken, daß das Schrecklichste, was sich ein Inder vorstellen kann, ist, nach dem Tode ein „Bhut" zu werden. Man kann, wenn man will, alle diese Dinge für Aberglauben erklären. Ich habe aber auch schon Personen kennen gelernt, welche „hellsehend" waren und behaupteten, daß sie auf den Kirchhöfen Gestalten darin begrabener Leichname schweben sahen, und daß dieser Anblick so ekelhaft sei, daß, wenn jedermann diese Gabe des inneren Gesichtes besäße, das Verbrennen bald allgemein werden müßte, da man keine Kirchhöfe mehr dulden würde.

Diesen Astralkörper vom Leichname zu befreien und ihn seiner Auflösung in die ihm zugehörigen Elemente zuzuführen, ist einer der Zwecke, welche die Inder bei der Leichenverbrennung im Auge haben.

Sollte nicht die Annahme eines solchen Astralkörpers eine völlig zutreffende Erklärung bieten für so viele gänzlich sinnlose Spukerscheinungen und manche spiritistischen Vorgänge? **H. S.**



Mesmer-Denkmal in Dresden.

Wie in unserm letzten Maihefte mitgeteilt wurde, sollte in Dresden am 2. Pfingstfeiertage den 26. Mai 1890, mittags 12 Uhr im Vorgarten der Heilanstalt des Magnetopathen Prof. Hofrichter, Chemnitzerstraße 18, die Enthüllung eines Denkmals für Dr. Franz Anton Mesmer erfolgen, seines ersten Denkmals in Deutschland. Trotz des heftigen Regens, welcher um diese Zeit recht unpfingstfestlich vom Himmel herabgoß, ließ sich die versammelte Gemeinde der Anhänger der Mesmerschen Lehre nicht abhalten, die beschlossene Festlichkeit auszuführen; von einer begeisternden Wärme für die Pflege und Weiterverbreitung der von Mesmer begründeten odisch-biomagnetischen Heilkunst erfüllt, trotzte man der durchdringenden Kühle; selbst zwölf weißgekleidete Jungfrauen gaben sich mutig mit voller Teilnahme der Sache hin.

Dieser Feierlichkeit waren am 1. Pfingsttage bereits ein Kongreß von Anhängern Mesmers aus allen europäischen Staaten und am Vormittag des 2. Pfingsttages einige wissenschaftliche Vorträge vorangegangen. Prof. Hofrichter, Dresden, sprach über Krebsbehandlung und Myomabeseitigung ohne chirurgische Eingriffe, Lehrer Wittig, Zwickau, über magnetische Behandlung von Epilepsie und Veitstanz. Ein zahlreiches distinguiertes Publikum aus allen Ständen hatte sich versammelt, Ärzte, Juristen, Theologen, Künstler und alle Berufsarten hatten hervorragende Vertreter zu dieser Feier entsendet. Die Enthüllungsfeierlichkeit in dem festlich geschmückten Garten begann mit dem Gesange des Kreutzerschen Liedes: „Das ist der Tag des Herrn", von Mitgliedern des ausgezeichneten Chors der Dresdner königlichen Hofoper, worauf von einem mit der Büste des Königs von Sachsen geschmückten Podium aus Prof. Hofrichter ein Lebensbild Dr. Mesmers entrollte. Mesmer wurde am 23. Mai 1734 zu Iznang geboren. Er wandte sich dem Studium der Medizin zu und erlangte 1764 die Doktorwürde. Bei Ausübung seiner ärztlichen Praxis entdeckte Mesmer, daß dem Menschen eine Kraft innewohne, mit der er zu heilen vermöge, und sehr bald erzielte er in Wien als magnetisierender Arzt Erfolge. Anfeindungen und Bekämpfungen aller Art verbitterten ihm den Aufenthalt in Wien, weswegen er nach Paris übersiedelte und sich in kürzester Zeit auch dort bei den Ärzten mächtige Gegner, doch im Volke durch seine überraschenden Heilerfolge viele

Anhänger erwarb. Der Ausbruch der Revolution nötigte ihn zur Rückkehr nach Deutschland; er siedelte vorerst nach Thurgau in der Schweiz, später nach seiner Badenser Heimat, Meersburg am Bodensee, über, woselbst er nach einem überaus segensreichen Wirken am 5. März 1815 im Alter von 82 Jahren verstarb.

Unter den Klängen des Beethovenschen Hymnus: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" fiel die Hülle des Denkmals; und dieses erhielt mit seiner Umgebung nunmehr einen besonderen Schmuck durch die Eichen-, Lorbeer- und Linden-Kränze, welche, aus verschiedenen, selbst außerdeutschen Städten gesandt, unter entsprechenden Worten und Widmungen seitens der Jungfrauen niedergelegt wurden. Die Weihe-rede wurde von Herrn Magnetopath Wittig, Lehrer a. D., Zwickau, gehalten, voll dichterischer Begeisterung und durchdrungen von Verehrung für Mesmer.

Im engeren Kreise fand hierauf noch eine kleine Privatfestlichkeit statt, welche dem Verfertiger des Denkmals, dem akademischen Bildhauer Johannes Hartmann (Dresden) galt.

Mit einem Hoch auf Ihre Majestäten den Kaiser und den König von Sachsen, die Schutzherren nicht nur des Landes gegenüber dem Feinde, sondern auch der freien Forschung, und mit dem Gesange: „Den König segne Gott" endete die Feier.

Im Verlaufe des Festes trafen auf telegraphische Begrüßungen von Ihren Majestäten dem König und der Königin von Sachsen, Seiner Majestät dem Kaiser von Österreich und Könige von Ungarn, dem Könige und der Königin von Rumänien, den Königen von Württemberg, Belgien, Schweden und Norwegen, Ihren königlichen Hoheiten den Großherzogen von Baden, Weimar, Oldenburg, Ihren Hoheiten den Herzogen von Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Meiningen, Ihren Hoheiten den Fürsten von Waldeck, von Reuß und Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck in Friedrichsruh telegraphische Dankes- und Anerkennungszeichen für die Festgenossen ein, ferner 37 Telegramme und Briefe, unter denen Justinus Kerners Sohn, Hofrat Theobald Kerner aus Weinsberg launiges Gedicht zur Enthüllung des Mesmerdenkmals, mit brausendem Jubel begrüßt wurde. Das Aktions-Komitee des Mesmerfestes 1890 in Dresden, Professor Hofrichter allen voran, kann mit Genugthuung auf das Gelingen des schönen Festes ebenso zurückblicken wie der neu gegründete „Verein deutscher Mesmeristen" hoffnungsvoll seinen Zielen entgegensieht und seine Aufgabe der Vertretung des Heilmagnetismus in Deutschland zu erfüllen verspricht. G. E.

Der spiritistische Verein Psyche in Berlin

hat ein Flugblatt herausgegeben, dem man sogleich ansieht, daß es darauf berechnet ist, Sensation zu machen. Es trägt die Aufschrift: „Wichtige Enthüllungen für jedermann über die höchsten Fragen des Menschendaseins," ist sehr volkstümlich geschrieben und umfaßt nur 20 kleine Oktavseiten, ist also leicht durchzulesen. Die Überschriften der einzelnen in dieser Broschüre behandelten Abschnitte sind: Eine neue Erkenntnis bricht sich Bahn: die Lehre vom Geist. — Die Arten der Geisterkundgebungen. — Das thatsächliche Vorkommen von dergleichen Geister-Einwirkungen steht fest. — Widerlegung einiger oft vorgebrachter Einwürfe gegen den Spiritualismus. — Bekannte Personen der neueren Zeit, welche den Spiritualismus vertreten. — Worin die unermeßliche Bedeutung des Spiritualismus liegt. — Der Spiritualismus erklärt eine Anzahl von geheimnisvollen Thatsachen. — Er liefert uns den Schlüssel zu dem richtigen Verständnisse der Vorzeit. — Sind Spiritualismus und Christentum Gegensätze? — Die Lehren des Spiritualismus befriedigen gleich-

mäßig Verstand und Gemüt. — Die Wiedergeburt der Menschheit durch den Spiritualismus. — Anleitung zu spiritualistischen Sitzungen.

Diese Schrift wird sich offenbar wirksam zur Propaganda in denjenigen Kreisen, auf die sie berechnet ist, verwenden lassen. Sie ist gegen Einsendung von 10 Pf. in Postmarke für Porto gratis zu beziehen von Herrn Dr. B. Cyriax in Berlin SW., Nostizstraße 26. G. E.

Ein Wahrheitssucher im Reiche der Mystik.

Kuhlenbecks Studien.

Unter dem Titel: „Spaziergänge eines Wahrheitssuchers in das Reich der Mystik" hat Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck jüngst in einem Sammelbande seine Studien auf dem Gebiete des Übersinnlichen veröffentlicht.[1]) Unsere Leser finden in diesem Bande u. a. auch seine wertvollen Sphinx-Beiträge, das „Zweite Gesicht bei den Westfalen", die „Phantasmen Lebender und das Problem der Telepathie", die „Todtenuhr" und „Giordano Brunos Ansichten über Magie", sowie „über die Spannungen der Seele", außerdem aber auch manches andere, höchst Interessante, so einen Aufsatz über „Sterbeklänge", andere über die „Wünschelrute" (eine Wiedergabe des berühmten Falles Jacques Aymar, 1692), über „Die Traumkunst des Bischofs Synesios" und über die Philosophie Benekes und seines Schülers Dr. Raue, welche die Psychologie als Naturwissenschaft begründen und auf diese Weise alle mystischen oder okkulten Thatsachen erklärlich machen wollen. Nicht am wenigsten wertvoll ist auch die Einleitung über das Verhältnis der „Mystik" zur Wissenschaft.

Die Zusammenstellung dieser Studien, welche es gestattet, dieselben als ein Ganzes zu überblicken, gewinnt eben dadurch einen selbständigen Wert insofern sie uns ein Gesamtbild des Forschens und Denkens eines der ernstesten Mitarbeiters an unserer Bewegung bietet; und ebenso wertvoll wie interessant sind auch die positiven Resultate, welche sich aus den einzelnen Studien ergeben und sich im Zusammenhang des Ganzen gegenseitig stützen. Der Wert dieser Studien wird noch dadurch gesteigert, daß der Verfasser einer von jenen sehr wenigen ist, welche ganz auf dem äußersten „linken Flügel" unserer Bewegung stehen und doch keineswegs Materialisten, sondern im philosophischen Denken geschult und von hochstrebendem Idealismus erfüllt sind. Der letztere ist bei Dr. Kuhlenbeck sogar so gesteigert, daß dieser (S. 3) den Spiritismus als „materialistisch" verwirft.

Wir haben an diesen Studien kaum irgend etwas anderes auszusetzen als den Mißbrauch, welcher darin mit dem Worte „Mystik", getrieben wird. Doch ist dies ja ganz nebensächlich. Wir würden uns freuen, wenn wir alle wohlmeinenden Beiträge zur Unterstützung unserer Bewegung ebenso warm empfehlen könnten wie dieses Buch. H. S.

[1]) Unter dem Pseudonym seiner Vornamen Dr. jur. Wilhelm Ludwig bei Rauert & Rocco, Leipzig 1890, 257 Seiten, geh. 3 M., eleg. geb. 4,50 M.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

X, 56. August. 1890.

Aus dem Magazin für Erfahrungsseelenkunde.

Von

Max Dessoir.



Wohl wenige Abschnitte in der Geschichte der Philosophie sind einer so allgemeinen Mißachtung anheimgefallen wie die Epoche der sogenannten Aufklärungsphilosophie. Es ist, als ob die beiden Riesen, welche zu Anfang und Ende dieser Periode stehen, Leibniz und Kant, uns das Maß für die richtige Schätzung der Zwischenzeit aus den Händen winden, als ob der Blick, der auf solchen Hochgestalten geruht hat, sich an kleinere Dimensionen nicht gewöhnen könne, um auch diesen ihr Recht widerfahren zu lassen. Selbst die Erkenntnis, daß beide Denker, obwohl sie jene Übergangsperiode begrenzen, ihr dennoch in vielen Beziehungen zugehören, ist neueren Ursprungs, und es ist einerseits Kuno Fischers[1]), anderseits Kayserlings[2]) Verdienst, dies überzeugend nachgewiesen zu haben.

Indessen enthalten zweifelsohne die Schriften jener Tage eine Fülle von Anregungen für alle Zweige der Philosophie, insbesondere aber für die psychologische Disziplin. Es ist wahrhaft erstaunlich, mit welcher unermüdlichen Geduld die Aufklärer und ihre Gegner sich dem Studium des Seelenlebens widmeten, zumal wenn man bedenkt, daß ihnen nur zwei Hilfsmittel zur Verfügung standen: das historische Referat und die beliebte Selbstbeobachtung. Aber diese unbegreiflich genügsamen Menschen waren eben ganz verloren im Schauen und Forschen, beglückt durch den überströmenden Beifall einer mitfühlenden Gemeinde, glücklicher noch durch die Arbeit selbst. Ein starker Geist der Hoffnung belebt die Popularphilosophen: Alles werde vernünftig und mündig werden, nachdem das Menschenrätsel gelöst sei. Die treibende Kraft dieser großartigen Be-

---

[1]) „Geschichte der neueren Philosophie", Heidelberg und Mannheim, 1865, Bd. II, S. 797 ff.

[2]) „Moses Mendelssohn", Leipzig, 1862, S. 448.

wegung ist die Philosophie, deren intime Eindringlichkeit erst durch Christian Wolfs Verdeutschung möglich geworden war, und auf ihr wie auf dem Fundament der späteren geistigen Revolution beruht im Grunde unsere moderne gesellschaftliche Ordnung.

Unter solchen Umständen kann es nicht wunder nehmen, daß ein Teil der psychologischen Probleme, deren Erforschung die „Sphinx" gewidmet ist, schon damals auf das lebhafteste diskutiert wurde. Was indessen nur wenigen bekannt sein dürfte, ist die Thatsache, daß zu diesem Zweck sogar eine Zeitschrift gegründet wurde, welche den Sammelpunkt für Berichte aller Art bildete, das „Magazin für Erfahrungsseelenkunde". Schon in dem Namen und dessen Nebentitel *Γνῶθι σεαυτόν* drückt sich die Tendenz aus, empirisches Material zur Lösung der Seelenfrage herbeizubringen, ohne Rücksicht darauf, ob dasselbe den Vertretern der offiziellen Wissenschaft in den Kram paßt oder nicht. Und wenn man die stattlichen Bände durchblättert, findet man in der That sehr vieles, was heutzutage als okkultistisch bezeichnet werden würde.

Ein zweiter Grund dafür liegt in der Persönlichkeit des Herausgebers. Karl Philipp Moritz[1]) hing mit ganzer Seele an dem damals in voller Blüte befindlichen Pietismus und an den theosophischen Vorschriften der Baronin de la Mothe-Guyon. Dieser ihm von Jugend auf vertraute Mysticismus lehrte, der Wiedergeborene solle sich unaufhörlich mit Gott und seiner eigenen Unwürdigkeit beschäftigen, mit der Fackel der Gnade in die tiefsten Seelengründe hinableuchten und alles gegenüber der Selbstversenkung gering achten. Das befolgte Moritz um so lieber, als er seiner hysterischen Veranlagung gemäß sich überhaupt nur zu gern mit sich selbst beschäftigte und dabei fand er nun manche merkwürdige Innenvorgänge, die wir heute wohl als Autosuggestionen bezeichnen würden. Der dämonische Reiz des Geheimnisvollen hielt den Mann ganz gefangen; kein Wunder, daß er allen Berichten über seltsame psychologische Erlebnisse, Träume und Ahnungen willig einen Platz in der Zeitschrift gönnte, die das „Erkenne dich selbst" auf ihr Banner geschrieben hatte.

Ganz anders geartet erscheint der später als Mitherausgeber hinzutretende jüdische Philosoph Salomon Maimon. Maimon war eine scharf kritische Natur, dessen ursprüngliche Begabung durch unausgesetzte Talmudstudien schließlich jenen haarspaltenden Scharfsinn erlangte, der zur Skepsis führen muß; Zeugnis dafür legen seine „Revision des Magazins" und die Aufsätze über Täuschung und Selbsttäuschung ab. Aber diese Skepsis läßt doch noch die Möglichkeit „übersinnlicher Benachrichtigung" (Telepathie) und zeitlichen Hellsehens zu und bezieht sich nur, und da mit vollem Recht, auf die mangelnde Glaubwürdigkeit und Genauigkeit der meisten Berichte. Der Umstand, daß im „Magazin" abnorme Erscheinungen meist von Laien geschildert und beurteilt werden, daß ferner

[1]) Vgl. Dessoir, „Karl Philipp Moritz als Ästhetiker". Berlin, C. Duncker, 1889. S. 30 ff. u. S. 55 ff. Vgl. auch Julian Schmidt, „Geschichte des geistigen Lebens" u. s. w. 1862, I, 649 ff.

aus den mitgeteilten Thatsachen vorschnelle und oft sichtlich falsche Schlüsse gezogen werden, schwächt den sachlichen Wert erheblich ab. Carus[1]) sagt mit Recht von jener Zeitschrift: „Der größte Teil enthält weit weniger Beiträge zur Seelenwissenschaft als zur Seelengeschichte und darunter viele, entweder bekannte oder nicht begründete, in Rücksicht ihrer Glaubwürdigkeit oft sogar verdächtige Beobachtungen, deren Urheber meist ungenannt oder unbezeichnet blieben. Vieles wäre noch merkwürdiger — wenn es wahr wäre. Andere Fakta können wahr sein, allein sie sind nicht vollständig, nicht detailliert genug erzählt, noch weniger hinreichend erklärt. Auch ist noch zu sehr auf die bloß sonderbaren Erscheinungen geachtet und, da die vielfältige Täuschung bei Visionen, das Fehlschlagen der Ahnungen nicht genug gezeigt wurde, dadurch sogar nicht selten ein ganz unpsychologischer Wunderglaube mehr genährt als aufgehoben worden."

Ich will nun, um dem Leser ein Bild von dem jedenfalls sehr denkwürdigen „Magazin" zu geben, zunächst die interessantesten und genauesten Berichte zusammenstellen und dann anfügen, was sich von Erklärungsversuchen in den zehn Bänden (1783—1793) findet. Ich beginne mit einem Erlebnis Salomon Maimons (X, 7 ff.):

„Im Jahre . . . war ich Hofmeister bei einem Pächter in P., bei dem ich sowohl wegen der damaligen Hungersnot in P. als besonders wegen des armseligen Zustandes dieses Mannes und der Ungelehrigkeit meiner Schüler viel auszustehen hatte. Dazu kam noch einst, daß ich einige Tage nacheinander außerordentliche Zahnschmerzen leiden mußte. In diesem Zustand der Betrübnis und der Schmerzen schlief ich eines Abends auf meinem harten Lager ein. Es träumte mir, daß ich, ohne zu wissen wie, im himmlischen Jerusalem angelangt sei. Ein alter ehrwürdiger Herr empfing mich am Thor sehr liebreich, führte mich nach dem Tempel des Herrn, um mir alle Merkwürdigkeiten darin zu zeigen. Ich kam in einen großen Saal, worin ich einen Bücherschrank fand. Ich griff also meiner Gewohnheit nach nach einem Buch, um es zu besehen. Sobald ich es aufmachte, fand ich gleich auf dem Titelblatt den Titel eines mir dem Namen nach schon längst bekannten kabbalistischen Buches, und darunter den Namen Jehova mit großen Lettern. Ich blätterte darin weiter und fand überall heilige Namen und Stellen aus der Bibel nach kabbalistischer Art erklärt.

Dieses versetzte mich in einen Gemütszustand, der aus Erstaunen, Ehrfurcht und Freude zusammengesetzt war. Ich hatte darauf noch mehr Szenen dieser Art, konnte mich aber beim Aufwachen derselben nicht erinnern. Sobald als ich aus diesem Schlafe erwacht war, kamen meine Schüler (die in einem entfernten Zimmer geschlafen hatten) zu mir, schaueten mich (wider ihre Gewohnheit) mit der größten Aufmerksamkeit an, und schienen über meinen Anblick in Verwunderung zu geraten. Ich fragte sie nach der Ursache ihres seltsamen Benehmens, konnte aber anfangs von

[1]) „Geschichte der Psychologie", S. 686.

ihnen nichts herausbringen. Da ich aber weiter in sie drang, so sagten sie mir: ihr Bruder, der Pächter des nächsten Dorfes, sei gestern hier (wie er öfters zu thun pflegte) zum Besuche gekommen (er schlief des Nachts in einer Heuscheune, die sowohl von der Wohnstube als von meiner Studierstube, wo ich geschlafen hatte, entfernt war) und habe ihnen allen einen sonderbaren Traum erzählt, den er diese Nacht gehabt hätte und der hauptsächlich mich anginge. Es kam ihm nämlich vor, als sähen sie mich alle nach dem himmlischen Jerusalem zugehen. Ein alter ehrwürdiger Greis kam mir am Thor entgegen, führte mich herein und stieß sie, indem sie mir nachfolgen wollten, zurück. Sie blieben vor dem Thor stehen, um meine Rückkunft abzuwarten, endlich kam ich wieder heraus, meine Gestalt war sehr ehrwürdig, mein Angesicht leuchtete wie das Angesicht Mosis, da er die zwei Tafeln empfing. Sie fürchteten, sich mir zu nähern, und waren in der größten Verlegenheit, wie sie mit mir in der Zukunft umgehen sollten. Dieses, sagten meine Schüler ferner, war die Ursache, warum wir Sie mit einer solchen Aufmerksamkeit ansahen, und über Ihren Anblick unsere Verwunderung äußerten. Bald darauf kam auch der träumende Bruder und bekräftigte dieses alles aufs neue. Seit der Zeit bin ich auch in diesem Hause ganz anders als vorher behandelt worden."

Angenommen, der Vorfall ließe sich nicht auf zufälliges Zusammentreffen oder eine durch Erinnerungstäuschung hervorgerufene Scheinähnlichkeit zurückführen, so hätten wir es hier mit einem Beispiel unbestimmter Telepathie im Traum zu thun. Analog ließe sich die folgende Anekdote erklären (IV, 2, S. 18—22), die ich in abgekürzter Form wiedergebe.

„Eine Ehefrau, die sehr glücklich mit ihrem Manne lebte, wurde durch eine Reise, die dieser vornehmen mußte, auf einige Zeit von demselben getrennt. Sie tröstete sich während dieser Zeit mit den von ihrem Manne erhaltenen Briefen, und als sie einmal über der Lesung eines solchen Briefes einschlief, worin ihr Mann sie seines Wohlbefindens versicherte, wachte sie auf einmal mit einem kreischenden Geschrei auf. „Mein Mann ist dahin," sagte sie zu den Umstehenden, „ich habe ihn eben sterben gesehen. Er war an einer Wasserquelle, um welche einige Bäume herumstanden, sein Gesicht war totenblaß; ein Offizier in einem blauen Kleide bemühte sich, das Blut zu stillen, das aus einer großen Wunde an seiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus seinem Hute zu trinken" u. s. w. Man gab sich alle Mühe sie zu beruhigen. Aber als sie wieder eingeschlafen war, wurde sie durch den nämlichen Traum abermals erweckt, an der Wahrheit dessen Inhalts sie nun nicht mehr zweifelte. Sie verfiel darauf in heftiges Fieber und Verrückung, und während der Zeit ihrer Krankheit kam wirklich die Nachricht ein, daß ihr Gemahl unterwegs getötet worden sei.

Einige Monate nachher ging sie zur Messe. Nachdem diese geendigt war, fiel ihr plötzlich ein fremder Kavalier in die Augen, worauf sie ein großes Geschrei erhub und in Ohnmacht sank. Nachdem sie wieder zu sich gebracht worden war, sagte sie, sie habe diesen Kavalier für eben

denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer ihres Mannes angehört hat. Darauf wurde dieser befragt, und es fand sich alles mit ihrem Traume übereinstimmend."

Trotz mancher augenfälligen Schwächen ist der Bericht beachtenswert. Dasselbe gilt von einem anderen, der hier nur erwähnt werden kann (VIII, 1, S. 50 ff.). Es handelt sich um einen Knaben, der an hystero-epileptischen Anfällen und natürlichem Somnambulismus gelitten zu haben scheint. „Zur Zeit des siebenjährigen Krieges lag er einst des Morgens auf seinem Bette halb schlummernd, und sahe alle die Umstände einer Schlacht mit der größten Genauigkeit, welche sich nachher auch bestätigten. Das geschah mehreremale."

Am zahlreichsten sind in dem „Magazin" Berichte über zeitliches Hellsehen vertreten. Ich gebe einige Proben in der nötigen Verkürzung.

„Ein Soldat, der sich sonst gut aufgeführt hatte, bekam auf einmal ein Ahndungsgefühl, das ihn veranlaßte, um Urlaub anzuhalten, um seine Mutter, die sich außer dem Orte, wo er zu Garnison lag, befand, aufs schleunigste zu besuchen. Da es nun kurz vor der Revue war, und also dieses Gesuch ihm abgeschlagen werden mußte, sagte er, daß wenn man es ihm nicht gutwillig zugestehe, er es mit Gewalt durchsetzen wolle. Man achtete auf seine Drohung nicht. Gegen Mitternacht unterdes unternahm dieser Mensch seine Desertion wirklich. Weder Wälle noch Graben, noch die vielen Schildwachen, die damals wegen der häufigen Desertionen scharfe Patronen gehabt haben sollen, konnten ihn abschrecken.

Er lief sozusagen in einem Atem nach Hause, wo er erst gegen Tag ankam. Hier fand er ganz wider Vermuten die Hausthür offen, und als er oben in die Stube trat, waren zwei Spitzbuben beschäftigt, seine Mutter zu knebeln. Bei seinem Anblick ergriffen sie die Flucht und ließen die bereits zusammengepackten Sachen zurück. Nachdem er auf diese Weise seine Mutter von der ihr drohenden Gefahr gerettet hatte, fand er sich wieder von selbst beim Regimente ein, wo er wegen des sonderbaren Zufalls mit einer gelinden Strafe davon kam."

Etwas Ähnliches aus eigener Erfahrung berichtet K. H. Jördens, Lehrer am Schindlerschen Waisenhaus zu Berlin, im ersten Stück des ersten Bandes. — Das folgende Ereignis wird im sechsten Bande berichtet.

„Ein Student wollte nach H . . reiten. Die Nacht vorher träumte ihm, daß er die Gegend bei der S . . . Fähre erblickte und von einem Jäger durch den Kopf geschossen würde. Als er nachher wirklich an die Fähre kam, erzählte er seinen Begleitern den Traum, die aber darauf nicht achteten. Sie kamen glücklich hinüber, gelangten nach H . . ., wo sie sich einige Tage aufhielten. — Sie kehrten zurück und mußten wieder über die Fähre. Der Student blieb zu Pferde sitzen, und hinter ihm stieg ein Jäger mit einer Flinte hinein. Dieser sah eine Elster übers Wasser fliegen und wollte sie im Fluge schließen. Der Student, dessen Pferd etwas schüchtern war, wollte erst absteigen. Jener aber schoß zu, und zugleich sprang des Studenten Pferd in den Fluß hinein, so daß er kaum mit vieler Mühe gerettet wurde."

Fast ebenso häufig wie die möglicherweise durch zeitliches Hellsehen zu erklärenden Ereignisse finden sich in unserer Zeitschrift Beispiele für die Macht der Autosuggestion. Da wird von einem jungen Mann erzählt, der durch böswillige Neckereien so in den Gedanken baldigen Todes hineingejagt wurde, daß er in der That krank wurde und starb, ohne daß irgend welche organische Ursachen festgestellt werden konnten. Ein anderer, ein Prediger, kündigte mehrere Jahre vorher seinen Freunden seinen Tod an, obwohl er ganz gesund war, hielt kurz vorher eine Abschiedsrede an die Gemeinde und starb endlich wirklich um die vorhergesagte Zeit. Ähnliches berichtet Prof. Meier in Halle von einem seiner Zuhörer. Ein geradezu klassisches Beispiel für die Macht der Einbildungskraft ist der folgende auf einer Illusion oder Hallucination beruhende Vorfall (II, 2, S. 14).

„Eine Magd aus einem Dorfe wurde nach einem eine kleine Stunde davon entlegenen Orte geschickt, um Fleisch einzukaufen. Sie verrichtete ihren Auftrag und trat den Rückweg gesund an. Auf einmal kam es ihr vor, als ob es gewaltig hinter ihr rausche, wie das Rauschen vieler Wagen, und mitten in demselben Geräusch tritt ein kleines graues Männchen in Kindesgröße neben sie, und fordert von ihr, daß sie mit ihm gehen solle. Sie antwortet nichts und geht ihren Weg fort. Die kleine Figur verfolgte sie mit seiner Aufforderung beständig, bis sie in den Hof ihrer Herrschaft anlangte, und als der Kutscher sie fragte, wo sie gewesen sei, erhielt er von ihr die gehörige Antwort. Er sieht ihren kleinen Begleiter nicht, sie aber sieht ihn und hört noch an der Schloßbrücke zum letztenmale seine Aufforderung mitzugehen und, da sie sich noch immer weigerte, die Drohung, daß sie vier Tage blind und stumm sein sollte. Damit geht das Männchen seiner Wege.

Die Magd eilt aufs Schloß in ihr Schlafgemach, wirft sich aufs Bett und kann Mund und Augen nicht mehr öffnen. Sie wird da aufgesucht. Man weiß nicht, was ihr begegnet. Sie verstand alles, was mit ihr geredet wurde und suchte besonders ihre lamentierende Mutter durch Zeichen zu beruhigen, konnte aber nicht sprechen. Man wandte alle nur erdenklichen Mittel zu ihrer Wiederherstellung an. Aber ohne Erfolg. Nach Verlauf von vier Tagen aber steht sie wieder auf, ist gesund, sieht und spricht wie zuvor und erzählt ihre Begebenheit selbst."

Vielfach werden uns auch Anfälle von natürlichem Somnambulismus in ihren Folgen für Gesundheit und Seelenleben geschildert, so in exquisiter Form von einem Seiler (VII, 1, S. 85 ff.). Ich hebe ein Beispiel heraus, das wegen seiner deutlichen Ausprägung eines alternierenden Bewußtseins besonderes Interesse erwecken dürfte (II, 1, S. 69).

„Ein Knabe von etwa neun Jahren verfiel, nachdem er von einer überstandenen Nervenkrankheit genesen war, in eine Art von Schlafsucht, so daß er auch bei Tage, er mochte stehen oder sitzen, unversehens einschlief und überhaupt weit mehr Zeit schlafend als wachend zubrachte. Man konnte mit ihm im Schlafe sprechen, und ob er gleich die Augen zu hatte (?!), so nannte er doch auf Befragen die Sachen, die man ihm

vorhielt. Bei seinem Erwachen wußte er von dem allen nichts, was man mit ihm im Schlafe gesprochen hatte. Man konnte aber mit ihm von anderen Sachen sprechen, bald schlief er wieder ein, und dann konnte man den Faden der Unterredung, die man vorher im Schlafe mit ihm geführt, fortsetzen. Erwachte er wieder, so wußte er abermals nichts vom Gespräche im Schlafe, sondern nur von dem, was man vorher im Wachen mit ihm gesprochen hatte; und es wechselte mit ihm darin ab, so daß es schien, als habe er zwei von einander unabhängige Seelen; eine für den Schlaf und eine für den Zustand des Wachens. Dieser Zustand dauerte ein Jahr. Nach Verlauf eines Jahres ließ sich wiederum die Nervenkrankheit spüren, wovon er aber durch einen gewaltigen Schreck völlig hergestellt wurde."

Als Illustration für die „dramatische Spaltung der Seele im Traum" mag nachstehende Anekdote die Reihe der Citate beschließen. Ihre Analogie mit Daniels prophetischem Traum (Daniel VII, 15 ff.) hebt Maimon richtig hervor. „Einem Knaben träumte einstmals, er befände sich in der lateinischen Klasse. Der Lehrer warf eine Frage über den Sinn einer lateinischen Phrasis auf. Die Frage wurde diesem Knaben, der gerade der Erste in der Reihe war, zuerst vorgelegt. Er konnte bei aller Mühe, die er sich deswegen gab, sie nicht beantworten. Die Frage wurde also dem Folgenden vorgelegt, der sogleich den Sinn der Phrasis deutlich auseinandersetzte." —

Der Leser entsinnt sich noch des Berichtes Maimons von einer selbst erlebten Fernwirkung im Schlafe. An ihn knüpft Maimon eine theoretische Erörterung von hohem Interesse an; sie enthält einen Gedankengang, der von den Neuplatonikern an bis in die neueste Zeit hinein des öftern zur Erklärung nichtsinnlicher Verbindung unter den Menschen verwertet worden ist. Salomon Maimon schreibt (X, 1, 10): „Alle menschlichen Seelen sind gleichsam verschiedene Ausflüsse aus einerlei Quelle, sie mögen daher in ihrem gegenwärtigen Zustande voneinander noch so sehr entfernt sein, so kommunizieren sie doch in ihrem Ursprunge miteinander; diese Kommunikation ist aber zwischen einigen Seelen mehr, zwischen anderen weniger, nach dem Grade ihrer Ähnlichkeit untereinander. Die Wirkung dieser Kommunikation wird aber hauptsächlich im Schlafe, da die Seelen zu ihrem Ursprunge zurückkehren und folglich unmittelbar einander anschauen. Daher konnte dieser Mann im Traume sehen alles, was mit mir zur Zeit vorging. Wenn ich jetzt diese Sache reiflich überlege, so muß ich gestehen, daß, alle schwärmerischen Vorstellungen abgerechnet, in der Sache weit mehr stecken muß, als wovon unsre bisherige Psychologie Rechenschaft geben kann."

Sehr energisch nimmt Maimon teil an der Diskussion über das Ahnungsvermögen. Alle Standpunkte, vom ärgsten Aberglauben bis zum hirnlosesten Zufallsgefasel, finden sich im „Magazin" vertreten. Die ganze durch alle zehn Bände sich hindurch ziehende Debatte wird übrigens erst dann recht verständlich, wenn man sich die damals herrschende Grundanschauung der Psychologie vergegenwärtigt. Aus der unglückseligen aristo-

telischen Vierteilung des Seelenlebens in obere und untere, theoretische und praktische Seiten waren im Verlauf des Mittelalters Schubkästen geworden, in die Wolf und seine Schüler eine ganze Masse sogenannter „Vermögen" hineinpackten. So sprach man von dem Verstandesvermögen, dem Erinnerungsvermögen und auch dem Ahnungsvermögen als von gesonderten Fähigkeiten der menschlichen Seele, die bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger ausgebildet sein können. Es fragt sich also für jene Zeit: giebt es eine vis divinatoria oder nicht? während für die moderne Kausal-Auffassung das Problem ganz anders gestellt werden muß.

Nun einige Proben aus den Verhandlungen. Der treffliche Gökingk bejaht die Frage und giebt eine Erklärung, die auf der Annahme Leibnizscher petites perceptions beruht und sich der heutigen Jägerschen Theorie nähert. Er bemerkt in Anknüpfung an einige Fälle seiner eigenen Erfahrung (II, 3, S. 119): „Ich habe von Natur einen so feinen Geruch, daß selbst der mehr als zwanzigjährige häufigste Gebrauch des Schnupftabaks die Geruchnerven nicht ganz hat verderben können; denn ich finde, daß ich ein einziges Veilchen noch immer in einer Entfernung wittere, worin es auf den Geruch nur weniger Personen Eindruck macht. Ich kann freilich nicht sagen, daß ich die geringste Empfindung durch die Nerven des Geruchs gehabt hätte, der ich mich deutlich bewußt gewesen wäre, wenn ich die Nähe einer Person ahndete. Aber da diese Ahndung sich nur selten in einem Zimmer, öfter aber in freier Luft, bei mir geregt hat, so wird es mir wahrscheinlicher, daß ich dergleichen sinnliche Eindrücke, ohne mein Wissen, empfangen habe."

Maimon billigt einen solchen Versuch physikalischer Erklärung und wendet sich mit Entschiedenheit gegen diejenigen, welche alles durch das Wort „Zufall" abgethan zu haben wähnen. Im letzten Bande des „Magazins" (X, 3, S. 59) bemerkt er hierzu: „Daß z. B. ein Mensch von melancholischem Temperament leicht auf traurige Ahndungen verfällt, ist sehr natürlich. Es ist aber hier die Frage nicht, wie der Mensch auf solche Gedanken verfällt? sondern wie es kommt, daß die Naturbegebenheiten, die nach notwendigen Gesetzen folgen und keineswegs von dem Temperament dieses Menschen abhängen können, mit seinen melancholischen Gedanken zutreffen? Treffen also diese beständig zu, wie man in diesem Magazin Beispiele genug davon antrifft, so ist dieses nicht mehr eine Wirkung des Zufalls. — Es wäre freilich übereilt, deswegen ein Ahndungsvermögen anzunehmen. Nur alsdann wird ein neues Vermögen angenommen, wenn eine besondere Wirkungsart, nach besonderen Gesetzen, entdeckt wird. Die Ahndungsgesetze sind noch unbekannt. Wir wissen noch nicht, von welcher Beschaffenheit die Personen, die Ahndungen haben, und in welchem Verhältnis sie mit den anderen, von denen sie Ahndungen haben, sein müssen?[1]) Die Behauptung eines Ahndungsvermögens will für jetzt nichts mehr sagen als: Es giebt unbezweifelte Fakta von Personen, deren Ahndungen genau eintreffen."

[1]) Hier fließen die modernen Begriffe Telepathie und Hellsehen zusammen. M. D.

Ein als Philantrop bekannter Schriftsteller, Pockels[1]), spricht sich im 5. Bande mit teilweise beachtenswerten Gründen gegen die Ahnungen aus. Ich gebe mit kurzen Worten seine Bemerkungen und die im 10. Bande von Maimon angefügten Entgegnungen wieder.

1. Das Ahnungsgefühl streitet mit der natürlichen Entstehungsart unserer Empfindungen und Vorstellungen und hebt die Kontinuität unseres Erkenntnisvermögens durch äußerlich eingeschobene Ideen auf. (P.) — Daß ein solches Ahnungsgefühl nach unsern bisherigen Einsichten in die Natur der Seele aus den bekannten Gesetzen unsers Erkenntnisvermögens unerklärbar ist, hat allerdings seine Richtigkeit. Woher aber können wir mit Gewißheit behaupten, daß es damit streitet? Es kann mehrere Wirkungsarten der Seele geben, die sich nur unter gewissen Umständen äußern, und die mit den uns bekannten Wirkungsarten in einem natürlichen Verhältnisse stehen. (M.)

2. Es wird dieses Vermögen bei unzähligen Menschen gar nicht bemerkt; am wenigsten aber bei aufgeklärten und vorurteilsfreien Menschen, auch würde ein solches Vermögen mehr zu unserer Qual als zu unserer Glückseligkeit beitragen. (P.) Da dieses Vermögen sich nur bei sehr wenigen äußert, so stört es bloß die Glückseligkeit dieser wenigen. Überhaupt beweist ein teleologischer Grund nichts gegen die Möglichkeit der Sache an sich. (M.)

3. Die meisten Ahnungen lassen sich sehr natürlich erklären. Folgende Punkte müssen stets im Auge behalten werden. a) Hat die Person, deren Ahnungen eingetroffen sind, auf keine Art und Weise ihr Unglück durch vorhergegangene und gegenwärtige Umstände oder auch Gemütslagen vermuten können; hat insbesondere in Absicht der letzteren die Seele nicht die dunkle Vorstellung eines Unglücks repetiert, das sich schon einmal mit der Person zutrug und sich in einer gewissen Zeitfolge wieder zutragen konnte oder mußte? b) Was trug Melancholie, Einbildung, Hypochondrie dazu bei, sich erst ein Übel überhaupt möglich zu denken und hinterher sich ein bevorstehendes Übel insbesondere vorzustellen? c) Wurde nicht manchmal eine hypochondrische Grille, die eintreffen aber auch nicht eintreffen konnte, hinterher durch eine zu lebhafte Einbildung wahr? wie es mehrere Beispiele giebt, daß Leute, die sich den und den Tag oder Monat zu sterben einbildeten, um die nämliche Zeit wirklich starben und ein Opfer ihrer angestrengten Phantasie wurden. d) Trägt mancher nicht oft, wenn die Ahnung schon erfüllt ist, in ihr dunkles Vorgefühl durch die Imagination eine Deutlichkeit hinüber, die vorher nicht mit jenem Vorgefühl verbunden war, oder um mich deutlicher auszudrücken, bildet man sich nicht oft nach einem Unglück ein, eine bestimmte Ahnung davon gehabt zu haben, die vorher sehr unbestimmt war? e) Welchen nahen oder fernen Einfluß hat der Zufall auf die Erfüllung einer Ahnung gehabt? (P.) — Trotz aller

[1]) Die zuverlässigsten Angaben über sein Leben und Wirken finden sich in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" Bd. XXVI, S. 338. Die biographischen Notizen bei Schiller („Braunschweigs schöne Litteratur" S. 129 ff.) sind nicht ohne Lücken und Fehler.

dieser Fehlerquellen giebt es Berichte von Thatsachen, an deren Glaubwürdigkeit und Genauigkeit nicht gezweifelt werden kann. (M.)

Derselbe Pockels unterzieht die im „Magazin" aufgespeicherten Berichte über Vorhersehungen u. dgl. m. auch im einzelnen einer sehr scharfsinnigen Kritik, die natürlich hier nicht wiederholt, sondern nur ihrer methodologischen Bedeutung wegen mit Nachdruck hervorgehoben werden kann. Aber die übrigen Mitarbeiter und unter ihnen kritische Köpfe ersten Ranges neigen eher der Ansicht eines seltenen, bisher unerklärten übersinnlichen Vermögens als der aufklärerischen Tendenz eines Pockels und Gökingk zu. Für uns besitzen gerade diese theoretischen Erörterungen einen hohen Wert, denn ihr Inhalt ist ein bleibender. Hundertjährige Anekdoten können wohl interessieren und anregen, liefern jedoch keinen wissenschaftlichen Ertrag; systematische und methodologische Untersuchungen aber bleiben länger jung.

Erkenne dich selbst!

Von

Menetos.



Es forscht das Herz zu allen Zeiten
Gleichwie im ahnungsvollen Traum;
Die irrenden Gedanken gleiten
Hin durch den ungemess'nen Raum.

Daß nichts zu deinem Glücke fehle,
Blick' nicht zum Äther himmelweit;
Erkenne, daß in deiner Seele
Verborgen deine Seligkeit!

Befreit von dieser Erde Thränen
Wärst du sogleich zu dieser Frist,
Und ließest ab von allem Sehnen,
O wüßtest du nur, wer du bist!

6. Juli 1890.



Amerikanischer Spiritualismus.

Von

Ludwig Deinhard.



Henry Lacroix, der Pariser Korrespondent des „Banner of Light", sagt in seinem Buche „Mes expériences avec les esprits" (im allgemeinen einem wahren Muster-Exemplar von oberflächlicher Kritiklosigkeit) über Boston folgendes: „Boston, einst die bigotteste Stadt der Vereinigten Staaten, ist seit einer Reihe von Jahren das Hauptquartier des Spiritualismus. Es besitzt einen spiritualistischen Tempel, der 300000 Dollars (1275000 Mark) kostete, außerdem eine Menge bescheidenerer Versammlungs-Lokalitäten." — Das Hauptorgan des amerikanischen Spiritualismus ist das soeben erwähnte, älteste Fachblatt „Banner of Light". Herausgeber desselben ist die Verlagsfirma von Colby und Rich. Dieses Wochenblatt besteht seit über 30 Jahren und ist besonders interessant durch seine Spirit-Messages (Geister-Botschaften), welche in jeder Nummer die 6. Seite füllen, und seine zahlreichen Anzeigen von Medien aller Art, Hellsehern, magnetischen Heilmethoden u. s. w. Man kann in der That dort die Anmeldungen von Medien, die doch bei uns in tiefster Verborgenheit zu halten sich gezwungen sehen, in ähnlicher Weise und Anzahl finden, wie in unsern Tageszeitungen diejenigen der Kindermädchen. — Außerdem enthält das Banner of Light eine Menge Korrespondenzen über die zahlreichen spiritistischen Sitzungen, welche in den Vereinigten Staaten überall fortwährend stattfinden, namentlich den Sommer über, in den sogenannten Camp-meetings.

Über das Gebäude des „Banner of Light" sagt Lacroix folgendes: „Im ersten Stock ist ein großer Raum, in welchem die Besucher lesen, schreiben und sich unterhalten können. Zur Seite befindet sich ein hübscher Konferenzsaal, in welchem sich in der Woche zweimal nachmittags um 3 Uhr eine zahlreiche Versammlung einfindet zur Teilnahme an den dort stattfindenden frei zugänglichen Sitzungen. Als Medien wurden dort von jeher solche weiblichen Geschlechtes verwendet — gegenwärtig Frau M. T. Shelhammer-Longley und Frau B. F. Smith. Dieselben sind für das ganze Jahr engagiert. Um 3 Uhr werden die Thüren abgeschlossen und niemand mehr zugelassen. Das Medium nimmt auf einem breiten Podium seinen Sitz ein, rechts von ihm der Präsident, links der offizielle Stenograph. Auf dem Tische sind lebende Blumen in reichster Menge.

Das Medium wird von den Spirits in kurzer Zeit eingeschläfert; es erfolgt eine Spirit-Invocation — eine Anrufung der höchsten Geister um Hilfe und Schutz, um Erleuchtung und Belehrung. Diese Anrufung geschieht vermutlich durch den Mund des Präsidenten, worauf durch das Medium die Beantwortung der Fragen beginnt, welche beim Bureau des Banner of Light eingelaufen sind, und die der Vorsitzende verliest." Die Herausgeber des Banner bitten übrigens in einer Notiz am Kopf der Seite 6 in jeder Nummer den Leser, diesen Geisterbelehrungen gegenüber seine eigene Vernunft walten zu lassen, d. h. sich kritisch zu verhalten. Es sind Ansichten und Meinungen von intelligenten Wesen, die auf sehr verschiedener Entwicklungsstufe stehen. Deshalb ist Vorsicht und Kritik unumgänglich. Wir werden eine der interessantesten Fragen und Antworten gleich wörtlich mitteilen. Zuvor noch einiges Allgemeine über den Verlauf jener Sitzungen.

Diese Antworten erteilt das Medium Frau Shelhammer an Dienstag-Nachmittagen. An Freitag-Nachmittagen giebt, nach einer wörtlichen Notiz der Banner-Herausgeber, das ausgezeichnete Beweismedium Frau Smith unter dem Einfluß ihrer Führer dekarnierten, d. h. entkörperten Individuen Gelegenheit, ihren irdischen Freunden einige Worte der Liebe — ich übersetze wörtlich — zukommen zu lassen. Wir werden auch ein bemerkenswertes Beispiel eines derartigen Geistergrußes hier anfügen, eines solchen, welcher — wie naturgemäß die meisten — an abwesende Verwandte gerichtet ist. Die Herausgeber des Banner fordern beständig ihre Leser auf, diese in ihrer Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Geister-Botschaften womöglich durch kritische Nachforschungen zu beglaubigen. Wir werden auch ein Beispiel einer derartigen Beglaubigung bringen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen nun zu den Beispielen.

Von New York war folgende, die Wiederverkörperungslehre betreffende Frage eingesandt worden[1]): „Habt ihr in der Geisterwelt jemals einen Geist gesehen, welcher reinkarniert war, oder der, mit andern Worten, in dieser unserer irdischen Welt zwei verschiedene Körper bewohnt hätte und demnach als zwei zeitlich und räumlich bestimmte Individuen bekannt gewesen wäre? Oder seid ihr einem Spirit begegnet, welcher ein derartiges Wesen gesehen hat?"

Antwort: „„Wir werden vielleicht Ihrem Korrespondenten und noch vielen anderen einen Schrecken einjagen, wenn wir diese Fragen bejahen. Aber wir müssen es dennoch erklären. Wir haben nicht bloß einen, sondern eine große Menge intelligenter menschlicher Geister gesehen, welche behaupten — und wir glauben auch, daß es sich so verhält —, in mehr als einer menschlichen Form auf diesem Planeten inkarniert gewesen zu sein, von ihrem Leben in andern Welten gar nicht zu reden. — „Wenn sich dies so verhält" — wird nun Ihr Korrespondent fragen —, „wer ist denn aber schließlich der Spirit in der Geisterwelt? Ist es Thomas Jones, oder William Smith, oder vielleicht Francis Brown, wenn der Betreffende

[1]) „Banner of Light", Vol. LXV, Nr. 25, Boston, 31. August 1889, S. 6.

auf Erden bei seinen verschiedenen Verkörperungen unter diesen verschiedenen Namen bekannt war?" Darauf möchten wir die Antwort erteilen, daß in der eigentlichen Geisterwelt, jener großen, wunderbaren jenseits dieses Planeten und seiner materiellen Verhältnisse liegenden Welt, der Geist nicht unter einem jener Namen, welche er auf Erden trug, bekannt ist; er trägt vielmehr ein geistiges Erkennungszeichen, welches nur ihm angehört, welches nur auf ihn paßt. Wir können euch diese Namen hier nicht nennen, da ihr sie weder verstehen noch begreifen könntet, inwiefern sie für die Geister passen, welche dieselben tragen; dies hat somit auf unsere Frage keinerlei Bezug. Das geistige Wesen ist immer das gleiche, und dieses ist es, welches in der Geisterwelt lebt, sich regt, atmet und wirkt. Die organische Hülle hat keinen Anteil an der großen jenseitigen Lebensentfaltung; es ist deshalb gleichgültig, ob diese organische Form unter dem Namen Thomas Jones oder William Smith bekannt war, da ihre Zeit und ihre Arbeitsleistung, die der Erde angehörte, abgelaufen und beendet ist.""

„„Aber" — werdet ihr sagen — „wenn der Geist verschiedene Inkarnationen durchlaufen hat, wer sind dann seine Verwandten? Wer wird im Jenseits ihn als alten Freund wiederfinden können, wenn er bereits verschiedene Erfahrungsstufen durchlaufen oder in eine andere Welt vorangegangen ist?" Diejenigen, welche dem Geist wirklich zugehören, seine geistigen Verwandten, werden als solche auch in jener Welt gelten. Es giebt auf Erden Verwandtschaften, die das geistige Wesen unberührt lassen; sie sind kalt und greifen nicht ein in das eigentliche innere Leben des Individuums. Wir treffen manchmal selbst in einer Familie Brüder so verschiedenartiger Natur, daß sie gar nichts Gemeinschaftliches zu haben scheinen; es besteht keine Sympathie der Seelen zwischen denselben; und selbst, wenn sie für lange Zeit getrennt sind, haben sie keinerlei Verlangen nach einander; jeder will nur seinen eigenen Weg verfolgen, seiner besonderen Arbeit nachgehen, unbekümmert um das Schicksal des andern. Dieses sind dann keine Brüder im geistigen Sinne, es besteht keine eigentliche Verwandtschaft zwischen denselben, und sie werden auch keine solche in der andern Welt beanspruchen. Jeder von ihnen wird gleichwohl im Jenseits Verwandte und geistige Freunde finden, mit denen er als mit solchen verkehren kann und die ihm teuer sein werden.""

„„Wir dürfen nicht vergessen, daß es der Geist, das innere Wesen ist, welches unsterblich lebt, und daß diese irdischen Körper, auf welchen unsere Blicke haften, weiter nichts als die Behausungen vorstellen, welche für einige Zeit bewohnt, den Zwecken des Geistes dienen und schließlich, der Auflösung preisgegeben, der Natur und ihrer ewigen Verjüngungsarbeit anheimfallen.""

„„Diese Frage der Wiederverkörperung wird jedoch nicht verstanden und kann gegenwärtig gar nicht begriffen werden. Die Menschheit ist nicht entwickelt genug, um sie mit Nutzen erfassen, mit ihrer Gedankenwelt in Einklang setzen zu können. Da und dort findet sich vielleicht einer, der gerade in dieser Frage eine große Wahrheit zu entdecken und der voll-

ständig zu begreifen vermag, daß der Geist, dieses unsterbliche Wesen, mag er sich auch ins Über-Endlose steigern, gleichwohl immer derselbe bleibt, immer gewissen Anziehungen unentwegt folgen muß, die ihn zu seinesgleichen führen.""

„„Wir geben dies als unsere eigenen Ideen. Dieselben haben mit dem geistigen Wesen des Mediums, dessen wir uns bedienen, oder irgend einer andern Person nichts zu thun. Wir sagen, daß wir Spirits begegneten, die mehr als einmal verkörpert gewesen sind. Es ist dies eine Mitteilung von Geistern, welche wissen, was sie sagen. Diejenigen, welche zu euch kommen und sagen, sie hätten niemals einen solchen Geist gesehen oder gesprochen, geben eben dann nur ihre Kenntnis zum besten. Es ist dies nur ein negativer Beweis, der die Existenz eines Gesetzes nicht in Frage stellt, welches, mag es noch so fremdartig erscheinen, von der Weisheit unendlicher Intelligenz in weiser und nützlicher Absicht aufgestellt worden sein muß."" —

Soweit diese Geister-Antwort. — Der ziemlich verbreitete Glaube, daß der amerikanische Spiritualismus der Lehre von der Wiederverkörperung ablehnend gegenübersteht, scheint übrigens auf einem Irrtum zu beruhen. Lacroix sagt wenigstens in seinem oben erwähnten Buche, daß die kontrollierenden Geister des „Banner" diese Lehre immer gepredigt hätten.

Wir geben hier nun ferner eine jener spontan erfolgten Geister-Botschaften wieder, aber eine solche, die nicht in einer jener hierzu anberaumten Freitag-Sitzungen, sondern ganz unerwartet in einer Dienstag-Sitzung gleich nach der „Anrufung" übermittelt wurde. Diese geht von einem weiblichen Geiste aus und lautet:

„Euer geistiger Führer gestattet mir, heute nachmittag ein paar Worte an meinen lieben Vater zu richten, dem ich mich geistig annähern möchte, damit er fühlt, daß ich mein Versprechen gehalten, daß ich in der That nicht weit von ihm bin, und daß wirklich seinen Geist und den meinigen nur ein ganz „dünner Schleier" trennt. Mein Glück und meine Dankbarkeit jenem lieben Freunde gegenüber, der die Worte „nur ein dünner Schleier zwischen uns" niedergeschrieben und in Musik gesetzt hat, kann ich nicht beschreiben, denn sie sind der volle Ausdruck meiner geistigen Empfindungen für diejenigen alle, welche mir nahe stehen, und oftmals, wenn diese liebliche Melodei in mein geistiges Heim herüberklingt, scheint dieselbe mir Stärke und Kraft zur Rückkehr zu denjenigen zu verleihen, welche unglücklich und kummervoll noch im „Diesseits" weilen."

„Ich bin unfähig, meinem Vater das Entzücken zu schildern, das mich überkam, als ich meine Augen in der Geisterwelt öffnete, und deren Schönheit und Glanz erschaute. Es übertraf selbst meine kühnsten Erwartungen und überragte soweit alles, was er mir davon gesagt hatte, daß ich meine Gefühle des Dankes und der Freude nicht auszudrücken vermöchte. Ich erkannte, daß ich nun wirklich ein Heim gefunden, ein im Glanze seiner Schönheit strahlendes Heim; obwohl das, welches ich auf Erden verlassen, mir lieb und wert war, obgleich mir dort Mutter,

Vater und Bruder nahe waren und sich meinem Lebenspfade vielversprechende Aussichten eröffneten; nun aber, nachdem ich alles das verlassen, und den schwachen Körper abgestreift, fand ich, daß ein Heim voller Schönheit, ein Kreis voller Liebe und Freundschaft jenseits meiner wartete."

„Einmal aber noch wollte ich zurückkehren und dies auch besonders meinem Vater ausdrücken; denn er verlieh mir Kraft in meinen letzten Stunden; sein Geist wurde, als mich Schwäche und Zweifel überfielen, dem meinigen eine Stütze, wie ich sie sonst nirgends finden konnte, und ich dachte, wenn ich ihn nur versichern könnte, daß alles, was er bezüglich meiner Zukunft in der Geisterwelt sagte, ja mehr noch, sich zu verwirklichen beginne, wie glücklich würde ihn diese machen. Ich sage ihm nun, da es unmöglich ist, in menschlicher Sprache die wunderbare Schönheit der Geisterwelt zu schildern, daß ich davon mehr als befriedigt bin; und ich denke, er wird mich verstehen. Die Harmonien der Sphären scheinen sich mir zu erschließen. Ich strebe immer vorwärts, mehr zu lernen, emsig weiter zu forschen, um schließlich mit denjenigen erleuchteten Geistern in Gemeinschaft zu treten, deren ganzes Dasein gleich einer lieblichen Melodie dahinfließt u. s. w."

Im weiteren Verlauf dieser längeren Botschaft versichert diese liebevolle Tochter ihrem abwesenden Vater, daß sie oft an seiner Seite sei, um ihn zu stärken und zu trösten, und giebt zum Schlusse folgenden Namen: „Ich bin Annie E. Lewis. Mein Vater ist James Lewis von Springfield (Mass)."

Diese Botschaft kam in der öffentlichen Sitzung vom 12. Febr. 1889; veröffentlicht wurde sie im Banner of Light (LXV, Nr. 8) vom 4. Mai desselben Jahres. Die Nummer vom 22. Juni dieser Wochenschrift (Nr. 15, S. 2) brachte nun unter der Rubrik „Verifications of Spirit-Messages" folgendes Schreiben eines James Lewis aus Springfield (Mass):

„Das Banner vom 4. Mai enthielt eine der trostvollsten und überzeugendsten Mitteilungen, die jemals in seinen Spalten erschienen sind. Dieselbe stammt von meiner seligen Tochter Annie E. Lewis. Diese Mitteilung ist mir voller Beweis von Anfang bis zu Ende. Kurze Zeit bevor meine Tochter in ein besseres Leben hinüberging, benutzte ich, da sie fühlte, daß sie uns verlassen müsse, eine Gelegenheit des Alleinseins mit ihr und ließ mir von ihr das Versprechen geben, daß sie zurückkehren wolle, wenn sie irgend könne; ich schlug dann als Paßwort vor, welches sie bei ihrer Rückkehr benutzen, das aber niemand auf Erden außer mir bekannt sein dürfe: „Nur ein dünner Schleier zwischen uns." Ich sprach über die schöne Wohnung im Sommerland, dem sie sich nun nähere u. s. w. Unsere ganze Unterhaltung war und blieb vollständig geheim. Muß man beim Vergleichen jener Mitteilung mit dem, was ich hier bekenne, nicht zugeben, daß damit einer der schlagendsten Beweise für die Rückkehr der Geister geliefert wurde?"

Ich bemerke, daß ich der Kürze und Übersichtlichkeit wegen sowohl jene Botschaft der Tochter, als auch den Brief des Vaters nur zum Teil in Übersetzung wörtlich wiedergegeben habe.

Über die Verbreitung des amerikanischen Spiritualismus wurde bereits gelegentlich des Berichtes über den „Pariser Spiritualisten-Kongreß“ angegeben, daß die Zahl der Anhänger heute schon auf 12 Millionen geschätzt wird. Aus dem „Banner of Light“ ist ersichtlich, daß das weibliche Geschlecht in Bezug auf Vorträge, schriftstellerische Mitwirkung einen ganz hervorragenden Teil der Arbeit leistet. Nächst dem „Banner“ sind von den zahlreichen amerikanischen Fachblättern erwähnenswert das „Golden Gate“ in San Francisco und das Religio-Philosophical Journal in Chicago.

Von diesen beiden Wochenschriften zeichnet sich das letztere besonders aus durch seinen hartnäckigen Kampf gegen den in den Vereinigten Staaten blühenden Schwindel der unechten „Materialisationen“. Es wurde im Jahre 1865 von dem Schwiegervater des Herausgebers, Colonel John C. Bundy (in Chicago) gegründet, ist außerordentlich reichhaltig und vielseitig in dem Material, welches es bringt, und interessant besonders durch seine zahlreichen Korrespondenzen aus dem Publikum, die zum Teil von sehr tüchtigen und angesehenen Mitarbeitern herrühren. Einer derselben ist Professor Dr. med. Elliott Coues in Washington.

Auch den Geister-Botschaften steht das Religio-Philosophical Journal strenger kritisch gegenüber, als das Banner, und da die überwiegende Mehrzahl der Geister-Kundgebungen des letzteren an Naivetät wenig zu wünschen übrig lassen, so giebt es wohl gelegentlich zwischen den beiden Journalen eine litterarische Fehde; so auch im verflossenen Sommer. Ein Mitglied der Theosophischen Gesellschaft hatte im Religio-Philosophical Journal sich folgendermaßen ausgelassen: „Jeder Spiritualist muß einsehen, daß die Sing-Sang-Plaudereien aus der Geister-Welt, welche das Banner of Light zum allgemeinen Gespötte veröffentlicht, der Sache des Spiritualismus in hohem Maße geschadet haben.“ — Hierauf erteilt das Banner[1]) die folgende kräftige Antwort:

„„Wenn diese Welt einmal eine solche Entwickelung erreichen sollte, daß alle ihre Bewohner Weise sind, und daß nur solche dieselbe verlassen, welche ein Alter von 90 Jahren überschritten, dann allerdings könnten wir erwarten, daß alle diese Mitteilungen aus der Geisterwelt in akademischer Sprache gegeben werden, mit Einstreuung vielleicht einiger Hinduworte; bis zu dieser Zeit aber erscheint es uns etwas grausam, liebevollen Kindern, die eine Mitteilung machen wollen, oder älteren aber unerzogenen „Schemen“ (Anspielung auf die theosophische Ausdrucksweise) den Mund zu stopfen, deshalb, weil sie nicht imstande sind, ein Examen zu bestehen, welches eine spiritualistische Prüfungs-Kommission von „erhabenen Meistern“ ihnen auferlegen möchte. Ich war (sagt der Verfasser des betreffenden Banner-Artikels) jahrelang häufig Zeuge von der tröstenden Wirkung auf trauernde Verwandte und Freunde seitens dieser sogenannten „Sing-Sang-Plaudereien“; wenn dieselben auch von stammelnden Kinderlippen kamen, so lieferten sie doch einen unabweisbaren Beweis für das Leben jenseits

[1]) Vol. LXV, Nr. 15, Boston, 22. Juni 1889, S. 8.

des Grabes und wurden dadurch zu einem Balsam für manches trauernde Herz. Von der großen Wahrheit erfüllt, daß es „vor Gott kein Ansehen der Person giebt", habe ich niemals die Beobachtung machen können, daß diese Botschaften großen Schaden angerichtet hätten, sondern im Gegenteil, ich kann in der Würdigung derselben seitens der von Dankbarkeit überfließenden Menschen, die darin einen Beweis für die fortgesetzte Existenz und die zärtliche Anhänglichkeit ihrer geschiedenen Freunde sehen, möge deren Entwickelungsgrad sein, welcher er immer wolle, nur ein großartiges Werk zunehmender Humanität erblicken, welches den Medien und den Veröffentlichern jener frohen Botschaften zu verdanken ist.""[1])

Im Hochgebirg.

Von

Mia Holm.



Ich liege glückversunken
Auf zackigem Gestein
Und blicke schönheittrunken
In all' die Pracht hinein.

So still die Welt, als läge
Sie schon im tiefsten Traum,
Und meines Herzens Schläge
So sacht — ich spür' sie kaum.

Die Sonne ist geschieden,
So leise sank sie hin
Und strömte sterbend Frieden
In Seele mir und Sinn.

Ich denke meiner Kleinen,
Die auch so klaglos schied;
Ich singe, statt zu weinen,
Ihr zärtlich Lied um Lied. —

Und dort —: ich seh' sie schweben
Durch's lichte Abendrot. —
Ja, lieblich ist das Leben;
Doch lieblicher der Tod!

Garmisch, 5. Juli 1890.



[1]) Der Vortragende schloß hieran einige Ausführungen über die von Professor Coues vertretene Geistesrichtung, welche wir in einem unserer folgenden Hefte bringen werden. (Der Herausgeber).

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Palingenesie.

Betrachtungen [1])

von

Dr. Paul Goldscheider.

> Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt gewesen sein? — — Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?
>
> Lessing (Erziehg. des Menschengeschl. (§ 94—100).

Lessing will in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" nachweisen, daß der Mensch zu allem, was ihm die Offenbarung mitgeteilt hat, auch durch die bloße Vernunft gelangen könne; nur langsamer. Die Offenbarung ist also ein Erziehungsmittel, welches dem Heranwachsenden in wohlberechnetem Stufengange Aufklärungen giebt, die er freilich allenfalls auch durch eignes Nachdenken zu finden vermöchte. Das Menschengeschlecht wird durch Gott erzogen. Wozu? Zur Vollkommenheit, zur Gottähnlichkeit, welche er demselben einst verliehen hatte, die es verloren, die es eben unter der Leitung göttlicher Offenbarung wiederfinden sollte.

Wer ist nun aber dieses Menschengeschlecht? Erfordert nicht die Gerechtigkeit Gottes ebenso wie die Denknotwendigkeit schlechthin, daß es alle Menschen umfaßt? Läßt sich mit der einen oder mit der anderen in Einklang bringen, daß nur gewisse Teile desselben unter der Gunst glücklicher Verhältnisse die Früchte dieser langen Arbeit, dieses wohlvorbereiteten Erziehungsplanes genießen sollten? Gewiß nicht. Und welches wären denn überhaupt diese Geschlechter? Alle jene ungezählten Menschenmengen, an welche die Offenbarung nicht herangedrungen ist, kämen gar nicht in Betracht? Alle jene Millionen mal Millionen, welche die einzelnen Stufen der Entwickelung bezeichnen, sind verwelkte, abgestorbene, wertlose Keime? Man bahnt sich gewissermaßen über ihre Leiber hinweg den Weg zur Festung der göttlichen Vollkommenheit; und die Glücklichen umfaßt jene verhältnismäßig kleine Zahl der letzten Ausläufer in dieser langen Entwickelung?

---

[1]) Diese „Betrachtungen" sind ein Auszug aus einer längeren Abhandlung des Verfassers in Form mehrerer Briefe, welche derselbe als Preisschrift für den Wettbewerb um die August-Jenny-Stiftung an den Vorstand des Allgem. Deutschen Schriftsteller-Verbandes einsandte, und die von diesem mit einem Anerkennungs-Preise gekrönt wurden. (Der Herausgeber.)

Nimmermehr; wir mögen so urteilen, wenn wir die Absicht haben, uns verzweiflungsvoll und mißmutig von der Weltbetrachtung zurückzuziehen und mit den andern als Tropfen im Ocean zu verschwinden. Wenn wir aber in uns selbst die Kraft ewiger Dauer und die Anlage zu göttlicher Vollkommenheit fühlen, so müssen wir auch allen den andern, den minder Glücklichen, gestatten, festen Fuß zu fassen in der Weltentwickelung und gleichwertig mit dem Höchsten zu sein und zu werden. Wenn das Menschengeschlecht erzogen wird, so wird jeder einzelne erzogen, so muß jedem einzelnen die Möglichkeit gewährt werden, den ganzen Segen der Erziehung an sich zu erfahren.

Aber es entspricht dem Standpunkte der höchsten, der reinen Tugend, auf allen selbstsüchtigen Gewinn zu verzichten; und so hätten sich — von diesem Gesichtspunkte aus — die Früheren nicht zu beschweren, daß sie für die glücklichen Enkel gearbeitet haben. Nun wohl, die Arbeiter vielleicht nicht; aber die Erben können das Geschenk nicht annehmen. Denn was ist wohl eine Sittlichkeit, die nicht selbst erworben wäre, die bequem in den Schoß fiele wie eine reife Frucht? Das ist keine!

Alles will im Leben durch heißen Kampf errungen werden. Arbeit und Mühe, Leiden und Entsagen ist der Grundton des Daseins. Darum ist die Welt noch lange kein Lazarett. Das wäre sie, wenn man nichts in ihr zu thun wüßte, als zu leiden und zu sterben! Wenn dieses Leiden, dieses Sterben zwecklos wäre. Aber leiden wir nicht, um zu genesen? Sterben wir nicht, um neu zu erstehen? Schlafen wir nicht, um zu erwachen? So gewiß keine Arbeit ohne Frucht sein kann, so gewiß ist nie eine Frucht ohne Arbeit gewesen. Und daraus folgt, daß diejenigen, welche die Frucht der Erkenntnis, die Frucht der Gesittung zu genießen bestimmt sind, wohl auch die Arbeit gethan haben werden.

Von dem Ausgangspunkte Lessings, daß der Mensch durch seine Vernunft zu allem gelangen könne, was ihm die Offenbarung mitgeteilt hat, will ich nicht weiter reden. Ich glaube nicht, daß man ihm zustimmen darf, und daß die Fortentwickelung der Wissenschaft seine Ansicht bestätigen wird. Das religiöse Dogma von der Einheit Gottes sei schon zugleich als Satz der Vernunft nachgewiesen, behauptet er. Warum könnte nicht, fragt er, bei der Dreieinigkeit, der Rechtfertigung durch den Glauben und andern Sätzen derselbe Fall eintreten? — Weil zwischen dem ersten Glaubenssatze und den übrigen ein sehr großer Unterschied besteht. Aber lassen wir diesen Gegenstand fallen; er ist unfruchtbar. Wie vermögen wir vorauszusagen, zu welchen Ergebnissen allenfalls unsere Vernunft noch kommen kann?

Um so lebhafter tritt mir der andere Gedanke entgegen, daß jeder Menschenseele die Gelegenheit gegeben sein muß, alle Stufen des Erziehungsganges durchzumachen. Weltvollendung kann kein abstrakter Begriff sein; vollendet werden die Menschen, welche die Welt ausmachen. Wer lernen soll, der muß doch wohl in die Schule geschickt werden, und zwar in die beste.

Daß der Begriff leiblicher Wiedergeburt den ältesten Völkern so nahe gelegen hat, ist gewiß bedeutsam; legen wir nicht auch hohen Wert darauf, daß sich die rohen Völker zur Vorstellung der Gottheit erhoben haben? Der Inhalt ihrer dürftigen Begriffe freilich, die Ausgestaltung der Lehre selbst bei Ägyptern und Indern, bei den keltischen Druiden, kann uns nicht fördern. Wie schade, daß wir über die Fassung der Palingenesie bei den Pythagoräern nicht genauer unterrichtet sind. Aber selbst Platon befriedigt uns nicht; denn er betrachtet den Körper zu sehr als Gefängnis, als Hemmung der Seele. Vielmehr sind es gerade diese leiblichen, materiell-irdischen Verhältnisse, welche für die Vollendung der Seele die wirksame und notwendige Grundlage hergeben. Wenn wir bei dem Bilde des Unterrichts, der Erziehung bleiben, so ist das Zusammenleben mit dem Körper der Lehrstoff, welcher ihr gereicht wird, an dem und durch den überhaupt ihre Fähigkeiten erst zur Belebung, zur Entwickelung gelangen.

Zu untersuchen, in welchem Verhältnisse der palingenetische Gedanke zu der christlichen Offenbarung steht, dazu regt schon der Zusammenhang an, in welchem er sich bei Lessing findet. Als ich das Neue Testament zu diesem Zwecke durchging, wurde mir wieder augenfällig, wie leicht man über eine Stelle hinzugehen pflegt. Wie oft hatte ich es gelesen, überdacht und wiederholt; und nun fand ich plötzlich zu meinem Erstaunen, daß ich noch niemals empfunden hatte, wie bestimmt mehrere palingenetische Andeutungen hervortreten.

Alttestamentlicher Weissagung zufolge sollte Elias dem Heilande vorangehen. Daher richtete die Gesandtschaft des Sanhedrins (Ev. Joh. 1, 19 ff.) an Johannes den Täufer die Frage: Bist du Elias? Bist du der Prophet? [welchen Moses verheißen hat.] —

Wie allgemein der Glaube an die Wiederkehr eines Menschen war, sehen wir aus der Furcht des Herodes Antipas. Dieser hatte auf Antrieb seiner Gattin Herodias, wider seinen eigenen Wunsch, den Befehl zur Hinrichtung des Täufers gegeben. Als er sodann von den Thaten Jesu hörte, erschrak er und sagte zu seinen Kindern: „Dieser ist Johannes der Täufer; er ist von den Toten aufgestanden, und deshalb ist die Kraft in ihm mächtig.“ (Ev. Matth. 14, 2.)

Noch wichtiger sind zwei Äußerungen Christi selbst. Als die Jünger von dem Berge der Verklärung zurückkehren und die Frage an den Meister richten: „Warum sagen denn die Schriftgelehrten, Elias müsse zuvor kommen?“ da antwortet er: „Ich sage euch, Elias ist schon gekommen, und sie erkannten ihn nicht, sondern thaten mit ihm, wie es ihnen gefiel,“ (Ev. Matth. 17, 12); und an einer anderen Stelle (Ev. Matth. 11, 14): „Wenn ihr es so nehmen wollt [*καὶ εἰ θέλετε δέξασθαι*], er ist Elias, der da kommen soll.“

Die sonstigen Andeutungen über die Natur unserer Unsterblichkeit verlaufen in mannigfaltig-wechselnden poetischen Bildern. Nur oberflächliche Betrachtung wird sie widerspruchsvoll nennen. Es ist wahr, die Vorstellungen schwanken zwischen langer Ruhe und Auferstehen einer-

seits und unmittelbarer Vereinigung mit Gott beim Sterben andererseits. Aber es ist zu bedenken, daß wir die Sätze des Glaubens nicht wie Sätze des Wissens behandeln dürfen.

Das tägliche, stündliche, bei jeder Handlung, bei jedem Worte, bei jedem Gedanken unmittelbare Gefühl unserer Ewigkeit, unseres unvergänglichen Wertes, unserer Arbeit für die Zukunft muß uns begleiten. Wir brauchen einen starken, festen, großen Gedanken für die Erziehung unserer Jugend und unseres Volkes, aller Völker. Dieser Gedanke ist die Unsterblichkeit. Wir brauchen ihn in einer anschaulichen, pädagogisch empfehlenswerten Form: Diese Form ist die leibliche Wiedergeburt. Mittels dieses Satzes überwinden wir die natürliche Selbstsucht des Menschen durch sich selbst. Für sich selbst soll er wirklich ringen, schaffen und gewinnen; nur für sich selbst, sein höchstes Selbst, seine eigene unsterbliche Seele. Aber indem er es thut, je mehr er diesem selbstsüchtigen Triebe nachgeht, um so mehr befreit er sich zugleich von aller Selbstsucht.

Wie kein Stäubchen, kein Atom verschwindet, so geht in dem großen Zusammenhang der Welt keine Regung der Seele verloren: Jede Selbstüberwindung, jede sittliche Begeisterung wirkt ebenso in alle Ewigkeit fort, wie jedes dumpf-sinnliche Hinbrüten, wie jeder verbrecherische Gedanke. Ihre Natur und Kraft bewahrt sich in immer neuen Formen und Gestalten. Man sollte glauben, daß alles Kleine, Elende, Thörichte für denjenigen verschwinden müßte, der diesen erschütternden, ja entsetzlichen Gedanken einmal erfaßt hat; der sich bewußt ist, mit seinem scheinbar flüchtigen Wollen, Reden und Thun in alle Ewigkeit hinein zu ragen und über ein unendliches Dasein zu entscheiden.

Aber jeder Weg, auf dem man zur Erweisung der Unsterblichkeit gelangt, führt zugleich zur Palingenesie, wenn man die Richtung desselben stetig verfolgt. Wer den Glauben an die Unsterblichkeit verloren hat, der kann auch den Gedanken der leiblichen Wiedergeburt nicht erfassen. Wem aber die Ewigkeit seiner Seele feststeht, der ist dankbar für Aufschlüsse, welche ihm die Möglichkeit derselben in faßbarer Form nähern. Aus dem Gemisch unbestimmter Vorstellungen wollen wir zu deutlicher Vergegenwärtigung gelangen. Das schwache Gemüt erschrickt, wenn man seine Ahnungen und Glaubenssätze verstandesmäßig zergliedert; und weil der vorwitzige Verstand wirklich so oft den thörichten Versuch gemacht hat, die zarten Ahnungen der Menschenseele zu zerstören, möchte man ihn immer wieder überhaupt aus diesem Gebiet in die bloße Erkenntnis der sinnlichen Welt verweisen. So viele unheilvolle Verwirrungen in der Geschichte des menschlichen Geistes sind aus diesem Zwiespalt erwachsen; alle unsere Hoffnungen und unser ganzer Trost liegt fast lediglich in der Versöhnung desselben.

Die palingenetische Form der Unsterblichkeit ist unter allen Fassungen derselben die wahrscheinlichste, weil sie die einzige ist, von der wir überhaupt eine sinnliche Vorstellung gewinnen können. Jeder Beweis führt mit Notwendigkeit auf sie.

Wenn wir von der Kraft, der starken, liebgewonnenen Eigenart des Individuums ausgehen, so ergiebt das unmittelbare Gefühl die stete Beharrung desselben. Aber wie soll es, wie kann es beharren? Wie soll die unvollkommene, unreine Daseinsform des Lebewesens, welche wir hier von uns scheiden sehen, in jenen ewigen Räumen der Vollendung ihr eigenartiges Dasein bewahren? So lange es ein Individuum ist, das nicht durch rastlose sittliche und religiöse Selbsterhebung zur Verklärung gelangt ist, hat es seinen Platz auf der Erde; ein gemalter Heiligenschein kann uns nicht frommen, er will erworben werden.

Sobald sich die Eigenart des einzelnen der Mannigfaltigkeit des Lebens gegenüber stellt, führt die gemütvolle Teilnahme an der Entwickelung des Menschengeschlechtes ebenfalls zu dem Wunsche, unsterblich zu leben.

Die Gewalt dieses Wunsches giebt der Seele die Kraft, sich dem Tode zum Trotz mit der menschlichen Gesellschaft, ihren Geschicken und ihren Fortschritten vereint zu fühlen. Aber wie kann sie an ihr teilnehmen, wenn sie nicht ein irdisches Lebewesen bleibt?

Die gemütvolle Teilnahme der eigenartigen Seele findet erst ihren stärksten Ausdruck, wenn sie zur Mitthätigkeit antreibt. Unaufhörliche Wirksamkeit für die Menschen, mit den Menschen läßt unsere Seele nicht sterben. Ihr Selbstgefühl läßt sie fort und fort thätig sein; und dieses Gefühl der Thätigkeit macht sie unsterblich. Es ist ihr unmöglich, sich anders aufzufassen als in liebevoller Thätigkeit für die Menschheit, als in kraftvollem Ringen nach der Wahrheit. Sie genießt sich selbst, indem sie arbeitet. Unaufhörliche Überwindung der spröden Widerstandskraft, ein ewiger Kampf wird ihre Erscheinungsform; und die Thatkraft dieses Dranges verleiht ihr die Unsterblichkeit.

Aber doch wohl nur, indem sie sich thätig fortsetzt? Doch wohl nur, indem sie weiter arbeitet? Wenn sie der Ruhe anheimfällt, so ist ja ihre Thatkraft gestorben, und wenn sie sterben kann, wie will sie sich für unsterblich halten? Entweder sie kann überhaupt nicht rasten oder sie rastet auf immer.

Die kraftvolle Weltthätigkeit der selbstbewußten Seele hat auch ein bestimmtes Ziel: Die Weltvollendung die Herbeiführung des „Reiches Gottes". Das Idealbild der Weltharmonie ist das letzte Ergebnis aller wirkenden Kräfte: alles Forschens und Lehrens, Bildens und Wohlthuns, aller Erziehung und Regierung. Die bewußte Mitarbeit an diesem hohen Ziele läßt die Seele nicht sterben, ehe das Werk vollendet ist. Sie will das Ende sehen und so muß sie es gewiß erleben; denn was vermag aller Widerstand der Welt gegen den mächtigen Willen? Aber wie soll sie die Weltharmonie, die Vollendung der Dinge erwarten? In ruhiger Gleichgültigkeit, in bewußtloser Unempfindlichkeit? Und was wäre denn überhaupt diese Weltvollendung? Etwas Objektives neben der subjektiven Vollendung

des einzelnen? Und nicht vielmehr diese subjektive Vollendung des einzelnen selbst?

So hat sich denn die bewußte Seele während der Dauer ihres sichtbaren Lebens dazu aufgeschwungen, in kraftvoller Mitwirkung am Endziel aller Dinge eine selbstgestellte Aufgabe zu lösen. — Aber selbst diejenigen, welche diese ihre Aufgabe noch nicht erkannt haben, streben auch schon unbewußt eben diesem Ziele zu.

Man unternimmt im Leben so mancherlei, was liegen bleiben muß; man strebt nach hohen Zielen, von welchen man entsagend zurückkehrt. Und wenn es noch lediglich der Widerstand von Weltverhältnissen wäre, der uns aufhält; man muß sich vielmehr sagen, daß man seine Fähigkeiten überschätzt, seine Anlagen verkannt hatte. So lernt man sich endlich schweren Herzens fügen; die Phantasie steigt von den Höhen herab und baut sich ihr Hüttchen unten am Abhang des Berges, wo man schlecht und recht lebt, wie Millionen andere.

So ist es mit dem geistigen, so mit dem Leben des Gemüts. Man spricht nicht gern davon, was alles für Leidenschaften und Begierden die Brust durchstürmt haben; wie sie immer wieder unter der Decke hervorbrechen, unter der man sie längst begraben glaubte. Es ist ein Kampf, und zwar ein entsetzlicher. Inzwischen schwinden die Jahre, die Kräfte nehmen ab. Zuvor fühlte man sich noch reich; denn man hoffte mancherlei Unbestimmtes, aber Förderliches vom ferneren Lebenslaufe. Das hört endlich auf. Man weiß nun, daß man nicht mehr finden kann, was man bisher nicht fand, und daß man wirklich Abschied zu nehmen hat von den Jugendträumen. Jetzt ergreift uns das Gefühl der Wehmut mit tragischer Gewalt. Es ist nicht Geld und Gut, es sind nicht Rang und Titel, um deren Verlust wir trauern: Es ist das Dahinschwinden eines Idealbildes unserer eignen Persönlichkeit. „Könnte ich noch einmal anfangen," ruft man, „noch einmal — mit meinen jetzigen Erfahrungen, mit meiner jetzigen Reife — und mit meiner früheren Kraft, mit dem kindlichen Keime meiner Fähigkeiten! Gieb mir noch ein Leben, ewiger Urquell der Dinge! Vielleicht kommen mir dann auch die äußeren Verhältnisse etwas mehr entgegen, vielleicht werden Krankheit und Mittellosigkeit mich weniger auf meiner Bahn aufhalten — vielleicht!"

Wir sind nie ganz glücklich, aber wir wollen es immer werden. Wir schmieden unausgesetzt Pläne und gelangen fast nie zum Genuß. Kaum ist er errungen, so ruft es schon wieder in uns: „Weiter! Weiter! Was nun?" Wir arbeiten an einem Problem, und wir haben kaum die Lösung, da haschen wir schon nach einem neuen. Wir fühlen gleichsam eine Öde in uns, ehe wir den neuen Gegenstand erfaßt haben, nach dem wir wiederum mit solcher Harmlosigkeit ringen, als verspräche seine Erlangung uns wirkliches Genüge. So haspeln wir unser Leben ab mit dem Rufe: „Weiter! Weiter! Immer Neues!"

Dieser Zug der Seele ist Bürgschaft für ihre Ewigkeit. Sie macht sich durchaus zum Mittelpunkte der Dinge. Natürliche Selbstsucht ist

ihr stärkstes Gefühl. Hierin liegt die Wurzel ihrer Sündhaftigkeit, aber zugleich der Keim ihrer möglichen Vollendung. Zu dieser führt die Vergeistigung der Selbstsucht. Die Eigenart (Individualität) des Lebewesens wird durch ihre Selbstsucht verbürgt.

Aus der Naturbeobachtung lernen wir, daß alles Wachstum, alle Entwickelung allmählich erfolgt. Die allmähliche Annäherung des unvollkommenen Individuums an sein Ziel ist die Palingenesie.

Die Palingenesie befriedigt den Willen; denn sie giebt ihm den kräftigsten Anstoß zu unausgesetzter Bethätigung. Arbeitet er doch für sich! Sie befriedigt die Vernunft; denn sie erklärt ihr die Ungleichheit der Stufen geistiger Erhebung, die ihr unerträglich ist, da sie auf Einheit und Ordnung ausgeht. Sie befriedigt die Naturanschauung; denn sie zeigt eine unendliche allmähliche Entwickelung und stellt somit den sittlichen Prozeß unter das Gesetz alles Naturlebens.

Die Palingenesie befriedigt das tägliche unmittelbare Lebensbewußtsein, welches bei Abnahme der Kräfte und Lebenshoffnungen sich immer dahin ausspricht, noch einmal — aber mit neuer Kraft, mit neuen Hoffnungen, in einer neuen Jugend — und mit den alten Erfahrungen und Einsichten beginnen zu dürfen.

Die Palingenesie ist ideal; denn sie fördert die Erziehung zum Guten. Daher ist diese Erkenntnis für das Zeitalter notwendig, in welchem nichts mehr daniederliegt als die sittlich-religiöse Erbauung.

Die Palingenesie ist zugleich praktisch; denn sie richtet sich auf das deutlich erkennbare Ziel unmittelbarer Wirkung zu gunsten gegenwärtigen Besitzes. Sie entspricht somit dem Geiste des Zeitalters. Wir retten unsere Seele für eine ferne Ewigkeit und wir bauen sie zugleich mutig mitten in die werdende Zeit und Geschichte hinein.

Sie steht im Dienste des Christentums, aber ebenso gut jedes bürgerlichen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen Fortschrittes. — Sie erhebt über das Leben, aber zugleich fesselt sie an dasselbe.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Thomas Campanella.

Sein Leben und seine Lehre

geschildert von

Carl Kiesewetter.

II. Campanellas Occultismus.

Campanellas Grundgedanke bei der Abfassung seiner für uns interessantesten Schrift „De sensu rerum et Magia" ist der, alles sinnliche und übersinnliche Wirken und Leiden aus einer durch die ganze Welt verbreiteten und mit einer je nach Art des Geschaffenen höher oder tiefer stehenden Intelligenz verbundenen Empfindung zu erklären.[1] Alles besitzt Empfindung; was in den Wirkungen enthalten ist, muß auch in den Ursachen enthalten sein, und deshalb empfinden die Elemente, ja das Weltall selbst. Denn kein Wesen kann einem andern mitteilen, was es selbst nicht besitzt. Da aber die Tiere Empfindung besitzen, die Empfindung aber nicht aus nichts entsteht, so müssen wir notwendig annehmen, daß die Elemente, die Ursachen der Tiere, ebenfalls empfinden, und zwar alle, weil das, was einem Element innewohnt, allen zukommt. Es empfinden also auch die Erde und die ganze Welt; und die Lebewesen auf derselben verhalten sich zu ihr wie die im Inneren des Menschen lebenden Organismen zum Menschen selbst, dessen Intellekt, Willen und Empfindung sie nicht wahrnehmen, weil sie mit einer Sonderempfindung ausgestattet sind und an der des Menschen nicht teilnehmen.[2]

Die Empfindung ist ein doppeltes Leiden, eine doppelte Veränderung, denn das Empfundene erregt uns angenehme oder unangenehme Gefühle oder bleibt bei geringerer Stärke indifferent. Doch ist die Empfindung nicht nur ein Leiden an sich, sie ist auch mit einer reflektierenden Geistesthätigkeit (discursus) verbunden, welche so schnell vor sich geht, daß sie nicht wahrgenommen wird. So haben wir, wenn wir etwas, uns an

---

[1]) Wie es scheint, hat Campanella dabei etwas ähnliches vorgeschwebt, wie das, was neuerdings Eduard von Hartmann das „Unbewußte" genannt hat.
(Der Herausgeber.)

[2]) Lib. I. cap. 1.

früher gehabte Eindrücke Erinnerndes gewahr werden, dem entsprechende Empfindungen: wir empfinden eine festliche Stimmung, wenn wir Leute sehen, die sich zu einem Feste rüsten; beim Betrachten eines segelnden Schiffes empfinden wir Regungen der Seekrankheit, die sich bis zum Erbrechen steigern u. s. w. Diese reflektierende Geistesthätigkeit erstreckt sich von Ähnlichem auf Ähnliches je nach den Arten der Ähnlichkeit in der Welt, sei es nun nach Wesenheit, Qualität und Quantität, nach Thätigkeit oder Leiden, nach Ort, Zeit, Lage, Ursache, Form, Farbe; so viel Kategorien des Ähnlichen, so viel unbewußte Reflexionen und Syllogismen.

Alle einen freien Geist (spiritus)[1]) in einer ihm angemessenen Wohnung besitzenden Lebewesen haben Gedächtnis und diese reflektierende Geistesthätigkeit, nicht aber die Pflanzen, deren stumpfer Geist an grobe Teile gebunden und eingeschränkt ist. Die Seele (anima) ist ein warmer, körperlicher, zarter, zum Leiden und Empfinden geschickter Geist. Aber der Verstand (mens), welchen Gott dem Menschen einhauchte, ist nicht nur mit dieser Empfindung, diesem Gedächtnis, dieser sensitiven und reflektierenden Geistesthätigkeit, sondern auch mit einer höheren, göttlicheren begabt, wie später dargethan werden soll. Die Empfindung ist also ein Leiden; alle Elemente und das aus ihnen Geschaffene leiden und empfinden. Oft aber leidet der Mensch, was er nicht empfindet, wie z. B. der Zornige Wunden. Die Empfindung ist also nicht nur das Leiden allein, sondern auch das Wahrnehmen des Leidens.[2]) —

Ohne Empfindung wäre die Welt ein Chaos, in welchem es weder Erzeugung noch Tod gäbe; die Empfindung aber macht, daß ein Wesen das andere wahrnimmt; daß ein jedes Ding seine Widersacher erkennt und sie zu vernichten strebt, um sich selbst zu erhalten. Es würde ohne Gegensätze auf der Welt weder Erzeugung noch Verderben geben; die Empfindung aber erzeugt dies Werden der Dinge und den Streit der Lebewesen.[3])

Wenn alle Werke Gottes vollkommen sind, so müssen wir bekennen, daß ihnen von demselben die Kräfte zuerteilt wurden, welche zu ihrer Erhaltung nötig sind. Deshalb ist bei der großen Verschiedenheit der Dinge keine Fähigkeit so notwendig als die Erkenntnis des Ähnlichen, welches sie erhält, und der Gegensätze, welche sie zerstören, und es ist nötig anzunehmen, daß dieses Erkenntnisvermögen allen Dingen anerschaffen ist. Da wir keine unbekannte Gefahr fliehen und kein unbekanntes Gute erstreben, so würden keine Affekte auf der Welt sein, wenn die Geschöpfe nicht empfänden; nun aber wohnen den Dingen Verlangen, Liebe, Haß und Abscheu inne. Die natürliche Liebe aber wie der

---

[1]) Geist ist hier nach älterem Sprachgebrauch als Bezeichnung der mittleren Grundteile gebraucht; Seele, davon abweichend, als Bezeichnung der unteren, Archäus u. s. w.; Verstand, wie bei Helmont, als Bezeichnung der oberen.

[2]) Lib. I. cap. 4. — Es spricht also Campanella von einem bewußten und unbewußten Empfinden, welches die Empfindungsschwelle und ihre Verschiebbarkeit voraussetzt.

[3]) Lib. I. cap. 5.

natürliche Haß entspringen aus der natürlichen Erkenntnis, der Empfindung. Gewiß gab die Gottheit den Geschöpfen Kräfte, sich zu erhalten und sich untereinander zu verwandeln (ac mutandi se mutuo) bis in die Ewigkeit; jene Kräfte aber beharren wie von Natur in ihrem Stand, bis die ganze Maschine der Dinge ihren großen Endzweck erreicht hat. Die Natur ist eine Teilnahme am ewigen Gesetz wie das Licht in einem Hof am Sonnenlicht teilnimmt; ihr ist Macht, Weisheit und Liebe eingegossen, denn ohne die erste Weisheit und Liebe [1]) ist, lebt und wirkt nichts. — Wir schließen aber, daß einem jeden Ding soviel Empfindung inne wohnt, als es zu seiner Unterhaltung bedarf; dem einen also mehr und dem andern weniger. [2])

Der Instinkt ist der Antrieb der empfindenden Natur, und die, welche annehmen, daß etwas aus Instinkt geschehe, sollten lieber dafür sagen, daß es infolge der Empfindung vor sich ginge. Es ergiebt sich dies auch aus dem Umstand, daß alles in der Natur zu einem gewissen Endzweck dient; so tragen die Pflanzen Früchte zum Zweck ihrer Fortpflanzung, Dornen zum Zweck ihrer Verteidigung u. s. w. Darum müssen wir auch sagen, daß die Natur das Ende (den Endzweck) erkennt, denn sonst würde sie nicht auf dasselbe hinarbeiten und nicht ihr Werk in Rücksicht auf dasselbe gestalten (nec ad illum opera sua dirigeret); deshalb ist der Instinkt der Antrieb der erkennenden Natur, und es wäre aus den entwickelten Gründen thöricht, den Pflanzen die Empfindung abzusprechen, wie Aristoteles in seinem Buch von der Seele thut. — Ein jedes Wesen muß, um sein zu können, zu sein wissen und zu sein lieben; daher kämpft es gegen das Nichtsein, und wenn ihm das Können, Wissen oder Wollen fehlt, so geht es unter oder verändert sich wenigstens. Ein Wesen kann nicht bestehen, welches ihm nützliche und schädliche Dinge nicht kennt und Nützliches nicht liebte, insofern es dasselbe als nützlich erkennt, und Schädliches nicht haßte und flöhe, wenn es fühlt, daß dasselbe es zerstöre, oder voraus empfindet, daß dasselbe es zur Zerstörung vorbereite. [3])

Diejenigen Wirkungen, welche aus Instinkt zu geschehen scheinen, werden eigentlich durch die Empfindung einzelner Teile oder der ganzen Welt hervorgebracht. [4]) Als Beleg für diesen Satz dient Campanella der Mineralmagnetismus, welchen die scholastische Philosophie durch Instinkt zu erklären suchte; er ergeht sich deshalb im Anschluß an Gilberts damals erschienenes berühmtes Werk in einer längeren Ausführung über den Magnetismus, die wir jedoch, wie auch seine Ansichten von den zwischen Tieren und Pflanzen herrschenden Sym- und Antipathien, sowie von Ebbe und Flut übergehen können. Nur sei bemerkt, daß Campanella das Od gekannt zu haben scheint, weil er sagt [5]), daß ein erwärmter Magnet eine grüne Flamme ausstrahle.

---

[1]) Vgl. Dante: Inferno, 3. Gesang, V. 5 u. 6.: „— mich gründend, that er offen Allmacht, Allweisheit, erste Liebe kund.“

[2]) Lib. I. cap. 6. — [3]) Lib. I. cap. 7. — [4]) Lib. I. cap. 8.

[5]) A. a. O. S. 27.

Alle Dinge erfreuen sich an ihrer gegenseitigen Berührung und erstreben dieselbe, weshalb wir sagen müssen, daß sie empfinden und daß die Welt ein lebendes Wesen ist.[1])

Die Welt ist ein Lebewesen höherer Art, und es ist thöricht zu sagen, daß sie ohne Empfindung sei, weil sie der Sinneswerkzeuge wie Augen, Ohren u. s. w. entbehre, welche nur dem tierischen Leben eigen sind. Dies heißt leugnen, daß der Wind gehe, weil er keine Füße habe, und daß das Feuer aus Mangel an Zähnen die Dinge verzehren könne. Denselben Irrtum begehen die, welche Gott einen Körper, Augen, Hände u. s. w. zuschreiben.[2])

Unter der Ur-(Universal-)Materie verstehen wir eine körperliche Masse, welche die Möglichkeit der Ausgestaltung aller Formen und aller (besondern) Materien in sich hält. (Man vergleiche damit das Mysterium magnum und die Mysteria specialia des Paracelsus.) Dieselbe wird zu Feuer, zu Wasser, zu einem Tier, einer Pflanze u. s. w. durch die Annahme der Form, welche nicht durch Gewalt, sondern durch die von Gott in die Materie gelegte Empfindung des Endzweckes geschieht. Diese Annahme der Form seitens der Materie ist nicht mit einem Leiden, einem Verlangen nach und einem Vergnügen an derselben verbunden, welches als ein natürliches in sie gelegt ist. Die Materie verlangt die ihr eigene Form weniger, als daß sie dieselbe gebraucht und genießt, damit aus beiden ein Zusammengesetztes, ein Mitempfindendes wird, welches empfindet und will, was seine Komponenten wollen: nämlich die Annahme neuer Formen, wenn es dazu geschickt ist, die Empfindung einer jeden Form und das Verlangen, die Empfindung derselben zu bestärken und festzuhalten.[3])

Weder Seele noch Empfindung, noch irgend eine Form entstammt der Materie, wohl aber den in dieselbe gelegten (geistigen) wirkenden Ursachen. So besitzen z. B. die Sämereien eine an die grobe Materie gebundene Schaffungskraft und das geistige Schema, die Idea, des zu zeugenden Körpers. Dieselbe wird erweckt durch die Empfindung der Wärme und Feuchtigkeit der Erde, wirkt dann auf die Materie des Korns und erzeugt einen Körper nach dem Bilde des in dem Samen liegenden Prinzips.[4]) —

Campanella kommt nun auf die empfindende Seele (Anima sensitiva) zu sprechen, worunter er an diesem Ort das versteht, was die Paracelsisten Archäus oder Lebenskraft nennen. Als ihre Erzeuger betrachtet er Licht und Wärme und schildert sie als einen an die Körperfeuchtigkeit gebundenen und in die grobe Masse eingesenkten warmen, zarten, beweglichen Geist[5]), welcher leiden und folglich auch empfinden kann. An ihn ist, wie an das Samenkorn, die fortpflanzende und organisierende Kraft überhaupt, wie auch die Idea der Arten gebunden. So baut die Seele

---

1) Lib. I. cap. 10. — 2) Lib. I. cap. 13. — 3) Lib. II. cap. 1.

4) Lib. II. cap. 3. Campanella will hier offenbar die geistige Thätigkeit des Organisierens dem bloßen chemischen Stoffwechsel oder chemischen Vorgängen, wie z. B. der Verwesung eines Kornes, gegenüberstellen.

5) d. h. Dunst, spiritus.

nicht nur einen Körper bestimmter Art, sondern konstruiert auch unbewußt die ihren Zwecken entsprechenden körperlichen Organe, unter denen die Sinneswerkzeuge die höchststehenden sind. Wenn man aber im gewöhnlichen Leben sagt: „das Auge sieht, das Ohr hört," so ist das unrichtig, denn die Sinneswerkzeuge vermitteln nur den auf der Empfindung der Seele beruhenden Verkehr aller Dinge.[1])

Während des ganzen Lebens findet ein fortwährender Verbrauch der Wärme der Anima sensitiva statt, welcher mit deren gänzlichen Erschöpfung, dem Tode, endet. — Deshalb hat auch Aristoteles unrecht, wenn er die Anima sensitiva für empfindungs- und körperlos hält, während sie ein sehr zarter, flüchtiger Körper ist.[2])

Der Schlaf ist als ein Zurückziehen der Anima sensitiva in das Innere zu betrachten, während dessen sie sich von ihrer Arbeit erholt und Nahrung zu sich nimmt[3]), (d. h. also, daß sie ihre Verluste ersetzt).

Alle Bewegung ist durch das Feuer, d. h. die Wärme verursacht, wie Campanella durch eine Reihe physikalischer Vorgänge nachzuweisen sucht. Die im Körper vor sich gehenden Bewegungen resp. Veränderungen hängen jedoch nicht sowohl von der äußern Wärme als von den Veränderungen der Wärme der Anima sensitiva ab, welche ihrerseits wieder von dem Begehrungs- und Verabscheuungsvermögen sowie der Beweglichkeit der Seele bestimmt werden. Campanella unterscheidet dabei sehr wohl zwischen willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen, wie der Puls u. s. w., und macht, indem er dies alles in ziemlich weitläuftigen physiologischen Deduktionen nachzuweisen sucht, die Erhaltung der Lebenswärme von der Nahrungsaufnahme resp. Verdauung abhängig.[4])

Alle je nach den Sinneswerkzeugen verschiedenen Arten des Wahrnehmens und Erkennens beweisen, daß allen Dingen ein und dieselbe Empfindung innewohnt; und jede Sinnesempfindung ist eine Art Berührung, die sich nur durch die Art und Weise des Fungierens der einzelnen Sinneswerkzeuge unterscheidet und je nach demselben zum Bewußtsein kommt. Deshalb giebt es in der Welt auch weder eine Schönheit oder Häßlichkeit, einen Wohl- oder Mißklang, einen Wohlgeruch oder Gestank, eine Süße oder Bitterkeit, ein Wohlbehagen oder Schmerz an sich, sondern nur in Hinsicht auf die Sinnesorgane, welche von dem Empfundenen je nach dessen wohlthätigen oder schädigenden Wirkungen auf den Organismus affiziert werden. Mit gewissen Empfindungen, z. B. von Tönen, sind gewisse Vorstellungen verknüpft, die sich ändern, wenn sich die Empfindungen ändern. Dies wissen z. B. die Stifter religiöser Sekten sehr gut und ändern deshalb den Kirchengesang, um die alte Lehre rascher vergessen zu machen und der ihrigen freie Bahn zu brechen.[5])

---

[1]) Lib. II. cap. 4. — [2]) Lib. II. cap. 6. — [3]) Lib. II. cap. 7.
[4]) Lib. II. cap. 8—10.
[5]) Lib. II. cap. 12 u. 13. Man denke hier an den Umstand, daß der lutherische Kirchengesang das Werk der Reformation ungemein förderte.

In den nächsten vier Kapiteln versucht Campanella gewissermaßen eine Physiologie der Empfindung, gegen Aristoteles polemisierend, aufzustellen, welche wir übergehen können.

Auch weiterhin [1]) wendet sich Campanella gegen die Methode der Peripatetiker, die eine untrennbare Seele in mehrere Teile, sozusagen Spezialseelen oder als untergeordnete Seelen gedachte Fähigkeiten zerlegen, und unterscheidet nicht wie diese zwischen einer sich erinnernden Seele, einer fühlenden, begehrenden, imaginierenden u. s. w. Seele, sondern schreibt der Anima sensitiva das Vermögen zu, sich zu erinnern, zu fühlen, zu begehren, zu imaginieren u. s. w., welche Fähigkeiten alle von den verschiedenen Arten der Empfindung abhängen. So ist z. B. die Erinnerung eine mit einem gewissen Ideenkreis verbundene wiederholte Empfindung u. s. w. u. s. w. — Ebenso bestreitet Campanella den Lehrsatz des Aristoteles, daß die Seele mit der Form identisch sei, sondern hält die letztere für etwas von der Seele Abhängiges.[2]) — Dagegen ist ihm das von ihm Intellekt genannte Unterscheidungsvermögen mit der Empfindung identisch.[3])

Auch die Tiere haben Empfindung, Gedächtnis, Disziplin, Überlegung und Intellekt in Bezug auf die ihrer Lebenssphäre entsprechenden Verhältnisse, nicht aber auf höhere, wie sich aus einer verständigen Betrachtung aller ihrer Handlungen ergiebt.[4]) — Im weitern Verlauf dieses Kapitels teilt Campanella, wenn er sich auch noch nicht ganz über die naturgeschichtlichen Fabeleien der Alten erheben kann, eine Reihe sehr guter Beobachtungen aus dem Tierleben mit, deren Anführung an diesem Ort uns jedoch viel zu weit führen würde.

Campanella wendet sich nun zur Besprechung des Wesens der eigentlichen Psyche, führt in einem besondern Kapitel die Meinungen der Alten an[5]) und bespricht sehr weitläufig die auf die Unsterblichkeit der Seele hinweisenden Gründe.[6]) Wir heben daraus nur hervor, daß er das Vermögen der Seele, aus dem Leibe herauszutreten (also wohl unwillkürliche und willkürliche Doppelgängerei) und auch die Möglichkeit, mit Engeln und Dämonen zu verkehren, für Beweise der Unsterblichkeit hält. Er sagt bei dieser Gelegenheit, daß er, ohne Gefahr zu laufen, vielfach mit Dämonen verkehrt habe, die ihn von der Seelenwanderung und Unfreiheit des menschlichen Willens hätten überzeugen wollen und ihm vieles prophezeit hätten, was teils in Erfüllung gegangen, teils nicht eingetroffen sei. Mit Engeln zu verkehren sei ihm nicht gelungen. — Es läßt sich natürlich nicht sagen, inwieweit dieser mediumistische Verkehr ein subjektiver oder objektiver war.

In den acht übrigen Kapiteln des zweiten Buches polemisiert Campanella hauptsächlich gegen die Lehrsätze der Pythagoräer, Peripatetiker, Epikuräer und Araber über das Wesen des „transscendentalen Subjekts",

---

[1]) Lib. II. cap. 19. — [2]) Lib. II. cap. 20 u. 21.
[3]) Lib. II. cap. 22. — [4]) Lib. II. cap. 23.
[5]) Lib. II. cap. 24. — [6]) Lib. II. cap. 25.

um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen. Der Kern seiner Ausführungen läßt sich sehr kurz dahin zusammenfassen, daß er — von der von ihm Anima sensitiva genannten Lebenskraft abgesehen — im Menschen einen als Sitz der niedern psychischen Thätigkeit dienenden Geist annimmt, welchen wir mit den Tieren gemein haben, und eine göttliche Seele als Trägerin aller höheren Fähigkeiten und Kräfte. Am Schlusse des 31. Kapitels kommt Campanella auch auf die Physiognomik zu sprechen, deren Begründung er durch den Lehrsatz darzuthun sucht, daß „der Geist den Körper bildet und dabei alle ihm angeborenen Affekte (innatos affectus) zum Ausdruck bringt". Dabei sei noch bemerkt, daß Campanella an eben diesem Ort die charakteristische Gestaltung der Organe der verschiedenen Tierarten der Anpassung sowohl an den Charakter des Tieres als auch an die äußeren Lebensbedingungen zuschreibt.[1])

Das letzte Kapitel des zweiten Buches ist der Weltseele gewidmet. Campanella leugnet eine das Weltall erfüllende gleichartige Weltseele im Sinne der Alten, wohl aber vindiziert er den Weltkörpern ein Beseeltsein durch unendlich hochstehende geistige Individualitäten und nimmt einen im ganzen Weltall verbreiteten überall gleichartigen, Empfindung besitzenden und der menschlichen Anima sensitiva entsprechenden Weltgeist an. Dieser Weltgeist, welcher das All durchströmt, besitzt die meiste Empfindung; und es empfindet also auch die ganze Welt, weil sie von dem homogenen Weltgeist, „der endlichen Modifikation des unendlichen Einflusses Gottes", erfüllt ist. Die ungemein verschiedenartige Empfindung der Sterne wirkt auf die von denselben abhängigen Dinge, ihre Bewohner u. s. w. zurück. Die Sterne wissen und empfinden analog unsern Sinnesorganen, ein jeder erhält durch die ihm eigene Empfindung ein ihm entsprechendes Sonderbild, welche Bilder der Weltgeist oder die Anima sensitiva zu einem Gesamtbild zusammenfaßt.[2])

Daß dieser gemeinschaftliche Geist in der „Luft" enthalten ist, beweist der Umstand, daß sich die an den dichten Körper gebundenen menschlichen Geister nur durch die Vermittelung der Luft mit einander verständigen können. Es bedarf aber dazu nicht einmal der artikulierten Rede, denn besonders fein empfindende Leute (sagaces) erkennen aus der Bewegung der Luft (Campanella ahnt hier offenbar etwas von den bei der Gedankenübertragung erregten Ätherschwingungen), was ein Mensch denkt, denn das Denken ist eine Bewegung des Geistes, welche, obschon sie eine sehr mäßige Bewegung ist, der Luft mitgeteilt wird und den Geist empfänglicher Menschen, wie der Melancholiker, in eine gleiche Bewegung versetzt. Deshalb weissagen viele aus dem bloßen Anblick und der Rede der Menschen, ohne den Grund dieser Erscheinung, nämlich der durch diese Bewegung hervorgerufenen gleichartigen Empfindung, zu kennen.[3])

Es läßt sich nach Campanella auch leicht begreifen, warum die Tiere

[1]) Derselbe Gedanke wurde schon etwas früher von Hier. Cardanus in seinem Werk De varietate rerum ausgesprochen.

[2]) Lib. III. cap. 1—6. — [3]) Lib. III. cap. 7.

bevorstehende Wetterveränderungen anzeigen: sie führen ein nur der Erhaltung und Fortpflanzung gewidmetes Dasein ohne alle höhere Regungen, weshalb aber gerade ihr Gefühl hinsichtlich der ihre Behaglichkeit betreffenden Veränderungen der äußeren Lage besonders empfänglich ist. Einer jeden Wetterveränderung gehen dem Menschen unmerkliche Bewegungen der Luft vorher, welche das Tier infolge seines beständigen Aufenthaltes in der Luft spürt und zum Ausdruck bringt.[1])

Ganz ähnlich wie die Tiere verhalten sich die Schlafenden. Sie ruhen und ihr Geist arbeitet nicht; aber eben deshalb empfindet er um so leichter die auf eine bestimmte Absicht gerichtete Bewegung im Geiste eines andern und verwandelt die Empfindung in ein derselben entsprechendes Bild. So träumt z. B. ein Freund die Ankunft eines entfernten andern Freundes, an welchen er lange Jahre nicht gedacht hat, und richtig trifft derselbe am andern Morgen ein. — Derselbe Vorgang findet auch öfter im Wachen statt, wenn z. B. jemand sagt, daß er einem andern eine Nachricht bringe, und dieser, wie von einem Blitze durchzuckt, plötzlich den ganzen Inhalt derselben kennt. — Besonders häufig tritt diese Art des Erkennens bei Leuten ein, die etwas vorzugsweise lieben oder fürchten, denn der Geist eines Liebenden oder Fürchtenden beschäftigt sich immer mit seinem Objekt und ist für die mit diesem vorgehenden Veränderungen äußerst empfänglich. Aber anderseits unterwirft gerade die Leidenschaft derartige Träumende sehr häufig den größten Irrtümern.

Als ein Beispiel dieser Träume führt Campanella den von Cicero[2]) erzählten Traum des Arkadiers an, worin dieser sah, wie ein Gastwirt seinen bei demselben übernachtenden Freund ermordete und auf einem Wagen unter Mist verbarg. Ferner, daß ein Freund Campanellas, ein großer Verehrer des Bacchus, zwischen Schlaf und Wachen träumte, daß in seinem über hundert Schritt entfernten Keller ein Faß Wein auslaufe. Als er dorthin eilte, fand er seinen Traum bestätigt. — Ein anderer Freund Campanellas, ein Dr. Lälius Ursinus, träumte, daß ein ihm teurer Knabe vom Pferde stürze und sterbe. Da derselbe am nächsten Morgen eine Reise antreten mußte, ermahnte ihn Ursinus, ja recht langsam und vorsichtig zu reiten. Nichtsdestoweniger that der Knabe einen tödlichen Sturz vom Pferde, und Ursinus fand ihn gerade so mit Blut befleckt, wie er ihn im Traum gesehen hatte. Zur Erklärung dieses Traumes nimmt Campanella an, daß alles Zukünftige in seinen Ursachen bereits gegenwärtig sei, und daß die Bilder desselben wie die des Vergangenen in der Luft (dem Äther) latent vorhanden wären wie die Gedanken im Hirne eines gerade zeitweilig nicht Denkenden. Wie nun die Gedanken durch die Thätigkeit des Denkens in Aktion träten, so träten die im Äther latent liegenden Bilder durch die Affekte in Thätigkeit und bildeten diese Wahrträume. An dieser Theorie festhaltend, erklärt sich Campanella im

[1]) Lib. III. cap. 8. — [2]) De Devinatione Lib. II. cap. 66.

Schlusse des Kapitels sehr energisch gegen den Glaubenssatz seiner Zeit, welcher die Wahrträume ganz allein von Gott, den Engeln oder dem Teufel herzuleiten suchte.[1])

Im nächsten der Wahrsagung der Melancholischen gewidmeten Kapitel, welches sonst nichts Erwähnenswertes bietet, erzählt Campanella beiläufig, daß er, wenn ihm ein Unglücksfall bevorstehe, stets zwischen Schlaf und Wachen eine Stimme höre, welche ihn warnend mehrfach bei seinem Namen rufe. Dabei will ich Schindler gegenüber, welcher aus Anlaß dieser Stelle von einem Schutzgeist des Campanella spricht[2]), ausdrücklich konstatieren, daß Companella nicht glaubt, daß er einen Genius oder Dämon wie Sokrates besitze, sondern die Ursache dieser Erscheinung in der vom Affekt seines Geistes bewegten Luft (Äther) sucht.[3])

Trotz seiner erwähnten Ansichten über den Wahrtraum nimmt Campanella eine natürliche und eine göttliche Weissagung an, deren erste sich auf materielle, deren zweite aber auf geistige und ethische Dinge erstrecke. Seine Ausführungen bieten nichts Bemerkenwertes und verlieren sich in astrologische Subtilitäten, doch sei bemerkt, daß er an diesem Ort beiläufig von der Levitation und der Unempfindlichkeit der Ekstatiker spricht.[4])

Zu Anfang des vierten Buches sagt Campanella, daß im Altertum die Erforscher der natürlichen und göttlichen Geheimnisse Magier genannt worden seien, während man jetzt Hexen und Teufelsbündner darunter verstehe. J. B. a Porta habe zu Neapel jetzt das Studium der Magie im antiken Sinne zu beleben gesucht[5]), jedoch nur äußerlich, weil ihm die Erkenntnis der wirkenden Ursachen fehle; doch höre er, daß Porta nach der Lektüre seiner (Campanellas) Schriften mit der Aufstellung einer magischen Theorie umgehe.

Es giebt eine göttliche Magie, welche in die spekulative und praktische zerfällt, und eine dem Vorwitz, nicht der Wissenschaft dienende schwarze, teuflische Magie. Die natürliche Magie, welche sich der geheimen Naturkräfte zu gutem Endzweck bedient, steht zwischen beiden in der Mitte; ja sie verdient, wenn sie mit Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen den Schöpfer ausgeübt wird, der göttlichen Magie beigezählt zu werden. — Moses und Paulus hält Campanella für göttliche Magier, Simon Magus hingegen anläßlich seines verunglückten Luftfluges für eine Art Seiltänzer.[6])

Bei Ausübung der göttlichen Magie muß der innere Sinn, die innere Empfindung gereinigt und verbessert werden, so daß sie sich zu dem uns umgebenden Unendlichen erhebt; alsdann läßt sich die zu ihr niedersteigende Gottheit in ihr nieder und drückt der Seele wie dem Körper ihre Merkmale auf. Mit Liebe und Glauben erfüllt, ist einem göttlichen Magier nichts unmöglich, er heilt durch seine magische Kraft selbst Un-

[1]) Lib. III. cap. 9. — [2]) Magisches Geistesleben, S. 98. —
[3]) Lib. III. cap. 10. — [4]) Lib. III. cap. 11.
[5]) Es ist die Stiftung der Academia di Segreti zu Neapel gemeint.
[6]) Lib. IV. cap. 1.

gläubige und thut vor Spöttern Wunder gleich Moses vor Pharao. Unter dem Glauben ist natürlich kein Dogmenglaube zu verstehen, sondern eine unwandelbare Zuversicht, welche uns mit Gott vereint und die mit Herzensreinheit verbunden ist.[1])

Im folgenden Kapitel, worin Campanella zu beweisen sucht, daß die ohne diese mystische Vereinigung mit Gott geübte magische Thätigkeit keine wahren Wunder wirke, spricht er von magischen Künsten, welche die Seele verwirren und dabei den Menschen Dinge sehen lassen, die in Wirklichkeit nicht existieren, woraus ich vermute, daß dem Campanella die hypnotische Suggestion nicht unbekannt war.[2])

Zur natürlichen Magie gehören alle Künste und Wissenschaften, und es ist zu wünschen, daß sich die Kenntnis derselben immer weiter ausbreite. Die Kenntnis der schwarzen Magie jedoch, welche sich auch natürlicher Mittel zu bösen Zwecken bedient, ist auf alle Weise zu unterdrücken.[3])

Wer die Kunst versteht, die Feinheit, Beweglichkeit, Helle oder Wärme des menschlichen Geistes durch ähnliche oder entgegengesetzte Dinge zu verändern und so auf ihn einzuwirken, der kann die Gemütsbewegungen verändern und magische Wirkungen hervorbringen.[4])

In den nächsten zehn Kapiteln, die nichts Erwähnenswertes bieten, beschäftigt sich Campanella offenbar nach dem Vorbilde des ersten Buches der Occulta Philosophia Agrippas mit dem, was man damals natürliche Magie nannte, einem Gemenge von naturhistorischen Fabeln und primitiver physikalischer und chemischer Künste.

Erst im zweitletzten Kapitel teilt er einige Erlebnisse mit, welche für uns Interesse besitzen. Er sagt, daß er in seiner Jugendzeit, als er an einer Milzkrankheit litt, mit Erlaubnis seines Priors Andreas Zappavigna durch ein altes Weib, welches ihn betastete und dabei Gebete murmelnd den abnehmenden Mond betrachtete, geheilt worden sei. Auch habe er beobachtet, daß ein Milzkranker sich durch Auflegen einer Rindsmilz und nachheriges Hängen derselben in den Rauch geheilt habe.

Campanella schreibt jedoch die wirkende Kraft weder den Worten noch den Zeremonien an sich zu, sondern dem durch dieselben erregten Geist, welcher durch eine derartige Handlung durch Vermittelung des miterregten Äthers — ähnlich wie bei den Träumen — fernwirkend werden kann. — Auf diese Weise erklärt er auch die magische Schädigung und erzählt: Einst wollte eine Gesellschaft von Frauen in einen Garten gehen; nur eine weigerte sich dies zu thun, worüber die andern so wütend wurden, daß sie eine Orange mit Stecknadeln durchstachen und dazu sprachen: „Wir zerstechen die N. N., weil sie sich geweigert hat, mit uns in den Garten zu gehen," worauf sie sich entfernten, nachdem sie die Orange in einen Brunnen geworfen hatten. — Von diesem Augenblick an fühlte jene Frau unerträgliche Schmerzen, als ob sie von Nägeln durchbohrt

---

1) Lib. IV. cap. 2. — 2) Lib. IV. cap. 3.
3) Lib. IV. cap. 5 u. 6. — 4) Lib. IV. cap. 7.

würde, und dieselben ließen nicht eher nach, als bis die Frauen unter guten Wünschen die Nadeln aus der Orange gezogen hatten.[1])

Auch magische Bewegungsphänomene, wie das Schlagen der Wünschelrute, das Siebdrehen u. s. w., schreibt Campanella dem durch die Bewegung des Geistes erregten Äther zu und erzählt: „Ich war einst Zeuge, daß mehrere Knaben, denen man einen Mantel gestohlen hatte, ein Sieb auf die Spitzen von mehreren Scheren hielten und unter Anrufung des heiligen Petrus und Paulus fragten: Hat Flavius den Mantel gestohlen? So oft sie diese Frage thaten, so oft drehte sich das Sieb herum, welches aber unbeweglich stehen blieb, wenn man andere Namen nannte. Voll Erstaunen rief ich den höchsten Gott an, daß er mich von bösen Geistern nicht täuschen lassen möge, und wiederholte denselben Versuch mit demselben Erfolg. Ich reinigte mein Gewissen durch den Genuß des heiligen Abendmahles, fragte abermals ebenso wie vorher, und das Sieb bewegte sich wieder bei dem Namen des Flavius und bei keinem andern."[2])

Die beiden Schlußkapitel seines Werkes widmet Campanella der Astrologie und sagt darin[3]): „Ich war in meiner Jugend ein abgesagter Feind der Astrologie und habe gegen dieselbe geschrieben. Aber aus meinen unglücklichen Schicksalen habe ich gelernt, daß dieselbe viel Wahres offenbart, daß wir uns aber bezüglich derselben in großer Unwissenheit befinden, teils wegen der Unermeßlichkeit dieser Wissenschaft, teils weil ein jeder ungeschickte Astrologe ein Prophet sein will."

Damit schließen, wir unsere Mitteilungen über das an genialen Intuitionen reiche System Campanellas, dessen völlige Ausbildung leider durch die widrigen Schicksale seines Lebens behindert wurde.

---

[1]) Auch der berühmte Chemiker und Entdecker des Phosphors Joh. Kunkel von Löwenstern ist der Ansicht, daß die Imagination bei der schädigenden Magie das wirkende Agens ist, und erzählt in seinem Laboratorium chymicum (Hamb. 1716, 8⁰, S. 560) folgenden Parallelfall: „Dieses muß ich hierbei erwehnen, was mir einstens begegnet, nemlich, ich hatte ein schön Rohr, an demselben ward mir ein Bubenstück angethan, daß ich nichts mehr damit tödten konnte, da sonsten Knall und Fall eins gewesen, massen ich dieses Exercitium sehr geliebet und mich ziemlich darin excellirt. Solches verdroß mich hefftig; Ich klagte es einem Schützen, derselbe gab mir einen Rath, wie ich denjenigen durch mein Rohr wieder quälen könte, daß er Schmerzen in die Augen bekam. Ich, als noch ein junger Mensch, der nicht überlegte, ob es Recht oder Unrecht, that solches in rechtem Eifer und festem Glauben. Die Würckung erfolgte, daß derselbe mir es gestehen und abbitten mußte, wo er anders von den Schmerzen seiner Augen befreyet seyn wolte. Sobald ich das Aufhebemittel dazu gebraucht hatte, von Stunde an verliessen ihn die Schmerzen. Nun muß ichs gestehen, daß ich solch Stück wiederum einem andern auch zu Gefallen thun wolte, da war es Lapperey; denn der Zorn und der feste Glaube für einen Andern waren nicht da. Ich kann hier keine andere Ursach geben, denn alle solche Dinge, wann sie an mich zur Probe kommen (K. hat dabei offenbar im Gegensatz zu dem eben erzählten Fall sein reiferes Lebensalter im Sinn), so hören sie auff, weil ich solche, ohne daran zu glauben, ausübe. — Und solte ich bald auff die Gedanken gerathen, daß ein starker Glaube sowohl in guten als bösen Dingen seine Krafft habe."

[2]) Lib. IV. cap. 18. — [3]) Lib. IV. cap. 20.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Traumerscheinungen und Traumwandeln.*)

Von

Friedrich Wilhelm Groß.



(Schluß)

Wie mit solchen Inspirationen, so werden wir auch vielfach in ähnlichen Traumzuständen mit einer besonderen Ingenialität ausgezeichnet. — Wer kann uns sagen, wie es z. B. zugehen mag, daß wir uns dann zuweilen in Besitz von Fähigkeiten befinden und Aufgaben lösen, oder die schwierigsten Handfertigkeiten vollbringen, für welche uns im wachen Zustande jede Qualifikation abgeht. Am auffälligsten ist das bei dem Traumwandler oder Somnambulen wahrzunehmen, der uns unter allen Rätseln auf diesem Gebiet wohl das größte zu raten aufgiebt.

Unter den vielen Beispielen, die sich anführen ließen, soll hier nur eines angemerkt werden, das ich einer mir bekannten Familie entnehme, die ich aber leider nicht zu nennen das Recht habe. Es ist die Familie eines Landrats und Rittergutsbesitzers in einem sächsischen Herzogtume; dieselbe besteht außer dem Herrn und seiner Gemahlin noch aus drei Töchtern. Die jüngere von diesen, Josephine, war in ihrer Jugend längere Zeit somnambul. Sie stand des Nachts auf, ging überall umher, öffnete — wie in wachem Zustande — Thüren und Schränke, und durchschritt mit der größten Sicherheit alle Räume des Hauses. Manchmal nahm sie auch Arbeiten vor, nähte, strickte und führte — wie man sagt — mit geschlossenen Augen die prächtigsten Stickereien aus, die sie sonst nicht fertig zu bringen im stande war. — Zu der Weihnacht eines Jahres hatte die nächstälteste Schwester, Therese, die ich gegenwärtig täglich zu sehen Gelegenheit habe, eine feine Handarbeit unternommen — es war ebenfalls eine Stickerei —, die sich aber als so schwierig herausstellte, daß sich die junge Dame vergeblich damit abquälte und eines Tages bei der Mutter beklagte, daß sie wohl die Arbeit würde aufgeben müssen. Da kam die

*) Wir bemerken zu diesem Artikel, daß uns von Herrn Groß die Belege für seine Mitteilungen in vorigem und diesem Hefte geliefert worden sind, soweit dieselben sich irgend beschaffen ließen; so hinsichtlich des Traumes, den er vor dessen Erfüllung seiner Mutter erzählte, eine Bestätigung dieser Thatsache von der letzteren, ebenso eine bestätigende Mitteilung über den kurz vorher berichteten Traum der alten Dame, welcher um 1860 prophezeiet wurde, daß sie „so alt werden würde, wie der deutsche Kaiser". Die in diesem Hefte erwähnten Angaben der Madame Lebreton gingen durch viele französische und deutsche Tagesblätter, z. B. Die „Dresdner Nachrichten". (Der Herausgeber).

Mama auf den Gedanken, der somnambulen Josephine die Arbeit so hinzulegen, daß sie dieselbe finden mußte, ohne daß ihr etwas davon gesagt zu werden brauchte. Therese that es, wie die Mutter geraten hatte, legte die Stickerei auf ein Nachttischchen der Schwester und schwieg, was überhaupt ängstlich beobachtet wurde, um sie nicht über ihren Zustand zu beunruhigen. Die Absicht gelang vollkommen! — Am anderen Morgen war die Arbeit vollendet und so herrlich ausgeführt, daß alle ganz entzückt waren. — Auch Josephine kam und betrachtete die Arbeit ebenfalls, aber mit einer Überraschung, als ob sie dieselbe zum erstenmale sähe. „Das hätte ich dir nicht zugetraut, daß du solche Sachen machen kannst!" sagte sie zu Therese; allein — wie von einer leisen Ahnung ihres Zustandes befangen, oder — als ob sie etwas von dem Gedanken ihrer Mutter und Geschwister erraten hätte, fügte sie etwas bedächtig hinzu: „Es ist sehr schön — so schön, daß, wenn ich so etwas fertig bringen könnte, ich mich vor mir selber fürchten würde!"

Das psychologisch merkwürdigste Moment ist aber bei aller Kunstfertigkeit der Arbeit doch vielleicht nicht die Ausführung derselben, als vielmehr der Umstand, daß die Somnambule auch wußte, worauf es ankam und was mit der Stickerei geschehen sollte, als sie dieselbe fand. Es muß mithin — da ein Zufall wohl kaum denkbar — unbedingt angenommen werden, daß auch gleichzeitig eine Gedankeneinwirkung auf mesmerischem Wege von Therese auf Josephine stattgefunden hat, da es andernfalls viel näher läge, zu glauben, daß letztere die Arbeit gar nicht beachtet, sondern weggelegt haben würde. — Was aber den zweiten Punkt, die an das Wunderbare grenzende Geschicklichkeit betrifft, so will Professor Hofrichter, ein bekannter Magnetiseur in Dresden, behaupten, daß dies bei weitem noch nicht das höchste aller Leistungen wäre, die ihm von Traumwandlern bekannt geworden sind. Es seien ihm Fälle vorgekommen, daß solche Personen nicht nur Arbeiten ausführten, die ihnen — wie der genannten jungen Dame — doch zum Teil geläufig waren, sondern daß sie auch noch ganz andere verrichteten, an die sie im Leben nicht gedacht hatten, die aber gleichwohl ein hohes Maß von Übung erforderten. Der Unterschied von da, wo wir im Schlaf eine ungewöhnliche Leistung zu stande bringen, bis dahin, wo geträumte Thätigkeit und Meisterschaft in wirkliche Handlung übersetzt wird, ist nur ein sehr geringer und der Sprung ein mäßiger. Wir wollen hier nur noch bemerken, daß sich der Zustand der jungen Dame mit der Zeit gänzlich gehoben hat, so daß die heute bejahrte Frau sich nur noch gelegentlich darüber belustigt.

Über dasselbe Kapitel weiß auch der bekannte Arzt Dr. Dock aus St. Gallen, Besitzer der Naturheil-Anstalt „Auf der Waid" daselbst, höchst anziehende Ergänzungen mitzuteilen. In seinem Vortrage, den er im Februar d. J. in Dresden hielt, erzählte er von einem ihm bekannten Herrn, der sich auf seinem Grundstück — da er Fische liebte — einen Fischkasten hatte herrichten lassen, aus welchem ihm aber beständig die Fische gestohlen wurden. Nachdem er sich sehr häufig darüber beklagt

hatte, beschloß er in aller Stille, den Dieb zu fangen, stellte heimlich eine Falle am Fischkasten auf, und siehe da, es gelang auch; aber wen fing er? — sich selber!

Wenn nun derartige Vorkommisse auch nicht gerade häufig zu verzeichnen sind, so stehen sie doch keineswegs vereinzelt da. — Zumal in niederem Grade und bei jugendlichen Personen oder Kindern wiederholen sich derartige Fälle durchaus nicht selten. Ein älterer Bruder von mir stand als zwölfjähriger Knabe öfters im Schlafe auf, ging an die Schränke, durchsuchte dieselben, tastete auf den Tischen umher oder griff bald hier bald da hin auf den Fußboden, als ob er einem Tierchen nachliefe, das er haschen wollte, wobei er freudig ausrief: „Ach, wie schöne Schäfchen, was für niedliche Lämmer!" u. s. w.

In vieler Beziehung hat daher das Traumwandeln eine große Ähnlichkeit mit Hallucinationen und Visionen, und es kommt vor, daß die Erscheinungen so eigentümliche sind, daß sie uns über ihren Charakter in Ungewißheit lassen. Sie sind weder telepathisch zu erklären, noch kann man sie als hysterische Excentricitäten auffassen. Es sind wohl zumeist Erinnerungen oder Beunruhigungen des beschwerten Gemüts, welche in solcher Lebendigkeit auftreten, daß sich gewisse Vorstellungen von innen heraus photographisch im Auge abspiegeln.

Die Schwester des bekannten französischen Generals Bourbaki, Madame Lebreton, seit fünfundzwanzig Jahren Hofdame der Exkaiserin Eugenie, erzählte bei ihrer letzten Anwesenheit in Paris von nervösen Zuständen ihrer Gebieterin, daß man unwillkürlich an die Phantasmen denken muß, welche Shakespeare in seiner Macbeth erscheinen läßt. Trotz ihres scheinbar körperlichen Wohlbefindens läßt der seelische Zustand der ehemaligen Herrscherin Frankreichs sehr viel zu wünschen übrig. Es giebt Perioden, in welchen fast keine Nacht vergeht, ohne daß die von den Plagegeistern verfolgte Napoleonidin von den qualvollsten Schreckgesichten heimgesucht würde. Nicht selten schreit sie mitten im Schlafe auf, springt von ihrem Lager in die Höhe, flüchtet sich in eine Zimmerecke und ruft erbarmungswürdig um Hilfe. In solchen Exaltationen sieht sie ihren kaiserlichen Gemahl, der von einer Legion blutiger und verstümmelter Menschen verfolgt wird, oder — es erscheint ihr auch der kaiserliche Prinz in einem von Wunden bedeckten und zerhackten Zustande, die tiefen, klaffenden Augenhöhlen auf sie richtend, so daß sie in ein konvulsivisches Zittern gerät, als ob sie vom Fieberfrost geschüttelt würde. In ihr diskretes Nachtgewand gehüllt, steht die Kaiserin dann mit stieren Blicken, vorgestreckten Armen und angsterfülltem Gesicht einem Geiste ähnlich da, und verharrt sehr häufig ziemlich lange in dieser Lage, da sie sich gegen alle Versuche ihrer Umgebung, sie dieser Krisis zu entreißen, auf das heftigste sträubt. Ist aber die letztere endlich vorüber, so verfällt Ihre Majestät in eine sehr natürlich zu erklärende ohnmachtartige Erschöpfung, aus der sie allmählich wieder zu sich kommt, worauf sie in frommen Andachten Beruhigung zu finden sucht. —

Daß ihr Schlaf oftmals auf künstlichem Wege herbeigeführt werden

muß, kann zur Milderung dieses Leidens natürlich nicht beitragen, da alle bekannten Mittel dieser Art nur für den Augenblick betäuben, dann aber eine um so größere Nervenabspannung herbeiführen[1]). Es liegt auf der Hand, daß man es hier mit Erscheinungen oder Phantomen zu thun hat, die einer zeitweiligen Gemütserregung entspringen, für welche wir sehr leicht den Schlüssel zu finden vermögen. Es kann durchaus nicht überraschen, wenn die Nerven der Kaiserin endlich zusammenbrechen, sondern es wäre weit eher zu erstaunen, wenn es in Anbetracht der furchtbaren Schicksalsschläge, von welchen diese Frau — verschuldet oder unverschuldet — betroffen wurde, anders sein sollte. Daß ihr nun in solchen Momenten die entsetzlichen Wechselfälle ihres Lebens vor die Seele treten und die Phantasie ihr die schauerlichsten Bilder ausmalt, läßt sich wohl begreifen.

Das sind aber Hirngespinste, die — falls sie überhaupt nicht in der Einbildungskraft der französischen Berichterstatterin ihren Ursprung finden — hier nicht mehr in Frage kommen, als nötig ist, um auf die verschiedensten visionären Zustände und deren Entstehungsursachen aufmerksam zu machen. Dieselben können zwar nicht dazu dienen, über das geheimnisvolle Seelenleben völlig gesunder Menschen ausreichend Licht zu verbreiten, aber auch selbst diese krankhaften Erscheinungen eines phantasierenden Hirns können doch immer auf die Vorgänge, die sich in unserer Geisteswelt abspielen, einen Blick gestatten.

Beachtenswert bleibt hierbei, daß derartige seelische Affektionen sich auch mit der Zeit nicht nur auf die Personen der nächsten Umgebung, sondern auch auf die Tiere derselben übertragen können. In der Familie eines hiesigen Bankiers wurde mir Gelegenheit geboten, eine Beobachtung zu machen, die mir außerordentlich zu denken gab. Die Dame vom Hause, die ziemlich nervös ist, besitzt einen schönen großen Hund edler Rasse, der das Übel seiner Herrin in einem Grade geerbt hat, daß er derselben nichts nachgiebt. Sein Benehmen ist zeitweis ein solches, daß man ängstlich sein könnte, ihn bei sich zu behalten. Trotz seiner Größe zeigt er sich auffallend furchtsam, sucht Schutz bei seiner Dame und legt sich gern unter Stühle, Tische und andere Möbel. Bei dem unbedeutendsten Geräusch schrickt er zusammen, fährt öfters auf, fängt an zu knurren, zieht sich mit eingezogenem Schwanze rückwärts gehend zurück und schaut mit starren Blicken so unverwandt nach einer und derselben Zimmerecke oder auch nach einem Punkt der Decke, daß man unbedingt die Überzeugung gewinnt, er muß etwas sehen und Visionen haben. Es dient dabei nur noch zur Beruhigung, daß dieses Benehmen des Tieres nicht etwa neu ist, sondern schon mehrere Jahre — ja sogar bis in die Jugend desselben — zurückreicht.

Doch das nur nebenbei, um dann noch mit einer allgemeinen Bemerkung zu schließen: Man will die Erfahrung gemacht haben, daß die visionären Zustände und die denselben sehr nahe verwandten Erscheinungen sich in neuerer Zeit sehr häufen. Soweit dieselben krankhafter Natur

[1]) In neuester Zeit will man allerdings einschläfernde Mittel entdeckt haben, die diese nachteiligen Folgen ausschließen.

sind, mag das sein; sonst aber nicht. Man fängt nur an, aufmerksamer zu werden und auch in dieser Beziehung den alten, beschränkten Standpunkt aufzugeben; indem man sich über die bisherige Unwissenheit hinwegsetzt, beginnt man physiologische Forschungen anzustellen, um sich zu belehren. Wer aber ein halbes Jahrhundert oder auch etwas weniger zurückdenken kann, wird sich noch recht gut der Spuk- und Gespenstergeschichten erinnern, die in dieser Zeit eine große Rolle spielten und unseren guten, biederen und schlichten Alten die Köpfe verdrehten. Bald hatte der eine das, der andere jenes gesehen, bald war diesem an der berüchtigten Brücke, die über das Grenzgräbchen führte, der gefürchtete große schwarze Pudel mit den feurigen Augen erschienen, die den Umfang eines Pflugrädchens hatten; bald wieder war einem anderen am Kreuzwege oder bei dem Passieren einer ähnlichen berüchtigten Stelle die unsichtbare Gestalt auf dem Rücken gehockt, die sich um Mitternacht dort aufhielt, oder es war dem Dorfschneider und Nachtwächter irgend eine schauerliche Begegnung passiert, die man als Kinder mit der größten Andacht hörte und weitererzählte.

Daß aber — soweit wir es mit nervösen Gebrechen zu thun haben — solche Zufälle in unserem Zeitalter der Nervosität sich mehren, ist ganz natürlich. Man hat sich auch vielfach Mühe gegeben, die Ursachen dieser Steigerung des Übelstandes zu ergründen und gleichzeitig nach Mitteln sich umgesehen, um Abhilfe zu schaffen. Nun, nach den ersteren — den Ursachen — braucht man gewiß nicht lange zu suchen. In unserem Jahrhundert des Dampfes und des Jagens nach Reichtümern einerseits, und des Existenzkampfes andererseits, wo an die Leistungsfähigkeit unserer Nerven zu übermäßige Anforderungen gestellt werden, kann es nicht ausbleiben, daß eine Überreizung die Folge sein müßte, wenn selbst unsere Nerven die Stärke von Schiffstauen hätten. Eine Milderung oder Beseitigung der Kalamität wird daher von selbst eintreten, wenn die Ursachen wegfallen. Kümmernisse und Gemütserregungen — zuweilen auch ein böses Gewissen — sind die Brutstätten von Dämonen, gegen welche Irren-Anstalten nichts nützen. Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen, umgekehrt entsteigen dem Sorgenpfuhl Furien und Phantome, wie den Morästen Ungeziefer und Pestilenz. Ein leichter, fröhlicher Sinn wird sich dagegen als das sicherste Präservativ bewähren, und wo dieses nicht ausreicht, werden Kühlungen des Kopfes und namentlich des Nackens, sowie gehörige Hautpflege überhaupt, gute Dienste thun, um das erhitzte Hirn frei, das Herz leicht und das siedende, ungestüme Blut ruhiger zu machen, und sie werden sich weit probater als Wunder- und Lebens-Elixire erweisen. —

Bei anderen Gelegenheiten werden allerdings auch diese Universalia versagen, besonders dann, wenn der Traumgott uns seine allegorischen Bilderrätsel vorführt, und die Nornen in allerlei Gestalt uns im Schlafe eine herannahende Begebenheit prognostizieren — wie die Möve das Ungewitter.

Wenn aber Phantasus — der bildende — nur schöne holde Träume erblicken läßt, dann kann man nichts Besseres wünschen, als — eine angenehme Fortsetzung!



Die seelische Thätigkeit des Künstlers.

Ein Beitrag zur monistischen Seelenlehre.

Von

Dr. Carl du Prel.



(Fortsetzung.)

Teilweise erklärt sich dieser Sachverhalt allerdings schon daraus, daß unsere Begriffe gleichsam die Moleküle sind, aus welchen sich unser abstraktes Denken zusammensetzt, daß ferner die Atome dieser Moleküle in letzter Instanz immer Anschauungen sind. Begriffe sind verdichtete Anschauungen. Begriffe ohne solchen Inhalt sind leer, und wenn das Denken mit ihnen operiert, bringt man es höchstens zur Hegelei. Es ist aber für unsere Untersuchung gleichgültig, ob wir auf abstrakte Vorstellungen in der That nur darum in derselben Weise mimisch reagieren, wie auf anschauliche, weil das abstrakte Denken aus der Anschauung herausgewachsen ist. Wer diese Erklärung für zureichend hält, wird geneigt sein, unsere Mimik prähistorisch, im weiteren Sinne sogar biologisch zu erklären. Für uns kommt es nur auf das Daß, nicht auf das Wie an, also nur auf die Thatsache, daß in der Mimik, die als organische Funktion im engsten Zusammenhang mit der organisierenden Seelenthätigkeit steht, ein unbewußtes Vorstellungselement eingemischt ist. Darauf allein kommt es hier an. Es bestätigt nun aber nur wieder die obige Theorie, daß man beim mündlichen Vortrag das eben gebrauchte Wort: „Darauf allein kommt es an" mit einer einen Punkt bezeichnenden Fingerbewegung begleitet, oder auch die Bleistiftspitze gegen den Tisch drückt. Auch sprachlich läßt sich dieses Anschauungselement ausdrücken, und wir sagen dann: „Auf diesen Punkt allein kommt es an."

Wir müssen aber auch noch die Kehrseite der Medaille betrachten, und nun noch nachweisen, daß umgekehrt in unsere bewußten Vorstellungen eine unbewußte Thätigkeit der organisierenden Seele eingemengt ist. Daraus wird sich abermals die Identität des Organisierenden und Vorstellenden ergeben, die uns zu einer monistischen Seelenlehre nötigt.

Auch für den nun folgenden Nachweis will ich mich auf die Seelenthätigkeit des Künstlers beschränken. Zu diesem Behufe aber müssen wir

uns der Poesie zuwenden, und zwar der lyrischen, weil in der Naturbetrachtung des Künstlers das gesuchte Element am deutlichsten enthalten ist. Zwar ist auch dem Maler die gleiche Betrachtung der Natur eigen; aber er kann das, was uns hier interessiert, nur indirekt ausdrücken, der Poet aber direkt.

Wenn der Dichter die Natur betrachtet, so ist dies eine bewußte Vorstellung; das spezifisch Eigentümliche bei dieser poetischen Anschauung besteht nun aber darin, daß der Dichter in das Objekt etwas hineinlegt, was diesem an sich nicht zukommt, einen subjektiven Bestandteil seines eigenen Inneren, und zwar seines Unbewußten. Er umhüllt ganz unbewußt, ohne alle Reflexion, das Objekt mit einem bestimmten Element, und wenn wir dieses Element analysieren, so zeigt es sich als ein von der organisierenden Seele geliefertes. Um es kurz zu sagen: der Dichter sieht keine leblose Natur, wie der Naturforscher, sondern eine belebte; keine seelenlose Natur, sondern eine beseelte. Belebung und Beseelung aber sind Thätigkeiten des organisierenden Prinzips. Die Seele des Dichters ist nun aber eine menschliche Seele, er vermenschlicht also die Naturobjekte, die er betrachtet, soweit das die Objekte zulassen, d. h. soweit ihre äußeren Merkmale es gestatten. Warum entspricht nun aber dieses unbewußte Verfahren des Dichters, diese Mitbeteiligung seiner organisierenden Seele bei der Naturbetrachtung, so sehr den Zwecken des Künstlers? Diese Frage gehört zwar nicht eigentlich hierher; ich möchte sie aber doch kurz streifen.

Die Aufgabe aller Kunst ist, das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln. Die Kunst entspringt nicht dem Verstande des Künstlers, sondern seiner Phantasie, und sie wendet sich nicht an den Verstand des Beschauers oder Lesers, sondern an seine Phantasie. Der Poet will in erster Linie Anschaulichkeit bieten, und sogar in seinen Reflexionen wendet er vorzugsweise Bilder an. Alle Kunstgriffe, deren sich der Dichter unbewußt bedient, konvergieren nach diesem einen Punkte: er will die Anschaulichkeit seiner Bilder steigern. Das Naturobjekt liefert dem Dichter nur Äußerlichkeit, in seiner Form und in seiner Wandelbarkeit. Indem nun aber der Dichter diese Form belebt und beseelt, verwandelt er diese veränderliche Form gleichsam in eine Mimik. Die Mimik aber ist, als äußerer Ausdruck eines inneren Seelenlebens, uns etwas so intim Bekanntes, daß wir durch die mimische Beschreibung des Naturobjektes ein viel anschaulicheres Bild erhalten, als durch die leblose. Aber nur eine solche Mimik kann der Dichter in das Objekt hineinlegen, die dem Äußeren desselben irgendwie entspricht. Wenn der Dichter vom entlaubten, im Herbststurm geschüttelten Baume sagt, er strecke flehend seine Arme in die Luft, so giebt uns das ein anschaulicheres Bild, als wenn er gleich einem Botaniker sagen würde, daß die Zweige in einem Winkel von so und soviel Graden vom Hauptstamm seitwärts wachsen. Ein in Verzweiflung die Hände ringender Mensch läßt sich seiner Mimik nach nur dann sehr anschaulich schildern, wenn wir seinen Seelenzustand accentuieren. Dadurch wird uns das Bild ganz unmittelbar anschaulich und verständlich. Darum erreicht auch der

Dichter seinen Hauptzweck, die Anschaulichkeit, mit dem kleinsten Kraftmaß, mit den wenigsten Worten, wenn er in der ungefähren Ähnlichkeit der Zweige mit Armen den äußeren Ausdruck innerer Verzweiflung sieht, indem er das Objekt beseelt, und zwar menschlich beseelt, weil wir die menschliche Mimik unmittelbar verstehen.

Der Naturforscher könnte sagen, der Vergleich des Dichters sei falsch; aber diesem kommt es auf Wahrheit gar nicht an, sondern auf Anschaulichkeit; diese aber erreicht er in sehr hohem Grade oft durch ein einziges seelisches Wort, weil wir mit diesem unmittelbar die korrespondierende Mimik verbinden, also einen Vorstellungsakt vollziehen. Damit aber ist eben der Zweck des Dichters erreicht: er will uns zu einer Vorstellung zwingen. Wenn z. B. Heine sagt:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee. —

so enthalten diese 4 Zeilen nur ein seelisches Wort „ihn schläfert"; dieses aber wirkt ungemein anschaulich.

Wie anschaulich es wirkt, wenn die Naturbeseelung als Darstellungsmittel gebraucht wird, das zeigen besonders Goethe und Lenau. Unter den neueren Dichtern bietet Martin Greif mustergültige Beispiele in Menge. Ich wähle als ein solches sein „Herbstgefühl", worin es ihm gelingt, eine ganze Stimmungslandschaft dadurch vor unsere Phantasie zu zaubern, daß er gleichsam sich selber in die Natur zerfließen läßt.

Herbstgefühl.

Wie ferne Tritte hörst du's schallen,
Doch weit umher ist nichts zu seh'n,
Als wie die Blätter träumend fallen
Und rauschend mit dem Wind verweh'n.

Es dringt hervor, wie leise Klagen,
Die immer neuem Schmerz entsteh'n,
Wie Wehruf aus entschwund'nen Tagen,
Wie stetes Kommen und Vergeh'n.

Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel
Die Stunden unaufhaltsam geh'n.
Der Nebel regnet in die Wipfel,
Du weinst, und kannst es nicht versteh'n.

Der Zweck der poetischen Personifikation ist also immer der, daß sie uns jene Vorstellung erleichtert, die der Dichter in uns erwecken will. Diese Personifikation ist aber ein Spezialfall von dem, was im weiteren Sinne Metapher benannt wird, nämlich die Übertragung — μεταφέρειν — eines bekannten Verhältnisses auf ein unbekanntes, oder weniger bekanntes, um das letztere anschaulicher und verständlicher zu machen. Je bekannter uns das übertragene Verhältnis ist, desto besser. Der Dichter würde seinen Zweck der Anschaulichkeit nicht erreichen, wenn er in den Baum eine Baumseele legen würde, weil wir eben von der Mimik einer Baumseele

nichts wissen, sie uns gar nicht vorstellen können. Die menschliche Mimik aber kennen wir, darum beschreibt der Dichter den Baum, indem er ihn menschlich beseelt.

Die Sprache des Dichters bewegt sich immer in Metaphern. Eine Metapher ist ein abgekürztes, oft in ein einziges Wort zusammengezogenes, verdichtetes Gleichnis, eine konzentrierte Vergleichung, die auf die Phantasie des Lesers anregend wirkt, also ihm erleichtert, gerade jene Vorstellung zu vollziehen, die der Dichter erwecken will.

Jean Paul schrieb in Prosa, war aber ein großer Poet. Wenn er nun die Schmetterlinge die Blumen der Luft nennt, oder wenn gar Calderon von einem Blumenstrauß mit Flügeln spricht, so wird dadurch zwar die wirkliche Beseelung des Objekts eigentlich verringert, Belebtes wird in Unbelebtes verwandelt, aber doch wirkt der Vergleich anschaulich. Wirksamer aber sind diejenigen Metaphern, die Unbelebtes beleben, wie wenn z. B. Calderon den Bach eine silberne Schlange nennt. Diese anschaulich wirksameren Metaphern sind es auch nur, wobei die Vorstellung mit einer Thätigkeit der organisierenden Seele verschmolzen ist. Wenn Lenau vom Frühling sagt: „Er schleudert seine Ringraketen, die Lerchen, in die Luft", — so entspricht das nicht den Zwecken der Poesie, denn in diesem Vergleiche wird die belebte Lerche zu einer unbelebten Rakete gemacht, was uns höchstens die Bewegungslinie des Vogels anschaulich macht. Die Personifikation kommt zwar dabei dem Frühling zu statten, der mit einem frohen Jungen verglichen wird; aber der Frühling ist ein zu abstrakter, zu vieles umfassender und eben darum von Anschauung entleerter Begriff, als daß die Anschaulichkeit durch diese Beseelung gewinnen könnte.

Manchmal freilich erreicht der Dichter seinen Zweck, ein abstraktes Verhältnis in ein anschauliches zu verwandeln, sehr gut, indem er geistige Vorgänge mit physischen vergleicht, also die Analogie einer tieferen Naturstufe entnimmt. Wenn Shakespeare den Hamlet Pessimismus predigen läßt, darf er ihm nicht Schopenhauersche Reflexionen in den Mund legen, sondern er muß ihn ein Bild gebrauchen lassen:

> Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
> Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt.
> Pfui! Pfui darüber! 's ist ein wüster Garten,
> Der auf in Samen schießt. Verworf'nes Unkraut
> Erfüllt ihn gänzlich.

Ebenso Goethe, wenn er die Misere des menschlichen Lebens mit den Worten bezeichnet: Du mußt leiden oder triumphieren, Amboß oder Hammer sein. Wenn der tamulische Dichter Tiruvalluver unter uns lebte, so würde er vielleicht mein momentanes Verhältnis zu den Lesern mit den Worten bezeichnen, die in seinem Kural vorkommen: „Vor Verständigen reden ist wie Wassergeriesel auf sprossender Saat." Damit wäre ein geistiges Verhältnis durch seine Verwandlung in ein physisches ungemein verständlich und bildlich geschildert. Gesetzt aber, ich müßte diese meine Gedanken einem Karrenschieber vortragen, dem erst nach langer Bemühung

von meiner Seite ein annäherndes Verständnis aufginge, so wäre der Vorgang immerhin schon sehr anschaulich geschildert, wenn es hieße, ich hätte diesem Zuhörer ein Licht angezündet; aber poetischer wäre es, wenn der an Metaphern so reichen spanischen Sprache das Wort desasnar entnommen und gesagt würde, daß ich nun diesen Zuhörer „entefelt“ habe; denn dabei würde der Vergleich derselben Sphäre angehören, wie das Verglichene, nämlich dem organischen Leben.

Daß nun aber gerade diejenigen Metaphern, in welchen Unbelebtes auf eine höhere Stufe gehoben und menschlich beseelt wird, am meisten anschaulich wirken, kann nur daran liegen, daß sie unter Anteil der organisierenden Seele zu stande kommen, und daß sie auf uns einen größeren Zwang ausüben, eine anschauliche Vorstellung zu vollziehen, weil wir mit jedem dem Seelenleben entnommenen Worte unmittelbar die Vorstellung der korrespondierenden Mimik verbinden.

Je größer ein Dichter, desto reicher ist er an Metaphern, und zwar entstehen sie ihm nicht reflektiv, sondern in den Akt der Anschauung selbst schon ist, ihm unbewußt, jenes Element eingemengt, das von der organisierenden Seele geliefert wird. Diese besitzt aber nicht nur der Poet, und darum ist die Metapher überhaupt bei jedem guten Stilisten zu finden, ja es ist das metaphernbildende Element auch der Umgangssprache eigen. Die Linguisten wissen es, daß alle Worte unserer modernen Sprachen in ihren sanskritischen Wurzeln etwas Anschauliches ausdrücken, das nicht etwa nur aus Haupt- und Zeitwörtern, sondern sogar aus den Umstandswörtern herauszuschälen ist. Rückwärts hat eine offenbare Beziehung zum Rücken. Im Worte „vielleicht“ war früher ohne Zweifel mehr die Wahrscheinlichkeit, als die bloße Möglichkeit betont, denn es bedeutet viel leicht, sehr leicht. Es hat also seine sprachliche Bedeutung etwas verändert; die Mimik aber ist konservativer, und wir verbinden das Wort noch immer mit einer zuckenden Achselbewegung, als hätten wir eine Last auf der Schulter, die wir ohne Mühe lüpfen können. Deutlicher freilich ist der anschauliche Ursprung bei Zeitworten selbst von sehr abstrakter Art, z. B. im Wort erwägen, worin gleichsam ein gegenseitiges Abwägen der Dinge liegt, zwischen welchen zu wählen ist.

Es ist schon häufig gesagt worden, daß die Poesie älter sei, als die Prosa. Dies darf nicht so verstanden werden, als wären Versmaß und Reim früher angewendet worden, als die ungebundene Redeweise. Wohl aber läßt sich sagen, daß die poetische, beseelende Naturbetrachtung die ursprüngliche ist, und das alles abstrakte Denken anschauliche Wurzeln hat, ja im Grunde nur verdichtete Anschauung ist. Darum haben sich sogar in der gewöhnlichen Sprache so viele Metaphern erhalten. Wir sprechen vom Schleier der Wahrheit, von einer eisernen Stirn, einem ehernen Geschick, von lachenden Fluren, verträumter Jugend, von harten Köpfen 2c.; hat der Maler oder Dichter ein Thema gefunden, so nennt er es einen Stoff — was schon eine Metapher ist —, und wenn das Thema schwierig ist, steigert er die Metapher und spricht von sprödem Stoff. Kaum, daß sich ein Satz bilden läßt ohne Metapher. In seiner Novelle „Die Gemälde“

läßt Ludwig Tiek jemanden sprechen, der ganz vergeblich den Metaphern zu entrinnen sucht:

„Wenn der Mensch einen Gegenstand mit einem anderen vergleicht, so lügt er schon. „„Das Morgenrot streut Rosen."" Giebt es etwas Dümmeres? „„Die Sonne taucht sich in das Meer."" Fratzen! „„Der Wein glüht purpurn."" Narrenspossen! „„Der Morgen erwacht."" Es giebt keinen Morgen; wie kann er schlafen? Es ist ja nichts, als die Stunde, wenn die Sonne aufgeht. Verflucht; die Sonne geht ja nicht auf; auch das ist ja schon Unsinn und Poesie. O dürft' ich nur einmal über die Sprache her und sie so recht säubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenden Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen!"

Vielleicht kann man in keinem Zeitungsblatt lesen, ohne einen ganzen Schatz verdichteter, in die Umgangssprache übergegangener Poesie darin zu finden. Aber in der Entwicklung der Sprache verlieren die Metaphern allmählich ihre Frische und Anschaulichkeit, sinken zu bloßen Wortklängen herab, geben uns nur mehr abstrakte Begriffe, aber keine Anschaulichkeit; sie regen den Verstand an, aber nicht die Phantasie.[1]) Aber diese Schatzkammer, die beständig entleert wird, wird von den Dichtern in Versen und in Prosa immer wieder gefüllt, indem sie neue Metaphern von frischer Anschaulichkeit empfinden. Das geschieht aber nicht bewußt, sondern schon in der Art und Weise, wie sie die Dinge anschauen, zeigt sich die Thätigkeit einer Seele, welche organisierend in die Vorstellung eingreift, indem sie Unbelebtes beseelt. Solche Metaphern beweisen also die monistische Seelenlehre.

So wenig als der Maler etwas davon zu wissen braucht, daß die Mimik das abstrakte Motiv gleichsam in ein anschauliches verwandelt, so wenig weiß es der Dichter, daß bei seinen Vorstellungen die organisierende Seele mitwirkt. Diese Mitwirkung wird nicht etwa bewußt hinzugethan, zu einer adhäsiven Verbindung vereinigt, sondern sie geschieht unbewußt, unwillkürlich, ist in kohäsiver Verbindung mit dem Anschauungsakt selbst verschmolzen. Die lyrische Naturbetrachtung ist anthropomorphistisch und anthropopathisch; der Dichter sieht in den Formen der Gegenstände menschliche Formen — den gerade gewachsenen Baum sieht er stolz gestreckt; in den Bewegungen der Gegenstände sieht er menschliche Bewegungen — der Bach läuft ihm unregelmäßig durch die Wiese, wie ein mutwilliger Junge —; in beiden aber, in Formen wie Bewegungen, sieht er menschliche Empfindungen ausgedrückt. Poetisch aber ist seine Anschauung der Dinge, wenn er durch Vermittlung der Worte den Leser zwingt, denselben Anschauungsakt zu vollziehen, wenn er also den Leser zum reproduktiven Dichter macht. Lenau macht uns seiner eigenen Augenhaftigkeit teilhaftig, er erzeugt in uns ganz das anschauliche Bild einer holländischen Landschaft, wenn er sagt: „Die Natur, Herbstnebel spinnend, scheint am Rocken eingeschlafen."

(Schluß folgt.)

[1]) Vgl. Brinkmann: Die Metaphern.



Undogmatisches Christentum.

Eine Besprechung

von

Hübbe-Schleiden.

Darüber, daß einige Dogmen der christlichen Kirchen dem heutigen Bedürfnisse verständiger Erkenntnis widersprechen und zum Teil sogar das höhere sittliche Gefühl verletzen, darüber sind heutzutage alle Vorurteilsfreien einig.[1]) Diese Einsicht macht sich allmählich sogar bei den orthodoxer Denkenden (Professor Kaftan) geltend; und auch Kaiser Wilhelm II soll im Anfang März d. J. öffentlich den Wunsch geäußert haben, daß bei dem Religionsunterricht in den Schulen weniger das Dogmatische und mehr das Sittliche betont werden möge.[2]) In dem Jahrhunderte alten Kampfe gegen dieses Dogmenwesen nimmt aber neuerdings eine Schrift des Superintendenten Dr. theol. Otto Dreyer in Gotha[3]), deren Titel wir als Überschrift gesetzt haben, eine besonders hervorragende Stellung ein; und obwohl wir aller theologischen Betrachtungsweise durchaus abgeneigt sind, finden wir doch in den Grundgedanken dieser Schrift so außerordentlich viel Wahres in so treffender und anregender Form ausgesprochen, daß wir es uns nicht versagen können, diejenigen unserer Leser, welche noch nicht im Besitze dieser wertvollen kleinen Schrift sind, auf dieselbe aufmerksam zu machen. Dazu seien hier einige Stellen aus derselben angeführt:

„Begierig greift der auf menschlichen Irrwegen ermattete Geist nach einer göttlichen Offenbarung, die ihm die unzweifelhafte Gewißheit reicht. Das Suchen nach religiöser Gewißheit hat freilich verschiedenen Charakter; es hat auch sehr verschiedene Grade der Reife. Der eine sieht in dem leiblichen Tode den Sturz in die Tiefe, vor welchem er Rettung sucht, der andere viel richtiger in der Sünde, die ihn von dem göttlichen Lebensgrunde entfernt. Der eine fragt mehr nach Gewißheit der Erkenntnis, der andere nach Gewißheit der Fortdauer über den Tod hinaus, der

[1]) Vergl. hierzu unsern Artikel über das „Christentum Christi" im Juliheft X, 55 S. 41 f.

[2]) Vergl. u. a. die „Berliner Morgen-Zeitung", Nr. 54 vom 5. März 1890.

[3]) Undogmatisches Christentum. Betrachtungen eines deutschen Idealisten. Bei Schwetschke & Sohn in Braunschweig, 1. Aufl. 1888, 3. Aufl. 1890. 102 S. 2 Mark.

dritte nach Gewißheit des Heils. Und doch ist's im Grunde bei allen ein Fragen nach der Gewißheit Gottes und des eigenen Geborgenseins in ihm. Ewig zu leben in dem ewigen Gott, von keiner feindlichen Macht mehr bedroht: Das ist der unaustilgbare Trieb des religiösen Gemütes; und darum wird keine Verkündigung dem religiösen Gemüte genügen, welche ihm nicht zweifellose Gewißheit bringt" (S. 4) ... „Aber die göttliche Offenbarung ist nicht die Mitteilung einer Lehre, sondern sie ist nichts anderes als die Offenbarung Gottes selbst" (S. 27).

„Viele tüchtige Männer und Frauen möchten wohl den Greueln des praktischen Atheismus (unseres materiellen, gewissenlosen „Kulturlebens") mit einer kräftigen, gesunden Frömmigkeit entgegentreten, aber sie können es nicht, weil der Zwiespalt in ihnen selbst liegt, weil sie das überlieferte Christentum sich nicht anzueignen vermögen.... Die Gedankenlosen und die geistig Trägen kennen solche Kämpfe nicht; aber gerade die Tüchtigsten! .... Unsere Universitäten wissen davon zu erzählen, die stillen Stuben der Theologie-Studierenden. Da werden von manchen heiße Kämpfe, die kein Menschenauge sieht, mit tapferem Gemüte durchgefochten, jahrelang, unablässig wiederkehrend. Und doch unterliegen viele und finden den Ausweg nicht. Kannst du predigen, was du selbst nicht glaubst? Kannst du dich zum Glauben zwingen? Dürftest du es, wenn du es könntest? .... In solchen Kämpfen zum Tode ermattet, wenden sich viele einem anderen Studium zu; und gerade diese würden, wenn sie den Ausweg gefunden hätten, der Kirche am besten gedient haben" (S. 14).

„Euch aber gehört meine tiefste Sympathie, ihr Männer und Frauen, die ihr streng orthodox und streng religiös zugleich seid, denen beides unzertrennlich eins ist.... Die Hand möchte ich euch reichen, aber ihr schlagt nicht ein, sondern wendet mir den Rücken. Das muß um der Wahrheit willen ertragen werden, wie vieles andere. Aber ich sage euch, wir werden uns einst wiederfinden.... Mit dem irdischen Wesen sind dann alle Dogmen untergegangen in dem feurigen Kern der Liebesgemeinschaft mit dem Erlöser und durch ihn mit Gott. Euch waren diese Dogmen auch hier schon von dieser innersten Glut durchleuchtet; darum wolltet ihr keinen Strahl aus dem vollen Kranze missen. Uns aber standen sie vielfach im Wege, wenn wir sehnsuchtsvoll vordringen wollten, das Kleinod unserer Kirche zu ergreifen. Am seligen Ziele werden wir jedoch nur noch ein Lächeln haben über die verschiedenen Weltanschauungen, die auf dem Wege uns getrennt. Denn die Welt ist dann nicht mehr, und wir sind verbunden für immer in der Anschauung Gottes" (S. 56).

Sehr mit Recht weist Dreyer die „Vermittelungstheologie" zurück, welche nur nach beiden Seiten Halbes bietet (S. 62). Seine Lösung aber, obwohl er sie in theologischer Weise mit der hergebrachten Verwechselung der Begriffe Individualität und Persönlichkeit[2]) ausführlicher darstellt, scheint auch uns die einzig richtige, der einzige Weg, auf welchem die ernst Strebenden aller Parteien sich vereinigen können und müssen. Diese Lösung fassen wir kurz in das Wort zusammen: Wahres, praktisches, lebendiges Nachfolgen Jesu als dem von allen wahrhaft religiösen Christen anerkannten, idealen Vorbild unseres Strebens nach der göttlichen Vollendung.

[2]) Persona heißt „die Maske" und bezeichnet nie das Wesen der unsterblichen, weil immateriellen und unteilbaren Individualität; „Persönlichkeit" ist nur das Individuum, die zeitweilige Selbstdarstellung der rein metaphysischen Individualität, der „Seele".



Leo Tolstoi
und sein unkirchliches Christentum.

Von
Raphael von Koeber,
Dr. phil.

V.
Lebensphilosophie.

Wir wissen, was Tolstoi unter „Leben" versteht: es ist das Streben des Menschen nach seinem Wohle, nach Glückseligkeit.[1]) Die Glückseligkeit wird aber nicht anders erlangt, als durch die Befolgung der Gebote Christi, über die wir Tolstois Ansichten im III. Abschnitt dieser Darstellung ausführlich kennen gelernt haben.

Der tiefste Sinn dieser Gebote ist: das wahre Leben, mithin das wahre Wohl besteht (nicht in der Erhaltung seiner Persönlichkeit, sondern) in dem Aufgehen im Ganzen, in Gott und der Menschheit. Da Gott die Vernunft ist, so läßt sich die christliche Lehre auch so formulieren: unterordne dein persönliches Leben der Vernunft, welche von dir unbedingte Liebe zu allen Wesen fordert.

Das persönliche, nur das eigene Ich anerkennende und wollende Leben ist das tierische; das Vernunftleben — das menschliche, das dem Menschen *naturgemäße* Dasein. Die oberste Maxime der stoischen Moral: lebe der Natur, *deiner menschlichen* Natur, gemäß, drückt auch dasselbe aus. Man betrachte ferner die Lehren der weisesten Gesetzgeber — der Brahmanen, des Buddha-Gautama, des Confucius, des Lao-Tse, des Moses —: alle enthalten dieselbe Erklärung des Lebens, stellen dieselbe Forderung an den Menschen. Denn von den ältesten Zeiten an war die Menschheit sich des qualvollen inneren Widerspruchs bewußt, in welchem jeder nach dem *persönlichen* Wohle Trachtende sich befindet; und da es schlechterdings keine andere Lösung dieses Widerspruches giebt, als die, daß man den Schwerpunkt seines Daseins aus seiner vom Untergang nicht zu rettenden Persönlichkeit in das unvergängliche Ganze ver-

[1]) Vergl. die schon im I. Abschnitt angeführte Stelle aus „*Über das Leben*", S. 23.

legt; so ist es erklärlich, daß alle Weisen der Vorzeit und mit ihnen auch die größten Denker der späteren Jahrhunderte — weil sie deutlicher als die übrigen Menschen jenen Widerspruch nebst seiner Lösung erkennen mußten —, dem Sinne nach ganz gleiche Lehren und moralische Gebote aufgestellt haben.[1])

Worin der Grundwiderspruch des persönlichen Lebens besteht, ist nicht schwer einzusehen. Das, was für den Menschen das Wichtigste und das Einzige ist, was er braucht, was — wie es ihm scheint — allein wirklich lebt, nämlich seine Persönlichkeit, geht zu Grunde, wird zum Gerippe, zum Wurm, bleibt nicht er; das aber, was er nicht braucht, was für ihn keinen Wert hat, dessen Leben und Wohl er nicht empfindet, jene ganze Welt kämpfender und sich gegenseitig ablösender Wesen, das gerade erweist sich als das Bleibende, wirklich Lebende. Was er nicht ist und nicht fühlt, das allein besitzt die Eigenschaften, die er allein besitzen möchte. Und diese Betrachtung stellt sich ein nicht etwa bloß in einer vorübergehenden, trübseligen Stimmung: nein! sie nimmt den ganzen Menschen in dauernden Besitz, tritt an ihn heran als eine so augenscheinliche, unzweifelhafte Wahrheit, daß der Mensch sie nur einmal zu fassen braucht, um sich nie mehr von ihr loszumachen.[2])

Aber ebenso augenscheinlich und unzweifelhaft — sollte man meinen — ist auch das einzige Mittel, welches den Menschen vor den Schrecken retten, die das bloß persönliche Dasein als solches stets begleiten: fürchtest du den unvermeidlichen Untergang, so lebe in und mit dem, was nie untergehen kann — eine selbstverständliche und doch von den wenigsten verstandene Lebensregel, welche die Lösung jenes uralten Grundwiderspruches unseres Daseins enthält und in dem bekannten Schillerschen Distichon — „Unsterblichkeit" — ausgedrückt ist:

„Vor dem Tode erschrickst du! Du wünschest, unsterblich zu leben?
Lebe im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt."

Das Leben im Ganzen ist das Leben im Ewigen, im „Reiche Gottes", in welches, nach den Worten Christi, niemand eingeht, es sei denn, daß er „von neuem geboren werde", wiedergeboren aus dem Geist, aus der zeitlosen, anfangslosen und unvergänglichen absoluten Vernunft, aus der alles wahre Leben von Ewigkeit entspringt und in der es, allen irdischen Bedingungen entrückt, als ewige Gegenwart besteht.

Wir alle sind demnach, als lebende Wesen, metaphysisch Kinder des „Gottesreiches", und unser wahres Leben geht vor sich in einer über die Verhältnisse des Raumes und der Zeit erhabenen, also vom Prinzip der Vielheit, der Trennung, des Zwiespalts unberührten, rein intelligiblen Region. Die meisten wissen jedoch nichts von diesem ewigen Ursprung und von der Unvergänglichkeit des Lebens als solchen, und sehen — durch die falsche Lehre der Welt in ihrem Irrtum noch bestärkt — nur die räumlich-zeitliche, sinnlich wahrnehmbare, tierische, persönliche Existenz für das wahre, einzige Leben an, das mit der Geburt beginnt und mit

---

1) Über das Leben, S. 29 f. — 2) Ebd. S. 27.

dem Tode endet. Eine solche Vorstellung ist eine Täuschung des Bewußtseins, ähnlich, wie man sie im Traume erfährt. Nur vom tierischen Leben gilt auch das Wort: „das Leben — ein Traum". Solange man träumt, ist man sich dessen nicht bewußt; erst das Erwachen zeigt uns, daß wir geträumt haben. Wie nun der vom physischen Traum Umfangene den Widerspruch seines Traumlebens mit der Wirklichkeit nicht empfindet; so hat auch der geistig Träumende kein Bewußtsein vom wahren Leben und daß es einen Gegensatz bildet zu dem, was er für das Wahre hält, zu seiner persönlichen, vom Ganzen abgelösten Existenz.

Mit dem Erwachen des vernünftigen Bewußtseins, das bei jedem Menschen früher oder später erfolgen muß, tritt auch der Zwiespalt des tierischen und menschlichen Lebens ins Bewußtsein: das wahre Leben wird durchschaut, die Unmöglichkeit, ein persönliches Dasein zu führen, wird immer klarer, bis endlich — auf der letzten Bewußtseinsstufe — jener Grundwiderspruch des Lebens, den wir oben bezeichnet haben, als ein bloß scheinbarer, nur innerhalb der tierischen Existenz geltender, erkannt, somit ein fester Standpunkt gewonnen und der Sinn des Lebens, nach welchem der persönliche Mensch vergeblich sucht, entdeckt wird. Er wird entdeckt nicht mittelst logischer Folgerungen, sondern intuitiv, indem der geistig Erwachte oder Wiedergeborene sich plötzlich in den ewigen, zeitlosen Zustand des reinen Vernunftlebens selbst versetzt sieht, für den es keine Trugbilder, keine Widersprüche und Rätsel mehr geben kann. Dieser Zustand ist der natürliche für den Menschen, gleichsam die Urheimat des Menschengeschlechts, von der es zwar nichts mehr weiß, die aber in seiner Erinnerung dunkel lebt, und wohin es, einem höheren Gesetze folgend, endlich doch zurückkehrt.

Über den außerzeitlichen, ewigen Ursprung des all-einen Vernunftlebens, über die (im metaphysischen Verstande), sozusagen, monogenetische Abstammung und darum Verwandtschaft aller Vernunftwesen äußert sich Tolstoi sehr tief. Er sagt:

„Wie sehr der Mensch auch in der Zeit nach dem Punkte suchen mag, von welchem aus er den Anfang seines vernünftigen Lebens rechnen könnte: er wird ihn in seinen Erinnerungen nimmer finden. Es kommt ihm vor, als wäre dieses vernünftige Bewußtsein immer in ihm gewesen. Wenn er aber auch etwas dem Anfange dieses Bewußtseins Ähnliches findet, so findet er es keineswegs in seiner leiblichen Geburt, sondern in einem Gebiete, welches mit dieser nichts gemein hat. Er erkennt seine vernünftige Abstammung als eine durchaus andere an, denn seine leibliche Geburt. Indem der Mensch sich über die Entstehung seines vernünftigen Bewußtseins fragt, stellt er sich niemals vor, daß er als vernünftiges Wesen der Sohn seiner Eltern sei, sondern er erkennt sich als ein vernünftiges Wesen, welches mit allen, auch zeitlich und räumlich von ihm getrennten, ihm leiblich gänzlich fremden vernünftigen Wesen, die vor Jahrtausenden gelebt haben mochten, unlösbar in Eins verschmolzen ist. Der zum vernünftigen Bewußtsein erwachte Mensch kennt keine Entstehung, sondern ein ewiges, zeitloses Sein seiner Wesenheit, welches alle

Wesenheiten in sich enthält und selbst in allen Wesenheiten von Ewigkeit enthalten ist." [1])

Das Vernunftleben ist, als das ursprüngliche und allein wirkliche, auch das normale Leben des Menschen: der Mensch als solcher ist nur insofern lebend zu nennen, als er das Tier in sich dem Gesetze der Vernunft unterwirft, genau so, wie das Tier nur dann wirklich lebt, wenn es nicht allein den Gesetzen der Materie, aus welcher es besteht, sondern dem höheren Gesetze des organischen Lebens gehorcht. Das wahre Leben des Menschen äußert sich zwar, wie jede Erscheinung, in den Formen der Erscheinungswelt, in Zeit und Raum, wird jedoch nicht durch diese Formen bestimmt, sondern allein durch den Grad des erwachten vernünftigen Bewußtseins.[2])

Für das Tier wäre eine Thätigkeit, die sich nicht direkt auf das persönliche Wohl bezöge oder diesem widerspräche, eine Verleugnung des Lebens; für den Menschen jedoch ist es, wie wir oben gezeigt, gerade das Gegenteil. Für ihn ist die Persönlichkeit nur jene Stufe der Existenz, von welcher aus er das wahre Wohl seines Lebens erst in der Ferne schaut; sie ist die Grenze, die er überschreiten muß, um auf seinen heimatlichen Boden zu gelangen.

Hat man einmal eingesehen, daß im spezifisch menschlichen Leben der Primat naturgemäß nicht der Persönlichkeit, sondern der Vernunft zukommt, so wird man nicht mehr von der Unterwerfung jener unter diese als von einer „Heldenthat" oder einem „Verdienst" reden. Es liegt nichts Übermenschliches darin, dem natürlichen Gesetze des menschlichen Lebens zu folgen, und das, was bloßes „Werkzeug" des wahren Lebens ist — die Persönlichkeit —, auch für ein Werkzeug anzusehen und als ein solches zu behandeln. Das persönliche Leben selbst zwingt ja dem Menschen diese Erkenntnis ab. Denn, worin auch der Mensch sein Wohl erblicken mag, es ist unvermeidlich, daß er zuletzt doch seiner Persönlichkeit entsage. Thut er es nicht freiwillig, so wird er im Tode mit Gewalt dahin gebracht, wenn er unter der Wucht der Leiden nur eins wünschen wird: sich von dem qualvollen Bewußtsein der zu Grunde gehenden Persönlichkeit zu befreien und in eine andere Daseinsform überzugehen.

Wozu aber, kann gefragt werden, ist uns dann die Persönlichkeit gegeben, wenn wir ihr entsagen, sie verleugnen sollen? — Damit sie, wie jedes Werkzeug, als bloßes Mittel zur Erreichung dieses Zweckes diene: — es giebt keine andere Antwort darauf. Die Persönlichkeit ist nichts als die „Schaufel", die dem vernünftigen Wesen gegeben ist, damit es mit ihr grabe, sie beim Graben abstumpfe und wieder schärfe, die er verbrauche, nicht aber abputze und aufbewahre. „Wer — sagt Jesus — sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es erlangen." [3])

Ein Werkzeug als Werkzeug gebrauchen, heißt nicht dasselbe verleugnen, sondern nur dem Zwecke, d. h. der Vernunft dienen lassen.

[1]) Ebd. S. 61 f., vgl. Kapitel 7 u. 8.
[2]) Ebd. Kap. 14. — [3]) Ebd. S. 113, vgl. Kap. 15 u. 16.

Ein solcher Dienst ist der natürliche Zustand des zum Vernunftleben erwachten Menschen, wie das Fliegen und nicht das Laufen der natürliche Zustand des Vogels ist. Und es läßt sich das Gegenteil dadurch nicht beweisen, daß ein Nestling läuft und nicht fliegt, und daß Menschen, deren vernünftiges Bewußtsein noch schlummert, ihre tierische Existenz für das wahre Leben halten.[1]) Nur solche Menschen können auch in der Forderung: „unterwirf dich der Vernunft" das: „verleugne, hebe deine Persönlichkeit auf", erblicken, sie demnach für unerfüllbar, weil naturwidrig, erklären. Denn der einzige Lebenszweck dieser Menschen ist die Befriedigung jener persönlichen Bedürfnisse, deren Zahl mit der zunehmenden Verfeinerung des Lebens immer wächst und die von der Vernunft als nichtig, thöricht und unmoralisch unbedingt verworfen werden. Ist es also nicht begreiflich, daß, auf dem Standpunkt der Welt, die Verleugnung des einzigen Zwecks und Inhalts des Weltlebens für eine Verleugnung des Lebens überhaupt gilt, für eine Unmöglichkeit, eine Schwärmerei, oder — wie man es oft in verwerfendem Sinn aussprechen hört — „Mystik"?

Ein Kind der Welt, ein geistig Schlafender vermag daher nie die Forderung der Vernunft zu fassen, geschweige zu erfüllen, trotzdem, daß das Leben, die Erfahrung ihm täglich und stündlich die Vergänglichkeit des Strebens nach persönlichem Wohle zeigt, und die Vernunft ihm zuruft, daß jenes uralte Lebensrätsel: worin besteht das Glück? weshalb ist es unerreichbar? schon längst gelöst sei. Das Glück ist kein Wahn; derjenige besitzt es, den alle lieben mehr als sich selbst. Um dieses unvergängliche Glück zu erlangen, ist es nur nötig, daß auch er alle lebenden Wesen liebe mehr als sich selbst. „Nur unter dieser Bedingung ist das Wohl und das Leben möglich, und nur unter dieser Bedingung wird auch das zu nichte gemacht, was das Leben der Menschen vergiftet: der Kampf der Wesen miteinander, die Qual der persönlichen Leiden und die Furcht vor dem Tode."[2])

So spricht die Vernunft; ihre Stimme findet jedoch kein Gehör bei den Unvernünftigen; sie erregt vielmehr nur deren Unwillen, empört ihr tierisches Bewußtsein, welches auf alle Vorstellungen der Vernunft nur Eine Erwiderung hat: das ist nicht Leben, was die Vernunft fordert; das ist Selbstmord; das Vernunftgesetz ist nicht ein Gesetz der Wirklichkeit, welche vielmehr allein im Leben und Wohl meiner Persönlichkeit besteht, von der ich nicht absehen kann noch will, — ein Standpunkt, auf den ihrerseits die Vernunft sich ebensowenig versetzen kann, als die Thorheit und Verirrung auf denjenigen der Vernunft. Diese kann nicht umhin zu wiederholen: wenn das Streben nach dem Wohle anderer Wesen an die Stelle des Strebens nach persönlichem Wohle träte, würde das Leben nicht nur der Menschen, sondern aller Wesen ein glückliches werden müssen. Auch erkennt die Vernunft, daß der nicht zu leugnende Fortschritt in der Geschichte nur in der allmählichen Annäherung an dieses Glückseligkeits-

---

[1]) Ebd. S. 64. — [2]) Ebd. S. 121, vgl. Kap. 18.

ideal besteht. Mit anderen Worten: es besteht nicht in der wachsenden Stärke und Zunahme des Kampfes, sondern vielmehr in der Verminderung desselben, in der zunehmenden Eintracht und Einheit aller mit allen, in der Liebe, die — wenn auch noch weit entfernt von der allumfassenden christlichen Liebe — immer mehr und mehr zur Herrschaft in der Welt gelangt und bereits anfängt, in unserem Verhältnis auch zu untermenschlichen lebenden Wesen hervorzutreten und uns Schonung der Tiere und Pflanzen und Enthaltsamkeit von tierischer Nahrung als das des Menschen Würdigere zu empfehlen.[1]) —

Nichts für mich, alles für die anderen! Aufgehen im Ganzen! Dies ist der Wahlspruch des vernünftigen Bewußtseins.

Ja, was ist das aber? entgegnen uns die Kinder der Welt: ist es Buddhismus, Weltflucht ins Nirwana, Säulenheiligkeit? — und glauben, mit diesen Worten, mit welchen nicht der geringste Sinn für sie verknüpft ist, das widerlegt zu haben, was sie selbst und Milliarden anderer in der Tiefe ihrer Seele als eine zweifellose Wahrheit sehr gut empfinden: nämlich, daß das Leben für die Ziele der Persönlichkeit verderblich und sinnlos ist. Und dennoch reden sie sich ein, daß alle Fragen des Lebens, welche noch nicht gelöst sind, durch das Telephon, die Operette, die Bakteriologie, das elektrische Licht u. dgl. endlich doch gelöst oder beseitigt werden, daß der Gedanke, diese Lösung bestehe einfach darin, daß man dem persönlichen Wohle entsage, ihnen nur als Wiederhall alter Unwissenheit erscheint.

„Inzwischen ahnen diese Unglücklichen nicht, daß der roheste Indier, der jahrelang auf einem Bein steht, um jener Entsagung, um des Nirwana willen, ein ungleich lebendigerer Mensch ist als sie, die vertierten Menschen unserer gegenwärtigen europäischen Kultur, die auf Eisenbahnen die ganze Welt durchziehen und bei elektrischem Lichte ihren tierischen Zustand gleichsam zur Schau tragen. Dieser Indier hat begriffen, daß zwischen dem persönlichen und dem Vernunftleben ein Widerspruch stattfindet, und löst diesen Widerspruch so, wie er es versteht; die Gebildeten unserer Welt hingegen haben ihn nicht nur noch nicht begriffen, sondern sie sehen nicht einmal, daß er da ist."[2])

Die Entsagung, von der hier die Rede ist, hat nur insofern einen Wert, als sie die Quelle einer positiven Thätigkeit ist, derjenigen, welche allein die Vernunft von uns fordert: der Liebe (*ἀγάπη*), d. h. der christlichen, uneigennützigen Liebe. Diese Liebe empfinden und den Sinn des Lebens begreifen, ist eins. Dagegen ist das, was die Menschen, welche den Sinn des Lebens nicht verstehen, Liebe nennen, nichts als eine bloße Bevorzugung einer Bedingung des persönlichen Wohles vor der anderen, hat demnach mit jener Liebe nur das Wort, den Laut, gemeinsam.

Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher solche Bevorzugungen sich zuweilen kundgeben und die ganz besonders für Liebe gilt, zeigt — selbst dann, wenn sie sich auf geistige Gegenstände, wie die Wissenschaft und

---

[1]) Ebd. Kap. 19. — [2]) Ebd. S. 140 f., 139.

Kunst, bezieht — nichts als die Energie der Persönlichkeit, des Tieres im Menschen, und ist höchstens nur der „Wildling, auf welchen die wahre Liebe gepfropft werden kann. Wie aber der Wildling kein Apfelbaum ist und keine Früchte oder nur bittere trägt, so ist auch die Vorliebe keine Liebe und thut den Menschen nichts Gutes, ja bringt unter Umständen noch größere Übel hervor. Und deshalb entsteht auch das größte Übel für die Welt aus der so gepriesenen Liebe zum Weibe, zu den Kindern, zu den Freunden, gar nicht zu reden von der Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst, zum Vaterlande: sie ist nichts anderes als eine zeitweilige Bevorzugung gewisser Bedingungen des tierischen Lebens vor anderen." [1])

Durch die vermeintliche Liebe, in welcher die Menschen das höchste Glück ihres Lebens erblicken, wird die Persönlichkeit noch tiefer in die Armseligkeiten ihres Daseins hineingezogen. Sie befreit den Menschen nicht von dem unstillbaren Drange nach Genüssen: sie steigert denselben noch; sie beseitigt keineswegs den Kampf ums Dasein, sondern macht ihn nur erbitterter, weil sie die Furcht vor dem eigenen Tode durch die Furcht vor dem Tode der geliebten Persönlichkeiten verstärkt.

Die wahre Liebe dagegen will nichts für sich, selbst die Liebe nicht. Sie entspringt aus einer Seelen- oder Geistesverfassung, in welcher der Wille, ja, man kann wohl sagen, das „Ich"-Bewußtsein gänzlich aufgehoben ist; sie ist der Ausdruck eines lichten, ruhigen und darum freudigen Zustandes, dem sich nichts beimischt, was die Vernunft verfinstert, und der nur Kindern und vernünftigen Menschen eigen ist, d. h. Menschen, die freiwillig ihrem persönlichen Wohle entsagt, sich mit Bewußtsein der Vernunft unterworfen haben.

„Wie oft hört man sagen: „mir ist es ja gleichgültig; ich habe nichts nötig". Aus diesen Worten jedoch, in denen auch die höchste Weisheit spricht, klingt in der Regel nur Neid und Feindseligkeit gegen die Menschen heraus. Versuche man aber, wenn auch nur ein einziges Mal, aufrichtig, von Herzen sich zu sagen: „mir ist es gleichgültig; ich habe nichts nötig", und wenn auch nur für eine Zeitlang nichts für sich zu wünschen, so wird man erfahren, wie sofort, je nach dem Grade der Aufrichtigkeit der Entsagung, jegliche Mißgunst schwindet und ein bis dahin verschlossenes Wohlwollen gegen alle Menschen dem Herzen entströmt." [2])

Die Kenner Spinozas brauchen nicht besonders aufmerksam gemacht zu werden auf die Verwandtschaft dieser Ausführungen Tolstois über die wahre Liebe mit der Lehre vom „amor Dei intellectualis". Diese vernunftgeborene, leidenschaftslose Liebe, die „beſſ're Seele" in uns, meint auch Goethe, wenn er seinen Faust sagen läßt:

„Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun."

---

[1]) Ebd. S. 160 f. — Für die „Welt" freilich entsteht aus solchen Neigungen wohl schwerlich Übel; dagegen halten sie allerdings den Einzelnen vom Ziele seiner „Vollendung" ab. Vergl. hierzu unsere Nachschrift. (Der Herausgeber.)

[2]) Ebd. S. 164, vgl. Kap. 24 und 25.

Die wahre Liebe ist das A und das O der Weisheit, der Erkenntnis. Auf das Gebot der Liebe lassen sich alle Gebote Christi zurückführen, in deren Erfüllung das wahre Leben, das Leben in der ewigen Vernunft, besteht. Darum sagt Jesus: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“

Wer daher die wahre Liebe empfindet, der ist frei von der Todesfurcht, weil er durchschaut hat, daß der Tod sein wahres, außerhalb der zeitlichen und räumlichen Bedingungen liegendes Wesen, die Grundlage seines Lebens, nicht berührt, d. h. in Wahrheit gar nicht existiert und nichts ist, als der Eintritt in eine neue Lebensphase, eine Veränderung seiner Beziehungen zur Welt[1]), zu dieser unserer diesseitigen Welt, da wir von dem Leben in einer anderen nichts wissen können. Das aber, was wir wissen, oder vielmehr empfinden, bürgt uns dafür, daß der Tod keine Vernichtung ist: wir empfinden die magisch-mystische Einwirkung des Verstorbenen durch das Medium der Erinnerung, welche um so lebhafter ist, je übereinstimmender sein Leben mit dem Vernunftgesetze war, je mehr es sich in der Liebe offenbart hatte. „Diese Erinnerung ist nicht bloß idealer Natur, sondern etwas, das auf mich eine ebenso reale Wirkung ausübt, wie auch das irdische Leben des Verstorbenen ausgeübt hat. Sie ist dieselbe unsichtbare immaterielle Atmosphäre, die sein leibliches Dasein umgab und auf mich einwirkte, und jetzt, nach seinem Tode, nur noch stärker wirkt und mich noch enger mit ihm verbindet. Worauf hin also — da ich diese lebendige Kraft des Verstorbenen an mir empfinde und auf diese Weise mir der Fortdauer seiner Beziehung zur Welt bewußt bin — dürfte ich behaupten, daß er nicht mehr lebe? Ich kann sagen, daß er aus jener niedrigsten Beziehung zur Welt, in der ich mich noch befinde, herausgetreten; ich kann sagen, daß ich das Zentrum, von dem jetzt die Fäden oder die Kraft ausgehen, welche seine neuen Beziehungen zur Welt vermitteln, nicht sehe: unmöglich kann ich aber die Fortdauer als solche des von der Erde verschwundenen Lebens leugnen, wenn ich fühle, daß ich durch dieses Leben lebe, daß durch dasselbe mein ganzes Wesen beherrscht, ja geistig gefördert, veredelt wird.“

Der „abgeschmackte und schreckliche Aberglaube“, es gäbe einen Tod, quält mich nicht mehr, nachdem ich die unmittelbare, auf Erfahrung gegründete Gewißheit von der Existenz des Verstorbenen gewonnen, die Gewißheit, „daß alles das, wodurch ich lebe, sich aus dem Leben der vor mir gewesenen und längst gestorbenen Menschen gebildet hat, und daß deshalb jeder das Vernunftgesetz erfüllende, d. h. sein Leben in Liebe bethätigende Mensch nach Vernichtung seiner leiblichen Existenz in anderen Menschen noch lebt.“ In allen nach der Vernunft Lebenden bildet diese Gewißheit die Grundlage ihres Unsterblichkeitsglaubens. So hat auch Jesus gesagt, daß er leben werde auch nach seinem Verschwinden aus der Zeitlichkeit. „Er sagte das, weil er bereits damals, zur Zeit seines leib-

---

[1]) Ebd. Kap. 30.

lichen Daseins, in jenes wahre Leben eingetreten war, welches nicht aufhören kann."

Der Glaube an die Unsterblichkeit ist demnach kein Schluß, sondern eine intuitive Gewißheit: damit jemand diesen Glauben habe, muß er sich bereits unsterblich wissen, im Vollgefühl seiner Unsterblichkeit sein, d. h. den Schwerpunkt seines Lebens in dasjenige verlegt haben, was allein unsterblich ist: in die Vernunft. Nur der kann an das zukünftige Leben glauben, welcher die Aufgabe seines irdischen Lebens bereits vollbracht hat, der schon in diesem Leben in jene ihn über alles Persönliche hinaus hebenden Beziehungen zur Welt getreten ist, die sonst erst mit dem Tode, d. h. mit dem Anfang des Lebens als zeitloses Vernunftwesen, beginnen.

Man begreift nach alledem die schönen, seinen ganzen Unsterblichkeitsglauben zusammenfassenden Worte Tolstois[1]), mit denen auch wir unsere Skizze schließen wollen:

„Der Mensch erkennt nur dann, daß er nicht sterben wird, wenn er erkennt, daß er nie geboren worden ist, sondern immer war, ist und sein wird. Er glaubt nur dann an seine Unsterblichkeit, wenn er begreift, daß sein Leben keine Welle, sondern jene ewige Bewegung ist, die in diesem Leben bloß als Welle auftaucht."



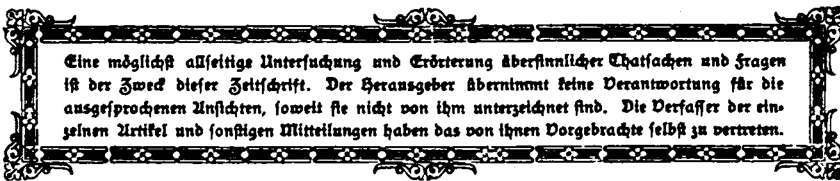
Wissen und Weisheit.

Unwissenheit ist Gottes Fluch; das Wissen
Jedoch, wenn Weisheit ist zu schwach als Leiter,
Wirft wie ein wildes Pferd umher den Reiter.

Shakespeare.



1) Ebd. S. 219.


Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Willkürliche Telenergie.

Einen sehr beachtenswerten Fall dieser Art berichten die Phantasms of the Living (No. 84, Band I, 287 f.) nach dem „Bericht des Komitees der Dialektischen Gesellschaft" (in der deutschen Ausgabe, Leipzig bei Oswald Mutze 1875, II, S. 110 f.).

Es handelt sich dabei wieder um eine Aussage des vorerwähnten Elektrikers Cromwell F. Varley, eines Mannes, der sowohl als Praktiker mit Recht berühmt war, wie auch eine wissenschaftlich bedeutende Stellung einnahm. Dieser berichtet, daß er einst mit Überlegung und Erfolg den Versuch machte, das Bewußtsein seiner Frau zu beeindrucken, aber nicht zum Zwecke eines Experimentes, sondern in der Not einer Lebensgefahr. Er hatte nämlich die Gewohnheit, um sich Erleichterung bei krampfhafter Schlund-Verengung zu verschaffen, Chloroform einzuatmen. Dabei fiel er einst auf sein Bett zurück mit dem Chloroformschwamm auf dem Munde und unfähig, sich zu bewegen. Seine Frau befand sich zu der Zeit in dem darüber liegenden Zimmer, mit der Pflege eines kranken Kindes beschäftigt. Hierüber sagt Varley aus:

Ich machte mit Anspannung meines Willens den bestimmten Eindruck auf das Gehirn meiner Frau, daß ich in Gefahr sei. Dadurch aufmerksam gemacht, kam sie herunter, entfernte sofort den Schwamm von meinem Munde und war sehr in Bestürzung. Bald darauf vermochte ich sie körperlich anzusprechen und sagte: „Ich werde wohl wieder vergessen, was und wie dies soeben geschah, wenn du mich nicht morgen früh wieder daran erinnerst; sage mir aber genau, was dich veranlaßte, herunterzukommen; ich werde dann auch wohl imstande sein, mich auf die näheren Umstände wieder zu besinnen." Sie that dies am folgenden Morgen, jedoch meine Erinnerung versagte zunächst gänzlich; ich strengte aber den ganzen Tag mein Gedächtnis an, so daß mir die Thatsachen endlich wieder kamen, zuerst stückweise, dann das Ganze im Zusammenhang.

Anmeldungen.

Die letzten Nummern der „Zeitschrift für bildende Kunst" (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig) enthalten einen sehr ansprechenden Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und Eduard Mörike. Sehr bemerkenswert ist unter den Briefen Schwinds der folgende, dessen Mitteilungen für den Leserkreis der „Sphinx" von besonderem Interesse sein dürfte. (Mit Übergehung des Eingangs.)

„Ich arbeite mit einem sozusagen lasterhaften Fleiß an der Melusine herum, bin auch über den schlimmsten Berg beinahe weg, aber wozu? Bilder giebt's doch genug auf der Welt. Lassen Sie sich lieber zwei schöne Anmeldungsgeschichten

erzählen, die Lachner begegnet sind (es ist der vor einigen Monaten verstorbene Komponist und Münchener General-Musikdirektor Franz Lachner gemeint), der einem Träumer so wenig ähnlich sieht, als auf dieser Welt nur möglich ist. Er sitzt mit seiner Familie am Tische, wo man eben zu Nacht gegessen. In einem Moment, wo alles schweigt, zerfährt die gläserne Salatschüssel in tausend Splitter. Er schreibt sich die Uhr genau auf und erhält in ein paar Tagen die Nachricht, daß ein alter Freund in derselben Stunde und Minute auswärts gestorben. Ebenso erklingt nach dem Tode seiner Frau spät abends auf dem Klaviere ein fest angeschlagener G-dur-Accord, den nächsten Abend schwächer, den dritten wie verhallend. Er kennt den Ton des Klaviers genau — überzeugt sich, daß niemand im Zimmer war und gewesen sein kann, kurz alles in Ordnung."

(Schluß übergangen.) Datiert ist der Brief: München, 16. Februar 1869.

H. E.

Robert Hamerling.

Ein Todeszeichen.

In seiner Monatsschrift „Heimgarten" (6. Heft, März 1890, Graz) beendet Rosegger seine „Persönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling." Dort erzählt er (S. 439):

Mir stand nach Eröffnung des Testamentes eine herzbewegende Überraschung bevor. In demselben hieß es unter § 3: „Meinen Freund P. K. Rosegger bitte ich, meinen Siegelring, welcher den mir am Beginn meiner Laufbahn von Graf Prokesch-Osten geschenkten türkischen Talisman enthält, und den ich viele Jahre am Finger getragen, als Andenken an mich freundlichst anzunehmen."

Nicht unerwähnt kann ich hier ein merkwürdiges Zeichen lassen, welches am Morgen des 13. Juli, genau um die Stunde seines Todes, in Krieglach geschehen ist. Dort vor den Fenstern meiner Stube steht eine Gruppe junger Weißbirken. Dieselben waren, wie immer so auch zu dieser Zeit, frisch grün gewesen. Plötzlich, am Morgen des 13. Juli, waren an diesen Birken fast alle Blätter gelb und fielen in großer Menge ab. Mehrere dieser Blätter trug der Morgenwind zu meinem offenen Fenster herein. Auf dem Tische lag neben andern Büchern Hamerlings neues Buch: „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt", das er mir wenige Tage früher zugeschickt. In diesem Buche blätterte der Wind und schlug jene Seite auf, wo von dem Siegelring mit dem Talisman die Rede ist. Ich warf vorübergehend einen Blick darauf, ohne eine Ahnung zu haben, daß mir hier der letzte Gruß meines großen Freundes angekündet worden. — Wenige Stunden später erhielt ich die Todesnachricht.

Die gelben Blätter waren zur Erde gefallen; die Birken grünten wieder und blieben frisch bis in den späten Herbst. Viele meiner Ortsgenossen haben die seltsame Naturerscheinung an diesen Bäumen mit Verwunderung gesehen; keiner hat sie erklären können.

F. B.

Spiritisten, Occultisten, Theosophen!

Von Herrn Professor Joseph Schlesinger, dem Prof. der Geodäsie an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, geht uns folgendes offene Schreiben zu. — Wir hoffen, daß der Spaßvogel, welcher sich hinter dem Pseudonym des Dr. jur. Behre verbirgt, dies Schreiben beantworten wird. Offenbar hat er übrigens nicht die Absicht, unsere Bestrebungen zu fördern; dennoch scheint uns seine Schrift geeignet, widerwillen diese Wirkung auszuüben als

ein Teil von jener Kraft,
die stets das Böse will,
und doch das Gute schafft!

(H. S.)

An Herrn Dr. jur. Christian Behre.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer eben bei Rauert u. Rocco (Leipzig 1890) erschienenen Kleinschrift: „Spiritisten, Occultisten, Mystiker und Theosophen", schütten Sie allen Ihren Ingrimm gegen diese Verirrten am gesunden Menschenverstande aus und heften den vermeintlichen Schandfleck auch an Personen, welche so wenig wie Sie dieser „schwärmerischen Seuche" verfallen sind; ein Vorgehen, welches gerade nicht eine hohe Meinung von Ihrer Wahrheitsliebe erweckt und daher das, was Sie berichten, nicht besonders vertrauenswürdig erscheinen läßt. Wodurch sind Sie berechtigt, in der Fußnote auf S. 17, wo es heißt: „Daß in der That sogar Professoren der Chemie Adepten des Spiritismus sind, wird bekannt sein", noch hinzuzufügen: „u. a. fungiert ein solcher an der Agrikulturschule in Wien." ? Keiner der beiden Chemie-Professoren dieser Hochschule hat sich je, soweit mein Wissen reicht, mit Spiritismus oder dergleichen beschäftigt — wie können Sie es also wagen, einen derselben mit diesem Zeichen der „Versündigung am gesunden Menschenverstand" vor der Öffentlichkeit in völlig unwahrer Weise zu belegen? Daß Sie aber dies thun, ist ein Kennzeichen blinden Hasses gegen jene ehrlichen Bestrebungen denkender Männer, welche in das Dunkel der von der Naturwissenschaft noch so wenig erforschten Erscheinungen des Seelenlebens Licht bringen wollen. Ich nehme, wie es sich gebührt, meine geehrten und in der exakten Forschung angesehenen beiden Kollegen aus der Chemie vor Ihrer Verunglimpfung in Schutz indem ich zugleich erkläre, daß allerdings ich Unterzeichneter, Professor der praktischen Geometrie an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien, mittelst der Schrift: „Die geistige Mechanik der Natur, Leipzig, Mutze, 1888" bis zu einem gewissen Grade für die Erscheinungen des Spiritismus eingetreten bin.

Ich konnte dies mit vollem Rechte thun; denn der Materialismus, dem Sie ja, sehr geehrter Herr Dr. jur. Behre, huldigen, ist mit fundamentalen Fehlern behaftet, welche keinen tiefer Denkenden, sobald er einmal dieselben erkannt hat, Vertrauen in die materialistische Naturauffassung gewinnen lassen. Wenn man aber diese Fehler abstreift und nach einem innigeren Zusammenhange aller Phänomene sucht, dann wird es klar, daß so manche spiritistische Phänomene möglich sind. Ob aber all' die ins Publikum gelangenden Berichte über solche Erscheinungen auf Wahrheit beruhen und wieviel greulicher Unsinn in dieser Hinsicht in der That an das Tageslicht gebracht wird, ist ein anderer Punkt, der hier nicht zu untersuchen ist.

Indem Sie, geehrter Herr, auf Seite 3 schreiben: „Auch Sie (der Verfasser der „Spaziergänge ins Reich der Mystik", von Dr. jur. Wilh. Ludwig) scheinen mir die Vorurteils- und Voraussetzungslosigkeit zu weit zu treiben. Indem sie „mystische" Phänomene von vornherein nicht für unmöglich anerkennen", stellen Sie sich auf den Standpunkt, solche Erscheinungen von vornherein zu leugnen, und Sie sagen ja auch folgendes: „Wäre ich ein so streng gläubiger Christ, wie ich es nicht bin, so würde ich sagen: Das „Reich der Mystik" ist das Reich des „Lügners von Anfang"; aber auch als Wirklichkeits-Philosoph kann ich nur dagegen protestieren, daß Sie (Ludwig) sich einen Wahrheitsforscher nennen, wenn Sie solche Spaziergänge zu wiederholen Lust haben sollten."

Nun gut; wenn Sie, sehr geehrter Herr Dr. jur. Behre, es so genau wissen, was in der Natur möglich ist und was nicht, so seien Sie im Interesse der „Achtung vor der Wahrheit" freundlichst ersucht, über nachstehende Punkte genauen Aufschluß zu geben und zwar ohne Berufung auf irgend eine Hypothese, sondern nur unter Berufung auf die reine unbezweifelbare Wahrheit, und zwar:

1. Was ist Körperstoff, d. h. was ist dasjenige, aus dem sich die Welt aufbaut?
2. Wie entsteht dessen Bewegung im allgemeinen?

3. Wie entsteht die sogenannte Massen-Attraktion?
4. Wie kann Körperstoff in einer Bewegung verharren?
5. Wie entsteht jene organisierende Bewegung des Körperstoffes, welcher zufolge die Lebewesen und ihre eigenartigen Thätigkeiten im Dasein sind?

Vermögen Sie es, sehr geehrter Herr, diese Fragen in unanfechtbarer Weise, ohne Berufung auf andere Werke, ohne von den an Sie gestellten Fragen abzuweichen, gründlich zu erledigen, so wird sich damit auch ergeben, ob der Spiritismus eine Berechtigung besitzt oder nicht. Es wird Ihnen übrigens ja ein Leichtes sein, meiner bescheidenen, aber doch recht eindringlichen Bitte gerecht zu werden; denn wenn Sie schreiben: „Wer Achtung hat vor der Wahrheit, der bleibe hier droben im rosigen Licht (Sie meinen doch das rosige Licht des Materialismus?) und hüte sich, in jene finstere Höhle des Trophonius hinabzusteigen, wo Fledermäuse und Eulen flattern, „das häßliche zweideutige Geflügel, das leidige Gefolge der Nacht", wo Rattenkönige in schmutzigen Winkeln hocken und hecken. Nicht nur Kleidung und Angesicht wird er sich dort beschmutzen; das wäre am Ende noch ein reparabler Schaden, wenn auch nur durch vielfache Abwaschung in des gesunden Menschenverstandes heiliger Salzflut; — aber den meisten, die sich vor dir in diese Höhlen und Labyrinthe hineinverirrten, erlosch gar bald das mitgenommene Grubenlämpchen des Verstandes, u. s. f." — so befinden Sie sich eben droben im rosigen Lichte der modernen Naturauffassung und können auch alle Wahrheit enthüllen, die uns sonstigen armen Menschenkindern noch verschleiert ist.

Ich spreche in allem Ernste zu Ihnen und fordere Sie, wenn Sie nicht hinter der Larve der Wahrheit das unsaubre Geschäft solcher Schmähungen betreiben wollen, welches keinen Unterschied zwischen phantastischen, tollen Geistessprüngen und ruhigem, vorurteilslosem Denken zu machen versteht, hiermit in aller Entschiedenheit auf, obige fünf Fragen so zu beantworten, daß nirgends eine Möglichkeit offen bleibt, dem Materialismus zu entrinnen, um zu zeigen, daß derselbe absolute Wahrheit ist. Selbstverständlich hat jedermann das Recht, das Denken anderer, sofern es der Öffentlichkeit übergeben ist, einer Kontrolle zu unterwerfen und seine Kritik zu üben; und wie Sie, sehr geehrter Herr Doktor, davon Gebrauch machen, so steht es auch den Männern jener Seite zu, welche nicht Ihrer Denkrichtung huldigen. Schießen Sie von der Burg des Materialismus auf jedes anders geartete Denken hinüber, so müssen Sie sich auch gefallen lassen, daß zurückgeschossen werde; und sind Sie ein wissenschaftlich ehrlicher Kämpfer, so werden Sie auch ehrlich, ohne auszuweichen, auf obige Fragen antworten. Verschanzen Sie sich also nicht hinter die großen Philosophen, berufen Sie sich nicht auf Hypothesen, sondern antworten Sie klar, zwingend, kurz in verständlichen Worten „aus Achtung vor der Wahrheit" und es wird sich finden, ob Sie wirklich mit Ihrem Denken in die Tiefen und Höhen der Naturerkenntnis eingedrungen sind; es wird sich zeigen, ob der Materialismus ohne Annahmen und ohne Zweifel an der Berechtigung seiner Annahmen aufgebaut ist und ob jede andere Denkrichtung über die Natur und, was in ihr möglich und unmöglich sei, vom „gesunden Menschenverstand" verworfen werden müsse.

Gelingt Ihnen die gründliche Beantwortung meiner Fragen, namentlich der fünften nicht, dann haben Sie das Recht des Tadels jener Bestrebungen verwirkt, welche in erster Weise alle Naturvorgänge, ob sie nun die Billigung des Materialismus finden oder nicht, in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen.

Wien, am 12. Juni 1890.

Ihr ergebener
Schlesinger.



Das Hellsehen,

über welches Freiherr Dr. Goeler von Ravensburg in unserm letzten Januarhefte einige Experimente mitteilte, die er zusammen mit dem berühmten Pariser Physiologen Prof. Chas. Richet anstellte, hat jener nun, gegen einen Angriff von seiten des Berliner Dozenten Dr. Döring, in Nr. 16 der „Gegenwart", in der folgenden Nr. dess. Blattes (S. 270) zu verteidigen gehabt. Dort heißt es u. a.:

„Es wäre sehr erfreulich, wenn ein hervorragender Denker, wie Herr Döring, sich mit dem experimental-psychologischen Gebiete befassen wollte, aber so wie er's jetzt gethan hat, geht es nicht. Wer über dieses Gebiet der sogenannten mystischen Phänomene urteilen will, der muß sich auf eigne Erfahrung und Beobachtung, oder doch mindestens auf eine halbwegs genügende Kenntnis der einschlägigen Fachlitteratur stützen: beide besitzt aber Herr Döring nicht. Mit dem „reinen Denken" kommt man da nicht aus."

H. S.

Über das Rätsel des Hypnotismus

hat Dr. K. F. Jordan in den Nrn. 14—17 der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" in Berlin vom April 1890 eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen. Der Verfasser spricht sich durchweg zu gunsten der ärztlichen Anwendung des Hypnotismus aus und ist geneigt, dabei „meistens eine körperliche Einwirkung des Heilenden auf den Kranken, wie bei den heilmagnetischen Kuren," anzunehmen. Wir stimmen ihm darin durchaus bei sowie auch darin, daß dies die „Thätigkeit der eigenartig beschaffenen Gustav Jägerschen Lebens- oder Seelenstoffe sei", aber vielleicht sind alle Stoffunterschiede nur eine Verschiedenheit des Bewegungsrhythmus der „Atome".

Neuestes von Du Prel und Gerster.

Unsere sehr geschätzten Mitarbeiter Dr. phil. Carl du Prel und Dr. med. Carl Gerster haben zusammen eine kleine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Professor Dr. E. Mendel in Berlin und der Hypnotismus."[1]) Dieselbe gipfelt in folgenden Sätzen:

„Wer wie Professor Mendel es thut, sich auf die Rapporte (der Pariser Akademie gegen den organischen Magnetismus) von 1784 beruft, als hätten sie dem Magnetismus — der noch heute kräftiger als je, lebt — den Todesstreich versetzt; wer an die Geschichte des prix Burdin die Worte knüpft: „Schade nur, daß bereits vor 50 Jahren von einer wissenschaftlichen Kommission, wie ich gezeigt habe, alle Leistungen als Schwindel erkannt worden" — die Kommission hat garnicht fungiert und Herr Professor Mendel hat gar nichts gezeigt —, der hat nicht den mindesten Beruf über die Vorgeschichte des Hypnotismus überhaupt nur mitzusprechen; und wenn wir zudem sehen, daß er den einzigen wertvollen Rapport, den von 1831, mit keinem Worte erwähnt, so wird der orientierte Leser vor die unerbittliche Alternative gestellt, daß Herr Profesor Mendel entweder nicht einmal die offiziellen Aktenstücke kennt oder daß er absichtlich darüber schweigt." (S. 24).

---

[1]) Leipzig 1890, bei W. Friedrich. 48 S.

„Die Schädigung des Ansehens der Medizin wird um so mehr der einzige praktische Erfolg der Schrift des Herrn Dr. Mendel sein, als ihr der Tadel, auf Grundlage ungenügender Prüfung geschrieben zu sein, auch in medizinischer Hinsicht gebührt“. (S. 27.)

In demselben Verlage hat Dr. du Prel kürzlich eine Sammlung seiner in den letzten Jahrgängen der „Sphinx“ und verschiedener anderer Zeitschriften erschienenen, sehr wertvollen Aufsätze unter dem Titel „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ herausgegeben. Der erste bisher vorliegende Teil ist „Thatsachen und Probleme“ genannt; ein zweiter Teil: „Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik“ ist in Vorbereitung.

Auch Herr Dr. Gerster ist bestrebt, in selbständiger Weise unsere Bewegung litterarisch zu fördern. Derselbe giebt die von Dr. Paul Niemeyer begründete „gemeinverständliche, illustrierte Monatsschrift, „Hygieia“ heraus.[1]) Das uns vorliegende, hübsch illustrierte Probeheft verspricht auch, daß auf den Hypnotismus weiter eingegangen werden wird.

 H. S.

Brackett's materialisierte Erscheinungen.

Über diesen Gegenstand brachten wir im Maiheft 1890 (Bd. IX, 53) S. 317 f. eine abfällige Notiz aus amerikanischen und englischen Blättern. Daraufhin hat der deutsche Übersetzer des Brackettschen Buches sich an den Verfasser gewandt und von demselben eine Erklärung erzielt, — was die Provokationen jener öffentlichen Blätter in Amerika und England nicht vermocht haben. In dieser Erwiderung, datiert aus Winchester (Mass.) vom 4. Juni 1890, schreibt Herr Edward A. Brackett:

„Der erwähnte Artikel erschien in einem Sensationsblatte und war so thöricht, daß niemand, der mit „Materialisationen“ vertraut ist, ihn der Beachtung würdigte. Derselbe war veranlaßt worden durch einen Betrüger, dessen Force „Entlarvungen“ sind.

Sie werden bemerkt haben, daß der Name der sogenannten Helfershelferin nicht genannt wurde. Ich hatte eine Unterredung mit der Person, die der Artikelschreiber damit gemeint hatte. Diese aber erklärte mir, daß sie niemals irgend eine solche Äußerung gethan habe und daß sie den Verfasser des Artikels gerichtlich belangt haben würde, hätte er irgendwie ihren Namen genannt.

Soweit jener Artikel sich auf mich bezieht, ist kein Wort von demselben wahr; und ich bezweifle nicht, daß derselbe überhaupt von Anfang bis zu Ende eine bloße Erfindung ist. Ich habe persönlich mehr als vierhundert Sitzungen, sowohl öffentliche als private, mitgemacht und beobachtet; und wenn ich irgend etwas weiß, so weiß ich, daß Materialisationen ächt vorkommen.“

Herr Brackett beruft sich wegen seiner Nichtachtung jenes öffentlichen Angriffs in den amerikanischen Blättern auf seine hervorragende Stellung in der Staatsverwaltung von Massachusetts seit 21 Jahren. H. S.



Vom Pariser Spiritisten-Kongreß 1889

ist jetzt das ausführliche Protokoll über die Vorarbeiten, die Reden in den Sitzungen, die Verhandlungen in den Sektionen, die eingesandten Promemorien zc. herausgegeben. Es enthält u. a. eine ausführliche und interessante Ein-

---

[1]) In A. Zimmers Verlag in Stuttgart, monatlich 60 Pf.

leitung über die Geschichte des Spiritismus, und demselben sind 12 Tafeln auf Velinpapier mit Abbildungen von Vorgängen in spiritistischen Sitzungen beigegeben. Der Preis dieses sehr inhaltreichen Bandes von 454 Seiten ist im Buchhandel 5 Francs. Die sämtlichen 40000 Teilnehmer am Kongresse aber erhalten je 1 Exemplar desselben gegen Einsendung von 1 Franc an Monsieur Leymarie, 1 rue Chabanais in Paris. H. S.

Eine interessante Thatsache

ist das Eintreten der Berliner „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung" für die Thatsachen des Spiritismus, insonderheit das mediumistische Klopfen. Nachdem dies orthodox-christliche Blatt schon 1889 in seinen Nummern 527 und 529 und dieses Jahr in den Nrn. 111, 113 und 115 Artikel über Dr. Egbert Müllers Agitation zu gunsten des Resauer Mediums Karl Wolter gebracht hatte, veröffentlicht es jetzt in den Feuilletons seiner Nrn. 297 und 299 vom 29. Juni und 1. Juli 1890 einen Aufsatz, welcher in offener und gerechter Weise in Hinsicht der mediumistischen Thatsachen strenge der Wahrheit die Ehre giebt und vor allem die unzweifelhafte Echtheit des Klopfens, aber auch einige intellektuelle Manifestationen als nicht durch künstliche Mittel erklärbar anerkennt. Wir pflichten dem Verfasser dieser Artikel darin durchaus bei, daß alle diese Thatsachen, auch wenn sie in keiner Weise auf den bewußten Willen des Mediums oder irgend welcher Helfershelfer zurückzuführen sind, doch noch nicht immer einen Beweis für die Richtigkeit der „Geisterhypothese" bieten. Wir können sogar in dieser Richtung des Zweifelns weiter gehen als er, da wir mit den Thatsachen der unbewußten, unwillkürlichen Gedankenübertragung (Telepathie) bekannt sind, welche dieser Herr bisher noch nicht in Betracht zu ziehen scheint. H. S.

Preis der kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Die kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften hatte im Jahre 1888 einen Preis ausgesetzt für die beste Abhandlung über die Entwickelung der deutschen Psychologie innerhalb des Zeitabschnittes zwischen Christian Wolffs Tod und dem Erscheinen der Kantschen Vernunftkritik, also etwa zwischen den Jahren 1754—1781. Am 3. Juli wurde in der feierlichen öffentlichen Sitzung, der u. a. auch der vorgeordnete Minister Herr von Goßler beiwohnte, das Urteil über die eingelaufenen Arbeiten verkündet. Der Preis im Betrage von 2000 Mk. wurde einer Abhandlung mit Goetheschem Motto zugesprochen, als deren Verfasser sich nach Eröffnung des Umschlages Dr. Max Dessoir herausstellte. Die Erteilung dieses Preises ist um so bedeutsamer, als er unseres Wissens seit seinem fünfundzwanzigjährigen Bestehen, und obwohl er alle fünf Jahre erneuert wird, noch niemals bisher verteilt worden ist. Wir freuen uns, unserem geschätzten Mitarbeiter, Herrn Dr. Dessoir, unsern Glückwunsch aussprechen zu können. H. S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

X, 57. September. 1890.

Geschichtliche Prophezeiungen
über das Schicksal Deutschlands und Frankreichs,

mitgeteilt von

Carl Kiesewetter.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die meisten politischen Prophezeiungen nachträglich fabriziert worden sind; immerhin giebt es aber eine bedeutende Reihe derselben, deren Echtheit nicht in Zweifel gezogen werden kann, weil sie thatsächlich lange vor dem Eintreffen der geweissagten Ereignisse existierten, und ihre mehr oder minder mystische Sprache sich zwanglos der geschichtlichen Thatsache anpassen läßt.

In folgendem teile ich eine Reihe von Prophezeiungen über die deutschen und französischen Zeitereignisse mit, welche vom Ende des 15. Jahrhunderts an bis zur Mitte des jetzigen reichen und sich mit den beiden größten politischen Geschehnissen der Neuzeit, der französischen Revolution und dem neuen deutschen Kaiserreich, beschäftigen.

In erster Linie sei hier einer Prophezeiung des Theophrastus Paracelsus (1493—1541) gedacht, welche sich in seinen 1567 zu Köln in Quart gedruckten „Astronomica et Astrologica“, sowie in sämtlichen von Huser 1590, 1605 und 1616 veranstalteten Ausgaben findet. Sie lautet:

„Es ist in der Figur des Himmels offenbar, daß aus Frankreich Einer in das römisch-teutsche Kayserthum fallen werde. Derselbe wird einen Streif thun, und dadurch sich den Adler zueignen, also sich einen Kayser nennen, mit Pomp nach Frankreich zurückkehren, großen Schaden thun, aber nichts Namhaftes behalten. Daraus folgt aber nicht, daß er Herr von Europa, noch ein Reformator der Kirchen seyn werde, sondern durch die Sterne wird er dazu gereizt. — Die Gesellschaft der Gilgen (Lilien) mit dem großen Adler, d. i. des französischen Kaysers mit dem rechten römischen Kayser, wird sich endigen, und der Leo wird von dem jungen Adler betrogen werden und dadurch ablöschen das Lob der Franzosen in deutscher Nation. — Ein Adler wird dann schwach werden, der andere aber zunehmen und die Gesellschaft dessen zwingen. — Frankreich wird seinen Herrn verlieren, und obwohl der Himmel seinen Effect klar anzeigt und verbringt, wird ihm doch das Reich nicht zugesprochen, denn es werden Andere auferstehen, die dem Himmel seine Streiter nieder-

legen werden, nicht allein in Gallia, sondern auch in Germania. Aus dieser Rotte wird der Fels deutscher Nation entspringen, von dem Sibylla geredt hat."

Soweit Paracelsus.

Vor Napoleon I gab es keinen französischen Kaiser, folglich muß der erste Satz auf ihn, dessen Glück und Ende deutlich charakterfiert sind, bezogen werden. Über die Deutung des ersten Satzes kann kein Zweifel walten. Der zweite Satz ist weniger leicht zu deuten; doch möchte ich den ersten Teil desselben bis „wird sich endigen" entweder auf den Sturz der Bourbonen, deren Wappenbild die Lilien sind, den Sturz des römisch-deutschen Reichs und Napoleons selbst, oder auf die im Herbst 1813 eintretende Entzweiung Napoleons mit seinem Schwiegervater Franz II beziehen. — In dem Satz: „der Leo wird von dem jungen Adler betrogen werden" wird der junge Adler offenbar dem obigen, welchen sich der französische Kaiser zueignet, entgegengesetzt, und wir hätten somit in ihm Napoleon III zu sehen, dessen zweideutige Haltung dem Papst gegenüber vielleicht nicht am wenigsten zur patriotischen Haltung des katholischen Süddeutschlands beitrug. Unter Leo versteht nämlich Paracelsus stets den Papst; so sagt er z. B. in der Vorrede seines mindestens zehn Jahre nach dem Tode Leos X geschriebenen „Büchleins von der Tinctura Physica": „Denn meines Schatzes liegt noch zu Weyden in Friaul ein Kleinod im Hospital, das weder du, römischer Leo, noch deutscher Carol mit all eurer Gewalt bezahlen mögt."

Der nächste Satz ist wieder klar: der französische Adler wird von dem deutschen bezwungen und Napoleon gestürzt. Bekanntlich waren nach Sedan Unterhandlungen im Gange, welche dahin gingen, daß Napoleon gegen Deutschland zu machende Konzessionen mit Hilfe der Deutschen wieder auf den Thron gelangen sollte, und man war im Hauptquartier, wie aus M. Busch: „Graf Bismarck und seine Leute während des Feldzugs 1870/71" ersichtlich, diesem Projekt gar nicht abgeneigt; aber die Sache zerschlug sich, und Napoleon wurde „das Reich nicht zugesprochen". — Es traten „Andere" — die Gambetta, Thiers, Favre u. s. w. — auf, wurden aber von den „Streitern des Himmels niedergelegt[1]) in Gallien und Germanien", d. h. ihre Heere wurden in Frankreich geschlagen und gefangen nach Deutschland geschafft. In diesen Kämpfen „entsprang der Fels deutscher Nation, von dem Sibylla geredt hat", das deutsche Kaiserreich!

Der bekannte Jurist, Theologe und Mystiker Johann Friedrich von Meyer zu Frankfurt a. M. (1772—1849), der Freund Jung-Stillings und Kerners, teilt aus einer 1477 von einer Fürstin Mechthildis geschriebenen Handschrift folgende Prophezeiung mit[2]):

„Dann wird wehel gerufen über ein großes, ja das größte und blühendste, auch äußerst stolze Reich in Europa, das nit glaubt, es könne fallen bis an der Welt

[1]) Ich fasse den Artikel „die" in obigem Text als einen Akkusativ Pluralis auf: „Des Himmels Streiter werden die (Anderen) niederlegen".

[2]) Kerners Magikon, Bd. IV, S. 358 ff.

Ende; aber lange vorher, ehe die letzte Zeit da ist, kommt's zu Fall und wird ausgerottet werden des Königs Stamm durch Frevler Hände, die auf ihre Seelen laden Königsmord und anderer unschuldiger und gerechter Leute viel, bis sie heimlich morden ohne Schonung und Scheu das letzte Königlin vom rechten Stamm. Aber der letzte König, des unschuldigen Königlin sein Vater, wird sein ein gerechter und biederer Mann, mehr denn alle seine Väter, derselb muß büßen ihre Sünd mit seinem Haus, hiervon ihn Gott lohnen mag im Himmel. Dies Volk werden nicht können strafen noch demüthigen die andern Fürsten, wiewohl sie alle aufstehen mit großer Macht; denn es wird nicht rechter Ernst sein unter ihren Kriegsheeren, bis Gott beschlossen hat zu strafen die Gräuel und zu rächen das unschuldige Blut."

„Nun kommt noch ein Wehe über dies Volk, die sich im innern Zwist, Hader und Meuterei selbst aufreiben und Fremden in die Hände fallen; doch wird die Regierung eine Zeit lang bestehen, aber kein innerer Friede zu denken sein, denn die neuen Regierer werden das Zutrauen des Volkes nicht gewinnen, und also heißt's, wird geschehen, daß ein Zweig des alten Königsstammes wird aufkommen, ehe man's zu der Zeit denken wird."

Von der Religion heißt es:

„Die Leuchte Gottes unseres Herren wird hell scheinen, daß Lug und Trug des argen Teufel an Tag kommen und die Leute wissen werden, was der rechte Glaube und Gottes Befehl und Wille sei. Darnach wird aber immer mehr geklügelt werden, daß Irrlehre zusammt wahrer Lehre unterworfen wird, und wird aufhören aller Glaube an Christum unsern lieben Herrn, daß er zuletzt nicht mehr heißen wird denn ein ander Menschenkind. Die katholische Kirche wird aufhören, ein allgemeines Oberhaupt anzuerkennen, denn Geistliche und Gelehrte werden nach ihrer Gelehrsamkeit predigen, weil solches nicht geahndet wird, und so wird mehr weltliche Weisheit als Frömmigkeit die Religion ausmachen. Die Juden werden sich immer mehr zu den Christen neigen, und zuletzt gar kein Unterschied noch Frage um den Glauben wird gehört werden."

Die Deutung dieser Prophezeiung ist sehr einfach: die französische Revolution, die Hinrichtung Ludwigs XVI, das Schicksal des Dauphin, die innern Wirren und die endliche Restauration. Bezüglich der Religion ist offenbar die Reformation gemeint, während ich die letzten Sätze auf den Altkatholizismus und Emanzipation der Juden beziehen möchte.

F. von Meyer hat diese Prophezeiung nicht selbst im Original von 1477 gelesen, sondern als handschriftliche Notiz im Nachlaß eines Freundes mit dem Bemerken gefunden, daß dieselbe auch in einer 1796 zu Leipzig unter dem Titel: „Geistererscheinungen und Weissagungen, besonders für unsere Zeit merkwürdig", zu finden sei. Dieser letzte Umstand könnte geeignet sein, die Prophezeiung sehr zu verdächtigen, insofern es keine Kunst wäre, 1796 den Tod Ludwigs XVI und des Dauphins, die Reformation, die französischen Wirren u. s. w. zu prophezeien, wohingegen sich kein Hinweis auf Napoleon, der damals in Italien seine ersten Siege erfocht, findet. Da aber 1796 weder an eine Restauration der Bourbonen, noch an eine in der katholischen Kirche eingerissene Spaltung und Judenemanzipation[1])

[1]) Auch F. v. Meyer sieht in dem betr. Passus „das Streben der Juden nach äußerer Gleichstellung". [Auch wir halten die Echtheit solcher Prophezeiung für möglich, sind aber geneigt, alsdann alles über die religiöse Entwickelung Gesagte auf eine noch vor uns liegende Zukunft zu verschieben. (Der Herausgeber.)]

zu denken war, so ist die Prophezeiung immerhin merkwürdig, stamme sie nun von 1477 oder 1796.

Könnte die Kritik gegen das Alter und die Echtheit dieser Prophezeiung immerhin Zweifel erheben, so werden diese doch völlig hinfällig den folgenden gegenüber: Der berühmte Theologe und Philosoph **Peter von Ailly** (1350—1419) war ein großer Liebhaber der Astrologie und schrieb einen Tractatus de concordia astronomicae veritatis cum narratione historica (Abhandlung von der Übereinstimmung der astronomischen Wahrheit mit der Geschichtsschreibung), worin er seine geschichtlichen Nachweise und Prophezeiungen an die sog. **großen Konjunktionen**, d. h. die Zusammenkünfte des Saturn und Jupiter, knüpfte. Die Astrologen legten nämlich denselben, namentlich wenn sie sich am Anfang des Zeichens des Widders ereigneten, einen ungemein hohen Wert bei und brachten sie mit der Weltschöpfung, der Geburt Christi, dem Weltuntergang[1]) u. s. w. in Verbindung. Eine solche große Zusammenkunft berechnete der Kardinal von Ailly für das Jahr 1789, währenddessen sie sich am Anfang des Steinbocks ereignen sollte, und sagt von derselben: „Wenn die Welt bis zu dieser Zeit gedauert haben wird, was Gott allein weiß, so werden sich alsdann auf derselben viele, große und wunderbare Streitigkeiten und Veränderungen, namentlich in Bezug auf die Gesetze ereignen.“ — Diese Stelle steht in lateinischer Sprache in der 1490 zu Löwen gedruckten Gesamtausgabe der Werke Peters von Ailly, fol. 118 B, und wurde allgemein auf die französische Revolution bezogen.

Nun hat aber diese Zusammenkunft thatsächlich 1782 und nicht 1789 stattgefunden, woraus der bekannte Botaniker und Kulturforscher **Matthias Schleiden** in seinen „Studien“ die Richtigkeit der Prophezeiung herleiten will. Hat aber Petrus von Ailly infolge der Ungenauigkeit der alphonsinischen Tafeln auch falsch gerechnet, so hat er doch richtig prophezeit![2])

---

[1]) Nach Keplers Kommentar über den neuen Stern im Ophiuchus im Jahre 1604 haben die sog. größten Konjunktionen am Anfang des Widders, welche er auf die gegebenen Jahre (ungenau) berechnet, folgende Bedeutungen:

1. Konj. 4000 v. Chr. die Erschaffung der Welt,
2. Konj. 3200 v. Chr. Erbauung der Städte; Künste,
3. Konj. 2400 v. Chr. Sündflut,
4. Konj. 1600 v. Chr. Auszug aus Ägypten,
5. Konj. 800 v. Chr. Olymp. Spiele, Erbauung Roms,
6. Konj. Geburt Christi,
7. Konj. 800 n. Chr. Karl der Große,
8. Konj. 1600 n. Chr. Kalenderverbesserung, Japanesische Gesandtschaft an den Papst, drei neue Sterne,
9. Konj. 2400 n. Chr. Weltuntergang.

[2]) Dies bestätigt wieder unsere schon öfter ausgesprochene Vermutung, daß es bei der **Astrologie** wie bei der **Chiromantie** weniger auf die mechanische Anwendung feststehender Regeln bei der Auslegung gewisser Konstellationen und vieldeutiger Zeichen als auf die richtige **Intuition** ankommen wird.

(Der **Herausgeber**.)

Auch Johann Cario (1499—1538), der Hofastrolog des Kurfürsten Joachim Nestor von Brandenburg, sagt in einem 1534 in Erfurt gedrucktem Prognostikon mit ganz bestimmten Worten für das Jahr 1789 eine große Revolution voraus. Adelung teilt in seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" die betreffende Stelle ausführlich mit und verspottet den „Narren" weidlich. Der Humor der Sache ist aber der, daß der betr. Band des Adelungschen Werkes 1788 gedruckt wurde, und der „Narr" ein Jahr später glänzend über den Gelehrten triumphierte.

Kein Geringerer als der berühmte Philosoph Christian Wolf (1679—1754), der Schüler von Leibniz und Vorläufer Kants, teilt folgende Prophezeiung des Rektors zu Dijon und Astrologen Pierre Turrel (1498—1547) mit.[1] Dieselbe ist in gereimten lateinischen Hexametern geschrieben und lautet in der Übersetzung von Steinbeck[2]):

„Ich, Sterndeuter, verkündige euch, Enkel, die leidige Botschaft:
Jener Mann, an Körper stark und der dritte der Brüder,
Wird selbst Schlächter der Seinen, blutgreuliche Thaten erwecken;
Deshalb wird sich erheben zum Bürgerkriege ganz Frankreich,
Ach, und hinsinken in Staub in diesem Kampfe der Großen.
Nicht ein Glaub', ein Gesetz und ein einziger König wird dann sein,
Sondern der Könige, Gesetze und Religionen gar viele!
So in Teile zerrissen wird's fröhnen den drohenden Rechten.
Ach, von verschiednen Tribunen unbarmherzig zerfleischet,
Stürzt Frankreich durch seine Bürgerkönige ins Unglück,
Glücklich durch Könige sonst entsprossen der göttlichen Gnade."

Der Sinn dieser Hexameter ist bis auf den der beiden letzten klar: Es ist die Revolution mit ihren Wirren gemeint. Der „starke" Mann und der dritte seiner Brüder ist der dicke Ludwig XVI, welcher als dritter Sohn des Dauphins Ludwig und seiner Gemahlin Maria Josepha von Sachsen am 23. August 1754 geboren wurde, und dessen zwei ältere Brüder, Ludwig Joseph Xaver und Xaver, in früher Kindheit starben. Er fand bei seiner Thronbesteigung alle Vorbedingungen der Revolution fertig vor und brachte durch seine Trägheit und Unklugheit die Lawine ins Rollen. Deshalb heißt er „ein Schlächter der Seinen", und es wird von ihm im Original das Futurum „edet — er wird zum Vorschein bringen, zeitigen, erwecken" gebraucht. Es folgen dann die Wirren der Revolution und die Schreckensmänner (Tribunen).

Minder klar sind die letzten zwei Hexameter, welche im Original lauten:

Sic ruet infelix per reges Francia cives,
Antea quae felix per reges Francia dives.

Zunächst bezieht Steinbeck dieselben auf den Bürgerkönig Louis Philipp. Er übersetzt reges cives mit „Bürgerkönige" und reges dives mit „Könige, entsprossen der göttlichen Gnade"; beides, wie mich dünkt, mit Unrecht.

---

1) Wolf, Lection. memorab. et recondit. T. III, p. 237.
2) „Der Dichter ein Seher", Leipzig 1836, S. 587.

Wenigstens regierten in Frankreich nicht mehrere Bürgerkönige, sondern nur einer, Louis Philipp von Orleans. Ferner aber ist es unbegreiflich, wie Steinbeck reges dives in angegebener Weise übersetzen kann; ja, wenn noch reges divos dastände! Diese Übersetzung ist also bei den Haaren herbeigezogen! Meines Erachtens ist der Knoten am besten durch die Einschiebung eines et hinter Francia in beiden Hexametern zu lösen, so daß es also hieße:

„So stürzt Frankreich durch die Kön'ge und Bürger ins Unglück,
Während die Könige sonst und Reiche glücklich es machten."

Heinrich IV wollte, daß jeder Bauer sein Huhn im Topfe hätte, während seine Nachkommen den Wohlstand der Nation ruinierten, bis die Revolution losbrach und so Frankreich durch seine Könige und Bürger ins Unglück gestürzt wurde.

Die Prophezeiungen des Nostradamus und das auf die französische Revolution bezügliche Gesicht Joachim Greulichs habe ich bereits früher mitgeteilt.[1] — Hier will ich nur noch einige übersehene Quatrains der dritten Centurie des Nostradamus anführen, von denen sich der folgende (Qu. 50) auf die Flucht Ludwigs XVI bezieht:

„La Republique de la grande cité
A grand rigueur ne voudra consentir:
Roy sortir hors par trompette cité
L'eschelle au mour, la cité repentir."

Hermas übersetzt dieses Quatrain in Kerners „Magikon"[2]):

„Die Republik der großen Stadt wird der großen Gewaltthat nicht beistimmen wollen; der König, im Begriff zu fliehen, wird öffentlich vorgeladen; die bestürmte Stadt wird es bereuen."

Um das Quatrain auf die Flucht Ludwigs XVI passend zu finden, müßte man annehmen, daß unter der „großen Gewaltthat" die Absicht des Königs, mit Hilfe der deutschen Heere seine absolute Herrschaft wieder zu erobern, zu verstehen sei. Wenn Hermas „par trompette cité" mit „öffentlich vorgeladen" übersetzt, so möchte ich daran erinnern, daß der Trompetenschall auch bildlich auf die militärische Zurückholung Ludwigs von Varennes bezogen werden kann. Die Reue zeigte Paris allerdings erst, als nach der Restauration „der weiße Schrecken" zu wüten begann.

Auf die Schreckensherrschaft des dritten Standes, des tiers état, bezieht sich Quatrain 59, dessen dunkle beiden letzten Zeilen Hermas sehr gewagt übersetzt:

„Barbare Empire par le Tiers usurpé;
La plus grand part de son sang mettra à mort;
Par mort senile pour luis le quart frappé
Pour peu que sang par la sang ne soit mort."

Hermas übersetzt:

„Entsetzliche Herrschaft, durch den dritten Stand usurpiert; der größte Teil

[1]) Sphinx 1887, III. 2, S. 91 ff. und 1886, II. 1, S. 58.
[2]) Magikon, Bd. 2, S. 55.

seines Blutes wird umsonst vergossen werden: ein kleiner Teil nur stirbt eines natürlichen Todes; für das wenige Blut sei jenes Blut nicht vergebens geflossen."

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in dem badischen Dorfe Eichstetten ein kleiner Krämer, namens Kunz, welcher als Seher in Süddeutschland großes Aufsehen machte. Es war ein mit dem bekannten „Führer" begabter Autosomnambuler, denn er pflegte seine Weissagungen stets mit dem Ausruf zu bekräftigen: „J sag's, un der Mann sait's!" Seine Visionen erhielt er durch das uralte, schon von Burkhard von Worms erwähnte „Horchengehen"[1]), denn es heißt in den vom kurfürstlichen Hofrat Enderlin, welcher den Seher persönlich gekannt hatte, am 20. Mai 1783 niedergeschriebenen Notizen[2]):

„Woher Kunz seine Einsichten erhalten, das erfuhr niemand. Nach Art der Bauern waren die meisten Stimmen dafür: er hole sie in heiligen Nächten auf dem Kreuzwege.[3]) Wirklich bestellte man einmal zwei Wächter, auf ihn acht zu haben, besonders an Festtagen. An einem solchen Abend traf es sich's, daß Kunz an seinem Stecken vor Schlafenszeit auf seinen an dem Haus liegenden Weinberg, Mühlenberg genannt, wanderte; die Wache folgte ihm von ferne, ohne ihn aus dem Gesicht zu lassen. Er stieg fort, bis er auf einen freien Platz kam. Hier setzte er sich nieder, lehnte sich an seinen Stab und sah sich fleißig um. Auf einmal legte er Stab und Hut beiseite, fiel betend mit gefalteten Händen auf die Knie. Zugleich wurden die Wächter mit Angst und Furcht befallen und machten den andern Tag eine so fürchterliche Beschreibung von ihrem Abenteuer, daß kein Mensch mehr Kunzen auf seinen Gängen zu belauern sich getraute."

Enderlin erzählt viel von der persönlichen Ehrenhaftigkeit des Sehers und berichtet mit allen Details eine Reihe auf damals lebende Personen bezügliche, eingetroffene Prophezeiungen. Kunz hatte auch den Tod Karls VI, den der Kaiserin Anna von Rußland und Friedrich Wilhelms I vorausgesagt. Wir übergehen dies und geben wortgetreu Kerners nach Enderlins Manuskript gemachten Mitteilungen[4]) über die politischen Prophezeihungen des Sehers wieder:

„Beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges sagte er: drei Kriege werde der König (Friedrich II) führen, meist glücklich, daß ihn die Welt für einen großen Helden

---

1) Lib. Poenitent. Lib. XIX, cap. de arte magica, wo es heißt: „Hast du das Neujahr auf heidnische Weise gefeiert, oder irgend etwas Abergläubisches um diese Zeit gethan, — hast du mit deinem Schwerte umgürtet auf dem Dache deines Hauses gesessen, um dort zu sehen, was das neue Jahr bringe, hast du auf einer Ochsenhaut auf einem Kreuzwege gesessen, um die Zukunft zu schauen, — so hast du deinen Gott verlassen, dich zu eiteln Götzen gewendet und bist ein Abtrünniger geworden: darum sollst du während zweier Jahre an jedem Feiertage Kirchenbuße thun." — Burkhard von Worms starb 1050. Im ersten Kapitel des Widmann-Pfitzerschen Faustbuches heißt es, daß Faust das „abergläubische Crepusculum matutinum gebrauchet", was sich wohl auf eine ähnliche Sitte bezieht. — Auch das Horchengehen an Viehställen, Erbzäunen, Obstbäumen u. s. w., die Liebstenschau in der Andreas- und Thomasnacht gehört hierher. Zu bemerken ist hier aber, daß sich heutzutage die im Innern des Menschen schlummernde Prophetengabe wohl kaum mehr durch diese naiven Mittel einer naiven Zeit erwecken läßt.

2) Magikon, Bd. II, S. 72.

3) Über ein derartiges Horchengehen in unserer Zeit vgl. Psych. Studien, Leipzig 1882, IX S. 182.

4) Magikon, Bd. I, S. 278 ff.

und ein Muster halten werde; wobei viel Blut vergossen werden müsse, meist deutsches. Die Kriegskunst werde auf den höchsten Gipfel steigen, und der Soldaten so viele sein, daß man glauben sollte, alle Pflugscharen müßten sich in Schwerter verwandeln. Aber für die Eichstetter (oder auch Badener) habe es keine Gefahr mit diesem Kriege, denn sein (des Königs) Markstein stehe in Nürnberg."

„Vom römischen Kaisertume verkündigte er, es würden von nun an Kaiser sein, aber ihre Gewalt und ihr Einfluß auf das römische Reich werde sich zusehends mindern. Es werde ein Glied des deutschen Reiches nach dem andern sich losreißen, um von einem fremden stärkern Arme sich züchtigen zu lassen. Auf den deutschen Kaiser werde einmal ein fremder kriegerischer Tyrann treten. Der Kaiser des römischen Reichs werde sich in einen Kaiser seiner Erblande verwandeln; aber von diesem kaiserlichen Mantel werde das Schwert einen Lappen nach dem andern loshauen, bis nichts mehr übrig bleibe als ein spanischer Kragen, aus dem endlich ein junger Adler aus seinem Neste ausfliegen und mit einer Taube sich vermählen, und den Ölzweig, den sie ihm bringe, zum Friedensbaume pflanzen werde."

„Die französische Revolution aber betreffend, verkündigte er zuvörderst im allgemeinen großen Verfall der Sitten. Treue, Glaube und Rechtschaffenheit würden immer mehr abnehmen. Jedes werde das Andere übersehen und hofmeistern wollen, bis kein Mensch mehr wisse, wer Koch oder Kellner sei u. s. w. Die Schuldenlast werde wie eine austrocknende Sonne für Frankreich sein, in der die Lilie verderben müsse. Darüber würden sie sich selbst in die Haare kommen und mehr Blut vergossen werden als in manchem Kriege. Eine neue Einrichtung nach der andern würden sie ersinnen, um sich zu helfen, alle bei Todesstrafe; aber keine werde helfen oder bestehen. Endlich werde das Volk wieder unter ein Oberhaupt kommen, das sich selbst die Krone aufsetze und mit lauter Krieg festbinde."

„Hierbei machte er die weit ausgedehnte Beschreibung: er hätte die Erlaubnis erhalten, zuzuschauen, wie alle christlichen Monarchen vor Gottes Thron die Musterung passiert hätten, um zu sehen, welcher eigentlich das Volk erlösen und Ordnung wieder herstellen werde. Schon seien die meisten passiert gewesen, und man habe gezweifelt, ob noch einer zu dem würdigen Geschäfte werde erfunden werden. So sei einer aufgetreten, der schlechtweg Friedrich heiße; da hätte der Scepter genickt und wäre der Befehl ergangen: Der ist's, der mein Volk erlösen und bessere Ordnung einführen soll; ziehet ihm den goldenen Harnisch an! Hierauf hätten ihm alle übrigen gehuldigt. Wer der ist, sagt Kunz nicht näher; nur so drückte er sich einmal aus: es werde zuvor viel Menschen- und Bruderblut von einem zweiten Tarquinius vergossen werden, ehe die bessern Zeiten kämen. Als er gefragt wurde, wer der Tarquinius gewesen wäre, erwiderte er: ein ehrgeiziger blutdürstiger König zu Rom, aus einer fremden Familie."

Uns interessiert zumeist der letzte, zu Kerners Zeit noch nicht in Erfüllung gegangene Teil der Prophezeiung von dem Friedrich genannten Helden, welcher den zweiten Tarquinius, wie ich noch ausdrücklich bemerken muß, „in einer großen Schlacht in Elsaß und Lothringen" besiegen wird.

Eine ähnliche blutige und entscheidende Schlacht „zwischen Elsaß und Lothringen" prophezeit im Jahre 1816 der Landmann Johann Adam Müller[1]) und sagt über die gehabte diesbezügliche Erscheinung:

---

[1]) „Geschichte, Erscheinungen und Prophezeiungen des J. A. Müller u. s. w." Frankfurt a. M. bei Willmans 1816, S. 118.

„Da stand auf der Straße von Wisloch gegen Speier ein roter Trompeter und fing an zu blasen, worauf eine unzählige Menge Kavallerie kam, die ebenfalls rot gekleidet war, das Blut anzudeuten, das vergossen werden soll. Dann kam Infanterie, die blau gekleidet war, und alle gingen bei Speier über den Rhein. Der höchste Offizier von ihnen ging im lichten Glanze, eine goldene Krone auf den Kopf, welches Jesus Christus war[1]), der dem Streite beiwohnt, welcher jene Schlacht bei Elsaß sein wird. Nach dieser wird Frankreich in vier Teile geteilt."

In der eben genannten Rheingegend konzentrierte sich 1870 die dritte Armee; das Hauptquartier war in Mannheim. Kronprinz Friedrich kommandierte diese Armee und schlug den „zweiten Tarquinius", den zweiten der Napoleoniden „aus fremder Familie zu Rom herrschend" — Rom wird wie Babel als Bezeichnung einer großen Sündenstadt gebraucht und kann somit auch auf Paris bezogen werden — im Elsaß und in Lothringen.

Zum Schluß will ich noch einige auf Napoleon III, Wilhelm I und das Deutsche Reich bezügliche Prophezeiungen aus den fünfziger Jahren unsers Jahrhunderts anführen, welche um so merkwürdiger sind, als sie aus der damals preußenfresserischsten Stadt Deutschlands, aus München, stammen, wo zu jener Zeit ein gewisser Johannes Karl Vogt als Seher und Astrolog großes Aufsehen machte.

In einer von Ludwig Hauff 1859 herausgegebenen auf Vogt bezugnehmenden kleinen Schrift: „Die in Erfüllung gegangenen und weiteren Vorhersagungen des Astrologen und Sehers zu München heißt es[2]):

1. „Deutschland wird noch eines Sinnes werden, wenn auch erst später.

2. Der Krieg ist für ganz Deutschland unvermeidlich, und schwere Prüfungen stehen Deutschland bevor. (Diese traten 1866 ein.)

3. Blutige Schlachten werden geschlagen werden, und das einige Deutschland wird endlich siegen, aber nur das einige Deutschland.

4. Jede frühere Bemühung, Frieden zu stiften wird vergeblich sein; erst müssen blutige Schlachten in Italien und am Rhein geschlagen werden, und dann erst wird Friede und Ruhe werden.

6. Fest und hoch sollen die Deutschen auf den Prinzregenten von Preußen vertrauen, seine Sterne zeigen gewaltige Dinge für die Jahre 1859, 1860 und 1861 an. (Regentschaft und Krönung.)

7. Deutschland wird aufgerüttelt werden, und eine Begeisterung wird sich kundgeben, die alles übertrifft, was bisher dagewesen ist.

8. Die Bewegung der gegenwärtigen Zeit wird mit dem Sturze Napoleons und seiner Dynastie enden; seine Freunde stürzen mit ihm, oder sie ziehen sich noch beizeiten und wenn sie merken, daß es mit ihm zu Ende gehen wird, zurück. (Man denke an das Verhalten Österreichs, Italiens, Englands und Dänemarks 1870.)

10. Alle Fürsten Deutschlands und alles Volk wird von Gott erleuchtet werden."

Eine solche Erleuchtung war es jedenfalls, als sie dem Könige Wilhelm die Kaiserkrone antrugen.

---

1) Die Somnambulen sind bekanntlich sehr geneigt, hervorstechende ihnen sympathische Gestalten ihrer Gesichte mit Gott, Christus, Maria u. s. w. zu identifizieren.

2) München 1859, bei Giel, S. 25 u. 26.

Ganz ähnlich heißt es in des genannten Vogts „Horoskop Napoleons III“[1]):

„Die Deutschen sollen fest und hoch auf den Prinzregenten von Preußen vertrauen. Der Astrolog bemerkt hierzu weiter, daß der Prinzregent von Preußen an die Spitze der deutschen Heere treten, daß er im Laufe des Kriegs sich zum großen Feldherrn heranbilden und am Ende ein siegreicher und ruhmgekrönter königlicher Heerführer sein und das zurückerobern werde, was Deutschland vor Jahrhunderten verloren habe. Er wird großmüthig, edelsinnig und gerecht handeln, nur sich, nicht andern folgen und dadurch Glück und Sieg erringen; er wird klug regieren, beliebt werden und durch seine Leistungen als Regierender und als Heerführer große Ehren erlangen.“

„Die erwähnte Einigkeit der Deutschen wird, wenn man es am wenigsten glaubt, durch Österreich und Preußen erfolgen.“ (Dies ist richtig, nur ist Österreich der negative Pol der Säule gewesen.)

„Infolge der Siege, welche am Ende Deutschland über Frankreich erringen wird, wird Deutschland altes verlorenes Glück, Länder wieder zurückerobern, welche es vor Jahrhunderten verloren hat.“

„Napoleon III wird, gefangen und verbannt, eines gewaltsamen Todes sterben.“ (Napoleon wurde gefangen und starb verbannt gewissermaßen eines gewaltsamen Todes infolge einer Steinoperation.)

„Die gegen das Papsttum begonnene Bewegung wird damit enden, daß die weltliche Herrschaft des Papstes aufhört und große Reformen in der katholischen Kirche stattfinden werden.“ (Altkatholizismus.)

Auf die gegenwärtigen und kommenden sozialen Verhältnisse möchte ich endlich die im Magikon[2]) mitgeteilte Prophezeiung eines mir unbekannten Einsiedlers Orval beziehen:

„Die Besitzenden werden von den Besitzlosen zuletzt besiegt. Eine Schreckensregierung wird eintreten. Die Häupter werden aus Dunkelheit hervorgehen und wie Gespenster auftauchen. O, Blut! Blut! Man wird in Blut schwimmen! Und dann kommt der junge Fürst.“

Soll das heißen, daß Kaiser Wilhelm II die sozialen Kämpfe siegreich durchfechten wird?

---

[1]) München, bei Giel, 1860, S. 12 u. 13.

[2]) Magikon, Bd. V, S. 157. — Uns scheint es annehmbarer, daß sich diese ältere Prophezeihung auf die erste französische Revolution bezogen hat und mit dem „jungen Fürsten“ auf Napoleon I hingewiesen war. (Der Herausgeber.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Übersinnliche Thatsachen,

mitgeteilt von

Dr. Hugo Röder.*)

Bis vor wenigen Jahren stand ich den Fragen nach dem Übersinnlichen mit kalter Abneigung gegenüber. Mein Studium der Medizin und Philosophie hatte mich mit spröder Geringschätzung derselben erfüllt. Erst ein schweres Lebensschicksal und der Tod meines fünfundzwanzigjährigen hochbegabten und ungewöhnlich charakterreifen Bruders Ende 1888 machte mich geneigter für Auffassung und Beobachtung übersinnlicher Erscheinungen. Ich fand Zusammenhang in den früher unverstandenen Eindrücken und Mitteilungen, die ich nun hier zusammenstelle:

Mein Großvater, Apotheker in B., war ein sehr nüchterner und besonnener Mann, dem alles Phantastische fern lag und der nie die geringste Anwandlung von Nervenschwäche oder Neigung zu Hallucinationen gehabt hat. Kurze Zeit nach dem Tode des früheren Besitzers der Apotheke jedoch sah er dessen vollkommenes Ebenbild an dem Treppengeländer mit den Armen gestützt und freundlich zufrieden lächelnd. Als mein Großvater, der bis zu seinem 84. Jahre (1861) ein sehr scharfes Auge hatte, der Gestalt näher trat, verschwand die Erscheinung. Dies geschah am hellen Tage. Eine Personenverwechselung oder ein Scherz waren dabei gänzlich ausgeschlossen.

Auch mein Großvater mütterlicherseits, Kaufmann in W., ein eifriger Jäger, sah eines Tages auf seinem Jagdgebiete das Ebenbild des verstorbenen Bürgermeisters von W. die Grenzen des Ackerlandes umschreiten, welches er durch Übervorteilung der Gemeinde an sich gebracht hatte. Mein Großvater ging auf die Erscheinung zu; dicht vor ihm verschwand sie.

Meine zwei ältesten Brüder starben im Alter von vier Jahren, der jüngere ein Jahr nach dem älteren. Nach dem Tode des letzteren sprach der jüngere täglich von seinem Bruder, behauptete ihn stets im Traume zu sehen, wie er ihm winkte. Ein Jahr später starb er an einer akuten Halskrankheit, nachdem er kurz vorher erklärt hatte, er freue sich sehr, nun endlich wieder zu seinem Bruder zu kommen. Derselbe Bruder sagte eines Tages ohne alle äußere Veranlassung: „Heute kommt Gretchen!“ Dies ist eine alte Wärterin, welche seit 48 Jahren, von 1842 bis heute, in unserer Familie geblieben ist. Sie war einige Monate abwesend ge-

*) Wir bemerken zu diesen Mitteilungen, daß der Einsender uns seit langen Jahren persönlich befreundet ist, und daß wir für die Aufrichtigkeit seiner Berichte durchaus einzutreten bereit sind. (Der Herausgeber.)

wesen, und niemand konnte ahnen, daß sie damals kommen würde. Man lachte über die Bemerkung des Knaben, der indessen mit allem Ernste bei seiner Behauptung blieb. Die Überraschung über die unerwartete Rückkehr war dann ebenso groß wie über die vorhergegangene Behauptung des Kindes. „Gretchen“ kam wirklich an demselben Abend.

Als Student erkrankte ich und lag auf meinem Sofa in der Universitätsstadt X. mit lebhafter Sehnsucht nach meinem Elternhause. In demselben Augenblick glaubte meine Mutter zu sehen, wie sich das ihr gegenüber stehende Sofa in unserem Wohnzimmer hin und her bewegte. Erschrocken fuhr sie auf und sagte sofort: „Da ist gewiß Hugo krank!“ Thatsächlich kam am folgenden Tag ein Brief von mir an meine Mutter, welcher ihre Ahnung bestätigte.

Das Jahr 1888 brachte uns das erschütternde Unglück, daß mein fünfundzwanzigjähriger Bruder Ernst in der Fülle seiner Kraft starb. Diesem Ereignis gingen folgende Anzeichen voran, die natürlich seiner Zeit niemand verstanden hat:

Im August 1888 war die witzige und zu munterem Scherz stets aufgelegte Frau meines Jugendfreundes Gustav Mahr bei uns zu Besuch und erheiterte die Gesellschaft unter anderem durch Kartenschlagen. Bei vier Angehörigen unseres Hauses lautete das Kartenorakel: „Ein Todesfall in der Familie Röder.“ Alle dachten an einen alten, gebrechlichen Verwandten. Aber dieser lebt noch heute.

Am Morgen des 30. Dezember 1888 wurde ich mehrmals durch Rauschen wie beim raschen Durchblättern eines Buches dicht an meinem Kopfe aus dem Schlafe aufgeschreckt. Endlich zündete ich Licht an, durchsuchte das Zimmer, fand aber nichts. Ich schlief wieder ein, und wieder wurde ich in der gleichen rätselhaften Weise aufgeweckt.

Als ich danach abermals eingeschlafen war, träumte ich mit der Klarheit des wachen Bewußtseins, auf einer hohen Stelle unseres Gottesackers werde jemand aus unserer Familie beerdigt. Ich sah mich unter den versammelten Leidtragenden um, wer unter ihnen wohl fehle, da ich nicht wußte, wer in das Grab gesenkt worden war. Ich prüfte Gesicht für Gesicht und fand selbst den alten, gebrechlichen Angehörigen unseres Hauses, dessen Tod so oft bevorgestanden hatte. In der dumpfen Bedrückung der Ungewißheit und des Schmerzes wachte ich auf.

An demselben Morgen des 30. Dezember 1888 wurde meine Mutter, die bereits wachte, und ebenso ihre Pflegerin durch ein Geräusch zwischen ihrem Bett und dem Sofa aufgeschreckt. Es klang, als würde ein Bündel Eisenstäbe mit furchtbarer Gewalt auf die Diele geworfen, wobei sie noch einmal aufsprängen. Meine Mutter stand erschrocken auf, ebenso die Frau, die bei ihr gewacht hatte. Weder an der bestimmten Stelle, noch sonstwo im Zimmer war etwas zu finden, was das gehörte Geräusch hätte erklären können.

Es war gerade 5 Uhr früh. Meine Mutter sprach sofort die Besorgnis aus, daß meinem in weiter Ferne weilenden Bruder ein Unglück zugestoßen sei. Noch denselben Vormittag kam die uns niederschmetternde Depesche, daß der kräftige, blühend gesunde junge Mann „hoffnungslos

krank" sei. In Wahrheit war er schon einige Stunden verschieden, als das Telegramm eintraf. Fünf Tage später wurde er thatsächlich an derselben Stelle beerdigt, an der ich in seiner Todesstunde im Traume ein Grab gesehen hatte.

An demselben Morgen, den 30. Dezember, hörte meine in W. wohnende Schwester S., wie jemand in ihr Haus trat, über den Korridor in das Wohnzimmer schritt und dort auf und ab ging, genau in der Art, wie es mein in derselben Stunde sterbender Bruder zu thun pflegte.

In dem ganzen Jahre 1889—1890 hörte nicht nur meine von dem Schmerze tödlich getroffene Mutter, sondern auch andere Familienglieder Tag für Tag Geräusche in dem Zimmer meines verstorbenen Bruders, als würde ein sehr schwerer Koffer lange Zeit auf und nieder gehoben. Ich selbst habe oft diesen eigentümlich dumpfen Ton gehört und darnach das betreffende und die angrenzenden Zimmer untersucht, die stets verschlossen waren. Auch mein Vater, welcher mehrmals die Personen zu überraschen suchte, die unbefugt die Möbel in dem Zimmer meines Bruders hin- und herzustellen schienen, war jedesmal erstaunt, wenn er das Zimmer regelrecht verschlossen und nach Öffnung der Thür jeden Gegenstand richtig an seinem Platze stehen sah. Zum Erstaunen meiner Mutter hörte das täglich wiederkehrende Geräusch während der Zeit vom 2. November bis 12. Dezember 1889 auf, als ich mich als Gast in meinem Elternhause aufhielt und in dem Zimmer meines verstorbenen Bruders wohnte. Wenn ich nicht in dem Zimmer war, so kam das Geräusch wieder, wie ich mich selbst überzeugte, ebenso nach meiner Abreise am 12. Dezember 1889.

Am folgenden Tage, als ich etwa vierhundert Kilometer von meinem Elternhause entfernt war, hörte ich früh um 9 Uhr unverkennbar deutlich neben mir meine Mutter weinen und schluchzen. Ich schrieb ihr dies sofort und bekam mit ihrem nächsten Brief die Bestätigung, daß sie in derselben Stunde infolge eines bestimmten Vorfalles laut geweint und an mich gedacht habe.

In der Nacht vor dem 30. Dezember 1889, dem Jahrestag des Todes meines Bruders, hatte meine Mutter dringend den Wunsch nach Bestätigung der Todesstunde meines Bruders ausgesprochen. Am frühen Morgen wurde sie und ihr Enkel, welcher in demselben Zimmer schlief, durch einen starken Knall geweckt, als würde mit größter Kraft ein großes Thongefäß auf den Boden geworfen, so daß es in tausend Scherben bräche. Sie sah nach der Uhr: es war Punkt fünf, dieselbe Stunde, in welcher sie das Jahr vorher das Geräusch gehört hatte, welches eine so unheilvolle Bedeutung hatte.

Auch die Geräusche in dem Zimmer meines verstorbenen Bruders, die niemand zu deuten wußte, sollten sich bald erklären. Um jedes Familienglied hatte deshalb meine edle Mutter ihre täglich neue Sorge: aber alle leben noch, nur sie selbst, die ich am 12. Dezember 1889 gesund und ungewöhnlich frisch verlassen hatte, wurde ganz unerwartet von der Influenza ergriffen, der sie unter den Anzeichen einer überaus heftigen Lungenentzündung am 22. Januar 1890 erlag.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Selbstbeobachtungen ohne Deutung.

Von

Dr. Helene Druskowitz.*)



Erscheinungen, welche Menschen mit sogenannter normaler Nervenbeschaffenheit stets unverständlich sein werden, nervöse Menschen können über sie berichten. Verfasserin dieser Aufzeichnungen, die von Kindheit auf an Nervenüberreiztheit leidet, hat sehr häufig Phänomene, die in die Kategorie des „zweiten Gesichtes" fallen, an sich beobachtet, oder, mit anderen Worten, mit Personen und Dingen, die außerhalb ihres sinnlichen Wahrnehmungsbereiches standen, durch „Gesichte" in Rapport sich befunden. In Zeiten verhältnismäßig größerer Nervenruhe treten diese Erscheinungen dementsprechend seltener bei mir auf; ist hingegen mein Nervensystem infolge geistiger Überanstrengung oder moralischer Depression oder unzweckmäßiger Lebensweise sehr erregt, so mehren sich sogleich auch jene eigentümlichen „Wahrnehmungen ohne reale Ursache".

Es war vor mehreren Jahren, daß sich die Erscheinung des „zweiten Gesichtes" ganz besonders häufig bei mir einstellte, und zwar meist auf Spaziergängen. Da war es oft, als ob die Gedanken, die mich gerade beschäftigten, wie von einer unsichtbaren Hand beiseite geschoben würden, und das Bild mir bekannter Personen in einer meist ungewöhnlichen und wichtigen Handlung oder Situation vor mir stand. Öfter als ein Dutzend Mal frug ich, je nach den Umständen, schriftlich oder mündlich an, ob die

*) Die Einsenderin ist den Lesern der Sphinx bereits als Verfasserin der von uns im V. Bande, S. 348—50 und im VII. Bande, S. 254 empfohlenen philosophischen Schriften: „Wie ist Verantwortung und Zurechnung ohne Annahme der Willensfreiheit möglich?" — „Moderne Versuche eines Religionsersatzes." — „Zur neuen Lehre." — „Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung" und „Eugen Dühring" hinreichend bekannt. Uns ist diese Mitteilung willkommen, weil sie den Stempel der ungezwungenen Wahrhaftigkeit trägt. Von Belegen hat sich uns nur noch der Brief über die hellviolette Balltoilette beschaffen lassen; indessen muß und kann mit der Zeit durch Feststellung des allgemeineren Vorkommens solcher übersinnlichen Wahrnehmungen bei derartig veranlagten Naturen die Masse des Thatsachenmaterials die Mängel der Beweiskräftigkeit der einzelnen Fälle decken. (Der Herausgeber.)

Betreffenden zu der Zeit, als ich sie im Gesichte gesehen, sich in der gegebenen Situation oder Aktion befunden und erhielt fast ausnahmslos bejahende Antworten. Das merkwürdigste der Gesichte jener Zeit war das, welches ich von einer Freundin hatte, die damals in London, in einer mir gänzlich unbekannten Umgebung lebte. Ich sah meine Freundin mit ihrer Gastgeberin, von welch letzterer ich niemals auch nur ein Bild in Händen gehabt, genau vor mir und zwar in einem Zimmer, dessen Einrichtung mir aufs deutlichste vor Augen stand. Ich hörte die Stimmen und das Gespräch der beiden Damen, das sich auf ihre beiderseitige Zukunft bezog. Die Antwort, welche mir meine Freundin und ehemalige Studiengenossin, auf meine Mitteilung und Erkundigung, gab, bewies mir, daß das „Gesicht" sich bis ins kleinste Detail gleichzeitig mit den thatsächlichen Umständen deckte, in der meine Freundin sich zu jener Stunde befand.

Und nun ein anderer Fall, der zugleich ein poetisches Gepräge hat. Es war im Sommer 1886. Ich hatte in meinem Studierzimmer in Zürich in einem ernsten Buche gelesen und vor mir stand in einer Vase ein Strauß von Glycynien, meinen Lieblingsblüten. Als ich die Lektüre beendet und noch einen Blick auf die Glycynien geworfen, erhebe ich mich, sehe nach rückwärts und erblicke zu meinem unermeßlichen Erstaunen im Gesichte vor mir eine junge Bekannte (die damals in einem Schlosse in Württemberg wohnte), und zwar in eleganter Balltoilette in der Farbe der Glycyniablüten. Ihre Erwiderung auf meine Mitteilung dieser Vision, die einen höchst sonderbaren Eindruck auf mich machte und mich lange beschäftigte, lautete, daß sie zu derselben Stunde, als ich sie gesehen, beim Aufräumen ihrer Schränke einen letzten Überrest einer hellvioletten Balltoilette, in heitere Erinnerungen versunken, in Händen gehalten habe.

Ich unterscheide von solchen Erscheinungen selbstverständlich Hallucinationen, zu welchen ich übrigens auch inkliniere. So sah ich beispielsweise im vergangenen Jahre auf einer Reise in Südeuropa wiederholt hallucinatorisch eine mir persönlich bekannte ausgezeichnete Tragödin, und zwar stets in griechischen Gewändern und auf ein Schwert gestützt. So einmal unter einem Pfeilerbogen der wundervollen Trümmerreste der Thermen des Caracalla zu Rom.

Solche visionären Eindrücke habe ich übrigens zweimal gleichzeitig mit meiner Freundin, Julie Menzel, einer bekannten Porträtmalerin in Wien, gehabt, während wir in beiden Fällen bei einander waren. Wir saßen einmal zusammen in ihrem Atelier, ein andres Mal in meiner damaligen Wohnung in Wien, in der Abenddämmerung, und sahen jedesmal zur selben Minute eine Thür sich öffnen und eine schwarzgekleidete Frauengestalt auf der Schwelle stehen. Doch dauerte diese Vision immer nur wenige Sekunden.

Einen eigentümlichen Eindruck machte es auf mich, als ich bei meinem letzten Aufenthalte in Wien (im vergangenen Mai) in dem Hotelzimmer, das ich bewohnte, plötzlich das Porträt, welches jene Malerin einst von mir gemacht hat, auf einem Lehnsessel stehen sah. Am Abend besuchte

mich dieselbe dort. Nachdem sodann das Gespräch in Fluß gekommen war, fiel es mir plötzlich auf, daß meine Freundin auf demselben Lehnstuhl Platz genommen hatte, auf dem ich wenige Stunden vorher im Gesichte mein von ihr gemaltes Bild hatte stehen gesehen.

Manchen Personen gegenüber besitze ich einen eigentümlich divinatorischen Blick. Eine oberflächliche Bekanntschaft, ja ein einmaliges Sehen genügt mir, um das Wesen manches Menschen zu kennen und so manchen, den ich zum erstenmal sah, habe ich durch eine Frage oder Bemerkung, die sein Wesen und Lebensschicksal betraf und traf, in Erstaunen, ja in Schrecken versetzt. Die Fähigkeit des Erratens eines fremden Gedankens, bevor derselbe ausgesprochen, eignet mir manchen Personen gegenüber in ziemlich hohem Grade, so daß ich mitunter das Gefühl habe, als brauchten dieselben gar nicht zu sprechen und ich wüßte doch, was sie sagen wollten.

Über den Eindruck, welchen ich auf andere mache, bin ich mir stets klar gewesen, gewöhnlich schon bei der ersten Begegnung. Ich habe mich über Sympathie oder Mißgunst, die mir entgegengebracht wurde, kaum jemals getäuscht. — Niemand kann auch fester von dem Umstande überzeugt sein, als ich, daß die Berührung mit manchen Menschen für uns segensvoll, daß ihre Gegenwart alles Gute, was in uns liegt, zu Tage fördert, der bloße Gedanke an sie uns hoch und frei stimmt, jede unserer Beziehungen zu ihnen uns zum Glücke gereicht, während der Kontakt mit anderen, auch wenn dieselben keineswegs von schlechten Absichten gegen uns erfüllt sind, uns wie eine ansteckende Krankheit berührt, unseren Gedanken eine falsche Richtung giebt, uns geistig und moralisch hypnotisiert und uns zu Verkehrtheiten und Thorheiten veranlaßt. Man lernt derartige Menschen schließlich instinktiv fürchten, als ob sie mit dem mal occhio behaftet wären.

Ich will in diesem Zusammenhange noch erwähnen, daß ich zweimal im Leben beim ersten Betreten eines Zimmers sogleich erriet, daß in den betreffenden Räumen vor nicht allzulanger Zeit jemand gestorben war.

Ich werde zu diesen Aufzeichnungen durch einen Zustand hochgradiger Nervosität, in dem ich mich augenblicklich befinde, und der wieder zahlreiche Erscheinungen des zweiten Gesichtes und Ähnliches zur Folge hat, veranlaßt. Mitunter liegt in gegenwärtiger Zeit am Morgen das Programm des Tages klar vor mir, so daß ich genau weiß, welche meiner Bekannten ich sehen, von welchen ich schriftliche Nachrichten erhalten werde. Mit einer meiner hiesigen Bekannten stehe ich entschieden in „telepathischem Rapport", da sich mir jedes Wiedersehen in einer oder der anderen Weise vorher ankündigt. Erwähnt sei noch, daß ich in letzter Zeit beim Spazierengehen, in zwei Fällen, mir bekannte Damen in Toiletten, die ich bis dahin noch nicht an ihnen bemerkt, im Geiste mir entgegenkommen sah, und daß diese dann wenige Minuten später in ebensolchen Toiletten leibhaftig auf mich zuschritten.

Wenig bedeutungsvolle Gesichte, aber dennoch Gesichte!



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Hallucinations-Übertragung.

Erörterung einiger Fälle.

Von

Hübbe-Schleiden.



Die am äußeren Mechanismus der Thatsachen haftenden Menschen haben meist ein so geringes Kausalitäts-Bedürfnis, daß sich ihr Erkenntnisvermögen schon befriedigt fühlt, wenn sie irgend welche visionären Wahrnehmungen als „Hallucinationen" bezeichnen. Hallucinationen sind nun freilich alle Visionen von Dingen, welche mit normalen Sinnesorganen nicht wahrgenommen werden können. Ist noch überdies eine hysterische Veranlagung bei der wahrnehmenden Person nachweisbar, so glaubt man leichthin, die Ursachen ihrer inner- oder übersinnlichen Wahrnehmungen mit dem Begriffe „Auto-Suggestion" genügend erklärt zu haben. Daß aber jede Auto-Suggestion auch wieder ihre Ursachen haben muß, ist selbstverständlich; und sogar die wildeste Phantasie findet ihre Ursachen doch immer nur wieder in der Außenwelt, der sinnlichen oder übersinnlichen. Führen freilich solche Fäden der Kausalität zu sehr in das Allgemeine oder Unbestimmte hinaus, so verliert deren Verfolgung für uns meistens ihren Wert, selbst dann, wenn sie ganz oder teilweise in der für uns übersinnlichen Seite der Geisteswelt verlaufen.

Bisweilen aber fällt bei solchen Untersuchungen ein nebensächliches Ergebnis ab, das seinerseits wieder zum ganz unmittelbaren Beweise übersinnlicher Thatsachen werden kann. Ein solches ist auch die Thatsache der übersinnlichen Übertragung von Hallucinationen, welche man als eine geistige Ansteckung klassifizieren kann und die heute sogar nicht einmal mehr von der Schulwissenschaft geleugnet wird. Zur Verfolgung dieses Gedankenganges giebt mir der nachfolgende uns von Frau Mutschlechner mitgeteilte Fall Veranlassung:

Spukerscheinung auf städtischer Straße.

In den 70er Jahren, als ich noch ledig in München mich befand, besuchte ich jeden anderen Tag meine Mutter, welche sehr entfernt von uns wohnte. Meine Schwester und ich wählten dazu stets die Abendstunden. An einem klaren, milden und hell vom Vollmond beleuchteten Winterabend — mich dünkt, es war Ende Januar — hatten wir uns außergewöhnlich lange dort aufgehalten, so daß es schon gegen ½11 Uhr geworden war, als wir uns auf dem Heimwege befanden; denselben nahmen wir regelmäßig durch den Anfangsteil der Türkenstraße, der auf einer Seite vom Wittelsbacher-Palais begrenzt wird. Es war ganz still und menschenleer, als wir in eifrigem Gespräch in die Türkenstraße einbogen, und der Mond beleuchtete ungemein klar jeden Gegenstand. Als wir etwa auf die Hälfte der Strecke gekommen waren, wo das Trottoir durch ein Eisengitter vom Schloßhof getrennt ist, hörten wir

plötzlich sonderbar schwere, klirrende Tritte hinter uns auf dem Fußsteigpflaster. Als wir rascher gingen, wurden auch dieselben schneller. Plötzlich stand zu unsrer linken Seite eine unnatürlich große, schwarze Männergestalt in einem Kostüme aus der Zeit Wallensteins, mit übergeschlagenem Mantel, federbesetztem Reiterhut und säbelrasselnd. Unser erster Gedanke war, es sei eine Maske, doch die Gestalt hielt genau Schritt mit uns und schien während des Gehens zu wachsen, so daß uns ein Grauen faßte, und wir schweigend so schnell als nur möglich unsern Weg fortsetzten.

Als wir so ungefähr in die Mitte der Palaismauer gekommen waren, hörten wir plötzlich weder Schritte mehr noch Klirren, sondern wie im Fluge huschte das Wesen quer an uns vorüber, so daß wir gezwungen waren, einen Augenblick stehen zu bleiben; — dann verschwand es spur- und lautlos in der Mauer. Und doch war an dieser Stelle weder Thür noch Fenster. Wir konnten kein Wort mehr reden, bis wir zu Hause angekommen waren; das Gesehene haftete aber so fest und deutlich und dennoch so rätselhaft in meinem Geiste, daß ich mich nicht enthalten konnte, des andern Tags in der hellen Mittagsstunde an die gleiche Stelle zu gehen und die Mauerquadern zu untersuchen; aber es war dort weder eine Thür noch ein sonstiger Eingang zu entdecken.

Wörgl, im Dezember 1889.

Zunächst bin ich nun der Thatsächlichkeit des hier Mitgeteilten nachgegangen. Die Schwester der Einsenderin, Frl. von Crebert, welche sich in Griechenland aufhält, bestätigte das vorstehende Erlebnis aus ihrer eigenen Erinnerung, wie folgt:

Der erwähnte Fall, dessen ich mich noch ziemlich klar entsinne, mag sich Mitte der 70er Jahre, soviel ich weiß, im Januar, zugetragen haben, als ich mit meiner Schwester mich auf dem Heimwege von einem Besuch bei unserer Mutter befand.

Ich weiß noch gut, daß wir Arm in Arm gehend uns lebhaft unterhielten, als wir von der Brienner- um die Ecke der Türkenstraße einbogen, wo es an jenem Abend ziemlich menschenleer war; es war eine mondhelle Nacht. Wir erschraken fast, als plötzlich neben uns eine dunkle Gestalt auftauchte, und meinten eine Maske zu sehen, da dieselbe mittelalterlich gekleidet war. Da wir fürchteten angeredet zu werden, brachen wir unser Gespräch ab und eilten schneller voran; die Gestalt hielt Schritt mit uns, dabei sichtbar an Länge zunehmend. Ungefähr in der Mitte des Wittelsbacher-Palais schritt dieselbe plötzlich quer über den Fußsteig und verschwand spurlos in der roten Mauer, nur wenige Schritte von uns entfernt. Wir waren in der That starr und sprachlos vor Entsetzen und beeilten uns unser Heim zu erreichen.

Piräus, Januar 1890. **Eugenie von Crebert.**

Zweifellos haben wir es hier mit einer „Hallucination“ zu thun, und zwar mit einer, die man für gewöhnlich „Spuk“ zu nennen pflegt. Es fragte sich nun, was war die Ursache dieser seltsamen Wahrnehmung, welcher offenbar keine in der materiellen Außenwelt vorhandene Ursache zu Grunde lag. Bei den dazu veranlagten Personen sind solche „Visionen“ häufig. Der nächstliegende Gedanke ist hier, die unbewußt kombinierende Phantasie der eigenartigen jungen Damen als Urheberin für diesen ihnen zugefügten Schreck verantwortlich zu machen. Um dem nachzuforschen, richtete ich an Frau Mutschlechner die folgenden Fragen, welche diese mir in der hier angegebenen Weise beantwortete:

1. Haben Sie jemals vor jenem Erlebnisse gehört, daß irgend jemand anders an jener Stelle die gleiche oder eine ähnliche Gestalt gesehen habe?

Antwort: — Ich habe nie vorher dergleichen gehört.

2. Haben Sie solches etwa nachher vernommen?

Antwort: — Ich hatte später Gelegenheit zu hören, daß „man sagt", es gehe in dem Wittelsbacher Palais um. Ich erinnere mich, daß dem verstorbenen Prinzen . . . einmal das Palais als Wohnung angeboten worden sein soll, daß derselbe sich jedoch durchaus dazu nicht verstehen wollte, u. a. eben auch deshalb, weil es dort „so stark umgehe".

3. Erinnern Sie sich noch, ob Sie damals auf dem Heimwege, ehe Sie die Erscheinung sahen, mit Ihrer Schwester über derartige Ergebnisse oder über sonst irgend etwas Übersinnliches gesprochen haben?

Antwort: — Ich entsinne mich genau, auf dem Heimwege mit meiner Schwester in heiterem Gespräche (über Fasching-Unterhaltungen) begriffen gewesen zu sein. Ich pflegte überhaupt mit ihr nicht über übersinnliche Dinge zu sprechen. Sie war zu jung und spottete höchstens, wenn ich einmal etwas Ähnliches sagte. Sie ist ein ganz anderer Charakter als ich, auch sind unsere Anlagen und Ansichten durchaus entgegengesetzte.

4. Haben Sie vielleicht an jenem Abende bei Ihrer Mutter über derartige Gegenstände sich unterhalten?

Antwort: — Wir haben dort keinerlei solcher Gespräche geführt, uns nur über Gleichgültiges und Alltägliches unterhalten; das weiß ich noch gewiß.

5. Sind Sie irgendwie sonst im stande, eine Ursache dafür zu vermuten, daß diese Wahrnehmung, welche Sie beide hatten, gerade diese Gestalt annahm?

Antwort: — Ich bin durchaus nicht fähig, Ihnen eine Erklärung für die äußere Erscheinung der Gestalt zu geben, die mir noch jetzt deutlich vor der Seele steht. Erinnerlich ist mir freilich wohl, daß ich in der Jugend ganz besonders für altdeutsche Tracht schwärmte und bei Maskeraden gern das Kostüm des Gretchen oder der Eva (aus den „Meistersingern") und dergl. wählte. Aber daraus läßt sich doch keine Erklärung folgern?

Danach mag nun allerdings die Phantasie wohl nebensächlich mitgewirkt haben; freilich aber erklärt dies keineswegs, warum die Damen gerade dort in jener Stunde ohne äußere Veranlassung überhaupt eine solche Hallucination hatten; und die wahre (vielleicht übersinnliche) Ursache ist, wie in den meisten solchen Fällen, nicht zu ergründen. Einen Fingerzeig in dieser Richtung giebt uns etwa höchstens noch der Umstand, daß Frau Mutschlechners Visionen sich auch sonst wohl auf das Wittelsbacher-Palais bezogen. So berichtet sie uns u. a. folgendes:

Im Jahre 1867 wohnte ich bei meiner Mutter, welche ein Logis in einem Hause in der Jägerstraße inne hatte, im sogen. Übelehaus. Wir wohnten im dritten Stocke, und mein Zimmer, vorn heraus, hatte eine hübsche Aussicht in den kleinen Park, der rückwärts an das Wittelsbacher-Palais grenzt. Es war im Monat April, ein besonders schöner Frühling, und ich stand oft am Abend an meinem Fenster, dem Sang der Amseln lauschend. Einstmals, es mag etwa 5 Uhr abends gewesen sein, fiel mein Blick auf die eine Burgzinne des Palais. Da es keine zu weite Entfernung ist und ich überdies sehr gute Augen hatte, bemerkte ich ein Wesen dort, das mir für ein Erwachsenes zu klein schien; es stand in einer Lücke zwischen den Zinnen, hatte die Größe eines etwa vierjährigen Kindes, und nahm sich im Äußern gerade so aus, wie man das „Münchner Kindl" darstellt, mit dem Mönchsgewande angethan und mit der Kapuze über dem Kopf. Gesicht konnte ich keines unterscheiden; es war alles grau. Als ich so in Verwunderung fest hinblickte, mußte ich über die kleine komische

Gestalt lachen, aber wie erstaunte ich, als das Wesen plötzlich auf einer Zinne stand und mich durch schnelles, fast heftiges Neigen des Körpers zu grüßen schien. Ich konnte mir das nicht erklären, erwiderte den Gruß zwar durch Kopfnicken, eilte aber dann meine Mutter zu holen. Als wir beide am Fenster ankamen, war das „graue Männchen", wie ich's taufte, verschwunden. Alles Warten und Schauen half nichts; es kam an jenem Abende nicht mehr.

Aber manchen schönen Frühlingsabend sah ich's wieder, — doch immer nur, wenn ich allein am Fenster war; und jedesmal nickte und winkte es mir freundlich, sei es, daß es ruhig zwischen den Zinnen stand, oder auf denselben rings um den Turm wandelte; wir wurden, sozusagen, gut bekannt mit einander, und es ging mir etwas ab, wenn ich es einen Abend mal nicht sah.

Meine Mutter wollte es gerne auch sehen. Da es nun nie kam, wenn sie am Fenster war, versteckte sie sich hinter einen Pfeiler im Zimmer, wo sie, ungesehen, doch hinausspähen konnte. Aber es ließ sich an jenem Abend nicht sehen. Auch bei schlechtem Wetter sah ich's nie. Da wir im Mai desselben Jahres auszogen, ward mir weitere Beobachtung abgeschnitten.

Hier liegt offenbar ein Fall rein subjektiver Hallucination vor; und es ist nur zu verwundern, daß die Damen diese nicht als solche selbst erkannten. Die Ursache dieser Art „Visionen" ist in der (somnambulen) Psyche der Wahrnehmenden selbst zu suchen; in vielen solchen Fällen giebt die Psyche in sinnbildlichen Gestalten Weisungen für das äußere Tagesleben oder für die Vorgänge des Seelenlebens, ähnlich wie dies viele Träume thun, die sich dem Kenner gleich als solche kennzeichnen, doch leider von den meisten Menschen aus Unerfahrenheit nicht als solche Weisungen erkannt, nicht verstanden und zu ihrem eigenen Nachteile mißachtet werden.

Je mehr nun in einer Untersuchung, wie die uns hier vorliegende, die Wahrscheinlichkeit zunimmt, daß die unmittelbare Ursache einer bestimmten Hallucination in der Psyche der zuerst und hauptsächlich Wahrnehmenden zu suchen ist, um so sicherer wird dadurch festgestellt, daß, wenn noch andere Personen gleichzeitig dieselbe „Vision" sahen, dabei eine geistige (übersinnliche) Übertragung solcher „Hallucination" angenommen werden muß. Auf diesen Gesichtspunkt richtete sich daher meine letzte an Frau Mutschlechner gestellte Anfrage:

6. Ist Ihnen wohl noch sonst ein Fall, oder sind Ihnen gar mehrere Fälle vorgekommen, in denen eine Ihrer hallucinatorischen Wahrnehmungen, wie diese, von Ihnen auf Ihre Schwester übergegangen ist? Oder blieb dieser Fall einer gleichzeitigen Wahrnehmung solcher Art bei Ihnen und Ihrer Schwester der einzige in Ihrer Erinnerung?

Antwort: — Ein Fall von Übergang auf meine Schwester wird wohl das Erlebnis bei der Bavaria sein, das nun bereits in Ihren Händen ist. Momentan entsinne ich mich gerade keines zweiten. Im Gegenteil, ich schlief später noch einigemal in dem Spukhause zu Tegernsee, von dem ich Ihnen früher auch schon meine Eindrücke berichtete, und vorsichtshalber schlief ich dann in einem und demselben Zimmer mit meiner Schwester; wirklich meldete sich dann auch niemals das Geringste. Bei ihrem phlegmatischen, fast kalten Wesen hatte ich stets das Gefühl, daß ihre Nähe für mich eine gute Abwehr solcher Beunruhigungen sei.

Die erwähnten Mitteilungen über das Spukhaus in Tegernsee werde ich wohl einmal eigens für sich abdrucken. Hier sei nur noch jenes „Erlebnis bei der Bavaria" angeführt, welches in der That die Annahme

einer übersinnlichen Hallucinations-Übertragung völlig rechtfertigt. Es sei dabei jedoch des merkwürdigen Umstandes gedacht, daß Frau Mutschlechner meine obigen Fragen 5 und 6 gewissermaßen telepathisch beantwortet hat, da sich ihre Sendung der Mitteilungen ihrer Vision des „Münchener Kindl" auf dem Wittelsbacher Palais und dieses „Erlebnisses bei der Bavaria" mit meinem anfragenden Schreiben kreuzten. Beide waren am 21. März 1890 datiert und abgesandt. Während also ich in München brieflich meine Anfragen an Frau Mutschlechner niederschrieb, gab diese gleichzeitig in Wörgl mir die substantielle Antwort auf dieselben durch Mitteilung dieses Materials. Das „Erlebnis bei der Bavaria" war folgendes; die Zeit desselben wird von der anfänglich mitgeteilten Spukwahrnehmung dieser Schwestern nur um zwei bis drei Jahre getrennt sein, um welche die folgende Hallucinations-Übertragung früher stattfand:

Im Jahre 1872 war ein Bekannter von auswärts in meinem Elternhause auf einige Tage zum Besuch. Ich stand damals im 23. Jahre. Der in München fremde Herr wünschte vor Allem die Bavaria zu sehen, und da mein Vater selbst nicht Zeit hatte, mit ihm zu gehen, beauftragte er mich und meine Schwester, ihn hinzuführen. Als wir dort ankamen, waren noch mehrere Personen anwesend, die das Innere des riesenhaften Standbildes besteigen wollten, und unser Begleiter schloß sich ihnen an. Wir zwei zogen vor, ihn unten zu erwarten; wir gingen plaudernd auf und ab und blieben schließlich vor der Ruhmeshalle stehen an dem südlichen Flügel, welcher Sendling zugekehrt ist; es war mittags halb 12 Uhr und ein schöner, sonniger Frühsommertag.

„Sieh hinauf," sagte meine Schwester, „ob er nicht herunter schaut." — „„Das kann er nicht,"" — lachte ich — „„die Fensterchen sind zu eng dazu;"" aber ich blickte dennoch hinauf. Und was ich sah, bannte meinen Blick fest, und ist mir heute, nach so langer Zeit, noch rätselhaft. An der Stelle, wo ich ungefähr die Fenster in dem Kopfe des Kolosses vermuten konnte, reckte sich — im hellen Sonnenlicht — eine rabenschwarze Hand von so riesiger Dimension heraus, daß die Hand der Bavaria klein dagegen schien. Ich packte meine Schwester beim Arm, und kein Auge von der Erscheinung wendend, deutete ich ihr, auch hinauf zu sehen.

„Ja, was ist denn das," sagte sie. „Soll das ein dummer Witz sein?" und sie lachte. Nun winkte die Riesenhand zu uns herab, und verschwand dann plötzlich.

Meine Schwester behauptete, es müsse unser Bekannter gewesen sein; ich selbst wollte eher an eine Luftspiegelung oder dergl. glauben. Gespannt erwarteten wir unsers Begleiters Rückkunft und bestürmten ihn danach sofort mit Fragen, ob er ein Fenster geöffnet, die Hand hinaus gelegt, — ob er gewinkt habe.

Er antwortete auf alles mit „nein"; und als wir dennoch zweifelten, wurde er ganz erzürnt und sagte, er versichre uns auf sein Ehrenwort, daß weder er noch sonst jemand eins der Fenster geöffnet habe. **Bertha Mutschlechner.**

Hier fehlt also jede äußere Ursache der Wahrnehmung der jungen Damen; und wenn es auch mir freilich nicht möglich ist, irgend einen Sinn in dieser rein subjektiven Vision zu vermuten, so mag sie doch immerhin, unerkannt, eine symbolische Bedeutung gehabt haben — vielleicht jenen ungenannten Herrn betreffend. Sicher aber ist, daß die ältere, offenbar viel sensitiver veranlagte Schwester, jetzt Frau Mutschlechner, diese Hallucination zuerst hatte, und daß die jüngere dieselbe erst danach wahrnahm. Dies war mithin wohl jedenfalls eine geistige Hallucinatons-Übertragung.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Vorahnungen und Vorträume.

Von

Reinhard Meinel.



Es ist eine bekannte Thatsache, daß vielen Menschen durch mehr oder weniger bestimmte Ahnungen, Träume oder sonstige Zeichen manches ihnen bevorstehende Glück oder Mißgeschick und Widerwärtigkeit bekannt wird. Viele der sogenannten „Aufgeklärten" glauben freilich zu wissen, daß dies auf „Einbildung", „Aberglauben" oder auch „Zufall" beruhe; — lassen wir ihnen dies „Wissen", da wir sie doch eines Besseren nicht belehren können.

Vorzugsweise, habe ich gefunden, werden solche Ahnungen von Landleuten, sonst nur von sehr sensitiven Personen empfunden. Ich erinnere mich noch lebhaft aus meinen Kinderjahren, die ich in Friedrichsgrün bei Falkenstein, einem romantisch gelegenen Orte des sächsischen Erzgebirges, verlebte, daß fast alle wichtigeren Ereignisse — auch solche von angenehmer Natur — durch sogenannte Anzeichen, Träume u. dergl. vorher angedeutet wurden, und man sprach dort frei und offen von drohendem Unheil oder sonstigem Bevorstehendem, ohne der Gefahr, sich dadurch lächerlich zu machen, ausgesetzt zu sein, oder des Aberglaubens bezichtigt zu werden. Von völlig glaubwürdigen Personen könnte ich zahlreiche Fälle solcher Art mitteilen, die ans Wunderbare grenzen; ich beschränke mich jedoch hier darauf, nur das von mir selbst und von meinen verstorbenen Eltern Erlebte zu erzählen.

So habe ich als Kind zweimal, von meiner Mutter aufmerksam gemacht, die „Totenuhr" gehört, deren Klopfen dem Ticktack einer Taschenuhr sehr ähnlich ist; dieselbe wird übrigens im Erzgebirge auch „Erdgeist" genannt. Beim erstenmal starb ein allerdings längere Zeit vorher erkrankter Vetter, der Bruder meiner seligen Mutter, beim zweiten ein Kind desselben; dies war ungefähr in den Jahren 1858 und 59 oder 60. Später hörte ich das Klopfen, auch bei mich näher berührenden Todesfällen, niemals mehr.

Im Sommer 1861 ward meine Mutter zu Friedrichsgrün von einer äußerst gefährlichen Krankheit befallen und bereits als rettungslos verloren angesehen. Zu allem Unglück brach dann am 21. August nachts in unserm Hause noch Feuer aus. Der Schreck hierüber verlieh ihr indes Kraft genug, meinen kleineren Bruder und mich, sowie verschiedene

unserer wertvolleren Habseligkeiten zu retten. Dann aber brach sie völlig erschöpft zusammen, und ihr Tod stand in wenigen Stunden mit Sicherheit zu erwarten. Alles weinte und jammerte, nur ich blieb ruhig und rief einmal über das andere: „Mutter, du stirbst nicht, ich weiß es!" Und ich hatte recht; sie lebte noch 14 Jahre. Ich war damals sechs Jahre alt; und ich kann mich der Einzelheiten noch vollständig erinnern, auch, daß ich meine Freude an dem mächtigen Feuer hatte.

Dies Ereignis kündigte sich meinem Vater, der mit einer Anzahl seiner Leute damals in Reusa bei Plauen in Sachsen, zehn Stunden entfernt, arbeitete, durch ein Geräusch an, wie wenn grobkörniger Sand mit starkem Schwunge gegen daselbst aufgestellte thönerne Töpfe geworfen würde. Sämtliche Anwesende hörten dies und mein Vater erklärte das Zeichen sogleich mit den Worten: „Jetzt ist meine Frau gestorben!" Am nächsten Tage überbrachte man ihm die Nachricht der bereits erzählten Thatsache. Zeugen dieser Ereignisse dürften kaum mehr leben.[1])

Vierzehn Jahre später befand ich mich eine Stunde weit von meiner Heimat entfernt, in einem Geschäfte thätig. Dort erhielt ich die Nachricht, daß meine Mutter an einem leichten Unwohlsein erkrankt sei. Ich erblaßte und sprach sofort mit Sicherheit aus, daß sie an dieser Erkrankung sterben werde. Wenige Wochen später bestätigte sich leider meine Vorahnung.

Eigentümlich waren auch die Vorgänge beim Tode meines Vaters. Ich wußte zwar, daß derselbe leidend war, hatte jedoch von einem bedenklichen Stadium seines Siechtums keine Kenntnis, da man mich, der ich über hundert Stunden weit entfernt war, nicht beunruhigen wollte. In der seinem Sterbetage vorhergehenden Nacht des 8. Juni nun erblickte ich im Traume meine Stiefmutter und meine zwei Schwestern im Trauergewand.[2])

An seinem Sterbetage selbst wurde ich zur Stunde des Todes von einer sonst unerklärlichen Unruhe umhergetrieben; ich ging bald in diese Straße, bald in jene, von Lokal zu Lokal, um Beruhigung und Zerstreuung zu suchen; unbefriedigt kehrte ich in meine Wohnung zurück.

---

[1]) Infolge unserer Nachforschung erhielten wir von der Stiefmutter des Herrn Meinel folgende Bestätigung neben einer Schilderung des Zustandes der ersten Frau:

„Auf Ersuchen bestätigt die Unterzeichnete gern, daß ihr sel. Mann öfters erzählte, daß er im August des Jahres 1860 (oder 61), als in seinem Hause in Friedrichsgrün Feuer ausbrach, in einem Dorfe, Reusa bei Plauen in Sachsen, mit seinen Leuten abends in einer Hütte war und ein Geräusch hörte, als wenn jemand Sand mit Gewalt an thönerne Töpfe werfen würde. Am andern Tage brachte ihm eine Frau B. aus Beerheide i. S. die Nachricht, daß sein Haus abgebrannt wäre."

Dies bestätigt der Wahrheit gemäß

Sachsenfeld bei Schwarzenberg in Sachsen, 1. Juli 1890

Franziska Meinel."

[2]) Eine seit zwei Jahren verstorbene Frau A. (damals in München, Kapuzinerstraße 19 wohnend) sah mich in derselben Nacht aus einem Kasten eine männliche Leiche hervorziehen.

Am nächsten Morgen wurde mir bei meiner Ankunft im Geschäfte die telegraphische Meldung vom Tode meines Vaters zugestellt. Am dritten Tage sah ich nun wirklich meine Stiefmutter und meine zwei Schwestern in Trauerkleidern, wie mir vorher geträumt.

Beim Tode meiner Großmutter hatte ich ebenfalls einen Traum, in welchem ich einem Leichenzuge in schwarzem Gewande folgte, was auch drei Tage später wirklich geschah. — Doch nicht bloß bei Verwandten, auch bei Freunden und Bekannten kündeten mir oftmals, allerdings nicht immer, Träume deren Ableben an.

Seltsam war mir auch, wie zwei ähnliche Träume mir und meinem Freunde M., Zollassistent in F., von der Verhaftung eines beiderseitigen Bekannten, L. von K., der sich als Hochstapler entpuppte, Kunde gaben. Diese Verhaftung geschah wirklich drei Tage später (Oktober 1883) und zog auch M. unschuldigerweise in gerichtliche Unannehmlichkeiten hinein.

Auch im täglichen Leben habe ich oft die Erfahrung gemacht, daß ein entschiedener Widerwillen sehr mit Recht mich warnte oder abhielt, dieses oder jenes zu thun. Einige dieser Fälle der Warnung durch Träume oder Ahnungen von Verdrießlichkeiten bei gemeinschaftlichen Vergnügungen teilte ich unter andern auch Herrn F. G... in München mit, der sich von der Richtigkeit meiner Prophezeiungen zu überzeugen Gelegenheit hatte.[1])

Als Kind — vielleicht von acht oder neun Jahren, das Datum weiß ich allerdings nicht mehr — träumte mir von dem Besuche eines Geistlichen und drei oder vier Tage später erkrankte mein Vater so schwer, daß ihm die Sterbesakramente gereicht werden mußten.

Vor fünf Jahren, als ich mich völlig gesund glaubte, sah ich mich im Traume vom Arzte untersucht werden; am folgenden Tage bekam ich Blutspeien und das Traumbild verwirklichte sich.

Auf viele Traumgesichte von geschäftlichen Unannehmlichkeiten, welche sich bewahrheiteten, habe ich nie besonderes Gewicht gelegt, weil sie mir zu unbedeutend erschienen und — auch bisweilen nicht eingetroffen sind.

---

[1]) Wir erhielten von dem genannten Herrn auf unser Ansuchen folgende Zuschrift:
„Unterzeichneter bestätigt der Wahrheit gemäß, daß ihm Herr Meinel am Pfingstsamstage d. J. mitteilte, daß er infolge eines gehabten Traumes fürchte, er werde sich während der Pfingstfeiertage mit einer bestimmten, ihm befreundeten Dame entzweien. — Ich hatte sodann Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß am zweiten Pfingsttage thatsächlich unverschuldeterweise ein Zerwürfnis mit dieser Dame stattfand, und bestätige dies hierdurch. F. G."



Die seelische Thätigkeit des Künstlers.

Ein Beitrag zur monistischen Seelenlehre.

Von

Dr. Carl du Prel.



(Schluß.)

Daß der Maler ganz unbewußt und unwillkürlich in seiner mimischen Darstellung der Seelenzustände das Richtige trifft, daß der Dichter ebenso unwillkürlich in die Naturbetrachtung die Beseelung einmischt, zeigt sich sehr auffällig darin, daß wir alle beides thun, wenn wir träumen. Man hat nicht ganz mit Unrecht gesagt, im Traume sei jeder ein Shakespeare; größere Dichter sind wir im Traume gewiß, als im Wachen, aber mit individuellen Unterschieden, so daß unsere Träume in der That einen Maßstab für unsere poetische Begabung abgeben könnten. Unseren Traumfiguren ist eine ungemein scharfe Charakteristik eigen. Wenn ich einen ungebildeten Menschen, der sich durchaus keines dramatischen Talents rühmen kann, in hypnotischen Schlaf versetze, wenn ich ihn durch bloße Suggestion in einen General, Volksredner, in eine fromme Klosterfrau, in einen erzürnten Helden, in einen Bösewicht verwandle, so wird er die Charakteristik der suggerierten Persönlichkeit mit einer Lebenswahrheit vornehmen, die manchem Schauspieler Ehre machen würde. Und doch geschieht diese Organisierung der suggerierten Persönlichkeit ganz reflexionslos.

Ebenso reflexionslos nehmen wir im Traum die Naturbeseelung vor, welche die Eigentümlichkeit des dichterischen Auges ist. Sogar zeigt sich diese Fähigkeit beim Träumer noch reiner, als beim Dichter; dem Dichter ist das zu beseelende Objekt äußerlich bereits gegeben, und er mag zusehen, wie er damit fertig wird; der Träumer aber erzeugt es aus sich selbst. Seine Seelenstimmung besorgt nicht nur die Tinten, womit die Traumscenerien übermalt werden, sondern drückt sich schon in der Wahl des Stoffes aus. Wir selber sind die Produzenten unserer Traumbühne, unsere Seelenstimmung projiziert ein ihr adäquates Objekt hinaus, und die Be-

seelung braucht nicht erst nachträglich daran vorgenommen zu werden, sondern sie steckt schon darin. Darum sind die Landschaften, die wir im Traum sehen, so stimmungsvoll. Sie sind bereits Symbole unseres eigenen Inneren; der Dichter dagegen muß sie erst dazu machen, aber er thut das allerdings ganz unwillkürlich, und es gelingt ihm um so besser, je mehr seine organisierende Seele sich daran beteiligt. Diese liefert aber die Belebung und die Beseelung, Körper und Seele, gleichzeitig, in einem und demselben Akt, weil die vermenschlichte Form des Naturobjekts zugleich als mimischer Ausdruck innerer Empfindungen aufgefaßt wird.

In der ästhetischen Produktion ist also das dem Bewußtsein vorschwebende, oder auch in Wirklichkeit gegebene Objekt immer von einem unbewußten Element durchdrungen. In der plastischen oder malerischen Darstellung menschlicher Formen und Gebärden ist ein unbewußtes Vorstellungselement hineingetragen, jene Vorstellungen, die dem organisierenden Prinzip selbst inhärent sind, also nicht vom Bewußtsein des Künstlers geliefert werden, sondern von seiner Seele. In der poetischen Naturbetrachtung dagegen ist das Objekt entweder in Wirklichkeit gegeben, oder wird von der bewußten Phantasie vorgestellt, die Seele liefert dagegen das unbewußte Element als organisierende und beseelende Seele. Nur wenn dieser unbewußte Faktor mitgestaltet, kommt ein Kunstwerk zu stande, nur dann ist die Kunst Natur, nur dann zeigt sich der Geist als Fortsetzung der Natur.

Mit der bloß allgemeinen Bezeichnung, daß die Kunst Natur sein soll, ist der Philosophie nicht gedient; sie muß auch sagen können, was diese Natur ist. Die Materialisten z. B. nehmen das Wort Natur beständig in den Mund, ohne daß damit etwas erklärt wäre, so daß man versucht wäre zu fragen: Wer ist denn diese Dame? ich kenne sie nicht; stellen Sie sie mir vor! Und das schon gar vermag der Materialist nicht zu erklären, wie diese blinde, tote Natur im Menschen zum Bewußtsein, oder gar zum künstlerischen Bewußtsein gelangen sollte; er vermag es nicht, die reale Kraft aufzuzeigen, die im Künstler wirkt, und begnügt sich mit einem bloßen Wort. Dem Pantheisten geht es nicht viel besser. Alles, was aus dem Unbewußten kommt, muß er als Funktion der Weltsubstanz hinstellen, wäre das, was auftaucht, auch nur ein aus dem Unbewußten auftauchender guter oder auch schlechter Witz. Die „Natur" der Materialisten bleibt unter der genialen Leistung des Künstlers, die „Weltsubstanz" der Pantheisten steht zu hoch über der Leistung. Als eine adäquate und doch reale Kraft erscheint das Unbewußte, als Maßstab an das Kunstwerk gelegt, erst dann, wenn wir es als eine individuelle Seele bezeichnen. Daß diese Definition des Unbewußten die richtige ist, hat unsere Analyse des Kunstwerkes ergeben. Als gestaltendes Prinzip zeigt sich dabei nicht das Bewußtsein des Künstlers, sondern seine Seele, also muß die Seele organisierend sein. Wenn aber gerade die wertvollen Bestandteile des Kunstwerkes vom Unbewußten geliefert werden, während das Bewußtsein höchstens eine talentvolle Kopie der Natur zu stande brächte, so müssen wir eben einsehen, daß dieses Unbewußte nur in eingeschränktem Sinne

so genannt werden kann, nur insofern nämlich, als es von unserem sinnlichen Bewußtsein nicht umfaßt ist. In Wahrheit aber ist es im Künstler thätig nicht als unbewußte Natur der Materialisten, auch nicht als unbewußte Weltsubstanz der Pantheisten, sondern als eine individuelle Seele, als transscendentales Subjekt.

Wenn diese Seele ein Lebewesen gestaltet, so realisiert sie damit ihre eigenen Vorstellungen; im Künstler organisiert sie zwar nicht eigentlich ihre Vorstellungen, sondern die bewußten Vorstellungen des Künstlers, aber auch diese sind kein ihr fremder Stoff; denn wenn das Organ dieser bewußten Vorstellungen, das Gehirn, Werk der Seele ist, so müssen es auch die Funktionen dieses Organs sein. Darum vermag die organisierende Seelenthätigkeit in die Vorstellungssphäre des Künstlers einzugreifen, und nur in dieser Weise ist die Kunst Natur. In der künstlerischen Produktion sind also allerdings zwei Thätigkeiten zu unterscheiden, das Bewußtsein und das Unbewußte; weil aber das Organ des Bewußtseins selber nur Werk des Unbewußten ist, liegt in dieser Zweiheit der Thätigkeiten kein Dualismus; die Quelle, aus der diese Thätigkeiten fließen, ist nur eine, daher zeigt auch das Resultat, das künstlerische Produkt, ein so harmonisches Zusammenwirken der bewußten und der unbewußten Thätigkeit.

Wenn meine Seele dieselbe Kraft, welche sie zur Gestaltung meines Leibes verwendet, auch zur Gestaltung meiner künstlerischen Vorstellungen verwendet, in die sie organisierend eingreift, dann ist das Kunstwerk monistisch zu erklären. Die harmonische Verschmelzung der bewußten und der unbewußten Thätigkeit zu einem einheitlichen Ganzen erscheint dabei nicht bloß als möglich, sondern als notwendig. Im Pantheismus dagegen ist sie bloß denkbar, bloß möglich; im Materialismus gar ist sie sogar unmöglich.

Wenn die Kunst bloße Kopie der Wirklichkeit wäre, und nicht ganz eigentlich Zeugung, so müßte die Ähnlichkeit der Phantasiebilder des Künstlers mit der Wirklichkeit auf gesteigertem Erinnerungsvermögen beruhen. Der beste Gedächtnismensch wäre alsdann auch der größte Künstler. Die Erfahrung bestätigt das keineswegs. Wenn aber das Gedächtnis als Quelle der Naturähnlichkeit ausgeschlossen ist, wenn der Künstler, ohne doch zu kopieren, die Ähnlichkeit mit den Naturprodukten trifft, also mit Produkten, die vermöge der organisierenden Kraft der Natur zu stande kommen, so ist die allereinfachste Erklärung des Vorgangs jedenfalls die, daß eben im Künstler die Natur wirkt, daß die gleiche Kraft, die einen Michel Angelo gestaltet hat, auch seinen Moses gestaltet hat. Organ und Funktion des Organs können nicht getrennt, nicht von einander isoliert gedacht werden. Der Wille, der meine Hand eine Greifbewegung machen läßt, ist der gleiche Wille, der diese Hand zum Greifen organisiert hat. Die Kraft, vermöge welcher ein Künstlergehirn Vorstellungen erzeugt, ist die gleiche Kraft, welche dieses Gehirn selbst organisiert hat, die also selber vorstellend sein muß, denn ein blindes Prinzip könnte nicht von selbst ein sehendes werden. Das käme vielmehr dem Baron Münchhausen gleich, der sich selber beim Schopfe aus dem Sumpfe

zieht, — ein Symbol, welches die Materialisten als Wappen führen könnten. Das Unbewußte in der künstlerischen Produktion ist daher nur ein vom Künstler Ungewußtes; sein Bewußtsein umfaßt nur die Funktion des Gehirns, nicht die Ursache des Gehirns, nicht die Seele. Wenn man aber das Ungewußte in ein Unbewußtes verwandelt, und dasselbe gar zum Weltprinzip erhebt, so behauptet man damit, dort sei dunkle Nacht, wohin unser Auge nicht reicht. Vom Buche der Natur gilt aber das Gleiche, was von jedem Buche: es steckt darin meistens etwas mehr Verstand, als der Durchschnittsleser herauszulesen vermag.

Wenn die Erklärung der lyrischen Naturbetrachtung aus der monistischen Seelenlehre heraus richtig ist, so muß sie auch die Kritik entgegenstehender Theorien enthalten. Darüber möchte ich noch ein paar Worte anfügen.

Die lyrische Naturbetrachtung wird häufig, als wäre das ganz von selbst verständlich, als pantheistisch bezeichnet; ja es wird sogar die bloße psychologische Möglichkeit eines sympathetischen Verhaltens zur Natur als Beweis für die Wahrheit der pantheistischen Weltanschauung betrachtet. Dies ist ein gänzlicher Irrtum. Gemeinschaftlich ist dem Pantheismus und der Lyrik die Negation der toten Materie, in ihrem positiven Gehalte jedoch decken sie sich keineswegs.

Der Pantheismus, wie jeder metaphysische Monismus, behauptet, daß im tiefsten Grunde das Wesen aller Dinge identisch sei, daß der Natur ein Ding an sich zu Grunde liegt. Spinoza nannte es Gott, Kant ließ es undefiniert, bei Hegel heißt es Idee, bei Schopenhauer Wille, bei Hartmann das Unbewußte. Dabei wird aber keineswegs geleugnet, daß die Naturdinge eine Stufenleiter bilden, daß sie als Erscheinungen verschieden sind, daß der Weltprozeß ein Entwicklungsprozeß des Dinges an sich sei, das — soweit wir das irdisch beurteilen können — erst im Menschen zur Selbsterkenntnis gelangt. Die Natur, die bis dahin geschlafen hat, schlägt im Menschen gleichsam das Auge auf.

Im Gegensatz zu dieser Anschauung, also im Gegensatz zum Pantheismus, verwischt die Lyrik diese Stufenleiter der Naturdinge. Die Lyrik hält sich keineswegs an das nur dem Gefühl und der Ahnung zugängliche innerste Wesen der Dinge; derartige Gefühle hängen ihr vielleicht bei gebildeten Dichtern sekundär an, sind ihr aber durchaus nicht wesentlich. Die Lyrik als solche hat es ausschließlich mit der ganz reflexionslosen Anschauung zu thun, sie hält sich ausschließlich an die sinnliche Erscheinung der Naturdinge und weiß nichts vom Ding an sich. Im Gegenteile individualisiert der Dichter die einzelnen Bestandteile einer Landschaft — den Baum, Bach, die Wolken, Felsen ꝛc. — und wenn er sie selbst in ihrer Zusammenstellung betrachtet, und in deren Harmonie eine Stimmung ausgedrückt sieht, so hebt er doch dabei einen beschränkten Naturteil aus dem Ganzen heraus. Der Dichter schaut aus den Naturdingen etwas Seelisches heraus, aber keineswegs jenes Seelische, das ihnen der Monismus schon in verschiedenen Definitionen zugesprochen hat, sondern geradezu ein menschliches Seelisches. Er verwischt also die Unterschiede der Naturstufen und hebt alle Erscheinungen auf die Höhe des Menschen, was

philosophisch genommen eine Unwahrheit ist. Nicht was objektiv in Dingen steckt, schaut der Dichter aus ihnen heraus, nämlich ihre Wurzelhaftigkeit im Ding an sich, sondern er trägt es unbewußt im Anschauungsprozeß erst in sie hinein. Er leiht den Dingen sein eigenes Innere, die ganze Fülle von Gedanken und Empfindungen seines Geistes und Herzens, wodurch sie eben individualisiert werden. Er geht darin bis zur Personifikation, während dem Pantheismus umgekehrt jede Individuation eine Täuschung, bloßer Schein ist. Der Dichter geht also weit über die Grenze hinaus, die selbst der Schopenhauersche Monismus zieht, worin das Ding an sich doch „Wille" heißt. Der Dichter beseelt die Natur in menschlicher Weise; er muß sie sich erst homogen machen, bevor es ihm gelingt, Makrokosmos und Mikrokosmos zusammenrinnen zu lassen.

Dies ist nicht Pantheismus, sondern Anthropomorphismus.

Der Pantheist hält sich an die tiefste Naturstufe, und sieht schon dort sich regen, was im Menschen zur Fülle des seelischen Lebens sich gesteigert hat. Der Dichter dagegen hält sich an die höchste Naturstufe, an den Menschen, er greift in seinen eigenen Busen hinein, und was er dort findet, überträgt er auf die Natur. Er sieht den Felsen stolz ragen, er hört den Sturm heulen, die Quelle geschwätzig murmeln 2c. Philosophisch genommen ist er dabei vollständig im Unrecht, aber er will auch gar keine philosophische Wahrheit aussprechen. Ästhetisch genommen ist er vollständig im Recht; der von ihm verfolgte Kunstzweck, die Anschaulichkeit, wird durch solche Metaphern am besten erreicht. Wären aber selbst die dichterischen Metaphern Realitäten, so würde sich daraus kein Pantheismus ergeben, sondern eine Leibnizische Monadenlehre; die Monaden der Natur aber wären menschliche Seelen.

Die Lyrik ist also Anthropomorphismus. Es wäre z. B. die Weide gewiß nicht der Baum, den wir gerade an Gräbern pflanzen, sie würde gewiß nicht Trauerweide heißen, wenn wir nicht in ihrer Form Trauer ausgedrückt sähen. In den schlaff herabhängenden Zweigen sehen wir mimisch jene schmerzliche Seelenstimmung ausgedrückt, die beim Menschen mit einer Erschlaffung der Armmuskeln verbunden ist. Dies ist es, was zur Bildung des Wortes Trauerweide geführt hat. Dieser psychologische Prozeß kann aber nur dadurch zu stande kommen, wenn entweder

1. in der Trauerweide in der That sich regen würde, was der Dichter in sie hineinlegt, wenn sie also wirklich trauern würde, was nicht einmal der extremste Pantheist behaupten wird; oder
2. wenn der Anschauungsakt des Dichters von einem Reflexionsakt begleitet wäre, von einem bewußten Vergleichen der herabhängenden Zweige mit erschlafften Armen auf Grund mimischer Erfahrungen. Gegen diese Auslegung ihrer Thätigkeit werden alle Dichter Protest einlegen; es verbleibt also als letzte Möglichkeit nur mehr,
3. daß die Belebung und Beseelung der Weide von der organisierenden Seele des Dichters ausgeht, die schon am Anschauungsakt, ihm selbst unbewußt, beteiligt ist.

Die Beseelung des Steines, Wassers, Windes 2c. beruht also nicht auf einer dunklen Ahnung des in den Dingen steckenden Wesens; die

tausend Regungen im Denken und Fühlen der Dichterseele liegen nicht in den Naturdingen; sondern der Dichter erweckt nur ästhetischen Schein, um uns zu zwingen, jenes Bild in unserer Phantasie zu schauen, das er wirklich geschaut hat.

Nach Protagoras ist der Mensch das Maß aller Dinge. Auf die Poesie angewendet, lautet der Satz bei Jean Paul: „Die Natur ist für den Menschen in ewiger Menschwerdung begriffen." Diese Menschwerdung kommt aber nicht durch pantheistische Ahnungen im Bewußtsein des Dichters zu stande, sondern durch die organisierende Thätigkeit seiner ihm unbewußten Seele.

Ich leugne durchaus nicht, daß der Pantheismus eine gute Verstandesdisposition ist, auf Grund welcher wir mit Liebe und mit poetischen Empfindungen in die Natur blicken können; ich leugne auch nicht, daß durch die Hinausverweisung des Pantheismus aus der Lyrik über die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Weltanschauung noch gar nichts ausgemacht ist. Was ich behaupte, ist nur, daß eine sympathetische Naturbetrachtung eine bestimmte Weltanschauung überhaupt nicht erfordert — die Dichtkunst ist älter als Philosophie und Ästhetik —, daß sie ganz unabhängig ist von jeder bewußten Reflexion, daß der vom Dichter ausgedrückte Verwandtschaftsgrad der Naturdinge mit uns gar nicht der vom Pantheismus behauptete ist, daß niemals irgend ein Monismus die poetischen Metaphern für Realitäten ausgegeben hat, und daß die bis zur Personifikation gehende Naturbeseelung durch die Thätigkeit der organisierenden Seele zu stande kommt. Der Dichter saugt nicht die Natur in sich auf, sondern er gießt sich in die Natur hinein. Dadurch kommt allerdings eine Homogenität zwischen Natur und Dichterseele zu stande, aber nur scheinbar ist dies Pantheismus, in der That nur Anthropomorphismus. „Der Mensch — sagt Goethe — begreift niemals, wie anthropomorphistisch er ist."

In dem vorliegenden, meines Wissens ersten Versuch, die Poesie aus der monistischen Seelenlehre abzuleiten, war es nötig, zugleich Kritik zu üben an der verbreiteten aber irrigen ästhetischen Meinung, daß die Lyrik pantheistische Elemente enthalte.

Wir sind nicht alle eigentliche Dichter; wir sind es aber — die Metaphern unserer Umgangssprache beweisen es — alle mehr oder weniger. Insbesondere haben wir in der Jugend alle eine Periode durchzumachen, in der wir Dichter sein wollen, und es zu sein vermeinen. Diese Periode ist die der Pubertät, also gerade die Zeit, in der die organisierende Seele ihre höchste Thätigkeit entfaltet. Aber selbst der wirkliche Dichter hört doch auf, Lyriker zu sein, und behilft sich nur mehr mit Reflexionspoesie, wenn er altert, also in der Periode der Zeugungsunfähigkeit, wenn die organisierende Seelenthätigkeit ins Stocken gerät. Ich denke, dieser Wink, den uns eine allgemeine Erfahrung giebt, ist deutlich genug, um uns zu belehren, daß die organisierende Seele auch die Quelle der Poesie ist. Weil Liebe und Poesie aus der gleichen Quelle fließen, darum ist die Liebe auch die beste poetische Dolmetscherin der Natur. Die Liebe schärft unser Formgefühl dem Weibe gegenüber, wie

gegenüber der Natur. Die Liebe entzündet sich an der Form, aber in der Beurteilung der Form verfahren wir mit individuellem Geschmack, und es giebt kein allgemein anerkanntes Schema menschlicher Schönheit. Es findet also in der Liebe Auswahl statt. Dem einen gefällt das Stumpfnäschen einer Zofe, dem anderen die klassische Linie; aber beide machen ihr Lebensglück abhängig von so unscheinbaren Dingen. Formgefühl ist nun aber nicht möglich, wenn man nicht einen idealen Typus unbewußt in sich trägt, und den Annäherungsgrad des geprüften Gegenstandes an diesen Typus empfindet. Ein solches ideales Schema von bloß individueller Gültigkeit kann aber nur eine organisierende und zugleich vorstellende Seele in sich tragen. Ohne eine solche Seele ist weder die Liebe verständlich, noch die Poesie; beide haben also die monistische Seelenlehre zur Voraussetzung.

Rekapitulieren wir in aller Kürze: der Künstler trifft in seinen Darstellungen des Menschen die Ähnlichkeit mit der Natur. Daraus folgt notwendig, entweder

1. daß der Künstler Kopist der Natur ist, oder
2. daß die den Organismus gestaltende Kraft identisch ist mit der das Kunstwerk gestaltenden.

Ein Drittes ist nicht denkbar. Da nun alle großen Künstler und Ästhetiker gegen die erstere Annahme protestieren, so bleibt nur die zweite übrig.

Demnach beweist auch die Kunst, daß der Geist die Fortsetzung der Natur ist. Welche philosophische Weltanschauung erklärt dies am besten?

a) Der Materialismus erklärt die Kunst gar nicht. Eine tote Natur kann nicht aus sich selbst heraus Leben und Geist werden.
b) Der Pantheismus läßt die allmächtige Weltsubstanz selber sowohl den Leib gestalten, als auch, soweit unbewußte Thätigkeit stattfindet, die künstlerische Nachbildung des Leibes. Das letztere müßte ihr aber in allen Künstlern gleich gut gelingen. Der Unterschied zwischen Talent und Genie bleibt dabei ganz unerklärt. Diese Unterschiede erklären sich aber von selbst, ja sie erscheinen als notwendig, wenn wir
c) die gestaltende Kraft in die Seele des Künstlers legen, d. h. wenn wir das Unbewußte als eine individuelle Seele auffassen, die nicht an sich, sondern nur unserem sinnlichen Bewußtsein unbewußt ist.

Die Analyse des Kunstwerkes zeigt uns nun in der That:

1. Ein unbewußtes Vorstellungselement in der organischen Mimik.
2. Ein unbewußtes Gestaltungselement in der bewußten Vorstellung.

Also schließt die Analyse des Kunstwerks sowohl den Materialismus als den Pantheismus aus, und schon auf dem Wege der indirekten Auslese bleibt nur die monistische Seelenlehre übrig, die, als Maßstab an das Kunstwerk gelegt, dasselbe auch zu erklären vermag. Quod erat demonstrandum.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Rundschau in der Tagespresse.

Von

Daniel von Klarbach.



V.*)

In den Ansichten der Presse über den Occultismus und occulte Gegenstände — wenn wir damit, uns an den etymologischen Sinn haltend, das ganze Gebiet jener noch der Aufklärung bedürftigen Fragen bezeichnen wollen, deren Studium die „Sphinx" ihre Dienste geweiht hat — vollzieht sich schon seit einiger Zeit eine sehr bezeichnende Scheidung. Alles, was Hypnotismus, Somnambulismus und Telepathie im weitesten Sinne betrifft, erfährt bereits eine gewisse respektvolle Behandlung, man zweifelt noch, aber man zweifelt mit Achtung und, soweit sich bereits die moderne Medizin mancher dieser Fragen bemächtigt hat, zweifelt man nicht einmal mehr, sondern ist nur mehr bestrebt, seine Leser von den schrittweisen Fortschritten und Errungenschaften zu unterrichten, oder man salviert höchstens sein zartes redaktionelles Gewissen durch eine einschränkende, die Würde moderner „Aufgeklärtheit" rettende Anmerkung. Bis hierher reicht das günstige Terrain. Sobald aber der eigentliche Spiritismus hereinschlägt, hört die Untersuchung und das Wohlwollen von vornherein auf und man hat nur mehr Spott und Verachtung. Wir stehen dieser Seite des Occultismus ebenfalls mit großem und gewiß nicht ungerechtfertigtem Mißtrauen gegenüber, denn Schwindel, beabsichtigte und unbeabsichtigte Täuschung, Kritik- und Gewissenlosigkeit wuchern wohl auf keinem Gebiete so üppig, wie gerade auf diesem, und die auf demselben herrschende naiv-realistische Erklärungsweise scheint uns nur das metaphysische Bedürfnis kleiner und großer Kinder befriedigen zu können; aber wir sind stets bereit, die „übersinnlichen" Thatsachen anzuerkennen, wo uns der Charakter der Experimentierenden oder unsere eigenen Augen und Ohren eine Täuschung auszuschließen scheinen.

*) Vergl. Maiheft 1890, S. 307.

Wir hatten vor einiger Zeit Gelegenheit, in einem über jeden Verdacht erhabenen Münchener Privathause höchst interessanten spiritistischen Experimenten des amerikanischen Mediums Miß Fay beizuwohnen. Kurze Zeit darauf trat Miß Fay in Wien öffentlich in „antispiritistischen" Sitzungen auf, welche die dortige Presse in ziemlich gewaltige Aufregung versetzten und derselben zu den haarsträubendsten Berichten Anlaß gab. Alles, was wir gesehen, soll sich dort als Täuschung entpuppt haben u. s. w. Der Leser dieser Berichte wird unter allen Umständen dazu neigen, an Betrug zu glauben, vielleicht auch der Besucher solcher öffentlicher Sitzungen, nicht aber der von privaten. Und so zeigt sich, daß der eigene Augenschein, das selbst gesehene und geprüfte Experiment in diesen Dingen alles entscheidet, aber zumeist nur für den, der es geprüft, und vielleicht schon für seinen besten Freund nicht mehr.

Neben diesen Berichten Wiener Blätter, auf die näher einzugehen sich in keiner Weise lohnt, seien die angeblichen Enthüllungen eines ehemaligen Mediums erwähnt, welche die neue Zeitschrift „Deutschland" in einer langen Reihe von Heften veröffentlicht und bei welchen wir uns nur wundern können, daß eine ernst sein wollende Zeitschrift ihre Spalten einem in Vergleich zu den übrigen Beiträgen so unglaublich niedrigem und widerwärtigem geistigen Produkt öffnen mag, ganz abgesehen von dem darin vertretenen Standpunkt.

Über „Amerikanischen Spiritisten-Humbug" läßt sich auch das „Berliner Tageblatt" aus San Francisco berichten, und in anderen norddeutschen Blättern, so insbesondere der „Kreuzzeitung", kommt der Spuk von Resau in einer Reihe von Feuilletons, betitelt „Die Enthüllung des Spukes von Resau und das öffentliche Interesse", noch einmal aufs Tapet. Den Zweck ehrlicher Belehrung, verbunden mit einer auffälligen Vorsicht, ja Vermeidung jeder Stellungnahme, verfolgen von Zeit zu Zeit in der Wiener „Deutschen Zeitung" erscheinende Aufsätze von Guido List, wie „Zauber und Zauberglaube", „Weiße und schwarze Magie" u. s. w.

Lebhafter und meist auch übereinstimmender und erfreulicher sind die Resultate unserer Rundschau auf dem unverfänglichen Gebiet des Hypnotismus. Da wird bayerischen Blättern über Hypnotismus im Dienste der Justiz geschrieben:

„Vor einiger Zeit machte der Florentiner Professor Bernabei dem Minister des Innern den Vorschlag, in den Staatsgefängnissen hypnotische Kabinette zu errichten und die rückfälligen Verbrecher durch Suggestion gegen den Rückfall zu feien! Das Ministerium wies seiner Zeit den Vorschlag ab, scheint sich aber doch nachträglich zu einer Prüfung der Angelegenheit entschlossen zu haben, denn Professor Bernabei ist in Rom eingetroffen und hat bereits ein hypnotisches Versuchskabinett errichtet."

Gegen die Hypnose in der Therapie gewisser Fälle hat sich kürzlich in einer seiner klinischen Vorlesungen der Wiener Professor Nothnagel ausgesprochen. Er stellte im Kolleg ein hysterisches Mädchen vor und äußerte bei dieser Gelegenheit:

„Ich protestiere mit aller Entschiedenheit dagegen, daß die Hypnose in die Therapie der Hysterie und der Neurosen überhaupt eingeführt werde. Denn ich habe

bisher nie gesehen, daß eine dauernde Heilung solcher Zustände durch die Hypnose herbeigeführt worden wäre, im Gegenteil war in der Regel eine Schädigung der geistigen Fähigkeiten der Patienten die Folge einer derartigen Behandlung. Man kann daher in manchen Fällen wohl einzelne Symptome der betreffenden Nervenkrankheiten zum Verschwinden bringen, aber nur auf Kosten der Geisteskräfte der Kranken. Ich will jeden derartigen Kranken ohne jedes innere Mittel und auch ohne Hypnose behandeln, ich getraue mich auszukommen mit einem bloßen traitement moral." [1])

In der modernen Psychologie ist die Erscheinung des doppelten Bewußtseins bekannt, wenn auch noch nicht aufgeklärt. Einer der merkwürdigsten Fälle ist neulich von Henri de Parville in seiner wissenschaftlichen Rundschau im „Journal des Debats" auf Grund authentischer Daten geschildert worden. Wir entnehmen der Darstellung des bekannten Forschers und Gelehrten das Folgende:

„Emil X. ist 33 Jahre alt. Er ist der Sohn eines Vaters, der ein Original, aber auch ein Trinker war, und einer nervösen Mutter. Er ist sehr intelligent und hat sich schon in der Schule ausgezeichnet. Er studierte zuerst Medizin, dann aber die Rechte, wurde Advokat und ist Mitglied des Pariser Barreaus. Man kann ihn jeden Augenblick hypnotisieren und er weist alle Symptome der großen Hysterie auf: Anfälle, Störungen des Gefühls, Unruhe u. s. w. Ein starkes Geräusch, und er schläft plötzlich ein; ein Pfiff, ein Trommelschlag oder der Reflex eines Spiegels läßt ihn sofort in hypnotischen Schlaf fallen. Eines Tages tritt er in ein Café am Börsenplatz; ihm gegenüber hängt ein Spiegel, er sieht sich darin und schläft ein. Man bringt ihn ins Spital, wo er erwacht. Eines Tages plädiert er vor Gericht; der Präsident fixiert ihn und sofort versinkt er in hypnotischen Schlaf. Unter diesen Umständen tritt nun bei ihm die Erscheinung des doppelten Bewußtseins auf. Er vergißt nämlich seine Vergangenheit und bekommt eine Art zweiter Existenz; er wird ein anderes Ich, das von dem ersten ganz verschieden ist. Er kommt, geht, fährt auf der Eisenbahn, macht Besuche, spielt. Wenn er dann plötzlich, durch eine Art Erwachen, in seinen vorigen Zustand zurückkehrt, dann weiß er absolut nichts von dem, was er in den Tagen seines zweiten Zustandes gethan hat; sein zweites Ich ist vollständig verschwunden und das erste ist da, als ob es gar keine Lücke dazwischen gegeben habe. Es existieren in der That zwei Emil X. Am 23. September 1888 hatte er sich mit seinem Schwiegervater gezankt; das regte ihn so auf, daß eine Krisis eintrat und mit ihr das zweite Ich. Drei Wochen danach fand man ihn an einem Orte des Departements Haute-Marne. Wo war er während dieser Zeit und was that er? Er weiß es absolut nicht; er erinnert sich nur noch des Streits mit seinem Schwiegervater. Später erfuhr man, daß er zu einem Pfarrer in der Haute-Marne kam, dem er „sehr sonderbar" vorkam; daß er dort einen Oheim besuchte, dem er Verschiedenes zerbrach, Bücher und sogar Manuskripte zerriß. Auch machte er 800 Fr. Schulden, wegen deren er vor das Gericht von Vassy citiert, des Betruges angeklagt und in contumaciam verurteilt wurde. Am 11. Mai 1889 speiste er in einem Restaurant des Quartier Latin. Zwei Tage darauf fand er sich im Spital der Stadt Troyes. Seit seinem Diner im Restaurant wußte er von nichts; in Troyes aber hatte er weder Überzieher, noch sein Geldtäschchen, das 226 Frs.

---

[1]) Der Herr Professor weiß offenbar nicht, daß sein traitement moral gerade dasjenige niedrigste Stadium der Hypnose hervorruft, mit welchem die Suggestivtherapie geschickter Sachkundiger die meisten und besten Erfolge erzielt.

(Der Herausgeber.)

enthalten hatte. Während er nun in seinem normalen Zustand absolut nichts von dem weiß, was er in seinem zweiten Zustand thut, erinnert er sich des letzteren mit allen Einzelheiten, wenn man ihn in hypnotischen Schlaf versetzt. Wachend weiß er nicht, was er in den oben erwähnten Wochen gethan hat; schlafend erzählt er alle Einzelheiten seiner Reise. Die 500 Fr. hat er geborgt, weil er sein Geld im Spiel verlor; er nennt die verlorenen Summen und die Namen der Mitspieler. Ebenso erzählt er genau, was er gethan, nachdem er das Restaurant des Quartier Latin verlassen. Er nahm einen Wagen und ließ sich nach dem Ostbahnhof fahren; dort stieg er in den Zug 1 Uhr 25 Min.; er kam nach Troyes um 5 Uhr 27 Min., begab sich in das „Hotel du Commerce" und bekam dort das Zimmer Nr. 5. Er legte seinen Überzieher, in welchem sich sein Portemonnaie befand, auf die Rücklehne eines Fauteuils, ging ins Café auf dem Platze Notre Dame, machte Besuch bei einem Kaufmann, blieb bis 9 Uhr abends bei einem Herrn C., dann ging er schlafen. Des anderen Tags stand er um 8 Uhr auf, frühstückte bei Herrn C, dann ging er durch die Pariser Straße. Dort fühlte er sich auf einmal unwohl; er wandte sich an einen Sergeanten, der ihn nach dem Polizeikommissariat führte, von wo er ins Spital gebracht wurde. Dort erwachte er. Alle diese Einzelheiten haben sich als absolut richtig erwiesen. Sechs Monate später, als man alles, was er in Troyes gethan, durch ihn selbst erfahren hatte, ersuchte man ihn, er möge an das „Hotel du Commerce" schreiben, man solle ihm seinen Überzieher schicken. Das begriff er nicht, aber er that es. Wie sehr war er überrascht, als er drei Tage danach nicht bloß seinen Überzieher, sondern auch sein Portemonnaie mit den 226 Fr. erhielt! Auf Grund seiner im hypnotischen Schlafe gegebenen Darstellung wurde nun dem Gerichte, das ihn wegen Betrugs verurteilt hatte, der richtige Sachverhalt dargestellt, worauf der Prozeß revidiert und das Urteil aufgehoben wurde. Später geriet er noch einmal mit den Gerichten in Konflikt. Im Zustande seines zweiten Ich hatte er von einem Angestellten des Justizpalastes unter imaginären Angaben Geld geborgt und war deshalb verklagt worden; auf Grund eines ärztlichen Berichtes wurde er jedoch außer Verfolgung gesetzt. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die beiden Zustände nicht bloß ein verschiedenes Bewußtsein, sondern auch verschiedene moralische Eigenschaften aufweisen. X. Nr. 1 ist solid, ruhig und verständlich, X. Nr. 2 bummelt, spielt, macht Exzesse nnd fällt schließlich der Polizei in die Hände.

Henri de Parville meint, die Erscheinung des doppelten Bewußtseins sei nicht so selten, wie man glaube, und dann erzählt er aus seiner eigenen Erfahrung mehrere Fälle, die nach seiner Ansicht manches sonst Unerklärliche in dem Betragen mancher Menschen aufhellen. Der merkwürdigste dieser Fälle handelt von einer Dame, bei welcher beide Zustände während einer und derselben Unterhaltung auftreten können. „Die Dame," schreibt Herr de Parville, „ist nahe den Vierzigen, intelligent und kräftig, aber stark hypnotisch. In strengster Ehrbarkeit erzogen, ist sie gewöhnlich sehr reserviert, sogar prüde. Sobald man ihr fest in die Augäpfel schaut, wird sie sofort eine andere Persönlichkeit, die ganz verschieden ist von der vorigen. Jetzt kann man sehr frei mit ihr reden, ohne daß sie Anstoß daran nimmt. Sie lacht und geht auf alle Scherze ein. Eine Sekunde nachher, wenn sie wieder in ihrem früheren Zustande sich befindet, wäre sie darüber empört. Das Merkwürdige ist, daß es mir gelang, nacheinander mehreremal in derselben Viertelstunde ihren Zustand zu verändern, so daß ich eine Unterhaltung mit ihr führen konnte, als wenn ich zwei Personen vor mir gehabt hätte. Die beiden Personen lösten einander ab, ohne die mindeste Kenntnis von einander zu haben. Jeder Zustand besteht für sich und nimmt, wenn er eintritt, sofort den Faden der Unterhaltung da wieder auf, wo er ihn bei seinem letzten Verschwinden hatte fallen lassen. Alles hängt lückenlos zusammen, das Gedächtnis funktioniert regelmäßig; nur zwischen den beiden Zuständen

selbst besteht nicht die mindeste Verbindung. Ein solcher rascher Wechsel ist gewiß äußerst seltsam."

Die „Frankfurter Zeitung", der wir diese Mitteilungen entnehmen, fügt hinzu:

„Die Psycho-Physiologie wird wohl noch längere Zeit dazu brauchen, um die Ursachen dieser Erscheinung zu ergründen, allein an der Thatsächlichkeit der letzteren dürfte kein Zweifel mehr obwalten."

Das diesjährige 6. Heft der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Gaea" bringt eine Mitteilung seltsamer Adhäsionserscheinungen einer menschlichen Hand, welche Professor Dr. W. Simon in Baltimore zu untersuchen Gelegenheit hatte.

Im November des vorigen Jahres bemerkte ein junger Mann, mit Namen Louis Hamburger in Baltimore, ganz zufällig, daß ein hölzerner Stab an seinen Fingern haften blieb, wie Eisenteile an einem Magneten. Die sorgsamste Reinigung der Hände wie des betreffenden Stockes änderte nichts an dieser Anziehung, ja, Versuche zeigten bald, daß auch andere leichte Körper, wie Federhalter, Bleistifte, an seinen Fingern anhafteten, wenn er letztere leise auf jene Gegenstände legte. Verwundert und wohl auch beunruhigt von dieser Erscheinung, suchte der junge Mann bei Professor Simon Aufklärung über dieselbe. Natürlich konnte diesem Ansuchen nicht ohne eingehende Untersuchung willfahrt werden und es wurde deshalb eine Reihe von Versuchen angestellt, welche im Laufe weniger Wochen Ergebnisse lieferten, die noch interessanter waren als die Beobachtungen, welche Hamburger selbst gemacht hatte. Die Experimente hatten zunächst den Zweck, festzustellen: 1. die Qualität der anhaftenden Materie, d. h. ihre chemische Zusammensetzung und Textur; 2. das Gewicht der anhaftenden Massen und deren Verhältnis zu der Ausdehnung der Handfläche, welche in einem gegebenen Versuch in Mitleidenschaft gezogen wird; 3. die Punkte oder Flächen der Hand oder anderer Körperteile, welche fähig sind, die Erscheinungen zu zeigen; 4. die Länge der Zeit, während welcher Objekte haften bleiben. Was den ersten Punkt anbelangt, so ergab sich, daß die Natur des anhaftenden Körpers ohne Einfluß auf die Anziehung ist; bei gleicher Glätte der Oberfläche haften Holz, Elfenbein, Glas und Metall ganz gleich. Das Anhaften wird bewirkt durch einfaches Anlegen des Fingers ohne Druck, und es wurde dadurch bewiesen, daß Stäbe, auf eine genau tarierte, empfindliche Wage gelegt, anhafteten, ohne daß der Druck 10 Prozent vom Gewicht des Versuchsobjekts ausmachte. Anfangs vermochte Hamburger nur einen Stab von 1900 Gramm Gewicht zu heben, im Verlauf der Untersuchungen nahm seine Kraft zu und gegenwärtig vermag er 2610 Gramm durch bloßes Anhaften der Finger zu heben. Die Kraft ist am stärksten entwickelt in den vorderen Gliedern der Finger, am schwächsten in den inneren Teilen der Hand. Rechte und Linke zeigen genau die gleichen Erscheinungen. Die Länge der Zeit, während welcher die Gegenstände anhaften, wird wesentlich durch das Gewicht derselben bestimmt. Leichte Körper von 20 bis 50 Gramm haften auch in wagerechter Lage während 5 bis 10 Minuten oder länger und können selbst dann nur mit Anwendung einiger Kraft abgenommen werden, wobei momentan das Geräusch vernommen wird, welches für den Zusammenstoß von Luft charakteristisch ist. Schwere Gegenstände fallen rascher ab als leichte. Das Wesen der Kraft, welche diese Anziehung bewirkt, ist durch die Versuche von Professor Simon nicht ergründet worden, jedenfalls sind Adhäsionserscheinungen solcher Stärke, nur auf die Hände beschränkt, bis jetzt noch nicht beobachtet worden. „Ich habe indessen", bemerkt Professor Simon, „alle Ursache, anzunehmen, daß Hamburger nicht die einzige Person ist, welche diese Kraft besitzt. Unter einer großen Zahl von Leuten, die von mir untersucht wurden,

fanden sich mehrere, welche Spuren dieser Kraft zeigten, und sicher einige wenige, die sie in genügendem Maße besitzen, um keinen Zweifel über die Natur der Erscheinung aufkommen zu lassen. Ich will indessen davor warnen, das Heben von Röhren mittels eines Gegendrucks, wie er durch die fleischigen Teile der verschiedenen Finger ausgeübt werden kann, mit wirklichem Anhaften zu verwechseln. Das untrüglichste Zeichen für die Adhäsion ist die Ausführung der Experimente mit fest nebeneinander liegenden Fingern."

Der Korrespondent, welcher diese Daten der „Kölnischen Zeitung" mitteilt, setzt denselben nachstehende, von leider sehr seltener Vorurteilslosigkeit zeugende Worte hinzu:

„Die Wirkungen, welche im vorhergehenden beschrieben wurden, sind lediglich solche der Adhäsionskraft, welche nur bei unmittelbarer Berührung auftritt. Dadurch unterscheiden sie sich von den Fernwirkungen, die nach den Beobachtungen der neuesten Zeit bei gewissen Krankheiten des Nervensystems von Person zu Person oder auch zwischen Personen und Gegenständen, wie Metall oder Wasser, stattfinden. Wer, wie Schreiber dieses, solche Fernwirkungen wiederholt selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, muß zu der Überzeugung kommen, daß sich hier eine noch sehr geheimnisvolle Kraft offenbart, die, je nachdem sie anziehend oder abstoßend wirkt, wohl im stande sein dürfte, die von Crookes nachgewiesenen Gewichtsveränderungen der Materie durch die bloße Berührung seitens einer bestimmten Person hervorzurufen. Wegen dieser (und ähnlicher) Versuche ist bekanntlich Crookes als Spiritist verschrieen worden, und Unwissende haben sich angemaßt, einen der genauesten Beobachter und feinsten Experimental-Physiker zu schulmeistern. Vielleicht ist die obige Adhäsionswirkung nur eine andere Äußerung der unbekannten Kraft, die bei den Versuchen von Crookes sich zeigte. Was aber auch immer die Ursache dieser Wirkungen sein mag, jedenfalls besteht zu Recht, was Sir William Thomson in seiner Rede vor der Britischen Gesellschaft zu Edinburg sagte: „Die Wissenschaft ist an die ewige Ehrenpflicht gebunden, furchtlos jedem Problem ins Angesicht zu schauen, welches ihr offen vorgelegt werden kann."

Zum Schlusse gestatte mir der Leser, einmal auf zwei in jeder Beziehung bedeutende Erzeugnisse, zwar nicht der Tagespresse, aber doch der Presse, aufmerksam zu machen, welche eine kurze Würdigung auch an dieser Stelle wohl verdienen. Das eine ist eine vor kurzem erschienene und nun schon in einem Dutzend von Auflagen vorliegende anonyme Schrift: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen" (Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1890), die das größte Aufsehen erregt hat: ein ebenso bedeutendes, als originelles Buch, wie ein solches kaum in jedem Decennium einmal erscheint.

Der Titel läßt eine kunsthistorische und ästhetisierende Schrift erwarten. Man wird darin aber angenehm enttäuscht. Der geistvolle Verfasser stellt, paradox genug, Rembrandt als Erzieher für „deutsche Kunst, Wissenschaft, Politik, Bildung und Menschlichkeit" auf. Nach der politischen Einigung und Größe, glaubt er mit Recht, müsse nun ein geistiger und künstlerischer Aufschwung kommen, und zwar unter dem Zeichen Rembrandts, den er wie Spinoza und Shakespeare dem niederdeutschen Stamme zueignet. Er zieht den ganzen großen Kreis des deutschen Kulturlebens in den Bereich seiner Ausführungen, und für uns speziell ist dabei interessant, daß er nicht zuletzt von der deutschen Mystik, von

Hypnotismus und Spiritismus die kräftigsten Stützen im Kampfe gegen den Materialismus unserer Zeit und gegen — das Professorentum erhofft, dessen Einseitigkeit und brutale Gefühllosigkeit er, ebenso wie Schopenhauer, haßt und mit wunderbar scharfen und treffenden Worten verfolgt. Es ist für diese merkwürdige Schrift charakteristisch, daß der leider noch immer unerkannt gebliebene Verfasser Swedenborg zu den großen Geistern unseres Volkes zählt, wozu heutzutage immerhin ein gewisser Mut gehört.

Die Leser der „Sphinx" werden in diesem Buche eine Fülle der schönsten Anregungen finden, nicht weniger aber in einem zweiten, davon grundverschiedenen und doch nicht minder originellem Buche, welches zwar schon vor längerer Zeit erschienen, aber doch noch viel zu wenig bekannt ist. Dasselbe betitelt sich: „Alräunchens Kräuterbuch, darinnen in drei geordneten Theilen enthalten sind die getreulichen Conterfeiungen verschiedener Kräutlein und Blumen, so in besonderer Beziehung zum Menschengeschlecht stehen, sei es nun ihrer Wirkung oder ihrem Namen nach u. s. w. von A. R."[1])

Hinter dieser bescheidenen Namensschiffre verbirgt sich eine dem bayerischen Herzoghause nahestehende geistreiche Dame der hohen Aristokratie, die uns in diesem, in der ganzen heutigen Litteratur einzig dastehendem Werke eine christliche Pflanzenmystik giebt, wie sie schöner kaum gedacht werden kann. Wohl wendet sich die Verfasserin in gemütlichem Plaudertone scheinbar nur an die Kinder, weshalb dies Werk auch bereits in Schulen Eingang gefunden hat und noch finden soll, aber auch der Erwachsene findet in diesen prächtig ausgestatteten Bänden — die überaus treuen Illustrationen rühren ebenfalls von der Verfasserin her — reichen Aufschluß über die Beziehungen der Pflanzen zum Menschen und zur Religion. Wenn auch überall der strenggläubige katholische Standpunkt der Verfasserin hervorleuchtet, so hat man doch durchweg den Eindruck, von einer ebenso liebenswürdigen wie kenntnisreichen Persönlichkeit auf Grund eingehendster und umfassendster Studien — die Quellenangaben geben darüber Aufschluß — auf so manchem Gebiete belehrt und unterhalten zu werden. Auch die Leser und Anhänger der „Sphinx" finden in diesem Buche eine Fülle von unerwarteten Anregungen in der von uns verfolgten Richtung und zwar nach verschiedenen Seiten hin, für das innere Leben sowie für den praktischen Nutzen.

---

[1]) Augsburg, Litter. Institut von Dr. M. Huttler, 1882—1885. D. v. K. — Wir können nicht umhin, dies wunderhübsche Werk unsern Lesern noch besonders zu empfehlen. Zwar ist der Preis ein ziemlich hoher (25 Mark); doch raten wir den Liebhabern sinniger Betrachtungen, welche in der Lage sind, solchen Aufwand zu machen, sich dadurch nicht abschrecken zu lassen. Der Preis rechtfertigt sich durch die kostspielige Ausstattung, reich illustriert mit Farbendrucken. Wer aber Sinn hat für das Altertümliche und Gemütvolle, wer die Blumen lieb hat und die kleine Pflanzenwelt in ihren Beziehungen zum Menschen gründlich kennen lernen will, wer seinen Kindern dies mitteilen und ihnen den Sinn hierfür erschließen möchte, der wird dazu kaum ein besseres Hilfsmittel finden. (Der Herausgeber.)



Zeichen der Zeit.

Frauenbewegung und Spiritualismus.

Eine Besprechung von

Ludwig Deinhard.



Der bekannte Biologe und Ornithologe Dr. med. Elliott Coues, Professor der Smithsonian Institution zu Washington und Member der National Academy of Sciences, hielt am 26. April 1888 vor der Western Society for Psychical Research eine Rede, welche im amerikanischen Geistesleben wie ein Heroldruf gewirkt hat und namentlich auch für unsere Bewegung von ebenso durchschlagendem Erfolge wie weittragender Bedeutung war. Diese Rede ist jetzt im Sonderabdruck herausgegeben worden und für wenige Cents zu haben.[1]) Leider ist sie zu umfangreich, als daß wir auch nur die Hauptteile hier im Auszug wiedergeben könnten. Indem wir aber unsere Leser auf dieselbe aufmerksam machen, können wir es uns doch nicht versagen, wenigstens einige Gedanken aus derselben hier anzuführen.

Coues nennt als „Zeichen der Zeit" drei Erscheinungen: 1. Die Frauenfrage, 2. den Spiritualismus, 3. die psychische Forschung. Er kam gerade von der Teilnahme an dem internationalen Frauenkongreß zu Washington und erinnert daran, daß die Frauenbewegung in Amerika eine Zwillingsschwester des Spiritualismus ist: das Geburtsjahr für beide ist das Jahr 1848. Das erste zarte Klopfen Verstorbener in Rochester und das erstmalige laute Pochen der Frauen an der Pforte der modernen Gesellschaft, das Verlangen nach Recht, Erziehung und sozialer Gleichstellung mit dem physisch stärkeren Geschlecht, fallen also zeitlich zusammen. — Der seit jenen Klopflauten so eminent gewachsene Spiritualismus ist für die Vereinigten Staaten jetzt eine große soziale, moralische und nationale Frage geworden. Coues ist der Ansicht, daß die amerikanische Frau heute noch nicht reif ist für die Forderungen, die sie stellt. Frauen, welche sich die soziale Tyrannei, wissenschaftliche Unterdrückung und religiöse Intoleranz gefallen lassen, sind zu nichts Besserem geeignet, als zu Sklavinnen unter solchen Geißeln. Sobald die Frau aber aufhört, Fesseln tragen zu *wollen*[2]), wird sie sich auch von denselben befreien.

Ebenso ist es auch nach Coues' Anschauung mit dem Spiritualismus. Ohne Zweifel leidet der Fortschritt desselben nach einem praktischen Ziele hin viel mehr unter der Verschiedenheit der Meinungen und Glaubensschattierungen innerhalb der Reihen seiner Bekenner selbst, als durch feindliche Angriffe von außen oder selbst durch die Vorwürfe, welche man ihm mit Recht machen kann. Wie jede spirituelle Frage buchstäblich tief

---

[1]) Signs of the Times, from the standpoint of a scientist. By Prof. Elliott Coues. M. D. (Per aspera ad astra.) Chicago 1889. Religio-Philos. Publ. House, 44 S.

[2]) Daß der Wille allein hier ausreichen sollte, bezweifeln wir fast so sehr, wie daß derselbe dazu ausreiche, um ein Kind vor der Zeit erwachsen zu machen.
(Der Herausgeber.)

in die Menschenseele einschneidet, tiefer als Ruhm, Vermögen, Macht oder irgend ein zeitlicher Vorteil, da jene nicht nur für jetzt, sondern für immer entscheidet, so entzündet und nährt auch der Spiritualismus jede Leidenschaft, jede Erregung, jede nur mögliche Verwirrung des Geistes. Auf der einen Seite könnte der Spiritualist hinaufgehoben werden zu den höchsten Bestrebungen, den reinsten Empfindungen, den kühnsten seelischen Visionen, auf der andern aber könnte er auch den gemeinsten Zwecken unterliegen, den rohesten Lastern und einer wahren Verdünkelung der Seele, ja sogar die Führung seines gesunden Urteils, seiner Willenskraft und seines Gewissens einbüßen. Beiden Extremen begegnen wir täglich. Es ist ein Riese von schrecklicher, alles bemeisternder Kraft — Coues spielt mit diesem Bilde auf den organischen Magnetismus an —, welchen er wachruft, um die Geister zu beschwören, seien sie nun wahr oder falsch.

Für den Menschen ist die gewöhnliche Abwechslung seines Alltags-Geschäftes und seiner äußeren Vergnügungen nur ein unbedeutendes Hin- und Herschwanken seiner Schicksalswage im Vergleich mit jenem Sich-Ergießen und Sich-in-sich-selbst-Versenken der Seele desjenigen, der es wagt, seine Hand auszustrecken, um den Schleier der Isis zu lüften. Kein Wunder demnach ist es, wenn der Spiritualismus ebensowohl zum Segen als zum Fluche wird; kein Wunder, wenn seine guten wie seine schlechten Extreme ebenso weit entfernt sind von der gewöhnlichen Erfahrung des Menschen; kein Wunder, daß seine Phänomene ebenso gut die Stütze der Religion wie die Verzweiflung der Wissenschaft bilden. Und so kann es auch nicht auffallen, daß Spiritualisten selbst untereinander in ihrer Auffassung derselben Phänomene so weit auseinander gehen, oder daß der geschäftige Alltagsmensch ihn ignoriert oder sogar als Narrheit verschreit.

„Wir müssen vorwärts schauen — sagt Coues zum Schluß dieser merkwürdigen Rede —, obschon es wohl in diesem Wirrwarr eines ruhigen Blickes bedarf, um zu erkennen, daß die Wahrheit sicher vorwärts schreitet. Die psychische Wissenschaft hat das Reich der physischen Wissenschaften nahezu besiegt. Können wir nicht auf die psychische Wissenschaft unsere Hoffnung bauen, daß nun auch sie ihre Herrschaft auf Erden beginnt? — Das Problem des Tages ist keine materielle Frage mehr, es ist eine Frage des Geistes; und dieses Problem des Geistes hat aufgehört, nur einfach eine Frage des Intellekts zu sein. Es ist der Notschrei der Seele nach „mehr Licht“ in dem Kerker des Körpers! Dieser Notruf erschallt am lautesten von den Lippen der Frau, weil ihre Seele eine härtere Gefangenschaft erleidet, als diejenige des Mannes, weil ihre Aufgabe, eine Welt zu erlösen, eine dringendere ist. Eine große Versammlung von Frauen ist nur ein äußeres Kennzeichen. Das wahre rechtmäßige Zeichen aber ist das innerliche Bündnis der Frauenseele mit ihrem geistigen Selbst. Dieses Bündnis deutet auf die Wiederverkörperung eines Gottes im Menschen, als den endlichen Triumph des Geistes über die Materie.“



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Spiritualistische Aphorismen.

Eine Besprechung

von

Karl Reßbinder.



Wir gestehen, daß der erste, ganz flüchtige Blick, den wir in den „Katechismus des reinen Spiritualismus" von Lucian Pusch[1]) hineinwarfen, uns mit einem gewissen Mißtrauen gegen denselben erfüllte. Wir hatten nämlich das Unglück, S. 33 aufzuschlagen, aus welcher uns das Monstrum einer an 50 Zeilen langen, von Klammern und Gleichungszeichen wimmelnden Periode anstarrte! Dazu die das Auge beleidigende und das Lesen erschwerende übertrieben moderne Orthographie: ausnahmslose Verwerfung der Dehnungszeichen e und h und der Gebrauch kleiner Anfangsbuchstaben bei den Substantiven. Allein wir überzeugten uns bald, daß hinter diesen und ähnlichen schnurrigen Äußerlichkeiten — uns erscheinen sie als Abgeschmacktheiten — ein sehr guter, oft bedeutender Inhalt steckt.

Einen „Katechismus" hätte der Verfasser sein Buch nicht nennen sollen: weder die Form noch die ganze Anordnung des Stoffes entspricht diesem Titel. Es sind eben Aphorismen, leicht hingeworfene, meistens in keinem organischen Zusammenhang mit einander stehende, stilistisch wenig gefeilte Gedanken oder Gedankensplitter, die den geistvollen, unterrichteten Mann und den guten Kenner der alten Klassiker — allem Anschein nach den Fachphilologen — überall verraten.

So erscheint z. B., vom Standpunkt eines für die Alten begeisterten Spiritisten aus gesehen, der Gedanke (S. 200) höchst anmutig und pädagogisch verwertbar, daß die so „schönen, vollkommenen, harmonischen, erhabenen" Sprachen, die man „tote" nennt, noch leben, noch gesprochen werden, daß ihre Erlernung nicht, wie die antihumanistisch gesinnten Schulmänner jetzt behaupten, eine unnütze Vergeudung von Zeit und Mühe ist, sondern genau den Nutzen hat, den wir aus dem Studium der neueren Sprachen ziehen, indem sie uns zum dereinstigen Verkehr mit den großen Männern des Altertums im Leben nach dem Tode vorbereitet.

---

[1]) Lucian Pusch, Katechismus des reinen Spiritualismus. Leipzig bei O. Mutze. 1890.

Referent ist in spiritistischen Sachen ziemlich unbewandert und weiß nicht, ob eine anderweitige Erklärung der Mediumschaft existiert; diejenige jedoch, welche Pusch (S. 10 f.) giebt, scheint ihm ganz annehmbar:

Jeder Geist, sagt Pusch, bedarf zu seiner Kundgebung auf Erden eines irdischen Organismus, der eben das „Medium" des Geistes ist. Während unserer Lebzeit ist unser Körper das natürliche Medium des mit ihm verbundenen Geistes. Trennt sich nun der Geist von seinem Körper, so muß er offenbar sich einen fremden borgen, um durch ihn seine Gedanken, seinen Willen den noch Verkörperten mitzuteilen, sei's durch Schreiben, sei's durch Reden. Dies geschieht mittels „magnetischer Beeinflussung". Wie beim gewöhnlichen Magnetisieren, so ist auch beim spiritualistischen der Magnetisierte dem Willen des Magnetiseurs unterworfen, nur mit dem Unterschiede, daß im ersten Fall der Magnetiseur ein diesseitiges, im anderen ein jenseitiges Wesen ist.

Durch das Magnetisieren entweicht der Magnetismus aus den Nerven des Magnetisierten — insofern, meint Pusch, wäre es richtiger, statt „magnetisieren" „entmagnetisieren" zu sagen —, wodurch den Nerven die Möglichkeit entzogen wird, auf den eigenen Willen zu reagieren. Die Nerven werden durch ihre magnetische Verbindung mit dem Magnetiseur dem Centralorgan des letzteren unterworfen, so daß dadurch beide Körper (der Magnetisierte und der Magnetiseur) gleichsam einen mit einem einzigen Centralorgan (dem des Magnetiseurs) bilden. Bei noch nicht vollständiger Beherrschung sind beide Psychen vermischt, d. h. die Gedanken des Magnetisierten sind noch mitthätig und die des Geistes (bezw. des irdischen Magnetiseurs) beeinflussend. Die sich rein bekundende Individualität eines Geistes ist also Beweis für die Güte des „Mediums", d. h. für seine vollständige Abhängigkeit vom Willen des Geistes.

Sehr gefallen hat uns alles, was der Verfasser gegen den spiritualistischen Personenkultus (wie solcher z. B. von den Anhängern Kardecs und Davis' getrieben wird) und den Mißbrauch der Medien zu öffentlichen Vorstellungen vorbringt.

Die Spiritualisten, sagt er ferner, haben keine Bibel, die sie als unfehlbar ansehen. Die Geister — insofern sie Geister irrender Menschen sind — irren auch, solange sie mit uns verkehren, d. h. solange sie nicht in die Sphären der moralisch-intellektuellen Vollkommenheit eingegangen sind, in denen eine „Καλοκάγαθία von innen und außen" herrscht. Wenn ein Geist behauptet, Jesus, Zoroaster, Buddha und dergl., oder gar Gott zu sein, so ist er eben ein Lügengeist, denn die Verklärten haben sich von allem Irdischen schon zu sehr emanzipirt, als daß sie mit jenen in Kontakt geraten könnten. Nur dem Seher sind sie zugänglich, der mit seinem Blick in ihre Heimat dringt.

„In unser Thal der Thränen kann Jesus nicht herabsteigen." „Jesus, wie er im Irdischen war, ist ein überwundener Standpunkt." „Jesus im Jenseits hat mit Jesus im Diesseits (wie er im Diesseits war) nichts gemein." „Jesus will vom (Kirchen-) „Christentum" nichts wissen: es ist eine Ironie seines zweiten Namens (Christus), wie Jesuitentum seines ersten Namens (Jesus)."

Und erst Gott! Das Medium Gottes ist die ganze Natur. „Die Religion erkennt Gott in den Kundgebungen der Natur. Die Wirkungen der Naturgesetze sind die medianimen Offenbarungen Gottes." „Die Natur ist der Prophet Gottes, das erste theosophische Vermittelungswerkzeug zwischen Gott und dem Menschen hier und dort" (S. 44. 45. 93. 164. 170).

Man lerne die lügenhaften spiritualistischen Mitteilungen von den

wahren zu unterscheiden, verachte aber in gegebenen Fällen auch nicht die kleinen grobmateriellen Beweise das Klopfens, Tischbewegens und dergl.

„Alles, was vorkommt, ist interessant, alles gehört zum Bau des erhabenen spiritualistischen Tempels. Es giebt Menschen, auf die andere Beweise nicht wirken, und das sind die meisten. Die rein philosophischen Beweise großer Denker der Vergangenheit und Gegenwart haben auf diese rohen Naturen keinen Einfluß geübt, und so haben denn die Geister beschlossen, auf eine mehr fühlbare Weise sich ihnen kundzugeben. „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil! „Die Menschen selbst sind daran schuld, daß Geister auch auf eine so rohe Weise Lebenszeichen von jenseits des Grabes geben müssen. Doch für die Edleren giebt es ja edlere Geisterstimmen. Man sehe die erhabenen Produkte der Inspiration, des Seher- und Prophetentums, der Kontemplation und Intuition. Alle Arten von Kundgebungen sind aber nötig; sie tragen Rechnung der Verschiedenheit des intellektuellen Census der Erdenbrüder, damit jedes etwas haben kann, die Ungebildeten und die Gebildeten" (S. 71).

Nicht weniger richtig scheint uns auch die Frage beantwortet zu sein: Welchen Nutzen der Verkehr mit Geistern uns und den Geistern selbst bringt? (S. 122 ff.). Überhaupt, glauben wir, daß der Leser über jedes spiritistische Problem hier ausreichende Belehrung bei Pusch findet.

Aber auch abgesehen von seiner speziell spiritistischen Seite enthält unser Buch manche kühne und treffliche Gedanken (z. B. S. 154—58. 75 § 114. 77 § 122. 126 ff. 173 f.). Wir haben uns bei der Lektüre keinen Augenblick gelangweilt, und wir glauben, daß es andern Lesern, welche objektiv zu urteilen und von den Wunderlichkeiten des Verfassers abzusehen vermögen, ebenso gehen wird.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Aus dem Nachlasse eines Theisten.

Von

Dr. Raphael von Koeber.



Denjenigen Lesern, welche sich für die Philosophie von Friedrich Harms interessieren, wird die neueste Publikation aus dem Nachlasse[1]) dieses Denkers willkommen sein.

Das in klarer, schlichter Sprache verfaßte, jedem zugängliche Buch zerfällt in drei Teile, von denen der letztere, das eigentliche System der Ethik darstellende, wiederum mehrere Abschnitte enthält.

Der erste Teil handelt über den Begriff der Ethik.

Da der Grund aller Geschichte des Menschengeschlechts nur ein ethischer sein kann, und da alle Philosophie dem Grunde der Erscheinungen nachgeht, so ist die „Philosophie der geschichtlichen Wissenschaften" das, was man Ethik nennt. Sie darf nicht, wie es z. B. Hegel und Herbart thun, als eine Disziplin unter die Geistesphilosophie subsumiert, sondern muß neben der Logik und Physik als der dritte Hauptteil der Philosophie angesehen werden. Insofern die ganze Welt „physisch und ethisch in ihrer Existenz und ihrem Wesen" ist, kommt der Ethik dieselbe universelle Bedeutung zu wie der Physik.

Die fünf Formen, in welchen die Ethik durch die Geschichte überliefert ist, sind: die indische, die griechische, die mittelalterliche, die des Naturalismus in der neueren Philosophie vor Kant und die Ethik der „geschichtlichen Weltansicht" in der deutschen nachkantischen Philosophie. Der Betrachtung dieser Formen ist der zweite Teil des Buches gewidmet.

Die indische und die naturalistische Auffassung entsprechen, nach Harms (S. 86), am wenigsten dem Begriffe der Ethik, „da sie keine handelnde Vernunft und nur subjektive Zwecke des Willens kennen. Beide sind antihistorisch, sie verneinen das geschichtliche Leben." Seit Kant ist die Ethik eine universelle, wie schon bei Plato und Aristoteles, und eine historische, da sie auch in der Geschichte die Objektivität der Freiheit, d. h. die Verwirklichung des Endzweckes erkennt. Diese letzte Form der Ethik hat „den Weg gefunden, der zum Ziele führt."

Im dritten Teil, dem System der Ethik, finden wir besonders lesenswert die Kritik der drei Hauptansichten von der menschlichen Freiheit: des (materialistischen) Fatalismus, des Determinismus und des Prädeterminismus.

---

[1]) Friedrich Harms, Ethik. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig 1889 (Th. Griebens Verlag). 6 M.

Der (materialistische) Fatalismus ist die Lehre, daß „alles infolge äußerer Ursache notwendig und nichts frei ist." Diese „völlig antimoralische", weil alle Zurechnung und Verantwortlichkeit, allen Unterschied von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster aufhebende Anschauung gründet sich einerseits auf dem metaphysischen Axiome: nichts geschieht ohne Ursache, und andrerseits auf der Lehre des Sensualismus, daß alle unsere Vorstellungen aus den Sinnen stammen und daher nur Reproduktionen und Kombinationen sinnlicher Empfindungen sind.

Offenbar muß, damit der Fatalismus bestehen könne, der sensualistische Grundsatz ebenso gewiß sein, wie das Axiom der ausnahmslosen Ursächlichkeit. Denn gäbe es Vorstellungen nicht sinnlichen Ursprungs, so würde der durch sie necessitierte Wille in Rücksicht der sinnlichen Vorstellungen, mithin auch in Rücksicht der äußeren Dinge, frei sein. Mit anderen Worten: Die fatalistische Notwendigkeit alles Geschehens steht und fällt mit der Allgemeingültigkeit sowohl des Sensualismus als des Kausalitätsgesetzes.

Nun stehen aber, wie Harms (S. 113 f.) im Anschluß an die Hume-Kantsche Lehre von der Kausalität, sehr treffend bemerkt, beide Grundsätze mit einander in einem solchen Gegensatze, daß, „wenn das eine wahr, das andere falsch ist. Ist der metaphysische Grundsatz, daß nichts ohne Ursache geschieht, wahr, so stammen nicht alle unsere Vorstellungen aus den Sinnen; und stammen alle unsere Vorstellungen aus den Sinnen, so ist die Behauptung, daß es Ursachen giebt, wodurch alles Geschehen bedingt ist, unstatthaft." Denn der Begriff der Ursache stammt (nach Hume und Kant) nicht aus den Sinnen. Gilt daher die sensualistische Lehre, so läßt sich die Annahme einer durchgängigen Necessitation des Willens durch äußere Ursachen gar nicht rechtfertigen. Der Sensualismus kennt keine Ursachen, keine Notwendigkeit, sondern nur das Schauspiel eines (zufälligen) Geschehens. Gilt dagegen der metaphysische Satz von der äußeren Kausalität, so ist der Sensualismus falsch und die Möglichkeit einer Motivation durch intellektuelle Vorstellungen eingeräumt.

Aber der metaphysische Grundsatz der Kausalität führt nicht nur nicht zur Aufhebung der Freiheit, sondern er setzt vielmehr die Freiheit voraus, indem er die Abhängigkeit der Wirkung von der Ursache ausdrückt. Wenn die Ursache gesetzt ist, so ist die Wirkung notwendig. Das Notwendige ist daher das Sekundäre und nicht das Primäre; „die Ursache, sofern sie selber die Wirkung setzt, ist frei", d. h. „alle Notwendigkeit ist durch Freiheit bedingt".[1]) Und sagen: Alles ist notwendig, heißt demnach „alles zu einer Wirkung ohne Ursache" machen, also jenen metaphysischen Grundsatz selbst aufheben, was der Fatalismus, der eine blinde Notwendigkeit annimmt, auch thut. Blinde Notwendigkeit oder Schicksal fällt mit Zufall zusammen, insofern beide ein Geschehen ohne Ursache besagen.[2])

---

[1]) Dies muß hier gänzlich bestritten werden. Unter „freiem" Willen verstehen wir ausschließlich denjenigen Willen, der uns zum Bewußtsein kommt, und für den wir uns deshalb auch verantwortlich fühlen (Gewissen). Aber schon Spinoza hat hinreichend nachgewiesen, daß kein Wille „frei" im Sinne von ursachlos sein kann. — Wenn Harms den indischen Begriff der übersinnlichen Kausalität (des Karma) richtig erfaßt hätte, würde er sich nicht mit dem materialistischen Begriff des „Fatalismus" abgequält haben. (Der Herausgeber).

[2]) Das denkt sich doch wohl selbst nicht einmal ein Materialist bei seinem „blinden Ungefähr" oder Zufall; es soll damit doch nur gesagt werden, daß wenn eine Wesenheit von einem Schicksalsschlage betroffen wird, diese Wesenheit als solche mit diesem „Zufall" nicht in ursächlichem Zusammenhange stehe. Daß dies aber doch immer ausnahmslos der Fall ist, behaupten wir allerdings sehr entschieden. (D. H.)

Da die rein empirische Annahme, die Reihe der Ursachen und Wirkungen gehe entweder ins Unendliche oder wechselseitig im Kreislauf herum, ein „Herumtreiben im Denken, aber selber kein Denken" ist, so „kommt der Denker notwendig zu einer ersten Ursache, welche, da sie nicht Wirkung ist, frei ist [1]), da der unendliche Rückgang im Denken, der nicht zum Abschluß kommt, nur ein Stillstand im Denken sein würde." Und zwar fordert unser Denken die Anerkennung sowohl einer schlechthin freien Ursache (d. h. eines absolut freien Anfangs des Geschehens überhaupt oder alles Geschehens) als — bei Dingen, die in Wechselwirkung mit einander stehen — beschränkt oder relativ freier Ursachen

Wendet man die eben dargelegten allgemeinen Begriffe auf den Menschen an, so ergiebt sich, daß seine Abhängigkeit von der Außenwelt seine Freiheit nicht aufhebt, „da der Mensch in der Wechselwirkung mit den äußeren Dingen selbst eine Ursache ist, was durch die Verschiedenheit menschlicher Handlungsweisen konstatiert wird".

Und daß dem so ist, daß im Menschen Freiheit und Notwendigkeit zusammen bestehen, beweisen die materialistischen Vertreter des Fatalismus durch die eigene Verteidigung ihrer Lehre, durch den heftigen Streit mit ihren Gegnern. „Denn wer für die Wahrheit einer Behauptung streitet, nimmt die Freiheit des Denkens an" [2]), d. h. „setzt voraus, daß wir durch das Nachdenken unsere Ansichten verändern können, und daß das Denken daher eine freie Thätigkeit ist, welche ihr Ziel, die Wahrheit, treffen oder auch verfehlen kann".

Die andere Ansicht von der Freiheit bezw. der Notwendigkeit ist der Determinismus oder die Lehre von der inneren Necessitation unseres Willens, einer Necessitation durch das Bewußtsein, die Erkenntnis, wie solche schon Sokrates und Platon annehmen (S. 119 ff.).

Diese unzweifelhaft richtige Theorie ist keine ethische, sondern eine psychologische und geht nicht auf den Grund der Sache. Sie übersieht, daß der Verstand seine moralische Erkenntnis „nicht aus sich selbst hat, noch aus irgend welchen Empfindungen und Gefühlen, sondern nur aus dem Willen selbst. Denn nicht weil wir etwas als gut erkannt haben, wollen wir es, sondern wir erkennen es als gut, weil wir es wollen". „Die Bildung und Beschaffenheit des Intellektuellen ist daher abhängig von der Bildung und Beschaffenheit des Moralischen im Menschen." „Die Erkenntnis muß selbst gewollt sein, damit wir sie besitzen . . . Der Mensch ist daher auch nicht bloß verantwortlich für sein Handeln, sondern auch für sein Wissen. Sein kann er dies aber nur, sofern das Wissen ein durch Freiheit erworbener und gewollter Besitz ist . . . Die äußere und innere Notwendigkeit beherrscht das menschliche Leben, aber dieses hat selbst Kausalität und einen Anfangsgrund in sich und ist frei, soweit dies der Fall ist." (S. 126 f.).

Auch die letzte Ansicht von der menschlichen Freiheit, der Prädeterminismus (d. h. der Kant-Schelling-Schopenhauersche Versuch, durch den Begriff eines vorzeitlich selbst gewollten oder gesetzten „intelligiblen Charakters" Freiheit und Notwendigkeit mit einander zu vereinigen), ist nur zum Teil richtig, weil er auf einer einseitigen Auffassung seines Grundsatzes — das Leben ist abhängig vom Wesen — beruht. Das Wesen oder Charakter geht allerdings dem Leben und Handeln voraus,

---

[1]) Da die Kausalität nie einen Anfang gehabt und nie ein Ende haben kann, so ist auch der vermeintliche Gedanke einer „ersten Ursache" gar nicht auszudenken. „Frei" von der Kausalität ist offenbar nur das absolute Sein. Dieses hat als solches aber mit dem Weltdasein, also mit Kausalität, durchaus gar nichts zu thun, auch nicht als „erste Ursache"; sonst wäre es ja nicht absolut — unverbunden. (D. H.)

[2]) Das Denken ist ein Faktor innerhalb des Gewebes der Kausalität, aber nie und nimmer „frei" im Sinne von ursachlos. (Der Herausgeber).

teils aber folgt er wieder aus demselben. Denn alles Werden und Leben ist nur eine Mitte und als solche am Anfange und am Ende durch ein Sein bedingt. Dieses Sein am Ende ist der Endzweck, dessen Setzung ein Wollen, also eine freie That ist. Was das Leben von dem Endzwecke in sich aufgenommen und zur Darstellung gebracht hat, bildet den (wirklichen, offenbaren oder sittlichen Charakter desselben, der als erworbener Besitz aus den freien Handlungen hervorgeht, demnach die Freiheit als seine fortdauernde Bedingung in sich begreift. Mit der essentiellen Notwendigkeit muß daher die zweite, die moralische, in Übereinstimmung stehen. Erstere schließt die Möglichkeit der Freiheit nicht aus, „sondern enthält sie in sich, da es dasselbe Leben ist, welches durch den Endzweck, der in demselben zur Wirklichkeit kommen soll, und durch das anfängliche Sein, die Anlage, bedingt ist" (S. 133).

Der Rest des Buches handelt von der sittlichen Welt, welche nach ihren Formen, ihrem Inhalt und ihren Subjekten betrachtet wird, unter allen diesen viel Gutes enthaltenden Ausführungen scheint uns die bedeutendste über die „Stellung der Wissenschaft in der sittlichen Welt" zu sein (S. 202 ff.).

„Im Verhältnis zu der Entfernung der Wissenschaft aus der Ethik (wie z. B. bei Aristoteles und Hegel, welche beide die Wissenschaft als nur dem absoluten Geiste gehörend ansehen) haben alle Systeme einen Vorzug, welche das wahre sittliche Leben allein in der Erkenntnis und in der Wissenschaft finden, wie die indischen Systeme, welche entweder durch die Selbsterkenntnis oder durch die Erkenntnis der Welt zur Beruhigung der Seele und zur Befreiung vom Übel gelangen wollen, Spinoza, welcher das höchste Gut in der Erkenntnis der göttlichen Notwendigkeit finden, der wir uns unterwerfen sollen, und die Mystiker der Scholastik" (wie Hugo von St. Victor und Albertus Magnus). Denn der Mensch ist nicht, wie Kant behauptet, nur zum Handeln bestimmt. Was ist ein Handeln ohne Erkenntnis der Wahrheit? „Der Mensch bedarf zum Leben der Wahrheit und der Wissenschaft. Der Skepticismus ist ethisch Verzweiflung. Auch gilt er nur in den Kabinetten der Gelehrten. Im Leben geben alle den Skepticismus auf, weil das handelnde Leben ohne Wahrheit, Erkenntnis und Wissenschaft sich selbst aufgiebt. Alle Wissenschaften wollen wissen. Das Wissen-Wollen gehört daher zur Ethik."

„Es ist nicht richtig, in der Wissenschaft allein das höchste Gut zu finden. Sie ist nur ein Bestandteil desselben, aber ein notwendiger. Ohne die Erkenntnis der Wahrheit kann die Seele nicht selig sein. Eine Seligkeit in tiefer Nacht ist Trauer. Ohne das Licht der Wahrheit keine Vollendung. Wird die Wissenschaft aber als höchstes Gut selbst aufgefaßt, so führt dies stets zu einer falschen Wertschätzung der übrigen Lebensformen, die nicht bloß als Mittel für die Wissenschaftsbildung gelten können . . . Die Wissenschaft ist nicht außer dem Leben, sondern im Leben; sie ist ein Teil des Ganzen der sittlichen Welt."

„Die Wissenschaft ist nicht bloß für den Gelehrten da, sondern für das ganze Menschengeschlecht . . . sie soll daher in das Volk und die Menschheit dringen . . . daher muß der Gelehrte auch seine Wissenschaft für das Ganze auffassen und bearbeiten. Denn alle Menschen wollen wissen, in allen ist ein Wissenstrieb. Nicht alle können Gelehrte sein, aber alle können und müssen an aller Wissenschaftsbildung teilnehmen. Daher die Forderung, daß die Wissenschaft sich für den allgemeinen Verstand aller Menschen und nicht bloß für den Gelehrten-Verstand darstelle."



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Indische Betrachtungen,

überſetzt aus dem

Loweda Sangrahaya[1]).



Nach heftigen Kämpfen und Mühſalen, nach einer unabſehbaren Zahl von Wiederverkörperungen erreicht ein Weſen endlich die Stufe des menſchlichen Daſeins; und hier erſt wird es ihm möglich, dem Leiden ſeines Daſeins zu entrinnen. Der Ausgang aus dem endloſen Kreislaufe des Lebens ſteht dir offen: was ſäumſt du noch mit deiner Flucht?

Wie einer, deſſen Haupthaar Feuer gefaßt, nichts Eiligeres zu thun hat, als die Flammen zu löſchen, ſo ſollteſt auch du dich beeilen, Gutes zu ſtiften; denn dies allein vermag dich vor qualvoller Wiedergeburt zu ſchützen.

Dein elender Leib hat keinen Beſtand: ſeine Dauer iſt nur die des Blitzes; laß alſo deine Sorge um ihn und weihe ohne Verzug dein Leben der barmherzigen Liebe.

Betrachte mit gleichen Augen dich und deinen Nächſten und dehne deine Liebe aus auf alle lebenden Weſen; denn thuſt du dieſes nicht, ſo kannſt du auch nicht hoffen, jemals aus dem Zauberkreis der Wiedergeburten herauszutreten und der Seligkeit des Nirwana teilhaftig zu werden.

Eine ſündhafte Handlung mag wonnig ſein, wie Honig für den Gaumen; allein die Qualen, welche ſie in ihrem Gefolge hat, brennen wie Feuer. Es iſt beſſer als Gerechter ſterben, denn in Ungerechtigkeit zu leben.

Die Thränen, die ein Menſch im Laufe aller ſeiner Verkörperungen über den Tod ſeiner Mutter geweint, würden, zuſammengenommen, den Waſſern des Meeres gleichkommen: Wie magſt du alſo noch an deinem

---

[1]) Dies iſt ein buddhiſtiſches Buch, welches in Elu, der uralten Sprache Ceylons, geſchrieben und vor kurzem von O. A. A. Djayaſekara ins Engliſche überſetzt worden iſt. Wir entnehmen die Stanzen dem „Theosophist", Adyar, Vol. X, Nr. 111, Dezember 1888, S. 185 f. R. K.

Dasein hängen und dich nicht dem Zwang der Rückkehr auf die Erde schnell entziehen wollen?

Das Leben gleicht dem Tautropfen an einem Grashalm, doch die sinnlichen Freuden fachen unsere Liebe zu diesem flüchtigen Gute nur noch stärker an; darum entsage ihnen und beginne bald das Leben eines Weisen.

Die Unwissenden, die sich von toten Tieren nähren, nur weil diese Speise ihren Gaumen reizt, entgehen nicht den Qualen unseliger Leidenschaft: darum beeile dich, dem Fleischgenusse zu entsagen.

Schaue nur wie diese Menschen selbst beständig zittern vor des Todes Rachen, und doch schrecken sie nicht davor zurück, das Leben anderer Wesen zu zerstören, um sie zu verspeisen.

Eine Folge deiner guten Thaten in vormaligen Lebensläufen ist es, wenn du in dem gegenwärtigen Dasein unter Lieben lebst. Die Trennung von den Menschen, die du liebst, ist aber unabwendbar, wenn du stirbst. Was dann allein nicht von dir weicht, das sind die Wirkungen deines Thuns und Denkens.

Ist deines Nachbars Haus geplündert worden, so bewachst du sorgfältig das deinige. Warum lebst du denn so, als wenn der Tod dich niemals treffen könnte, wenn du täglich um dich her doch seine Opfer fallen siehst?

Wie — wenn das Haus in Flammen steht — nur dasjenige Gut, was man hinausgeworfen hat, für den Besitzer noch in späteren Zeiten Nutzen hat, so nützen dir auch nur diejenigen Güter, welche du in Mildthätigkeit weggiebst.

Leb in innerer Versenkung und gieb allen Wesen deine guten Wünsche für ihr Wohlergehen und für ihr Glück im Dasein, für ihre Erlösung aus der Qual der Wiederkehr in die Verkörperung und für ihre Erreichung des Nirwana.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Ein Schlachtengesicht.

An einem Sonnabend-Nachmittage im Mai des Jahres 1866 ging ich, damals hier in Meiningen Gymnasiast, mit meiner Großmutter, der voriges Jahre im 93. Lebensjahr hierselbst verstorbenen Rätin Barbara Haußen, und deren Tochter Fräulein Luise Haußen, meiner noch hier wohnenden Tante, auf einem Feldweg am Abhang der östlich von Meiningen liegenden Donopskuppe, wo jetzt die Berliner Straße führt, in der Richtung von Süden nach Norden spazieren. Die Sonne war hinter den Bergen im Westen eben untergegangen und der Himmel völlig heiter. Als wir in die Gegend kamen, wo jetzt etwa das Realgymnasium steht, begann meine Großmutter, eine nüchterne prosaische Frau, zu rufen: „Ach Gott, guckt einmal, was ist denn das dort beim Landsberg nach Roßdorf zu am Himmel?" (Der Landsberg ist eine Burg auf einem isolierten Berge, eine Stunde nördlich von Meiningen gelegen, westlich von derselben öffnet sich das Thal in der Richtung nach Roßdorf, dem Geburtsort meiner Großmutter.) Auch meine Tante rief: „„Ach Gott! was ist das?"" Beide beschrieben nun übereinstimmend ein schauerliches Durcheinander am Himmel, wie von Menschen, Pferden, Dampf und großen Kugeln Ich sah nichts als den goldhellen Abendhimmel und wurde von meiner etwas heftigen guten Großmutter, ob meiner Dummheit, eine so handgreifliche Sache nicht zu sehen, gescholten. Beide Frauen hielten die Erscheinung für eine atmosphärische, glaubten ein Gewitter oder dergleichen im Anzug, und wir gingen deshalb nach Hause. Dort erzählten beide die Himmelserscheinung meinem Großvater und meinem Onkel, wobei meine Tante bemerkte, es sei schade, daß morgen als zum Sonntag kein Tageblatt erscheine; nun, am Montag werde man schon etwas darüber lesen. — Mein Onkel wurde beauftragt, abends in Gesellschaft zu fragen, ob kein Mensch etwas von diesem tollen Treiben am Himmel gesehen habe, und als die Antwort verneinend ausfiel, konnten sich meine Großmutter und Tante nicht genug verwundern. Niemand aber dachte daran, das Gesehene als etwas Übersinnliches zu betrachten.

Etwa sechs Wochen darauf kam die bayrische Armee hierher, während sich die Preußen von Langensalza über Eisenach näherten. Bei Roßdorf kam es zur Schlacht, und nun war der Sinn des Geschauten klar.

Carl Kiesewetter.

Daß sich obiges der Wahrheit gemäß verhält, bezeugt:
Meiningen, den 25. Juni 1890. Luise Haussen.

Erfüllte Prophezeiungen.

Einer Pariser Korrespondenz der „Frankf. Zeitung“ Nr. 74 (II. Morgenblatt), Mitte März 1890, entnehmen wir nachfolgende Mitteilung:

„Dieser Tage ist der zweite Band der Memoiren des Barons Hyde de Neuville erschienen (Paris, Plon). Der erste Band schilderte die Erlebnisse des Verfassers während der großen Revolution und des Kaiserreichs, eine Zeit, deren letzteren Teil der Verfasser als Exilierter in Amerika zubrachte; der zweite Band schildert die Zeit von 1814 bis 1822; ein dritter wird das Ende der Restauration und die letzten Jahre des Barons beschreiben. Im vorliegenden Bande erzählt Baron de Neuville am Schlusse zwei romantische Episoden, die hier im Auszuge eine Stelle finden mögen. Der Held der ersten ist der Fürst Polignac, der bekanntlich Ministerpräsident Karls X war und diesen 1829 zum Erlaß der famosen Ordonnanzen bewog, welche die Juli-Revolution und den Sturz der Bourbonen-Herrschaft herbeiführten. Im Dezember 1830 wurde Polignac deshalb verhaftet, aller seiner bürgerlichen Rechte verlustig erklärt und zu lebenslänglicher Haft verurteilt, aus der er erst 1836 befreit wurde.

Die folgende Erzählung hat der Baron aus dem Munde des Fürsten selbst. Der letztere hatte seine Kinder in England erziehen lassen und kam oft nach London. Eines Abends hatte er sich auf einem Spaziergange ziemlich weit von der Stadt entfernt, und es wurde schon Nacht; da bemerkte er ein einfaches Haus, aus welchem einförmige Gebete erschollen. Er öffnete die Thüre und befand sich in einer kleinen katholischen Kapelle. Vor dem Altare betete ein alter Priester im Chorhemd die Muttergottes-Litanei, und einige alte Frauen antworteten ihm. Darauf begann eine feine weiche Stimme, deren Klang dem im Hintergrund sich haltenden Fürsten tief in die Seele drang, ein französisches Kirchenlied zu singen. Als dieses verklungen war, wurden die Lichter gelöscht und die Andacht war aus. Der Fürst ging nicht, ohne herausgebracht zu haben, daß die Dame, welche gesungen hatte, sehr schön war. Des andern Tages zog er Erkundigungen ein. Das Haus war von einigen Priestern und Damen bewohnt, Trümmern der französischen Emigration. Unter den Damen befand sich ein Fräulein von H. und ihre Tante. Zur Stunde der Abendandacht ging der Fürst wieder in die Kapelle. Dieselbe Litanei, derselbe himmlische Gesang. Als der Fürst sich entfernen wollte, vertrat ihm die junge Dame rasch den Weg mit den Worten: „Mein Fürst, ich habe Sie erwartet!“ — „„Sie kennen mich?““ — „Nein, aber derjenige, der mich führt, hat mir Ihren Namen gesagt. Sie sind Fürst Polignac, der Sohn einer Freundin der Königin!“ — „„Ihr Gesang hat mich tief ergriffen; was kann ich für Sie thun?““ Die Dame erwiderte, er möge für ihre und ihrer Tante Heimkehr nach Frankreich wirken, was er zusagte. Er sah sie nun täglich in der Kapelle, und mit ihrer geheimnisvollen Stimme sagte sie ihm manches aus seinem Leben, was nur er allein wußte. Als sie zum letztenmal beisammen waren, sagte sie zu dem Fürsten: „In einigen Jahren werden Sie der letzte Ratgeber des Königs von Frankreich sein, und das letzte Opfer, das man seiner Sache darbringen wird.“ Als der Fürst sich davon sehr betroffen zeigte, fuhr sie fort: „Nein, es ist nicht der Tod, an den Sie denken, sondern etwas, das aus Ihnen einen Heloten machen wird!“ Die Dame mit ihrer Prophezeiung, die sich also erfüllte, war jedenfalls die Ursache jener Meinung, welche den Fürsten Polignac als Mann der Vorsehung betrachtete und ihm himmlische Offenbarungen zuschrieb.

Die andere Episode handelt vom Grafen Artois, dem Bruder Ludwigs XVIII. Der Verfasser hat sie von seinem eigenen Bruder, der Augen- und Ohrenzeuge war. Es war auf einer Jagd, als in einem Augenblick der Ruhe dem Grafen sich ein Mann näherte, der den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte. Er flüsterte dem

Grafen ein paar Worte zu, worauf sich dieser über den Hals seines Pferdes herabbeugte, um besser zu hören. Bittsteller waren oft auf diese Weise gekommen, so daß die Sache nicht weiter auffiel. Als aber die Unterredung länger dauerte, trat einer der Hofleute zu dem Grafen, um sich nach seinen Befehlen für die Fortsetzung der Jagd zu erkundigen. Der Graf wies ihn mit einer energischen Gebärde zurück. Endlich war die Unterredung zu Ende; der Mann verschwand im Gebüsch, und der Graf kehrte ernst und nachdenklich zu der Gruppe Hofleute zurück, die ihn neugierig erwarteten. Aber der Graf schwieg, und erst als der Oberjägermeister Graf Girardin allein mit ihm war und eine Andeutung bezüglich der geheimnisvollen Unterredung fallen ließ, brach der Graf Artois sein Schweigen und sagte: „Wissen Sie, was der Mann mir gesagt hat? Er hat mir prophezeit, daß ich bald König von Frankreich sein, aber auch der Letzte meines Geschlechtes sein werde!“ Vom Grafen Girardin erfuhren die übrigen Hofleute die Sache, da ihm das Reden hierüber nicht verboten worden war. Der Graf Artois wurde in der That bald darauf Karl X, mit dessen Sturz 1830 die bourbonische Monarchie endete. — Es ist auffallend, daß der Verfasser diese beiden Episoden mitgeteilt hat, da er doch in seinem ganzen Werke als nüchterner Beobachter und kritischer Erzähler sich ausweist. Er muß sie also doch für mehr gehalten haben als für bloße Erfindungen einer müßigen oder krankhaften Phantasie.“



Fälle von unwillkürlicher Fernwirkung

mit Bewußtsein des Urhebers.

Ein solcher Fall findet sich als No. 35 in den Phantasms of the Living (I, 225 f.) berichtet. Es handelt sich dabei um eine Gefühls-Übertragung. Wir geben diesen Fall hier in sachlichem Auszuge wieder.

Rev. P. H. Newnham, von dessen telepathischem Rapport mit seiner Gattin in jenem Werke auch sonst noch mehrfach die Rede ist[1]), führt sich selbst als vollkommener Skeptiker in wahrem Sinne des Wortes ein, und berichtet, er habe in Oxford im März 1854 an heftigem neuralgischem Kopfweh gelitten, so auch eines Abends gegen 8 Uhr besonders stark. Die Schmerzen wurden gegen 9 Uhr unerträglich, so daß er sich aufs Bett warf und bald einschlief. Er hatte nun einen besonders lebhaften und klaren Traum, von dem ihm alle Einzelheiten im Gedächtnis blieben. Ihm träumte, er befinde sich plaudernd im Kreise der Familie derjenigen Dame, die später seine Gattin wurde. Er verabschiedet sich und verläßt das Zimmer. Auf der Treppe findet er seine Braut, eilt derselben nach und umarmt sie von hinten, bei welcher Bewegung ihn ein gleichzeitig in seiner linken Hand gehaltener Leuchter im Traume durchaus nicht hindert. Er erwacht sodann, und hört bald darauf eine Uhr 10 schlagen. Der Eindruck war so stark, daß er nun sofort an seine Braut einen Brief mit der genauen Schilderung dieses Traums aufsetzte. Mit diesem Briefe kreuzte sich aber ein Schreiben dieser Dame, welches er am nächsten Tage erhält, und in dem sich folgende Sätze finden: „Hast Du gestern abend gegen 10 Uhr ganz besonders an mich gedacht? Als ich gestern abend die Treppe hinauf zu Bette ging, spürte ich Dich hinter mir herkommen

[1]) Vergl. u. a. im Juniheft 1890 der „Sphinx“, IX., S. 372—74.

und hatte das Gefühl, wie wenn Du Deine Arme um meinen Leib schlängest."

Soweit der Bericht des Rev. Newnham, welcher von dessen Gattin vollständig bestätigt wird. Die erwähnten beiden Briefe sind leider bald darauf zerstört worden. Beide Ehegatten erklären sonst nie Hallucinationen gehabt zu haben.



Einen verwandten Fall berichtet der bekannte Elektriker Cromwell F. Varley, der Leger des ersten transatlantischen Kabels (Phantasms etc. Nro. 305, II 158 f. und Bericht des Komitees der Dialektischen Gesellschaft, Leipzig bei O. Mutze 1885, II. S. 108 f.), derselbe, von dem wir im letzten Hefte (S. 122) einen Fall von willkürlicher Telenergie berichteten. Dieser sagte folgendes aus:

Meine Schwägerin war schwer an einem Herzleiden erkrankt. Meine Frau und und ich fuhren zum Besuch nach ihrem Landsitze und fürchteten, daß es das letzte Mal sein würde, daß wir sie sähen. — Dort im Hause hatte ich ein Alpdrücken; ich war unfähig irgend ein Glied zu rühren. In diesem Zustande sah ich die Gestalt meiner Schwägerin im Zimmer, während ich doch wußte, daß sie oben in ihrem Krankenzimmer still zu Bette liegen mußte. Sie sagte zu mir: „Wenn du dich nicht bewegst, wirst du sterben"; aber ich konnte mich nicht bewegen. Dann sagte sie weiter: „Wenn du mir nachgiebst, so will ich dich erschrecken, dann wirst du imstande sein, dich zu bewegen." Zuerst widersetzte ich mich dem, weil ich sehr wünschte, erst mehr über diese ihre geisterhafte Anwesenheit im Zimmer zu erfahren. Als ich schließlich einwilligte, hatte mein Herz völlig zu schlagen aufgehört. Ich glaube, anfangs glückten ihre Versuche mich zu erschrecken nicht; plötzlich aber rief sie aus: „O Cromwell, ich sterbe!" Das erschreckte mich wirklich so sehr, daß ich dadurch aus meiner Erstarrung aufgerüttelt wurde und in der gewöhnlichen Weise erwachte. Mein Aufschreien hatte meine Frau erweckt; wir untersuchten nun zunächst die Thür des Zimmers, fanden sie aber noch fest verschlossen und verriegelt, und nachdem ich meiner Frau alle Einzelheiten erzählt hatte, merkten wir uns die Zeit, wann dies geschehen war. Es war 3 Uhr 45 Min. morgens. Ich schärfte ihr ein, daß sie ja gegen niemanden dies Geschehene erwähnen solle, sondern erst hören möge, was ihrer Schwester Aussage über dieses Vorkommnis sein werde, wenn sie etwa davon zu reden anfangen werde. Diese erzählte uns nun am andern Morgen, daß sie eine schreckliche Nacht gehabt habe, daß sie in unserm Zimmer anwesend und sehr um mich besorgt gewesen, auch daß ich nahezu gestorben sei. Es sei zwischen 3 Uhr 30 und 4 Uhr morgens gewesen, als sie mich in solcher Lebensgefahr gesehen habe. Es sei ihr nun geglückt mich aufzurütteln, indem sie ausgerufen habe: „O Cromwell, ich sterbe." Ich habe ihr geschienen, wie in einem Zustande, der sonst mit dem Tode geendet haben müsse.



Telepathie zwischen Lebenden.

Von uns wohl bekannter Seite geht uns folgende Einsendung zu:

„Bezugnehmend auf die Mitteilung im letzten Maiheft (IX, S. 306) erwähne ich ein Erlebnis aus meinem Leben, das ich als Beweis räumlicher Fernwahrnehmung besagtem Artikel an die Seite stellen kann.

Ich befand mich in Königstein im Taunus, in einem Hause, in welchem mir auch sonst allerlei Eigenartiges passierte, was ich deshalb bemerke, da ich von der Ansicht ausgehe, daß nicht nur Anlage, Gemütsbeschaffenheit

und augenblickliche Disposition zum Fernwahrnehmen mitwirken, sondern daß auch die Örtlichkeit in Betracht kommt, gerade wie sich die sogenannten Spukvorgänge nicht nur an besonders beanlagte Persönlichkeiten, sondern meist auch an bestimmte Lokalitäten binden.

Ich saß allein, eine Zeitung lesend, nach dem Essen auf meinem Zimmer, als ich plötzlich draußen dreimal „Mama" rufen hörte, und zwar mit sich steigernder Tonstärke, als ob die Stimme sich bei jedem Ausrufe dem Hause mehr nähere. Ich erwartete meine beiden Kinder erst am folgenden Tage zu den großen Ferien, während ich alles für sie herzurichten vorangegangen war. Ich sprang erstaunt auf, rief die Tochter des Hauses in der Vermutung, daß eine Überraschung in Szene gesetzt sei. Wir traten auf den Balkon, von wo aus die Chaussee abzusehen war, konnten aber von den Kindern nichts entdecken. Man versuchte mir einzureden, daß ich mich geirrt haben müsse, obwohl mir kein Zweifel kam, die Stimme meiner Tochter mit dem scharfen norddeutschen Accent erkannt zu haben, während die Hessen sich in der Mitte des Wortes „Mama" auszuruhen pflegen, als ob dort zwei m ständen.

Als ich am andern Tage den Kindern und ihrer Bonne den merkwürdigen Vorgang bei ihrer Ankunft erzählte, war ihre Verwunderung noch größer als die meinige.

Meine Tochter war in Darmstadt auf den Balkon getreten und hatte in der vollen Überzeugung, ich müsse das hören können, dreimal mit immer lauter werdender Stimme „Mama" gerufen. Die Stunde stimmte genau mit der Zeit meiner Wahrnehmung überein." v. B.

Wir teilen nicht die Ansicht der Einsenderin, daß hier oder sonst die Örtlichkeit der Wahrnehmung telepathischer Eindrücke irgendwie von Bedeutung sei; wohl aber giebt es Gegenden, in welchen die Veranlagung zu solcher Sensitivität angeboren wird. Bezeichnend bei diesem Falle von Telepathie scheint es uns dagegen, daß die Tochter den Willen und den Glauben hatte, daß die Mutter sie höre. H. S.

Ein telepathischer Wahrtraum.

Von einem unserer Korrespondenten in der Schweiz geht uns folgende Einsendung zu (H. S.):

„Es war ein schöner Frühlingsabend am 30. April 1890. Meine Frau, die schon seit Wochen selten einen freien Augenblick hatte, war außergewöhnlich in ihren eigenen Geschäften in Anspruch genommen. Bis spät nachts hatte sie gearbeitet und sich erst um 12 Uhr zur Ruhe gelegt, ohne besondere Gedanken an die von ihr sehr geliebte Mutter, welche weit entfernt von hier, in Basel, lebte. Sofort fiel sie in tiefen Schlaf. Bald aber schreckte sie aus einem schweren Traume auf, in welchem sie ihre bei der Mutter wohnende Schwester ganz deutlich in klagendem Tone die Worte sprechen hörte: „Mutter, bitte, was fehlt dir?" Im Zimmer war es totenstille; doch ihr Schlaf war dahin.

Müde begann meine Frau am Morgen die Arbeit wieder, stets um die Mutter besorgt. Da, beim Morgenessen, erschien ein Telegramm,

welches in schonender Weise die gefährliche Erkrankung der fernen Mutter — sie war aber schon gestorben — meldete und dem schon oft als ziemlich untrüglich erwiesenen Ahnungsvermögen meiner Frau traurige Bestätigung erteilte.

In schmerzlicher Angst reiste diese sofort nach Basel, wo sie ihre Schwester am Totenbett der Mutter traf. Die dort eingezogenen Erkundigungen erwiesen die völlige Übereinstimmung des Traumes mit der Wirklichkeit.

St. Gallen, Mai 1890. G. S."

Telepathie mit Sterbenden.

Ein solcher Fall ist der folgende (Nr. 22 der Phantasms of the Living, I, 197 f.). Er wird berichtet von Miss Martyn aus Long Melford Rectory in Suffolk am 4. September 1884:

Am 16. März 1884 abends saß ich allein im Wohnzimmer mit der Lesung eines anregenden Buches beschäftigt und fühlte mich dabei vollkommen wohl, als ich plötzlich ein unbestimmtes Gefühl von Schrecken empfand; ich sah auf die Uhr und bemerkte, daß es gerade 7 Uhr war. Da ich vollständig außer stande war, weiterzulesen, so erhob ich mich, ging im Zimmer auf und ab, und versuchte, das Gefühl los zu werden, aber es gelang nicht; ich wurde ganz kalt und hatte die bestimmte Vorempfindung des Sterbens. Diese Empfindung währte etwa eine halbe Stunde und verließ mich dann; ich fühlte mich jedoch den ganzen Abend hindurch sehr schwach, ging deshalb früh zu Bett, wie wenn ich ernstlich krank gewesen wäre. Am andern Morgen erhielt ich ein Telegramm, das mir den Tod einer sehr teueren Cousine, Frau X. in Shropshire, mitteilte, mit der ich mein ganzes Leben hindurch sehr vertraut gewesen war, welche ich jedoch die letzten zwei Jahre sehr wenig gesehen hatte. Ich hatte die Empfindung des Sterbens weder mit ihr noch mit sonst jemand in Verbindung gebracht, hatte jedoch den bestimmten Eindruck, daß irgend etwas Schreckliches vorgefallen sein müsse. Dieses Gefühl kam über mich, wie sich später herausstellte, gerade zu derselben Zeit, als meine Cousine starb. Der Zusammenhang mit ihrem Tod mag vielleicht bloßer Zufall gewesen sein. Ich habe nie in meinem Leben ein derartiges Erlebnis gehabt. Ich wußte nicht, daß meine Cousine krank war. Ihr Tod war besonders traurig und plötzlich. K. Martyn.

Dieser Bericht wird dadurch ergänzt, daß zwei weitere Schreiben bestätigen, Miss Martyn habe an dem geschilderten Abend einer sie besuchenden Freundin gegenüber geäußert, sie empfinde ein Schaudern.

Als 23. Fall findet sich ferner in den Phantasms of the Living (I, 199 f.) folgendes von Herrn Frederick Wingfield aus Belle Isle en Terre, Cotes du Nord in Frankreich am 20. Dezember 1883 berichtet:

In der Nacht des Donnerstag, den 25. März 1880 ging ich zu Bett, nachdem ich, wie gewohnt, bis tief in die Nacht gelesen hatte. Ich träumte, ich läge auf meinem Sofa lesend, sah jedoch aufschauend ganz deutlich die Gestalt meines Bruders Richard, auf einem Stuhl vor mir sitzend. Ich träumte, daß ich ihn anredete, daß er jedoch antwortend einfach sein Haupt neigte, aufstand und das Zimmer verließ. Erwachend fand ich mich mit einem Fuß auf dem Boden neben meinem Bett stehend, mit dem anderen im Bett, und im Begriffe, den Namen meines Bruders auszusprechen. So stark war der erhaltene Eindruck, daß er wirklich zugegen wäre, und so lebhaft der Traum von der ganzen Szene, daß ich das Schlafzimmer verließ, um nach meinem Bruder im Wohnzimmer zu sehen. Ich untersuchte den Stuhl, auf

den ich ihn sitzen gesehen hatte, kehrte zum Bett zurück, suchte wiederum einzuschlafen, in der Hoffnung, die Erscheinung möchte sich wiederholen, jedoch mein Geist war zu erregt, zu qualvoll verwirrt, als daß ich den Traum hätte zurückrufen können. Ich muß trotzdem gegen Morgen wieder eingeschlafen sein, denn als ich wieder erwachte, war der Eindruck meines Traumes so lebhaft als zuvor, und gerade jetzt besonders klar. Meine Empfindung, es stünde ein Unglück bevor, war so stark, daß ich sofort in mein Memorandum eine Notiz über diese „Erscheinung" machte mit der Bemerkung, Gott bewahre uns! Drei Tage später erhielt ich die Nachricht, daß mein Bruder Richard am Donnerstag Abend den 25. März 1880 um 8 Uhr 30 Min. an den Folgen eines schrecklichen Falles beim Jagen mit Blackmore-Dale Hunden gestorben sei. Ich will nur noch beifügen, daß ich damals in hiesiger Stadt etwa seit einem Jahre wohnte und daß ich von meinem Bruder keine neuere Nachricht hatte; ich wußte nur, daß er wohlauf und ein vortrefflicher Reiter war. Es war leider kein intimerer Freund zur Stelle, dem ich hätte den Traum sofort mitteilen können; ich erzählte jedoch die Geschichte nach Empfang der Todes-Nachricht meines Bruders und zeigte die Notiz in meinem Memorandum-Buche. Als Beweis ist dies natürlich wertlos, ich gebe jedoch mein Ehrenwort, daß der Bericht vollständig auf Wahrheit beruht.

Fred. Wingfield.

Das den Verfassern eingesandte Memorandum zeigte unter geschäftlichen Bemerkungen die Notiz: „Erscheinung. Donnerstag Nacht 25. März 1880. R. B. W. B. Gott bewahre uns" und der Berichterstatter erklärt auf Befragen, niemals in seinem Leben einen ähnlichen erschreckenden Traum, noch eine Sinnes-Hallucination gehabt zu haben.



Paracelsus und Virgil über im Traum erscheinende Tote.

Daß, wie Herr Groß sehr richtig bemerkt[1]), im Traum gesehene Tote unter Umständen sehr viel wichtigere Dinge als Regenwetter anzeigen, wußte schon Paracelsus, welcher darüber sagt[2]):

„Nun ist noch Eines zu melden, so Geister und Evestra[3]) der verstorbenen Menschen betrifft, welche uns im Schlaf geistlich vorkommen und erscheinen, welche doch oft vor fünfzig oder hundert Jahren gestorben sind; das hat auch sein hohes sonderliches Bedenken und wäre viel davon zu reden. Wenn sich nun solches zuträgt, und uns ein Evestrum erscheint, so ist es sehr notwendig, daß wir besondere Achtung darauf geben, was uns ein solches Evestrum anzeigt, mit uns redet und geistig mit uns zu verhandeln hat. Das soll für kein Fabelwerk gehalten werden. Denn da es möglich ist, daß ein Mensch im Schlaf so vernünftig ist als im Wachen und ihm ein solches Evestrum erscheint und er fragt es, über was er will, so wird ihm die Wahrheit angezeigt, davon sich weiter zu reden nicht gebührt."

„Durch die Geister und Evestra wird im Traum Gutes und Böses eröffnet, nämlich auf die Bitte, mit welcher man sie anruft. Diese Bitte ist vielen gewährt worden, und im Schlaf ist ihnen vorgekommen ihre Gesundheit und Arznei, durch die sie sind gesund geworden. Und nicht allein bei Christen ist dies geschehen, sondern auch bei Heiden, Juden, Sarazenen, Mameluken, Persern und Ägyptern, bei Guten und Bösen. Darum kann ich nicht glauben, daß diese Offenbarung vom Himmel ge-

[1]) Sphinx X, 55, S. 13.

[2]) De Caducis § 4. Das Lehrgebäude des Paracelsus habe ich in meiner demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinenden „Geschichte des neueren Okkultismus, von Cornelius Agrippa bis zur Gegenwart" ausführlich dargestellt.

[3]) Schemen, Schattenbilder.

kommen sei, weil nur ein Gott ist; sondern ich muß glauben, daß das Licht der Natur diese Schüler gelehrt hat. Und da das Licht der Natur nicht reden kann, bildet es im Schlaf Evestra vor".

Auch schon Virgil kannte die Bedeutung im Schlafe erscheinender Toter, denn das „Evestrum" Hektors erscheint Aeneas im Schlaf und mahnt ihn, aus Troja zu fliehen, was dieser mit folgenden Worten erzählt [1]):

„Noch war die Zeit, da Ruhe zuerst mühseligen Menschen
Annaht, und durch Göttergeschenk willkommen sich einschleicht.
Jetzo im Traum, o siehe, der jammervolleste Hektor
Schien mir vor Augen zu stehn und bittre Thränen zu weinen:
So wie vordem vom Gespanne geschleift, in des blutigen Staubes
Schwärze gehüllt, und mit Riemen die schwellenden Füße durchzogen.
Wehe mir, welche Gestalt! wie ganz verändert von jenem
Hektor, der stolz heimkehrt in erbeuteter Wehr des Achilles,
Oder wenn phrygische Glut in der Danaer Flott' er geschleudert!
Rauh vom Wuste den Bart, voll klebenden Blutes sein Hauptharr,
Rings mit den Wunden genarbt, die zahllos jener um Trojas
Heimische Mauern empfing. Selbst nun als Weinender wähnt' ich
Anzureden den Mann, die traurigen Worte beginnend:
O Dardanias Licht, o treueste Hoffnung der Teukrer,
Wo ein so langer Verzug? Aus welcherlei Gegenden, Hektor,
Kommst du, Erwarteter nun? Wie sehr, da so mancher der Deinen
Leichnam ward, da so manche Bekümmernis Menschen und Stadt traf,
Schaun wir ermattet auf dich! O was Unwürdiges hat dein
Heiteres Antlitz entstellt? Warum dort seh' ich die Wunden?
Er kein Wort; nicht gab er dem Eiteles fragenden Säumnis;
Sondern aus innerster Brust aufbebende Seufzer veratmend:
Fleuch', o der Göttin Sohn, und entreiß' dich, ruft er, den Flammen!
Feinde beherrschen die Stadt; hin stürzt die erhabene Troja!
G'nug ist für Heimat gethan und Priamus. Könnte mit Händen
Troja verteidiget sein, sie hätt' auch diese verteidigt!
Heiligtum und Penaten vertraut dir Ilios: sie sein
Deines Geschicks dir Begleiter, für sie such' andere Mauern,
Herrliche, die nach Irren durch Meerflut endlich du aufbaust!"

C. Kiesewetter.



Spuk in Italien.

Dem „Berliner Tageblatt" Nr. 203 vom 23. April 1890 entnehmen wir folgende Mitteilung:

Auch in Italien ... spukt es! Wie uns nämlich unser Römischer Korrespondent schreibt, hält in der Stadt Cuneo ein Spuk nach Art des Spukes von Resau alle Gemüter in Aufregung. Das dortige Geistertreiben spielt sich (was auf einen unglaublichen Mangel an Respekt gegenüber der Obrigkeit schließen läßt) in den geheiligten Räumen des — Justizpalastes ab. In den Gewölben desselben wurde seit einiger Zeit geheimnisvolles Geräusch vernommen; die dort aufbewahrten Gegenstände wurden von unsichtbaren Händen nur so durcheinander geworfen und dem vom Portier zum Exorcismus herbeigerufenen Geistlichen flog trotz seines Weihwedels ein dicker Stein auf den Fettwanst. Daraufhin begab sich eine Kommission von Richtern, Beamten 2c. unter der Eskorte zahlreicher Karabinieri mit Polizisten

[1]) Aeneis, zweiter Gesang, V. 267—294.

nach dem übrigens streng überwachten Lokal, wo — horribile dictu — der Spuk fortspielte und noch heute fortspielt, ohne daß es gelungen wäre, den Thätern auf die Spur zu kommen. Daß die bisher noch immer nicht aufgeklärte Geschichte Wasser auf die Mühle der hier zu Lande sehr zahlreichen Spiritisten trieb, braucht nicht hinzugefügt zu werden.

Daß ein solcher Spuk an und für sich Wert und Interesse hätte, wird natürlich kein verständiger Mensch behaupten, wohl aber hat Wert seine Konstatierung als eine übersinnliche Thatsache, die sich nicht durch Taschenspielerei, Betrug und dergleichen erklären läßt. Was solche anscheinend von sogenannten „Geistern" ausgehenden Vorgänge eigentlich sind, wollen wir hier nicht auseinanderzusetzen versuchen, behaupten aber, daß die „Weisheit" der Materialisten dazu nicht ausreicht. **H. S.**

Seelenthätigkeit im Tode.

Einer der hervorragendsten Physiologen der Gegenwart, der Pariser Professor Dr. Brown-Séquard, teilte in der Sitzung der Gesellschaft für Biologie zu Paris am 16. Februar 1889 bei Erörterung des „psychischen Zustandes beim Annähern des Todes" folgendes mit[1]):

„Ich beobachtete ein noch merkwürdigeres Phänomen bei den Sterbenden, nämlich die Möglichkeit, daß die Sensibilität, Motilität und der Verstand der Patienten wiederkehren, welche lange Zeit alle diese Fähigkeiten infolge einer organischen Hirnläsion verloren haben. Die Thatsachen deuten darauf hin, daß im Moment des Todes ziemlich bedeutende Modifikationen in der Zusammensetzung der Blutes und in der Ernährung der Organe statthaben." **S. N.**

Vereinigung deutscher Magnetopathen.

Gleichzeitig mit der Mesmerfeier in Dresden tagte am verflossenen Pfingstfeste in Wiesbaden der zweite Kongreß der am 2. April 1888 in Eisenach gegründeten „Vereinigung deutscher Magnetopathen". Bei der Neuwahl des Vorstandes wurden die Magnetopathen C. Euler in Ottweiler (Rheinpreußen) als erster, von Seth, Kuranstaltsbesitzer in Bremen, als zweiter Vorstand, sowie die Magnetopathen Rohm-Mannheim, Malzacher-Stuttgart und Oehmichen-Chemnitz als weitere Vorstandsmitglieder gewählt. Die Versammlung nahm eine durchgreifende Änderung der Statuten vor, erteilte dem bisherigen Kassierer Decharge und faßte verschiedene auf die fernere Wirksamkeit des Vereins bezügliche Beschlüsse, bestimmte auch die in Bremen erscheinende Zeitschrift „Zukunft" als Vereinsorgan. Die Versammlung beschloß ferner, das in Verfall geratene Grabdenkmal des Begründers der odisch-magnetischen Heilkunst Dr. Franz Anton Mesmer auf dem Friedhofe in Meersburg am Bodensee zu erneuern und würdig herstellen zu lassen. Als Ehrenmitglieder wurden wegen hervorragender Leistungen und Verdienste auf dem Gebiete des Magnetismus ernannt: Die Herren Dr. med. Georg von Langsdorff in Freiburg i. B. und Wilhelm Ressel, Schriftsteller in Dresden.

Nachdem noch ein Glückwunschtelegramm zur Mesmerfeier an Professor Hofrichter nach Dresden abgegangen war, beschloß ein gemeinsames Festmahl, bei dem es an launigen Trinksprüchen nicht fehlte und wobei die eingelaufenen Telegramme und Zuschriften zur Verlesung kamen, den in ernster Arbeit und zu allseitiger Zufriedenheit verlaufenen Kongreß. Nach photographischer Aufnahme der

1) „Deutsche Medizinal-Zeitung" 1889, I, S. 242.

versammelten Mitglieder trennte sich die Versammlung, worauf noch ein Teil der Festgäste das Niederwald-Denkmal besuchte und von da die Heimreise antrat.

Da die beiden, nunmehr in Deutschland bestehenden Vereine für biomagnetische Heilkunst das gleiche Ziel verfolgen, so hoffen wir, daß dieselben Hand in Hand mit vereinten Kräften wirken und dem Heilmagnetismus die verdiente Anerkennung verschaffen werden. C. E.



Rabbi Jesus von Nazareth.

Zu den sehr vielen schon vorhandenen Versuchen, das Leben und Wirken Jesu kritisch darzustellen, hat auch Dr. Hugo Delff den seinigen hinzugefügt.[1]) Einen so selbständigen Denker, wie er es ist, hört man gerne über einen Gegenstand von so hervorragender Bedeutung, auch wenn man nicht gerade durchweg mit ihm übereinstimmt. Erfreulich ist besonders der idealistische Grundzug seiner Anschauungsweise, obwohl dieselbe stark rationalistisch angehaucht ist; er hat offenbar keine eigene Erfahrung in der Mystik, würde aber doch jede übersinnliche Thatsache als solche anerkennen, wenn sie sich ihm darböte. Das beweist besonders seine Behandlung der Wunder und der Auferstehung, über die Näheres weiter unten.

Besonders sympathisch ist uns seine Opposition gegen die Wissenschafts-krämerei, „die ohne sachlichen Eigenwert lediglich der formalen Konstruktion dient“ (S. VII). Sehr mit Recht verlangt er für die richtige Erkenntnis der Geschichte und des Geistes Jesu nicht bloß Verstand, sondern „was Kant subjektives Gefühl genannt und von der Wissenschaft aufs strengste ausgeschlossen hat“ (S. 17); wir möchten dafür lieber innere Erfahrung und Ergebnis (Glauben in diesem Sinne) setzen. Delff geht sogar soweit, das Christentum für „die absolute Religion“ zu erklären (S. III) und meint, „Religion ist für uns ein für allemal an den Namen und die Person Jesu geknüpft“ (S. 13). Das ist nun freilich ausschließlich vom Stand-punkt der europäischen Rasse aus geurteilt; aber für diese ist allerdings nicht nur die „Persönlichkeit Jesu die erste“, sondern (bis jetzt) auch die einzige, die für diese in ihrer Gesamtheit als Erlöser aufgetreten ist. Treffend zeichnet Delff den Anfang der ethisch-mystischen Entwickelung (S. 343—45); aber auch in dieser Richtung scheint ihm die eigentliche, systematische und rein innerliche Mystik fremd zu sein. Er hat ein offenes Verständnis für die Immanenz der Gottheit im vollendeten Menschen, wie es Jesus war (S. 321 f.); aber andererseits zeigt er doch Neigung, sich einen außerhalb befindlichen Gott zu denken (S. 13—15).

Auf des Verfassers Ansichten über die viel umstrittene Frage nach der Entstehung der Evangelien können wir hier nicht eingehen; er stützt sich hauptsächlich auf das vierte, das er für das älteste hält. Nur noch einige Worte über seine eigentliche Darstellung.

Seine Zeichnung von Jesu Charakter und Lehre ist warm geschrieben;

[1]) Die Geschichte des Rabbi Jesus von Nazareth, kritisch begründet, dargestellt und erklärt von Dr. H. K. Hugo Delff, Leipzig bei Wilhelm Friedrich, ohne Jahr, XVI und 429 Seiten (8 Mark).

er findet in Titians Christuskopf die wahrscheinlich der Naturwahrheit am nächsten kommende Wiedergabe (259). Aber für einige Einzelheiten scheint uns doch die Begründung ungenügend, so seine Annahme, daß Jesus über 40 Jahre alt gewesen sei, als er öffentlich auftrat (S. 251, mit Berufung auf Joh. 8, 57). Ganz entschieden protestieren möchten wir auch doch gegen die Annahme, daß Jesus ein wohlinstallierter Hausbesitzer gewesen sein solle. In Kapernaum soll er sich mit dem Erlöse seines zu Gelde gemachten elterlichen Besitzes in Nazareth (261) ein Haus gekauft und eingerichtet haben (263 und 371). Dem gegenüber müssen wir nachdrücklichst auf Matth. 8, 20 und Lukas 9, 58 hinweisen.

Was die Wunder Jesu anbetrifft, so meint Delff nur, derselbe müsse „die eigentümliche Gabe besessen haben, Kranke, die ihm vertrauten, durch Wort und Handauflegen zu heilen (271). Die einzelnen Heilungsgeschichten (320, 359 und sonst) erzählt er ohne Erläuterungen und Erklärungsversuche. Nur zu der Auferweckung des Lazarus fügt er einige Ausführungen hinzu (397), meint, Lazarus sei wohl nur scheintot gewesen; aber „etwas müsse an der Geschichte doch Wahres sein". — Ohne eigentliche Meinungsäußerung giebt er die Erzählung der Auferstehung Jesu einfach nach den Evangelien wieder; doch sagt er dort u. a. (S. 428 f.):

„Die Saat, die Jesus mühsam gesät, mußte zu Grunde gehen, wenn er nicht selbst wieder in das Mittel trat, nicht mit seiner unverwüstlichen Lebensenergie sich dem Tode entriß, und in sinnlich lebender Person hervortretend den zerreißenden Faden wieder um so fester verknüpfte . . . . .

Wir sind aber aufgeklärt genug, um auch eine Existenz im Geist oder als Geist, und einen fortgesetzten Einfluß solcher geistigen Existenz auf uns sinnlich lebende Menschen für möglich halten zu können. . . . . . Im übrigen überlassen wir jedem davon zu glauben, was ihm sein Genius zu glauben gestattet."

Hoffentlich meint Delff die Annahme einer Rückkehr Jesu in dem halbverwesten Körper nicht als Ernst, und von einer neuen Verkörperung kann doch auch nicht die Rede sein. Aber daß Jesus als Persönlichkeit und Wesenheit fortlebt, als solche geistig auch in den Herzen aller seiner wahren Jünger lebendig ist, und sich ihnen in Visionen kundthun kann, wenn sie hinreichend mystisch entwickelt sind, das allerdings sind Annahmen, die sich hinreichend begründen und als bis auf den heutigen Tag thatsächlich vorkommend nachweisen lassen. Auf die einzelnen biographischen Thatsachen hinsichtlich der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu kommt verhältnismäßig wenig an, alles aber darauf, Christi Leben, Lehren und Leiden als ein Ganzes zu erfassen, als die wichtigste Thatsache in der Kulturentwickelung unsrer europäischen Rasse. **H. S.**



Zur Unsterblichkeitsfrage

betitelt Herr J. Strigel in Augsburg seine neueste Schrift[1]) und fügt diesem Haupttitel als Zusatz bei: „über magische Kräfte und Willensbestimmungen im Wort". Wieso die Willensmagie die Überzeugung der

[1]) Bei Oswald Mutze, Leipzig 1890, VIII und 58 Seiten. (1 M.)

persönlichen Unsterblichkeit zu stützen vermag, ist uns nicht klar, und ist uns auch durch den hier vorliegenden Versuch, diese beiden Thatsachen mit einander in Verbindung zu bringen, nicht näher gebracht worden. Indessen steht Herr Strigel ja mit diesem Gedanken nicht allein; schon die Vorkämpfer unserer Bewegung, so Hellenbach und du Prel, führen denselben in ihrer schwungvollen Weise aus. Auch diese neueste Schrift, wie die letztvorhergehende desselben Verfassers „Licht und Erkenntnis"[1]) begrüßen wir jedoch als solche, die derselben Geistesrichtung dienen wollen, welcher auch die „Sphinx" gewidmet ist. Beide sind in der Hauptsache Zusammenstellungen von Anführungen guter und mit Recht anerkannter Schriftsteller. Stellenweise ist diese Aneinanderreihung von Gedanken geistreich und dann auch schlagend in der Wirkung; durchweg aber ist die Ideenverbindung doch zu lose und vielfach sogar logisch nicht haltbar, und mit dem Mangel der Klarheit und Stringenz leidet natürlich auch die Beweis- und Überzeugungskraft der zusammengestellten Gedanken. Das Aphoristische und Springende der Schreibweise des Verfassers mag manchem Leser störend sein, scheint von ihm aber beabsichtigt und überlegt zu sein.

Für den Sachkenner ist diese Schrift „zur Unsterblichkeitsfrage" als flüchtige Lektüre stellenweise ganz interessant, trotzdem er nur bekannten Thatsachen und Gedanken begegnet. Für den aber, der nicht in der Litteratur des Gegenstandes und in den verschiedenen Ansichten, die in derselben einander gegenüberstehen, zu Hause ist, wird es oft schwer sein, den Gedankengängen oder doch dem, was der Verfasser eigentlich sagen will, zu folgen. Solche umstrittene Gesichtspunkte sind z. B. das bewußte oder unbewußte Vordasein (Präexistenz) der übersinnlichen Wesenheit des Menschen, ebenso die Frage der Fortentwickelung dieser Wesen nach dem Tode, ob in einer konkreten Geisterwelt oder in späterer neuer irdischer Verkörperung. Um alle solche Punkte geht der Verfasser zu schonend herum, wahrscheinlich in der liebenswürdigen Rücksichtnahme, möglichst niemanden zu verletzen; aber er wird dadurch unklar, und gegenteilige Ansichten stören doch keinen wirklich verständigen Menschen.

Herr Strigel hat sich übrigens den Grundgedanken der „monistischen Seelenlehre", von dem wir meinen, daß du Prel denselben doch für alle Zeit unzweifelhaft nachgewiesen habe, noch nicht angeeignet. Er weist (S. 25) die Lehre, daß es die Wesenheit des Menschen ist, welche sich im Mutterleibe ihren Zellenkörper baut, zurück als eine „angelebte" Ansicht.

H. S.

Zur Phänomenologie des Spiritismus

ist seit kurzem nun endlich die umfassende Darstellung des kais. russischen Staatsrats Alexander Aksákow: „Animismus und Spiritismus" (2 Bände, bei Oswald Mutze, Leipzig 1890, 8 M.) als Buch vollständig erschienen; der Verfasser hatte sie schon in den Jahrgängen 1886—90 seiner Monatsschrift „Psychische Studien" stückweise veröffentlicht. Für die Geschichte des

[1]) Bei Wilhelm Friedrich, Leipzig 1887. XII und 160 Seiten. (3 M.)

„empirischen Spiritualismus" ist dies Werk epochemachend und wir lenken deshalb schon heute die Aufmerksamkeit unserer Leser hierauf hin. Eine eingehende Empfehlung des Buches von Dr. Carl du Prel können wir aus Raummangel leider erst in unserm nächsten Hefte bringen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß der kürzer gehaltene Grundriß einer „Phänomenologie des Übersinnlichen" von Gustav Gessmann: (Manetho: „Aus übersinnlicher Sphäre", bei Hartleben in Wien, 1890, 6 M.; vergl. Maiheft 1890, S. 269 f.), wie wir hören, nahezu gänzlich vergriffen ist und einer zweiten Auflage entgegensieht. Dies kleine Buch beschränkt sich nicht auf die Thatsachen des „Spiritismus", sondern eröffnet Streifblicke in das Gebiet des Übersinnlichen nach allen Seiten hin. Aus dem Absatz dieser Schrift wird man schließen dürfen, daß der Sinn des deutschen Lesepublikums sich auch für das Okkulte mehr und mehr erschließt. H. S.



Begriff und Sitz der Seele

war der Titel eines Vortrages und einer Schrift von Dr. Eugen von Schmidt in Moskau, welche wir im Maiheft 1888 (S. 343 f.) erwähnten. Jetzt hat derselbe Verfasser eine zweite (Zusatz-) Schrift erscheinen lassen[1]), in welcher er sich die Mühe nimmt, auf alle Besprechungen seiner ersten Schrift zu entgegnen. Auf unsere Besprechung erwidert er (S. 41), daß er nicht „Seele" und „Leben" identifiziere, sondern die Seele für das „Lebensprinzip" erkläre. Man könne nicht annehmen, daß die Seele sich in gleicher Weise in dem ganzen Körper darstelle, denn für das Leben hätten offenbar die verschiedenen Körperteile sehr verschiedenen Wert; die entscheidende Bedeutung aber habe der „Lebensknoten", deshalb müsse man diesen als den Sitz des Lebensprinzips oder der Seele vermuten.

Es ist uns nicht klar, warum er hinzufügt: „Spiritualismus und Spiritismus dürfen durchaus nicht zusammengeworfen werden. Der Spiritualismus (die Philosophie des Geistes) ist eine vernünftige Weltanschauung, der Spiritismus (der Glaube an Gespenster) nähert sich vielfach sehr bedenklich dem Aberglauben." Noch weniger verstehen wir Sinn und Zweck seiner folgenden selbstverständlichen Bemerkung über Hypnotismus und Verantwortlichkeit. Jener Satz aber drückt ganz unsere eigene Ansicht aus. W. D.



Frische des Geistes ist Vorbedingung

nicht nur für das Gedeihen der Leistungen des Alltagslebens, sondern ganz besonders für jede höhere und feinere psychische Entwickelung. Um den Geist in Kraft und Frische zu erhalten ist aber eine geeignete Behandlung der körperlichen Organe, in denen sich die Seele des Menschen darstellt, unerläßlich. Dies veranlaßte uns schon öfter, auf allgemein verständlich geschriebene Bücher hinzuweisen, in welchen die naturgemäße Pflege des

---

[1]) Entgegnung auf die in Zeitschriften erschienenen Rezensionen der Schrift Begriff und Sitz der Seele, Moskau 1889, bei J. Deubner, 58 Seiten 8⁰.

Körpers gelehrt wird. Das vollständigste Werk dieser Art geht uns soeben in 9. Auflage zu. Es ist dies Bilz's „Neues Heilverfahren ꝛc.“[1]) Dies Buch ist in der That ein „Hausfreund und Familienschatz für Gesunde und Kranke“; seine Brauchbarkeit ist hinreichend dadurch bewiesen, daß in $1^1/_2$ Jahren 50000 Exemplare davon verkauft wurden. Auf 1251 Seiten umfaßt dies Buch alles nur irgend Denkbare, was für den nicht medizinisch Gebildeten zur Behandlung seiner selbst und seiner Angehörigen in Gesundheit und Krankheit zu wissen nötig und nützlich ist. Die Reichhaltigkeit des Buches ist unerschöpflich; durch mehrere hundert Abbildungen wird dasselbe für jedermann leicht verständlich, und der Preis von 5 Mark ist fast unglaublich gering im Vergleich zu dem, was dem Leser dafür geboten wird. Einige Verbesserungen wären allerdings dem Buche zu wünschen; doch kommt das hier wenig in Betracht. Einen besonderen Vorzug hat dasselbe für sehr viele Leser dadurch, daß es nicht ausschließlich für Vegetarier geschrieben, sondern ebenso für alle von gemischter Kost Lebenden verwendbar ist.

Beiläufig mag hier auch hingewiesen werden auf eine hygienisch-naturwissenschaftliche Erzählung, der Dorfnarr[2]), von Wilhelm Kessel, dem Redakteur von „Bilz's Haus- und Familienschatz“ in Dresden und der hygienischen Zeitschrift „Die Zukunft“ in Bremen. Diese Erzählung ist ebenso anregend wie lehrreich und bewegt sich ganz auf dem oben bezeichneten Gebiete, vor allem aber kämpft sie gegen Vorurteile der heute herrschenden materialistischen Schule. H. S.



Wie lebt man als Vegetarier?

ist der Titel einer kleinen Agitationsschrift von Dr. Max Klein, welche in der Verlagshandlung von Max Breitkreuz (in Berlin, C. 22) jetzt bereits in 30000 Exemplaren erschienen ist. Geeignet ist dieselbe ganz besonders zur Propaganda bei Neulingen, Unerfahrenen und Vorurteilsvollen, die jedoch sich eines Besseren belehren oder Besseres erproben möchten. Sie beantwortet alle nur erdenklichen Fragen in betreff der Schwierigkeiten des Übergangs zum Vegetarismus. — Der Umfang der Schrift ist 2 Bogen, der Preis nur 10 Pf., für 10 Stück 90 Pf., für 100 Stück 8 Mark.

H. S.



Herald of Health.

Dieses der naturgemäßen Lebensweise gewidmete Monatsblatt in London ist mit seiner Nr. 151, vom 1. Juli 1890, in die Redaktion der Mrs. Ch. Leigh Hunt Wallace übergegangen, welche unsern Lesern bereits als Verfasserin eines sehr brauchbaren Buches über „Organic Magnetism“ (Juliheft 1887 der „Sphinx“, S. 66—68) und durch die Wallace-Medizinen (Maiheft 1890, S. 319 f.) bekannt ist. Das vor-

[1]) Das neue Heilverfahren und die Gesundheitspflege. Hausfreund und Familienschatz für Gesunde und Kranke. Mit 334 Abbildungen. Verlag von F. E. Bilz. 9. Aufl. Dresden 1890, 1251 Seiten, geh. 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

[2]) Berlin W. 1890 im Verlage von Karl Siegismund, Mauerstraße 68.

liegende Probeheft vertritt durchaus gesunde Anschauungen und bietet viel des praktisch Wertvollen. Das jährliche Abonnement beträgt nur 2 sh. 6 d. und ist durch Postanweisung zu senden an C. Leigh Hunt Wallace, 1 Oxford Mansion, Oxford Circus, London W. H. S.

Magie und Theosophie.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß neuerdings von Dr. Franz Hartmanns „Magic, white and black“, welches bereits im Märzheft 1888 der „Sphinx“ [1]) besprochen wurde, eine vierte billige Ausgabe in New York bei der John W. Lowell Company erschienen ist (281 S.; 50 cts.). H. S.

Tolstoi und sein unkirchliches Christentum.

Von diesen in unserm IX und X Bande erschienenen Artikeln Dr. von Koebers ist in der Verlagshandlung von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig ein Sonderabzug in den Buchhandel gebracht worden. Der Ladenpreis desselben ist 75 Pf. H. S.

Altruismus.[2])

Nicht für sich, für andre strahlt die Sonne;
Nicht für sich, für andre blüht die Erde;
Nicht für sich, für andre strebet,
Den die Liebe streben lehrte,
Und des Edlen reinste Wonne
Ist, daß er für andre lebet.

[1]) V, 27, S. 198.
[2]) Diesen Spruch entnehmen wir der Nr. 400 des praktischen Wochenblattes „Fürs Haus“, Dresden N. (vierteljährl. 1 M.).

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

X, 58. Oktober. 1890.

Die Seele im Welten-All.

Nach Camille Flammarion.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

Die Einheit und Allgegenwart, die Unvergänglichkeit und stetige Vervollkommnung des Lebens in der Natur; die Unendlichkeit der Welt, die Beschränktheit, Unsicherheit und Betrüglichkeit der menschlichen Erkenntnisvermögen und die Entwicklungsfähigkeit derselben; endlich die Haltlosigkeit des reinen Materialismus: dies sind, glauben wir, die Haupteinsichten, welche dem Okkultismus in jeder seiner Gestalten zu Grunde liegen. Ja, man darf wohl sagen, der Okkultismus ist die notwendige und unmittelbare logische Folgerung, der „Punkt über dem i", jener Sätze, die teils ganz korrekte und durch die empirischen Wissenschaften und die Philosophie gestützte Analogieschlüsse, teils unbestreitbare Thatsachen sind, die heutzutage mehr und mehr ins Bewußtsein selbst der Bildung ferner stehenden Kreisen gelangen.

Sich gegen allen Okkultismus erklären, heißt demnach: entweder zu jenen sehr leicht zu erlangenden Grundeinsichten noch nicht gekommen, also noch ungebildet sein, oder unlogisch denken, was soviel besagt, als gar nicht denken, oder endlich das Wort „Okkultismus" nicht verstehen und es verwechseln mit Aberglauben, Obskurantismus, Phantasterei, Schwärmerei u. dgl. — Geistesverfassungen, denen man zwar nicht selten im Gefolge des Okkultismus begegnet, die aber nichts weniger als seine integrierenden Bestandteile oder natürlichen Voraussetzungen ausmachen.

Okkultismus ist die Erforschung (nicht des „Wunderbaren", Außer- oder Übernatürlichen — denn wo hat die Natur Grenzen, wenn man solche nicht eigenmächtig zieht? — sondern) des Verborgenen, über den Grenzen unserer gegenwärtigen Erkenntnis Liegenden, des relativ Übersinnlichen; er ist aber zugleich die Gewißheit, nicht nur, daß es „Okkultes", eine verborgene, unbekannte Seite der Natur und unseres geistigen Lebens gebe — denn diese Gewißheit hat ja auch der Skepticismus —, sondern, daß das Okkulte auch erkennbar, d. h. bloß rela-

tiv, bloß für den gegebenen Moment unserer Kulturperiode, für den gegebenen Daseinszustand der Menschheit „okkult“ sei.

Kein vernünftiger Mensch wird sich mit Problemen abgeben, von deren Unlösbarkeit er von vornherein überzeugt ist; aber andererseits kann vieles, was heute noch ein Geheimnis ist, sich schon morgen unseren Augen enthüllen. Und von dieser wohlberechtigten, aus der Geschichte und Erfahrung geschöpften Hoffnung ist jeder ernste Forscher auf dem Gebiete des Okkultismus erfüllt und getragen. Sein letztes Ziel ist Klarheit, Wissen, nicht aber, wie manche glauben mögen, das Geheimnisvolle um des Geheimnisvollen selbst willen.

Es ist kaum anzunehmen, daß der Mensch je ein Verlangen haben würde, den Schleier zu heben, welcher über den größten Teil der Natur noch ausgebreitet ist, wenn er nicht die Ahnung hätte, daß hinter diesem Schleier Leben verborgen sei. Denn nur das Leben hat einen Wert und ein Interesse für die Erkenntnis; und das Leblose ist nur insofern Gegenstand der Wissenschaft, als es in irgend welcher Beziehung zum Lebendigen stand oder noch steht, als es zum Verständnis des Lebens irgend etwas beiträgt.

Wir wollen uns nicht in Erörterungen verlieren über den Ursprung des Glaubens an die Allgegenwart und Ewigkeit des Lebens in der Natur. Dieser Glaube und seine notwendige Ergänzung: die Religion, der Glaube an eine unversiegbare Quelle alles Lebens und aller Vernunft, an die Gottheit, mit der wir durch unsichtbare und unzerreißbare Bande ewig vereinigt sind, ist uralt, wie das menschliche Denken. Die Geschichte sah diesen Glauben zu Zeiten wanken, verblassen, nie aber verschwinden; vielmehr war — dem Fortschritt der wahren Wissenschaft, der wahren Naturerkenntnis entsprechend — sein jedesmaliges Wiedererwachen immer frischer und dauernder. Und so sehen wir in der Geschichte der Menschheit das bekannte schöne Wort Bacons bewährt, daß nur das bloße Nippen an der Wissenschaft von Gott entfernen könne, während die in vollen Zügen aufgenommene Erkenntnis allemal zu ihm zurückführt.

Ebenso uralt, wie das Gottesbewußtsein, ist das Bewußtsein der menschlichen Beschränktheit und ihrer Folge: der Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Wissenschaft. Mit dem Zustande ewiger Unwissenheit vermag aber der Mensch sich nie auf die Dauer zu versöhnen, weil neben dem Bewußtsein seiner geistigen Ohnmacht das Korrektiv desselben in ihm lebt: das Bewußtsein seiner göttlichen Abstammung, durch die er, der Sohn Gottes, zur Teilnahme an der göttlichen Allwissenheit bestimmt ist.

Dieses zweite (mystische) Bewußtsein ist auch der natürliche letzte Grund alles Okkultismus; und da dieser Grund selbst auf dem unmittelbaren geheimnisvollen Rapport der ewigen Gottheit mit der Welt beruht, so begreift man, daß das Streben nach Erkenntnis des Verborgenen und die Hoffnung, sie einst zu erlangen, der menschlichen Natur angeboren und von ihr untrennbar ist, und daß es nicht wunder nehmen darf, wenn

man den Okkultismus, wie den roten Faden, die Kulturgeschichte seit ihren frühesten Anfängen bis auf unsere Tage, durchziehen sieht.

Eine mächtige Stütze hat der Okkultismus der Gegenwart in der Naturforschung gefunden, und — wenn uns nicht alles trügt — stehen wir vor dem Anbruch einer Epoche, in der beide, Okkultismus und Naturwissenschaft, sich, wie vor Jahrhunderten, zur gemeinsamen Forschung verbinden, oder vielmehr — die Gleichheit ihrer Ziele und die Flüssigkeit ihrer Grenzen endlich einsehend — in einander aufgehen und eine große Wissenschaft, die Naturphilosophie, bilden werden.

Diese Naturphilosophie oder Kosmologie der nicht allzufernen Zukunft wird — als das Resultat neuer Thatsachen, neuer Erfahrungen und Kenntnisse — offenbar eine Bereicherung und gänzliche Umbildung unserer gesamten Weltanschauung und aller einzelnen Wissenschaften, namentlich der Theologie, Ethik und Psychologie, zur Folge haben müssen. Auf diese Weise scheint das baconische Ideal einer „Instauratio magna“ (Erneuerung) der Wissenschaften seiner Verwirklichung nahegebracht zu sein.

Und wie, fragt man, ist die sonderbare Behauptung zu rechtfertigen, daß die positive, nüchterne Naturforschung den geheimen Wissenschaften in die Hände arbeitet?

Sehr einfach! sie hat unwiderleglich die Wahrheit jener Sätze bestätigt, die wir gleich im Eingang unserer Betrachtung als die Grundsätze und die notwendige Voraussetzung alles Okkultismus bezeichnet haben. Sie hat, in ihren bedeutendsten Vertretern, erkannt: das Leben, die Kraft — nicht die „tote“ Materie, die nur eine Fiktion ist — ist das Primäre; sie beherrscht und ordnet die Welt, und macht aus ihr ein einheitliches, durchweg lebendiges organisches Ganze, das in allen seinen Teilen dem Gesetze der Entwicklung und des Fortschritts unterworfen ist. Die Unvergänglichkeit der Kraft verbürgt uns, sowie auch allen übrigen lebenden Wesen, die Unzerstörbarkeit durch den Tod; das Weltgesetz der Entwicklung aber berechtigt außerdem unsere Hoffnung auf eine Vervollkommnung unsres Wesens und unsrer beschränkten sinnlichen und intellektuellen Vermögen, vielleicht schon während unsres irdischen Daseins, sicherlich aber in der Zukunft.

Wer hat — nachdem die Wissenschaft dies alles bewiesen und uns auf diese Weise den geo- und anthropocentrischen Wahn aufgedeckt —, wer hat noch das Recht, den Okkultismus zu beanstanden, dessen Aufgabe doch in nichts anderem besteht, als das von den Naturwissenschaften angefangene Werk in gerader Linie fortzuführen und das Unbekannte, Unsichtbare, welches die Wissenschaft, im Einklang mit der Metaphysik aller Zeiten, für das wahrhaft Seiende bereits erklärt hat und bei dem sie stehen geblieben ist, zum Gegenstand seiner Forschung zu machen?

Das wahrhaft Seiende ist das Unsichtbare! Diesen unzweideutigen Satz, den wir das Gesamtergebnis oder das „letzte Wort“ der exakten Forschung nennen möchten, spricht der Astronom Camille Flammarion

in seinem neuesten Buch, „Uranie“ (S. 95), auch wirklich aus: „Le réel c'est l'invisible!“

Unsere Leser kennen bereits diese Schrift, in welcher Dichtung und Wissenschaft so anmutig mit einander verwebt sind.[1]) Wir wollen uns nun in nachfolgendem weiter mit der Weltanschauung dieses berühmten französischen Gelehrten befassen, welcher zu den unerschrockensten Vorkämpfern jener „Kosmologie der Zukunft“ gehört. Zu diesem Zwecke wählen wir seine beiden Hauptwerke: „Die Mehrheit bewohnter Welten“[2]) und „Gott in der Natur“.[3]) Sie enthalten die Ausführung nicht nur jenes eben angeführten idealistischen Kardinalgesetzes des Okkultismus, sondern auch ein beredtes Plaidoyer aller Hauptthesen, mit denen der letztere steht und fällt.[4])

Da der Charakter einer philosophischen Weltanschauung durch die theologischen Ansichten ihres Urhebers am deutlichsten bestimmt wird, so beginnen wir auch unsere Studie mit den letzteren.

Die Schrift, in welcher Flammarion seine Lehre von Gott niederlegt, ist „Gott in der Natur“. — In der Vorrede erklärt er (S. XVIII f.), daß sein Standpunkt weder der kirchlich-dogmatische noch der pantheistische sei, sondern — wie es durch den ursprünglichen Titel des Buches: „La Contemplation de Dieu à travers la nature“ ausgedrückt war — ein naturwissenschaftlicher: die Natur selbst, wie sie von der Wissenschaft erkannt wird, soll den Beweis für die Existenz Gottes oder der höchsten, weltordnenden Vernunft liefern und dadurch den Materialismus widerlegen.

Der Zweifel, sagt Flammarion (S. II f), wohnt tief in unsrer Brust; sein forschendes Auge, das durch keine Illusion geblendet oder bestrickt wird, überwacht stets unsere geheimsten Gedanken. Diese Eigenschaft des menschlichen Wesens ist an sich gut und eine Hauptbedingung alles geistigen Fortschritts. Andererseits aber ist uns das Bedürfnis nach einem festen Glauben ebenso angeboren: wir zweifeln freilich, und haben auch das Recht dazu, indessen wollen wir auch unseren Durst nach Wahrheit, nach Erkenntnis stillen. Wir können den Glauben nicht entbehren; und diejenigen, welche sich rühmen, frei von jedem Glauben zu sein, laufen am meisten Gefahr, entweder in den Aberglauben oder in eine ohnmächtige Gleichgültigkeit zu verfallen. Namentlich in Rücksicht des Daseins Gottes,

---

1) Sphinx 1890, Märzheft S. 144 ff.

2) Camille Flammarion: La pluralité des mondes habités 33e édition, Paris (G. Marpon & E. Flammarion). — In deutscher Übersetzung schon in 2. Auflage erschienen: „Das bewohnte Welten-All“ von Dr. A. Drechsler, bei J. J. Weber, Leipzig 1885.

3) C. Flammarion: „Dieu dans la Nature“. 22e édit. Paris (G. Marpon & E. Flammarion).

4) Ein drittes Werk Flammarions, das hier noch zu erwähnen wäre, ist seine Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung des englischen Buches von Sir Humphrey Davy: „Les derniers jours d'un philosophe (8e ed. 1883, ebenda). Da dies ganz dieselbe Richtung verfolgt und von dem gleichen Geiste beseelt ist, darf es mit vollem Fug und Recht als Zeugnis der eigenen Anschauungen Flammarions angesehen werden.

des Lenkers der Welt und der menschlichen Geschicke, bedarf der Mensch einer festen Überzeugung; und gelingt es ihm nicht, eine solche im positiven Sinne zu gewinnen, so sucht er nach Beweisen für die Nichtexistenz Gottes, für die Wahrheit des Atheismus und der Philosophie der Vernichtung.

Die meisten Verteidiger des positiven Glaubens stehen heutzutage außerhalb der geistigen Bewegung und huldigen einer auf Illusionen beruhenden Religion, — während der Atheismus von der exakten Wissenschaft vertreten wird, aber nichtsdestoweniger kein geringerer Irrtum ist, als das Glaubensbekenntnis seiner Gegenfüßler. Die eine Partei hält noch fest an den Überlieferungen des Mittelalters; die andere wähnt, die Philosophie des 20. Jahrhunderts angebahnt zu haben. Jene betrachtet Gott durch ein Prisma, das ihn verkleinert und verzerrt; diese geht an Gott vorbei, ohne ihn zu bemerken. Der unbefangene Beobachter aber staunt über diesen Eigensinn beider, nicht richtig sehen zu wollen und sich durch die Vorurteile erdichteter Systeme zu beschränken, und fragt, ob es denn wirklich unmöglich sei, das Wort des Welträtsels unmittelbar aus der Welt selbst herauszulesen, die Gottheit aus ihren eigenen Werken, der Natur selbst, zu erkennen?

Auch wir, sagt Flammarion, waren vor das Problem des Daseins Gottes gestellt, haben aber, da wir zu keiner Schule gehören, Gott einfach in der gesamten Wirklichkeit, der Schöpfung, gesucht und auch allüberall gefunden: die durch die unabhängige, vorurteilsfreie Wissenschaft erklärte Natur hat uns sein Walten offenbart: er ist da, wohin man auch blicke, wahrnehmbar, obgleich unsichtbar, wie die im innersten Wesen aller Dinge verborgene Kraft.

Das Dasein — nicht die nähere, absolut unerkennbare Beschaffenheit — Gottes muß für jeden eine unerschütterliche Thatsache sein, der einmal begriffen hat, daß eine vernünftige Kraft die Welt im ganzen und einzelnen bewegt und regiert.

Das Walten dieser Kraft a posteriori, nach induktiver Methode in der Natur nachzuweisen, ist Flammarions Aufgabe.

Er beginnt mit der Betrachtung der unorganischen Natur: zuerst der kosmischen Gesetze, nach denen unser Sonnensystem geordnet ist, sodann der kleinen Erdenwelt, und findet überall den Ausdruck des schöpferischen Geistes, welcher sich ganz besonders deutlich in den organischen Wesen (Abschn. II, S. 87—234), vor allem aber im Seelenleben des Menschen offenbart.

(Schluß folgt.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Raum und Zeit.

Eine Besprechung vom
Herausgeber.

Die Beurteilung von Raum und Zeit ist in der europäischen Philosophie durch niemand so sehr gefördert wie durch Kant; und eben diese seine erkenntnistheoretische Leistung ist wohl mit Recht das, was seinen Ruhm und Einfluß am meisten begründet hat. Dennoch ist kaum irgend einer seiner Nachfolger der Ansicht, daß sein Wort in dieser Frage das letzte und vollauf befriedigende sei. Schopenhauer wollte freilich gerade in diesem Punkte an Kant festhalten; wenn aber Kant selbst heute lesen könnte, welche Konsequenzen andre seiner späteren Anhänger, auf einigen von ihm aufgestellten Anschauungen fußend, in einseitiger Richtung gezogen haben, so würde er deren Schlußfolgerungen schwerlich gutheißen. Nicht gering indes ist auch die Zahl derjenigen, welche geradezu den Grundanschauungen Kants, und mehr noch seiner mißleiteten heutigen Anhänger, entgegentreten; und wir selbst sind auch nicht abgeneigt, einigen dieser Gegner zuzustimmen. Der neueste dieser mutigen Vorkämpfer für eine Verbesserung unserer Erkenntnistheorie ist Hubertus Gisevius mit seiner kleinen, sehr lesenswerten Schrift „Kants Lehre von Raum und Zeit, kritisch beleuchtet vom Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes aus".[1])

Was Gisevius — wie wir meinen, mit Recht — an Kants ältester Fassung der „transscendentalen Ästhetik" tadelt, ist, daß er keinen Unterschied macht zwischen Erscheinung und Vorstellung. Insofern das „Ding an sich" nicht in die Erscheinung tritt, oder was es außer dem Weltdasein als Absolutes ist, das entzieht sich gänzlich unserer intellektuellen Beurteilung. Nur das, was in die Erscheinung tritt, ist wirklich da. Dagegen aber ist nicht alles, was erscheint, Gegenstand unserer Vorstellung. Es mag andere Wahrnehmungsvermögen geben, denen sehr vieles sich zu Vorstellungen gestaltet, was unserem Intellekte ganz entgeht; und vieles, was wir wahrnehmen und uns vorstellen, mag anders gearteten Intellekten ganz andere Vorstellungen erwecken. Vor allem wissen wir auch, daß all unsere subjektiven Sinneswahrnehmungen von Farben, Tönen, Temperaturunterschieden u. s. w. objektiv nur Schwingungsbewegungen sind. Die für uns wichtige Unterscheidung ist also nicht die

[1]) Hannover 1890, Helwingsche Verlagshandlung, 38 S.

(des immanenten Realismus) zwischen der Erscheinungswirklichkeit und der Wirklichkeit des „Dinges an sich", sondern die (des transscendentalen Realismus) zwischen den Erscheinungen und unsern beschränkten umgestaltenden Vorstellungen von denselben.

Indem Gisevius diesen Standpunkt verteidigt, wendet er sich vornehmlich gegen Kants und Schopenhauers Lehre, daß Raum und Zeit nur unsere Anschauungsformen seien, und weist darauf hin, daß diese Lehre dahin führen würde, die ganze Welt für ein bloßes Phänomen unseres Gehirns zu erklären, was natürlich unannehmbar ist, da die Sonne und ihre Planeten zweifellos noch da sein werden, wenn auch auf der Erde oder irgend einem Planeten kein Gehirn mehr lebt. Daß freilich sowohl Kant wie Schopenhauer dieses wirklich so haben wollen gelten lassen, glauben wir nicht. Auch Gisevius hebt hervor, daß Kant alsdann von Dingen im Pluralis überhaupt nicht hätte reden können; und Schopenhauers Lehre vom „intelligiblen Charakter", welche eine Individuation oder Differentiation des Weltdaseins außerhalb unserer Vorstellungswelt voraussetzt, zwingt zur Annahme einer solchen weiteren Erscheinungswelt, und zwingt vor allem zur Erkenntnis, daß Raum und Zeit, die principia individuationis, auch außerhalb unserer Vorstellung Geltung haben müssen.

Im weiteren führt Gisevius an der Hand Wundtscher Nachweise aus, daß Raum und Zeit nicht a priori unserem Intellekte innewohnende Formen sind, sondern daß wir unsere Vorstellungen von Raum und Zeit erst a posteriori in der frühesten Kindheit durch Erfahrungen erwerben. Nur die Fähigkeit, in dieser menschlichen Vorstellungsweise wahrzunehmen, wird unserem Organismus angeboren. Zweifellos aber liegt allen unsern Wahrnehmungen eine objektive Vielheit der Erscheinungswelt (des „Dinges an sich") als äußere Ursachen zu Grunde. Das Neben- und Nacheinander-Dasein besteht nicht bloß in unserem Kopfe, sondern in der transscendentalen Welt-Realität.

Anknüpfend daran, daß unsere Vorstellungsformen, unsere Dimensionsanschauungen und unser Zeitmaß, durchaus menschlich subjektive sind, giebt dann Gisevius eine kurze und vortrefflich klare Darstellung der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit, daß es höher potenzierte Raumverhältnisse in der Erscheinungswelt giebt, als sie unserm Vorstellungsvermögen zugänglich sind. Wir können uns nur drei dimensionale Ausdehnungen vorstellen; manche allbekannte Thatsachen jedoch, z. B. die Symmetrie unserer Hände, lassen darauf schließen, daß das Weltdasein thatsächlich mindestens ein vierdimensionales sein muß.

Zum Schlusse deutet der Verfasser die sehr naheliegende — wir möchten sagen selbstverständliche — Schlußfolgerung an, daß das Subjekt unserer Vorstellungen (unseres Intellekts) eine Wesenheit sein müsse, die man „Seele" nennen könne. Dieses Wesen hat ihr Dasein in der ganzen Erscheinungswelt, und unser dreidimensional vorstellendes Gehirn ist nur sein Organ, das es sich für ein Erdenleben baut. Hat es dies einmal gethan, so wird es dies auch wiederholen, so oft und so lange in ihm dafür Bedürfnisse und Notwendigkeit gegeben sind.



Phänomenologie des Spiritismus.

Von
Dr. Carl du Prel.



Die Spiritisten und ihre Gegner schauen sich gegenseitig mit jenem Erstaunen an, welches uns das Unbegreifliche abnötigt. „Wie kann man so handgreifliche Thatsachen leugnen?" sagen die ersteren. „Wie kann man so haarsträubende Dinge glauben?" denken die letzteren. Dieser scharfe Gegensatz hat sich durch beiderseitiges Verschulden herausgebildet. Die Anhänger haben es nicht immer verstanden, ihren Experimenten die einwurfsfreie Form zu geben, jeder einzelne verfügt ferner nur über einen geringen Bruchteil von Erfahrungen, die in Hunderten von Büchern und Zeitschriften verstreut sind, und einen Überblick über das Gesamtgebiet der Erfahrungen konnte man sich nur schwer verschaffen. Es fehlte an einer Phänomenologie des Spiritismus, in der das Thatsachenmaterial zusammengestellt und systematisch gruppiert gewesen wäre. Dies aber eben ist der Grund, warum die Gegner noch heute glauben, der Spiritismus sei mit einigen abgegriffenen Aufklärungsphrasen aus dem Felde zu schlagen. Sie haben keine Ahnung, weder von der Anzahl, noch von dem Gewicht der Thatsachen. Meteorsteine könnte man mit einigem Anschein von Recht noch leugnen, aber nicht die Kieselsteine. Wenn die spiritistischen Thatsachen vom Himmel tröpfeln, kann man den skeptischen Regenschirm aufspannen und geborgen zu sein meinen aber gegen einen Platzregen hilft er nicht. Die Gegner wissen nun nicht, daß dieser Platzregen längst da ist.

Eine Phänomenologie des Spiritismus, deren Mangel bisher so fühlbar war, liegt nun vor. Es ist das Buch des kais. russ. Staatsrats Alexander Aksakow: „Animismus und Spiritismus".[1]) Die Entstehung dieses Buches ist nicht ohne Interesse.

Vor einigen Jahren schrieb Eduard von Hartmann eine kleine Schrift gegen den Spiritismus.[2]) Er warf gleichsam einen nachlässigen

[1]) Aksakow: „Animismus und Spiritismus", Leipzig (Mutze) 1890, 2 Bände. Mit 11 Lichtdrucktafeln. Geh. 8 M., geb. 10 M.

[2]) E. von Hartmann: „Der Spiritismus", Leipzig (Friedrich) 1885.

Blick nach oben, bemerkte einige Regentropfen und spannte den erwähnten Schirm auf. Auf diesen läßt nun Akſakow wie bei geöffneten Schleusen einen Platzregen herniederprasseln, gegen den es keinen Schutz mehr giebt. Die Schrift von Hartmann umfaßt nur 118 Seiten; Akſakows Antwort liegt in zwei Bänden von zusammen mehr als 800 Seiten vor. Dieser an sich schon merkwürdige Gegensatz wird noch gesteigert, wenn wir bei Hartmann lesen: „Da ich selbst niemals einer Sitzung beigewohnt habe, so bin ich auch nicht in der Lage, mir über die Realität der fraglichen Phänomene ein Urteil zu bilden ꝛc." (16, 23); wogegen wir bei Akſakow lesen: „Seit ich mich an der spiritistischen Bewegung vom Jahre 1855 ab interessierte, habe ich nicht aufgehört, sie in allen ihren Details zu studieren — und zwar in allen Teilen der Welt und in allen Litteraturen. Zuvor hatte ich die Thatsachen auf das Zeugnis anderer hingenommen; erst im Jahre 1870 wohnte ich der ersten séance in einem von mir selbst gebildeten intimen Cirkel bei." (Vorrede 25.)

Bei dem Umstande nun, daß auf Hartmanns Seite jede Erfahrung fehlt, während sein Gegner über dreißigjähriges Studium und zwanzigjährige experimentelle Erfahrung verfügt, dürfte mancher eifrige Spiritist versucht sein, ersterem zuzurufen: Si tacuisses, philosophus mansisses! So einfach liegt indessen die Sache doch nicht. Wenn der hingeworfene Fehdehandschuh nur von Baumwolle wäre, hätte ihn Akſakow gewiß nicht aufgehoben. Die Thatsache, daß er antwortete, beweist, daß er in Hartmanns Schrift wertvolle Bestandteile fand. In den Fehler des blöden Leugnens verfällt Hartmann nicht; er sagt vielmehr: „Ich halte die bis jetzt vorliegenden Zeugnisse der Geschichte und der Zeitgenossen in ihrem Zusammenhange für eine ausreichende Beglaubigung der Annahme, daß es im menschlichen Organismus noch mehr Kräfte und Anlagen giebt, als die bisherige exakte Wissenschaft erforscht und ergründet hat, und für eine hinlänglich dringende Aufforderung an die Wissenschaft, in die exakte Untersuchung dieses Erscheinungsgebietes einzutreten. Dagegen halte ich mich allerdings für zuständig, ein bedingungsweise geltendes Urteil über die aus diesen Erscheinungen im Falle ihrer Realität zu ziehenden Schlußfolgerungen abzugeben, denn dies ist recht eigentlich die Aufgabe des Philosophen." (23.) Hartmann bringt aber den Spiritisten auch die logischen Grundsätze in Erinnerung, an welche jede Untersuchungsmethode gebunden ist, und insofern wird seine Schrift von Akſakow selbst eine „Schule für den Spiritismus" genannt.

Die Folgerungen nun, welche Hartmann aus den spiritistischen Phänomenen zieht, lassen sich dahin zusammenfassen, daß diese Phänomene nicht Geistern zugeschrieben zu werden brauchen, sondern aus den Medien selbst erklärt werden können, welche abnorme, aber pathologische Naturen seien. Hier zeigt sich aber auch sofort, daß mit der philosophischen Befähigung allein eben doch nichts auszurichten ist, und daß die Erfahrung ganz unentbehrlich ist; denn Hartmann definiert das Medium in einer Weise, die sich zwar am Schreibtisch ausklügeln läßt, in der Erfahrung aber nicht vorliegt. Die Medien sind nämlich seiner Meinung nach gleich-

zeitig Autosomnambule und — in Ansehung der Cirkelbeisitzer — Magnetiseure. Unter psychischer Anregung produzieren sie eine Nervenkraft, die, sich in Licht- und Wärmeschwingungen umsetzend, physikalische Kraft werden und sogar fernwirkend ungewöhnliche Erscheinungen hervorrufen kann; sie kann der Gravitation von Gegenständen entgegenwirken, ohne Berührung des Bleistiftes fernwirkend Schriften hervorrufen, und durch ein solches System von Zug- und Drucklinien kann diese Nervenkraft, welche die Materie zu durchdringen vermag, sogar die Abdrücke der organischen Formen des Mediums, z. B. Hände oder Füße auf berußten Flächen oder in anderem Material erzeugen. Mit Hilfe dieser Nervenkraft wirkt das Medium auf die Zuschauer gleich einem kräftigen Magnetiseur ein, versetzt sie in einen larvierten Somnambulismus und pflanzt ihnen seine eigenen Vorstellungen als Hallucinationen ein, so daß sie diese Erscheinungen, die nicht wirklich sind, zu sehen und zu tasten glauben. Das somnambule Bewußtsein des Mediums hat ein hyperästhetisches Gedächtnis, kann Gedanken lesen und dann die aus dem Bewußtsein des Zuschauers gelesene Antwort auf die von diesem selbst gestellte Frage in verschlossene Tafeln hineinprojizieren; es ist ferner hellsehend ohne Vermittelung der Augen, welcher Ausschluß der normalen sinnlichen Wahrnehmung allerdings noch keinen Ausschluß einer abnormen Wahrnehmung beweist. Wo aber, wie z. B. beim zeitlichen Fernsehen, ein wirkliches Überspringen von Zeit und Raum anerkannt werden muß, da greift Hartmann, jede natürliche Erklärung fallen lassend, zu einer metaphysischen Hypothese, zur wesenhaften Wurzel aller Individualität im absoluten Geiste. Bei dieser Hypothese „erinnert man sich der unzertrennbaren Nabelschnur, welche jedes Geschöpf mit seiner Allmutter Natur verbindet, und denkt daran, daß auch in dieser Nabelschnur geistige Säfte kreisen müssen, die nur für gewöhnlich nicht Gegenstand des Bewußtseins werden. Wenn alle Individuen höherer und niederer Ordnung im Absoluten wurzeln, so haben sie auch an diesem eine zweite rückwärtige Verbindung unter einander, und es braucht nur durch ein intensives Willensinteresse der „Rapport" oder Telephonanschluß zwischen zwei Individuen im Absoluten hergestellt zu werden, damit der unbewußte geistige Austausch zwischen denselben sich auch ohne sinnliche Vermittlung vollziehen kann." (78. 79.)

Diese hyperbolische Erklärung Hartmanns übertrifft alles, was je von Spiritisten behauptet wurde. Auch haben die letzteren den Vorteil einer einheitlichen Erklärung des Thatsachenmaterials voraus, während Hartmann dasselbe in zwei heterogene Hälften zerreißt, deren eine er der Nervenkraft des Mediums, die andere dem absoluten Geiste zuschreibt. Aber auch in seiner Definition des Mediums wirft Hartmann Wahres und Falsches durcheinander, und gar seine Definition vom Zustande der Zuschauer wird kein Spiritist von auch nur der mäßigsten Erfahrung annehmen. Hartmann stattet willkürlich das Medium mit allen Fähigkeiten aus, die er zur Erklärung der Phänomene braucht, und dann spinnt er natürlich aus dieser willkürlich ersonnenen Figur mit größter Leichtigkeit alle diese Phänomene heraus. Der gleichwohl noch übrig bleibende Rest

aber wird auf den absoluten Geist abgeschoben; sogar innerhalb des gleichen Erscheinungsgebietes nimmt Hartmann eine Verteilung auf eine doppelte Quelle vor, indem er z. B. die Vorstellungsübertragung bei großer Nähe auf Mitteilung von Ätherschwingungen setzt, bei großer Ferne aber wieder zum metaphysischen Telephonanschluß greift. (81.)

Auch Transfigurationen und Materialisationen erklärt Hartmann mit größter Leichtigkeit. Was die Spiritisten die kontrollierenden Geister der Medien nennen, sind für ihn nur feststehende Typen, in die sich die Phantasie des Mediums hineingelebt hat, und in die es die eigene Persönlichkeit hineinversenkt, so daß diese ihre Rolle mit größter schauspielerischer Virtuosität spielen. Stehen der Befriedigung dieses Dranges Hindernisse entgegen, ist z. B. das Medium zur Sicherung gegen Betrug in Knoten und Fesseln geschlagen worden, so streift es dieselben ab und wandelt transfiguriert herum. Tritt aber eine eigentliche Materialisation ein, so wird Hartmann auch dadurch nicht in Verlegenheit gesetzt; denn nun handelt es sich um eine Hallucination im somnambulen Bewußtsein des Mediums, die es vermöge seiner magnetischen Kraft auf das somnambule Bewußtsein der Zuschauer überträgt. „Wenn das Medium beispielsweise die Hallucination hat, nicht mehr es selbst, sondern etwa der Geist John King oder Katie King zu sein, und als solcher aufzutreten und zu agieren, so wird auch in den Empfänger die Hallucination übertragen werden, daß das aus dem Vorhang hervortretende Medium nicht mehr das Medium, sondern John King oder Katie King sei. Wenn in einem anderen Falle das Medium die Illusion hat, daß aus seiner Herzgrube sich ein Nebel und aus dem Nebel eine Geistergestalt entwickle, so wird auch der fascinierte Zuschauer dieselbe Hallucination haben." (95.) Vergeblich werfen die Spiritisten ein, daß Geistergestalten photographiert wurden, daß photographische Platten unmöglich fasciniert werden können, daß Crookes und andere sogar Medium und Phantom auf der gleichen Platte darstellten, womit gleichzeitig sowohl die Betrugs- als die Hallucinationstheorie beseitigt seien. Für so schwache Argumente hat Hartmann nur ein überlegenes Lächeln: „Bei der von Crookes angefertigten Photographie, auf welcher das Medium gleichzeitig mit dem Phantom zu sehen ist, liegt der dringende Verdacht vor, daß anstatt des angeblichen Phantoms das Medium, und anstatt des vermeintlichen Mediums die durch ein Kissen ausgestopfte Kleidung des Mediums in halb verdeckter Stellung photographiert worden sei." (97.)

Kurz, alle Transfigurationen sind Übertragung einer Illusion, alle Materialisationen Übertragung einer Hallucination vom Medium auf die Zuschauer.

Der Versuch Hartmanns, die Phänomene aus dem Medium zu erklären, muß als gänzlich verfehlt bezeichnet werden. Man kann ihm zugeben, daß er in seiner Schrift richtig die Bedingungen bezeichnet, unter welchen die Experimente als einwurfsfrei gelten können, und daß er den Spiritisten richtige methodologische Grundsätze bietet, nach welchen sie verfahren sollen; aber Staatsrat Aksakow hat nachgewiesen, daß Hartmann

gegen diese seine Grundsätze selber verstößt, und daß die Spiritisten die von ihm empfohlenen Bedingungen längst eingehalten haben. Er überschüttet seinen Gegner mit Thatsachen, welche beweisen, daß alles, was er verlangt, bereits geschehen ist, und so ist das Buch „Animismus und Spiritismus", ursprünglich in der Absicht einer bloßen Replik unternommen, im Verlaufe der Darstellung über eine solche weit hinausgewachsen. Es ist zu einem Handbuch geworden, das aus der hochangeschwollenen spiritistischen Litteratur das Wissenswerteste vereinigt bietet. Wer sich also die Mühe nicht geben will, oder nicht geben kann, durch diese Litteratur sich hindurchzulesen, hat wenigstens — will er überhaupt gehört werden — die Verpflichtung, dieses Handbuch durchzulesen, das eine eigentliche Phänomenologie des Spiritismus bietet.

In der Geschichte des Spiritismus hat dieses Buch die Bedeutung eines Ereignisses und mich persönlich befreit es aus einer großen Verlegenheit; denn ich kann nun die häufig erbetenen Ratschläge, den Spiritismus betreffend, in einer Weise geben, die an die Zeit und Mühe der Fragenden nicht zu große Ansprüche stellt, — ein Beweis, wie sehr das Buch von Aksakow einem vorhandenen Bedürfnisse entspricht. Auch wer durch seine Berufsgeschäfte sehr in Anspruch genommen ist, hat doch Zeit, ein paar Bände durchzulesen, um über diese wichtigste Frage unseres Jahrhunderts sich ein Urteil bilden zu können, und wenn er nicht etwa vorweg entschlossen sein sollte, den Spiritismus um keinen Preis zuzugeben, wird er das Buch mit der Überzeugung, daß derselbe eine Wahrheit sei, selbst dann hinweglegen, wenn ihm jede eigene Erfahrung in diesem Gebiete fehlen sollte. Es giebt Leute genug, welche erklären, nur der selbsterlebte Augenschein könnte sie vielleicht zu Spiritisten machen — als ob nur sie ganz allein im Besitze eines kritischen Augenpaares wären! —; diese werden, wenn sie das Buch von Aksakow durchlesen, die Erfahrung machen, daß man auch durch Lektüre allein eine Überzeugung gewinnen kann.

Unsere aufgeklärten Gegner, die in jedem Spiritisten einen in wüsten Aberglauben versunkenen, kritiklosen Menschen sehen, begehen meistens den Fehler, unsere Überzeugung von der Wahrheit des Spiritismus lediglich als Resultat ins Auge zu fassen, als ob wir durch einen einfachen Willensentschluß auf Grund bloßer Herzensbedürfnisse den Spiritismus in Bausch und Bogen angenommen hätten. Es versteht sich aber doch bei jedem, der den Bildungsgang unseres Jahrhunderts durchgemacht hat, ganz von selbst, daß er vielmehr dem Spiritismus, der den herrschenden Anschauungen so sehr widerspricht, von Anfang an das größte Vorurteil entgegensetzen mußte, daß also unsere Überzeugung nur das Resultat eines langen inneren Entwickelungsprozesses ist, und nur mehr oder minder unfreiwillig die Kapitulation vor der unwiderstehlichen Gewalt der Thatsachen eintrat. Kurz, den meisten Spiritisten ist ihre Überzeugung aufgezwungen worden, nachdem alle kritischen Einwürfe, die sie sich selber machten, durch die Thatsachen der Erfahrung überwunden wurden. Darum macht es eben auf solche Spiritisten einen lächerlichen Eindruck, wenn ein Gegner den nächstbesten Einwurf, der ihm durch den Kopf fährt, als

einen von den Gläubigen übersehenen präsentiert, — Einwürfe, zu welchen selbstverständlich auch wir den Scharfsinn aufbrachten, die wir aber im Verlaufe der Erfahrungen succesive alle fallen lassen mußten. Nun kommt so ein aufgeklärter Gegner und will uns auf unseren eigenen Standpunkt zurückschrauben, den wir schon hinter uns haben, weil wir eben seither gelernt haben, auf dem aber er selbst eben erst angelangt ist. Schon der Umstand, daß solche Einwürfe keineswegs von unerhörter Neuheit sind, daß sie vielmehr in ganz identischer Weise bereits in jedem Zeitungsblatt vorgebracht werden, sollte ihn überzeugen, daß sie nicht das Produkt seines individuellen Scharfsinns sind, sondern nur Gemeinplätze, die sich schon beim ersten Grad von Besinnung einstellen.

Auch Aksakow gehörte keineswegs zu denen, deren Überzeugung sich ohne längeren inneren Kampf abgeklärt hätte; es bedurfte vielmehr langer Jahre, bis er mit sich fertig wurde. Er selbst schildert uns diesen Prozeß: „Die Materialien, welche ich durch Lektüre und praktische Erfahrungen gesammelt hatte, waren unerschöpflich; aber die Lösung kam nicht. Im Gegenteil, mit den Jahren wurden alle schwachen Seiten des Spiritismus offenbar und vergrößerten sich noch: — die Abgeschmacktheit der Kommunikationen, die Armut ihres intellektuellen Inhalts, selbst wenn es keine Gemeinplätze sind, der ersichtlich mystifizierende und lügenhafte Charakter des größten Teiles der Manifestationen, die Unzuverlässigkeit der physikalischen Phänomene, sobald es sich darum handelte, sie dem positiven Experiment zu unterwerfen; die Leichtgläubigkeit, die Verblendung, der Chauvinismus der Spiritisten und Spiritualisten; schließlich der Betrug, welcher gleichzeitig mit den Dunkelseancen und den Materialisationen hereinbrach, und den ich nicht allein aus der Litteratur, sondern auch durch meine persönliche Erfahrung in meinen Beziehungen mit den renommiertesten Medien von Profession habe bestätigt finden müssen, — in Summa eine Masse von Zweifeln, Einwürfen und Verwirrungen aller Art vergrößerten nur die Schwierigkeiten des Problems." (Vorrede 26.) Ähnliche Erfahrungen hat jeder Forscher gemacht und die daraus folgenden inneren Kämpfe durchgemacht. Wenn man trotzdem die Flinte nicht ins Korn wirft, so geschieht das eben, weil in die unangenehmen Erfahrungen sich immer wieder solche einmengen, die zur Fortsetzung der Arbeit auffordern. Statt die Untersuchung wegen dieses unangenehmen Beiwerks einzustellen, sagt man sich dann, daß dieses Beiwerk mit zum Untersuchungsobjekt gehört, daß es häufig sogar höchst instruktiv wird, wie denn überhaupt in allen wissenschaftlichen Untersuchungen gerade das Nichtseinsollende erst recht zum Hebel wird, die Aufgabe zu lösen.

Die Entdeckung Hartmanns, daß alle spiritistischen Phänomene aus dem Medium selbst zu erklären seien, gehört keineswegs ihm individuell an; sie ist nicht Resultat eines angeblich besonneneren Urteils der Gegner, sondern vielmehr Eigentum der Spiritisten selbst, aber aus einer früheren Zeit ihres Bildungsganges. Mit dieser Entdeckung kommen also die Gegner um Jahrzehnte zu spät. Schindler z. B., dessen „Magisches Geistesleben" 1857 erschien, steht ganz auf diesem Standpunkt,

alle Phänomene aus dem Medium zu erklären. Perty teilte die gleiche Ansicht noch in der zweiten Auflage seiner „Mystischen Erscheinungen", und erst persönliche Erfahrungen haben ihn dahin gebracht, eine Theorie aufzugeben, auf welche die Gegner uns nun wieder zurückschrauben möchten. Ebenso hat der Rechtsgelehrte Cox diesen Standpunkt später preisgegeben, daher ihn Hartmann mit Unrecht für sich reklamiert. Solche Bekehrungen kamen aber nicht so, daß Forscher dieser Art den Mediumismus ganz fallen gelassen hätten und zum eigentlichen Spiritismus übergegangen wären; sie haben vielmehr erkannt, daß beide Kategorien von Phänomenen zu Recht bestehen, daß ein großer Teil der Phänomene in der That aus dem Medium sich erklären läßt, ein anderer aber dieser Erklärung spottet, also hier eine Ursache außerhalb des Mediums anzunehmen ist. Würde diese kritische Sonderung der Phänomene wieder verloren gehen, würden die beiden Quellen der Phänomene wieder vermischt werden, wie es Hartmann versucht, so würde dadurch eine wissenschaftliche Verwirrung, die schon überwunden war, wieder eingeführt werden. Es ist aber dafür gesorgt, daß dieser Baum angeblich wissenschaftlicher Skepsis nicht in den Himmel wachsen wird, und gerade das Buch von Aksakow hat bedeutend dazu beigetragen, den Grenzstrich schärfer zu ziehen, der die mediumistischen Phänomene von den eigentlich spiritistischen trennt.

Ich bin übrigens vollkommen damit einverstanden, daß er sein Buch nicht „Mediumismus und Spiritismus" betitelt. Diese Entgegensetzung könnte sogar verwirren, weil ja das Medium für beide Kategorien von Phänomenen nötig ist. Es wäre daher sehr wünschenswert, wenn nach dem Vorgange Aksakows die Entgegensetzung von „Animismus und Spiritismus" beibehalten würde. Der Animismus umfaßt diejenigen Phänomene, deren Ursache, der Spiritismus jene anderen, deren bloße Bedingung das Medium ist, deren Ursache aber in unsichtbaren oder nur ausnahmsweise sichtbaren intelligenten Wesen liegt. Also „Animismus und Spiritismus" — dies ist die Parole der kritischen Besonnenheit; diesen Gegensatz wieder zu verwischen, was nur durch eine Verwechslung von Ursache und Bedingung, causa und conditio, gelingt, ist unkritisch und beruht keineswegs auf größerer Besonnenheit.

Das Wort Animismus bietet auch den Vorteil, daß es jene Erklärungshypothese beseitigt, welche — sie ist die oberflächlichste von allen — meint, aus den normalen Fähigkeiten des Mediums alle Phänomene erklären zu können, wodurch der ganze Spiritismus in die physiologische Psychologie der Materialisten hineingeschlachtet wäre. Zu diesen normalen Fähigkeiten rechnen die Gegner bekanntlich auch den Betrug, und sie nehmen keinen Anstand, ihn nicht nur allen Professionsmedien zuzuschreiben, sondern auch der viel größeren Anzahl von Privatmedien. Der Animismus von Aksakow versteht die Seele — anima — nicht im Sinne der Materialisten, nämlich als bloße Funktion des Organismus, sondern als selbständige, vom Körper unterschiedene, über die Peripherie desselben hinauswirkende Substanz, die nicht Produkt, sondern Produzent des Körpers ist, und welcher eben darum Präexistenz und Postexistenz zugesprochen

werden muß. Diese Seele deckt sich nicht mit dem Bewußtsein, sondern liegt außerhalb unseres Bewußtseins; sie ist das ursprüngliche Element unserer Individualität, aber nicht etwa nur ein psychisches Element, sondern ein Kraftzentrum, welches sowohl denkt, als organisiert. Solange man das nicht beachtete, hat man das Phänomen der Materialisation irrtümlicherweise immer für rein spiritistisch gehalten, was es nicht ist. Eine organisierende Seele vermag sichtbare oder unsichtbare Ebenbilder unserer Organe zu bilden, und so kann der partielle oder sogar vollständige Doppelgänger unter Umständen ein animistisches Phänomen sein, das leicht mit einer spiritistischen Materialisation verwechselt werden kann. Gleichwohl entrinnt man damit der eigentlichen Materialisation nicht; denn eine organisierende Seele muß den Tod überdauern, und bewahrt dabei selbstverständlich ihre organisierende Fähigkeit, von der sie bei Materialisationen Gebrauch macht, die alsdann nicht mehr animistisch, sondern spiritistisch sind, aber sich als solche nur durch das weitere Merkmal verraten, daß der intellektuelle Inhalt der Kundgebungen ein nichtsinnliches Bewußtsein verrät. Auch bei den spiritistischen Materialisationen zeigt sich oft eine körperliche Ähnlichkeit zwischen Phantom und Medium, weil eben das Medium körperlich in wechselndem Grade mitbeteiligt ist, aber selbst dann liegt in der Gesamtheit der Merkmale der Beweis, daß die Materialisation nicht bloß animistisch ist. Man kann den Sohn aus dem Vater erklären, aber selbst die größte Ähnlichkeit beider berechtigt uns nicht, dem Sohne seine selbständige Individualität abzusprechen.

Es ist auf seiten der Spiritisten unbestreitbar viel gesündigt worden, indem sie häufig animistische Phänomene für spiritistische hielten, und gleichsam manchen Problemen einen zu großen Erklärungshut aufsetzten; Hartmann aber, indem er den Spiritismus in Animismus auflösen will, verfällt in den entgegengesetzten Fehler, sein Erklärungshut sitzt auf manchen Problemen, wie ein Kinderhäubchen auf dem Kopfe Bismarcks.

Übrigens sind die Spiritisten von ihren anfänglichen Überschwenglichkeiten bald zurückgekommen, und wie Aksakow in seiner historischen Überschau der antispiritistischen Theorien zeigt, sind alle von Hartmann aufgestellten Erklärungsprinzipien schon im Anfange der Bewegung aufgestellt worden: Nervenkraft, Gedankenübertragung, Somnambulismus und Hallucination. Der Erklärungspendel, der auf Animismus zeigte, wurde aber wieder rückläufig, als die Materialisationsphänomene zahlreicher wurden und sich steigerten. Damit fiel die Hallucinationshypothese und sogar die animistische, d. h. die Bezeichnung der Materialisation als bloße Doppelgängerei. Die Hallucinationstheorie wurde beseitigt durch den photographischen Beweis, denn den Vorwurf, zu hallucinieren, kann selbst der wissenschaftlichste Skeptiker nicht bis auf die photographischen Platten ausdehnen. Man hat in Dunkelkammern Phantome photographiert, die für die Anwesenden unsichtbar waren — eine Möglichkeit, die sich daraus erklärt, daß photographische Platten empfindlicher sind, als die Retina, indem sie die fluorescierenden oder ultravioletten Strahlen des Spektrums reflektieren, die selbst dem schärfsten Auge unsichtbar sind. Man

hat ferner Geistergestalten photographiert, die zwar nicht von den Experimentatoren, aber vom Medium gesehen und beschrieben wurden, und die mit dieser Beschreibung übereinstimmend auf der Platte entwickelt wurden. Diese Beweise können aber nicht als absolute gelten; denn es ist experimentell festgestellt, daß solche Photographien den partiellen oder vollständigen Doppelgänger des Mediums zeigen können. (105—106.)

Näher rückte man dem absoluten Beweise durch die Photographie sichtbarer Formen, die von allen Anwesenden gesehen werden: Hände, Köpfe, Büsten und volle Gestalten. Dieser Beweis wurde noch durch weitere ergänzt. Aksakow giebt ein Verzeichnis der für die Realität materialisierter Hände gelieferten Beweise:

1. Durch das gleichzeitige Sehen mehrerer in ihrem Zeugnisse übereinstimmender Personen.
2. Durch das gleichzeitige Sehen und Fühlen mehrerer in ihrem Zeugnisse übereinstimmender Personen, wobei der sinnenfällige Eindruck dieser beiden Sinne im Einklang war.
3. Durch physikalische, von solchen Händen erzeugte Wirkungen, als z. B. Bewegung von Gegenständen vor den Augen der Zeugen,
4. Durch Erzeugung dauerhafter, physikalischer Wirkungen, und zwar:
   a) durch in Gegenwart mehrerer Personen hervorgebrachte Schrift;
   b) durch von derselben Hand auf weiche oder geschwärzte Substanzen hervorgebrachte Abdrücke;
   c) durch gewisse auf dieselbe Hand von den Anwesenden erzeugte Wirkungen;
   d) durch von derselben Hand aus einem gegebenen Stoff hervorgebrachte Gießformen;
   e) durch die Photographie solcher Hände.
5. Durch das Wägen materialisierter Formen, wenn sie die volle menschliche Gestalt erreichten.

Beschränkt sich die Materialisation auf Hände, so kann doch der übrige Organismus höchstens optisch fehlen, und das zeigt sich darin, daß die Funktionen solcher Hände intelligent sind. Um aus der Fülle des Stoffes nur ein einziges Zeugnis herauszugreifen, so sagt Crookes: „Da kam eine leuchtende Hand von dem oberen Teile des Zimmers hernieder, und nachdem sie einige Sekunden in meiner Nähe geschwebt hatte, nahm sie den Bleistift aus meiner Hand und schrieb schnell auf ein Blatt Papier, warf den Bleistift nieder und erhob sich dann empor über unsere Häupter, allmählich in Finsternis verschwindend.“ [1])

Zu den zwingendsten Beweisen gehören wohl die Gipsabgüsse materialisierter Hände. Sie werden auf folgende Weise erzielt: Man füllt ein Gefäß mit kaltem, ein zweites Gefäß mit warmem Wasser, auf dessen letzterer Oberfläche eine Schicht geschmolzenen Paraffins schwimmt. Man verlangt nun, daß die materialisierte Hand einen Augenblick in das flüssige Paraffin und sodann in das kalte Wasser sich eintauche. Wird dies mehrermal wiederholt, so bildet sich auf der Hand ein Paraffinhandschuh von einer gewissen Dicke. Wie nun eine menschliche Hand aus

[1]) Psychische Studien. 1874. S. 159. —

einem zugeknöpften und um das Handgelenk eng schließenden Lederhandschuh nicht herausschlüpfen kann, so könnte auch eine materialisierte Hand aus dem Paraffinhandschuh nicht herausschlüpfen, wenn sie nicht die Fähigkeit hätte, sich in demselben zu dematerialisieren. Die zurückbleibende Gießform kann sodann mit Gips ausgefüllt und darauf in siedendem Wasser abgeschmolzen werden. Die Gipsform zeigt dann bis in die kleinsten Details die genaue Form der Hand; dem Bildhauer aber ist eine solche Gipsform, weil sie keine Nähte zeigt, ganz und gar unerklärlich.

Das Gewicht dieses Beweises liegt besonders in der Verschiedenheit, die zwischen der Hand des Mediums und der aus Gips sich konstatieren läßt. Der Geologieprofessor Denton war es, welcher 1875 zuerst auf diesen Beweis verfiel, und er trieb die Bedingungen so weit, daß schließlich die Gießform in einem mit Schlüssel versperrten Kasten erlangt wurde. (171.) Diese Experimente, die Hartmann unwiderlegt läßt, sind mannigfach variiert worden, und zwar sind solche Gießformen, was die Bedingungen betrifft, auf viererlei Weise hergestellt worden:

1. Das Medium ist abgesperrt, die wirkende Gestalt bleibt unsichtbar.
2. Das Medium befindet sich vor den Augen der Zuschauer, die wirkende Gestalt bleibt unsichtbar.
3. Die wirkende Gestalt steht vor den Augen der Zuschauer, das Medium ist abgesperrt.
4. Die Gestalt und das Medium befinden sich gleichzeitig vor den Augen der Zuschauer.

Schließlich sei noch erwähnt, daß auch solche Fälle berichtet sind, wo die materialisierten Phantome ihre mit den Gießformen noch bedeckten Hände den Zuschauern darboten, so daß der Handschuh abgezogen werden konnte; daß ferner auch solche Gipsabgüsse erzielt wurden, an deren Besonderheiten die Person erkannt wurde, welcher diese Hand im Leben angehört hatte. So erhielt man bei einer Sitzung mit dem Medium Eglinton eine Gießform von der Hand eines kleinen Kindes, die eine leichte Entstellung zeigte und woran eine anwesende Dame die Hand ihres Mädchens erkannte, das im Alter von 5 Jahren in Südafrika ertrunken war. (203.)

Diese Gießformen bilden den Übergang zu den Materialisationen ganzer Gestalten, bei welchen es nun hauptsächlich auf den photographischen Beweis ankommt. Den Bedingungen nach, unter welchen dieser Beweis erzielt wurde, sind 5 Klassen zu unterscheiden:

1. Das Medium ist sichtbar; die Gestalt ist unsichtbar und wird photographiert.
2. Das Medium ist unsichtbar; die Gestalt ist sichtbar und wird photographiert.
3. Medium und Gestalt sind sichtbar; die Gestalt allein wird photographiert.
4. Medium und Gestalt sind sichtbar und beide werden zu gleicher Zeit photographiert.
5. Medium und Gestalt sind unsichtbar, die letztere wird in der Dunkelheit photographiert.

In Bezug auf die reiche Fülle photographischer Beweise muß ich auf das Buch von Aksakow verweisen. Wenn man zudem bedenkt, daß die Phantome gemessen, gewogen, auf Blutumlauf und Atmung geprüft

wurden, daß sie sich benehmen, wie menschliche Wesen, daß das Phantom bei Crookes zwei Stunden lang sich mit den Anwesenden unterhielt und aus seinem vergangenen Leben erzählte, so wird der Leser zugeben, daß die Hallucinationshypothese, von Leuten aufgestellt, die nie experimentiert haben oder auch nur Zuschauer waren, eine etwas starke Zumutung enthält. Ich wenigstens werde mich in alle Ewigkeit weigern, derartige Kamele zu verschlucken. Crookes ist übrigens nicht der einzige, der die Beweise so weit trieb. Auch Dr. med. Ritchman, welcher solche Doppelphotographien herstellte, sagt:

„Es gab für gewöhnlich keinen Fehlversuch bei diesen Operationen; sensitive und fixierende Bäder wurden dabei benützt und zur Leichtigkeit des Gebrauches wurden die gereinigten Platten im Voraus präpariert. Ich bin oft jeder „Geistgestalt“ bis in das Kabinett hinein nachgefolgt und habe sie und das Medium zusammen gesehen. In der That, ich habe die, wie mir scheint, möglichst wissenschaftliche Gewißheit, daß jede „Geistgestalt“ und die sterbliche Gestalt (des Mediums) von einander getrennte Individuen waren, da ich sie mit einer Menge von Instrumenten in Bezug auf ihre Atmung, ihren Blutumlauf, ihre Größe, ihr Gewicht, ihren Umfang u. s. w. sorgfältig untersuchte. In jeder geistigen oder körperlichen Hinsicht waren diese Geistergestalten majestätisch edel und überaus bezaubernd, trotzdem sie allmählich aus dem Nebeldunst aufzusteigen und andrerseits augenblicklich und absolut zu verschwinden schienen. Ich halte dafür, daß es irgendwo geistige Existenzen irgend einer Art geben muß, und daß die intelligenten Wesen, welche bei diesen Gelegenheiten anwesend waren, sichtbare, objektive „geistige Körper“ in irgend einer anderen als der gewöhnlichen materiellen Gestalt unseres irdischen Lebens, jedoch bewußt und denkend gleich uns selbst, der Sprache, der Ortsbewegung u. s. w. fähig, als ob sie noch im Fleische wandelten, waren. Nachdem ich wieder und wieder (im vollen Anblick kompetenter Beurteiler) mit dem Medium an der einen und dem „materialisierten Geiste“ an der anderen Seite einhergegangen bin, bei Ankunft und Abschied des letzteren die Hände mit ihm geschüttelt, mit ihm auch fast eine Stunde mich unterhalten habe, — hege ich keine Sympathie mehr mit dergleichen problematischen Einfällen als da sind optische und Gehörs-Illusionen, unbewußte Cerebration, psychische Kraft, Nerv-Aura u. s. w. . . . . Vernunft, Logik, Schlußfolgerungen u. s. w. ohne praktische Untersuchung sind nur Zeit- und Kraftverschwendung.“ (283—285.)

Hartmann, welcher meint, die Spiritisten auf die methodologischen Untersuchungsprinzipien erst aufmerksam machen zu sollen, hätte doch bedenken sollen, daß er selber einen methodologischen Fehler begeht, wenn er sich nicht vom Respekt vor den Thatsachen leiten läßt, und der Zweifel ihm zum Hauptzweck wird. Der Skepticismus gehört nicht zu jenen Dingen, die um so besser werden, je weiter man sie treibt; kritisch besonnen und wissenschaftlich berechtigt ist nur jener Zweifel, der genau am richtigen Punkte Halt zu machen versteht. Die Hallucinationstheorie hat ihre unüberschreitbare Grenze und verliert jeden Sinn, sobald für den Realitätsbeweis der spiritistischen Thatsachen Instrumente, photographische Platten, Wagen mit Registrierapparaten u. s. w. angewendet werden. Wenn wir z. B. sehen, daß bei spiritistischen Sitzungen die Medien den Gewichtsbetrag verlieren, den die Phantome gewinnen (299), so läßt sich gegen eine solche Thatsache auch mit den subtilsten Zweifeln nichts ausrichten.

Würde Hartmann nicht selber gestehen, daß er niemals einer Sitzung

beigewohnt hat, so müßte man es aus seinen Erklärungsversuchen erkennen. Ein Medium, das gleichzeitig ein ganz passives Wesen und ein aktiver Magnetiseur ist; welches sich selber Hallucinationen einpflanzt und diese auf die Zuschauer überträgt, so daß diese Phantome zu sehen meinen; kurz, ein Medium, welches schläft und träumt, und Zuschauer, welche mitträumen aber nicht schlafen; materielle, bleibende Veränderungen, welche von bloßen Hallucinationsgestalten bewirkt werden; endlich physikalische Instrumente, welche alle mitverzaubert sind und gegen die physikalischen Gesetze sich verhalten: — eine solche Beschreibung mag sehr fein ausgeklügelt sein, aber kein Spiritist hat je einer Sitzung dieser Art beigewohnt.

Mit solchen Theorien verletzt man den allerersten methodologischen Grundsatz, daß jede Erklärungshypothese dem Erklärungsobjekt angepaßt sein muß. Es ist ohne weiteres klar, daß dieser Grundsatz die Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Untersuchung ist. Eine Erklärung muß so lange gestreckt werden, bis sie die zu erklärende Thatsache erreicht und umschließt. Davon thut Hartmann das Gegenteil. Die unbequemen Thatsachen, die für ihn einen ganz unauflöslichen Rest bilden, übergeht er und verwirft sie; an den übrigen deutelt er herum und verändert sie so lange, bis sie sich seiner Erklärung fügen. Statt also die Erklärung den Thatsachen anzupassen, paßt er diese jener an. Bei diesem Verfahren wird aber das Gehirn zum Prokustesbett der Erfahrung. Seinen methodologischen Grundsatz, man solle „so lange als möglich mit natürlichen Ursachen auszukommen suchen und nicht ohne dringende Not zu übernatürlichen greifen" — wird niemand bestreiten. Wenn wir aber sehen, daß Hartmann die spiritistische Erklärung verschmäht, weil er eine im Medium liegende natürliche Ursache zu haben meint, dann aber bei der Erklärung des Hellsehens dennoch weit ausholt und bis zum absoluten Geiste greift, so erinnert dieses Verfahren an das Wort eines biederen Tirolers: Wenn ich recht frisches Wasser haben kann, so lasse ich den Wein stehen und trinke Schnaps.

Eine lange Betrachtung widmet Aksakow jenen intellektuellen Kundgebungen, die über das geistige Niveau des Mediums gehen. Wenn man liest, daß der von Charles Dickens unvollendet hinterlassene Roman von „Edwin Drood" durch ein ungebildetes psychographisches Medium in einer Weise vollendet wurde, wie es nach der Ansicht kompetenter Beurteiler Dickens selbst nicht besser hätte thun können, so ist zwar damit noch nicht die Autorschaft des letzteren bewiesen, aber jedenfalls kann man nicht mehr mit Hartmann sagen, daß die geistigen Kundgebungen niemals über die Fähigkeiten des Mediums oder der Zuschauer hinausgehen. Diese Grenze wird vielmehr sehr häufig überschritten. Einen sehr unfreiwilligen, darum aber auch sehr komischen Beleg dafür hat der bekannte Materialist Dr. Ludwig Büchner geliefert. Im Jahre 1860 erschien nämlich in Erlangen ein von Dr. Aschenbrenner aus dem Englischen übersetztes Buch von Hudson Tuttle: „Geschichte und Gesetze des Schöpfungsvorganges." Büchner und auch andere seiner materialistischen Kollegen haben diesem Buche großen Beifall gezollt und Auszüge daraus gebracht; ja Büchner

wollte, als er nach Amerika reiste, dem Verfasser seine Achtung bezeigen und suchte ihn in Cleveland auf. Aber Hudson Tuttle lehnte alle Lobsprüche bescheiden ab. Er ist ein einfacher Farmer, der, ohne eine besondere Erziehung erhalten zu haben, mit 18 Jahren wissenschaftliche Werke als — psychographisches Medium zu schreiben begann. Er schildert seine Unterredung mit Büchner:

„Ich fragte ihn, wie es kam, daß er meine Schriften von erklärtem spirituellen Ursprung citierte, um damit den Materialismus zu beweisen? Er erklärte, nicht gewußt zu haben, daß dieses ihr Ursprung war; er habe vermutet, daß ich ein Mann sei, der sich mit Muße ganz der Wissenschaft widme. Als ihm gesagt wurde, daß die Stellen, welche er citierte, nach Tagen körperlich anstrengender Arbeit durch höhere Kräfte, als meine eigenen, geschrieben wurden, äußerte er sehr höflich, daß ich eine große Kopfbildung besäße, und diese Wissenschaft jedenfalls irgendwo gehört oder gelesen habe.“ [1])

Es ist auch nicht richtig, daß niemals Fragen von wissenschaftlichem Charakter bei Sitzungen in befriedigender Weise gelöst worden seien. Der Generalmajor Drayson berichtet (402), daß er 1858 durch Vermittlung einer jungen Dame als Medium eine sehr befriedigende Erklärung der Rückläufigkeit der Uranusmonde erhielt, und schon 1859 durch dasselbe Medium belehrt wurde, Mars besitze zwei Monde, die bekanntlich erst später entdeckt wurden.

Die intellektuellen Kundgebungen zeigen sich also oft unabhängig vom Bildungszustand des Mediums, und wenn Hartmann behauptet: „Nur ein Medium, das schreiben gelernt hat, wird unwillkürlich oder fernwirkend Schriften produzieren können“, so ist nicht einmal das richtig. Das Kind der Mrs. Jenken (Kate Fox) begann mit $5^1/_2$ Monaten zu schreiben (410); ein zweimonatlicher Säugling gab psychographische Antworten auf Fragen (405) und ein Mädchen des Baron Seymour Kirkup psychographierte im Alter von 9 Tagen (417). Auch Sprechmedien kommen schon im Kindesalter vor und zwar nicht erst heute, sondern schon zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts, wie in dem merkwürdigen Buche von Misson zu lesen ist.[2]) Endlich wird der inspiratorische Charakter der Sprechmedien durch den Fall bewiesen, den der Richter Edmonds erzählt: Seine Tochter, ein junges Mädchen, das nur Englisch und etwas Französisch sprach, redete in 9—10 verschiedenen Sprachen, manchmal eine Stunde lang und mit der größten Fertigkeit (423). Sogar Mitteilungen im Telegraphen- und Taubstummenalphabet kommen vor (445).

Enthalten die Kundgebungen ein Fernsehen in Zeit und Raum, so läßt sich daraus noch nicht mit Sicherheit auf spiritistische Inspiration schließen, da das Fernsehen zu den Fähigkeiten der Somnambulen gehört und häufig die Form der Inspiration in dramatischer Spaltung annimmt. Diese Erklärung ist aber für Hartmann verschlossen, weil er das transscendentale Subjekt nicht anerkennt, und so muß er hier den gewaltigen Sprung zur Allwissenheit des absoluten Subjekts machen. Legen wir aber diesen Maßstab an die einzelnen Fälle an, so zeigt sich, wie viel natür-

---

[1]) Psychische Studien 1874. S. 93.

[2]) Misson: Theatre sacré des Cévennes.

licher die spiritistische Hypothese ist, als die metaphysische Hartmanns. Dr. med. Wolfe berichtet beispielsweise über das Medium Mansfield: „Ich habe Mr. Mansfield zwei Kommunikationen in demselben Augenblick schreiben sehen, die eine mit der rechten, die andere mit der linken Hand, und beide in einer Sprache, von der er keine Kenntnis hatte. Während er damit beschäftigt war, hat er sich mit mir über Geschäftsangelegenheiten unterhalten oder die vor diesem Doppelschreiben begonnene Unterhaltung fortgesetzt .... In dem einen Falle erinnere ich mich deutlich, daß Mr. Mansfield, während er mit zwei Händen in zwei Sprachen schrieb, zu mir sagte: ‚Wolfe, haben sie einen Mann in Columbia gekannt unter dem Namen Jacobs?‘ — Ich antwortete bejahend und er fuhr fort: ‚Dieser ist hier und wünscht, Sie wissen zu lassen, daß er diesen Morgen von seinem Körper abgeschieden ist!‘ — Diese Ankündigung erwies sich als wahr (460). Ein ähnlicher Bericht ist der des Generalmajors Drayson. In einer Sitzung teilte ihm das Medium die Anwesenheit eines Geistes mit, der erst kürzlich im Osten, aber nicht in Indien, gestorben sei; es sei ihm der Kopf abgeschnitten und der Körper in einen Kanal geworfen worden. Von diesem Freunde hatte Drayson seit drei Jahren nichts mehr gehört und er erfuhr dann, derselbe sei von Indien nach China aufgebrochen; erst einige Jahre später wurde ihm auch das Detail der Todesart bestätigt (504). Es fehlt aber auch nicht an Kundgebungen solcher Geister, die sowohl dem Medium als den übrigen Anwesenden vollständig unbekannt sind, deren Aussagen aber durch Erkundigungen bestätigt werden.

Aksakow hat sich ganz anders Mühe gegeben als Hartmann, die animistische Erklärung an die Phänomene zu legen und die Tragweite dieser Erklärung zu prüfen. Es giebt in der That physikalische und intellektuelle Phänomene, welche eine Fernwirkung des Organismus durch ein seelisches Prinzip in sich schließen; es giebt aber auch andere Phänomene, deren Besonderheiten uns nötigen, ihnen das gleiche seelische Prinzip, aber vom Körper befreit, unterzulegen, d. h. zur spiritistischen Erklärung zu greifen. Jeder unbefangene Forscher wird diese Sichtung des Materials vornehmen müssen.

Wenn wir nun aber sehen, daß die animistischen und die spiritistischen Kundgebungen dem Wesen nach identisch sind, so können wir der Folgerung nicht entfliehen, daß wir, die lebenden Menschen, unserem innersten Wesen nach identisch sind mit jenen Wesen, die nach ihrem Tode zur sichtbaren Erscheinung gebracht werden, daß wir also bei unseren animistischen Funktionen ausnahmsweise von Kräften Gebrauch machen, die im Tode ganz aus der Latenz treten und normal werden. Die animistischen Kundgebungen kommen nicht ausschließlich bei Medien vor, sondern auch bei Somnambulen. Auch alle Fälle von Doppelgängerei gehören hierher, und auch hier ist der Realitätsbeweis photographisch und durch Gießformen geliefert worden. Diese animistischen Phänomene treten nun offenbar nicht unter Vermittlung des Organismus, sondern trotz desselben ein, und daraus folgt, daß, was ohne den Gebrauch der Körperlichkeit geschieht, auch ohne den Besitz der Körperlichkeit geschehen kann, sogar um so leichter. Wenn wir sehen, daß eine Materialisation und ein Doppelgänger in allen wesentlichen Zügen sich gleichen, in beiden Fällen aber die Ähn-

lichkeit mit einem uns bekannten Wesen vorhanden ist, so müssen wir vermöge derselben Logik, womit wir den Doppelgänger auf einen lebenden Menschen beziehen, die Materialisation mit einem Abgeschiedenen beziehen.

Die körperliche Ähnlichkeit ist aber nicht das einzige Merkmal, woraus auf die Identität eines Phantoms mit einem bestimmten Abgeschiedenen geschlossen werden kann. Der Identitätsbeweis wird verstärkt, wenn die Kundgebung in einer dem Medium fremden, dem Abgeschiedenen aber bekannten Sprache geschieht, oder ein verstorbener Taubstummer von einem Medium derart Besitz ergreift, daß dieses das Taubstummenalphabet anwendet (660); wenn in die Kundgebungen der charakteristische Stil oder besondere sprachliche Eigentümlichkeiten eines Verstorbenen einfließen, wenn die Schriftzüge in einer dem Medium unverständlichen Sprache denen eines Verstorbenen gleichen (669) oder der Verstorbenen zahlreiche zutreffende Details über sein Leben giebt, da er doch weder dem Medium noch dem Zuschauern bekannt ist.

Der Identitätsbeweis wird noch weiter verstärkt, wenn das Medium eine nur ihm sichtbare Gestalt beschreibt, die in übereinstimmender Weise photographiert wird, und die einem Verstorbenen angehört, den niemand von den Anwesenden kannte. Um so zwingender wird der Identitätsbeweis, jemehr von den angeführten Merkmalen auf einen einzelnen Fall sich vereinigen. Aksakow bietet uns eine ganze Sammlung der merkwürdigsten Berichte, aus deren reicher Fülle ich nur den von Livermoore erwähnen will, der mit Kate Fox 388 Sitzungen hielt, von der 43. an die Gestalt seiner verstorbenen Frau Estella sah und verschiedene Kundgebungen der erwähnten Art erhielt. (748—751.)

Wir dürfen aber weder aus den physikalischen, noch aus den intellektuellen Kundgebungen auf einen korrespondierenden Zustand der Verstorbenen schließen; denn es ist eine den Spiritisten wohlbekannte Thatsache, daß Verstorbene für die Zeit ihrer Manifestationen sich mit den letzten Zuständen ihres irdischen Lebens wiederbekleiden müssen.

Lichtenberg hat einmal das Wort ausgesprochen, daß er gerne von Göttingen nach Hamburg auf den Knieen rutschen würde, wenn er sicher wäre, dort ein Buch zu finden, das ihm neue und wesentliche Aufklärungen metaphysischer Art bieten würde. Anders denken die Gelehrten von heute. Sie, die unter Umständen nur um die nächste Straßenecke zu gehen hätten, um einer spiritistischen Sitzung anzuwohnen und dort mehr metaphysische Aufklärung zu finden, als in dicken Kompendien steht, finden es nicht der Mühe wert, auch nur hinzugehen, ja — wie ich es selbst erfahren habe — sie weigern sich, wenn sie eingeladen werden. Auch die freilich zeitraubende Mühe wollen sie sich nicht geben, sich wenigstens litterarisch zu orientieren. Nun hat es ihnen Aksakow möglichst bequem gemacht: er bietet ihnen das Wissenswerteste aus dieser umfangreichen Litteratur, in zwei mäßige Bände zusammengestellt, einen Auszug aus Hunderten von Büchern und Zeitschriften, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet. Werden unsere Gelehrten jetzt wenigstens diese Gelegenheit benützen? Ich zweifle daran. Sie werden nach wie vor jeder Gelegenheit der Belehrung geflissentlich

ausweichen, um nicht in den Verdacht zu kommen, als hätten sie Belehrung überhaupt nötig. Sie werden nach wie vor fortfahren, über das Für und Wider der Unsterblichkeit Abhandlungen von großer philologischer Gelehrsamkeit zu schreiben, unter Wiederholung der längst als unzulänglich erkannten Argumente und Gegenargumente. Darum werden sie aber auch dem Tadel nicht entgehen, in ihrer Zeit als Anachromismen zu stehen; denn heute ist der Unsterblichkeitsbeweis empirisch zu erbringen, und zwar — die günstige Gelegenheit als gegeben vorausgesetzt — innerhalb 5 Minuten für jeden, den das Vorurteil nicht blind macht und der aus einer empirischen Thatsache logische Folgerungen zu ziehen vermag. Ja, dem noch viel strengeren Tadel werden solche Gelehrte nicht entgehen, daß es ihnen nicht um Wahrheit zu thun ist. Von den sonstigen Gegnern der modernen Bewegung, die diesem schwierigen Gegenstande kaum einige Minuten des Besinnens widmen, dann aber in einer „Gartenlaube", in den „Neuesten Nachrichten" oder einer „Neuen freien Presse" und ähnlichen Preßorganen auch noch die Fackel der Aufklärung leuchten zu lassen behaupten, — von solchen Gegnern will ich lieber schweigen; denn auf die Meinung solcher Leute kommt es überhaupt nicht an.

Ich habe im bisherigen ein relativ sehr kurzes Referat über das merkwürdige Buch von Aksakow geliefert, will aber, um nicht zu der Meinung Anlaß zu geben, daß ich Bücher von Gesinnungsgenossen blind acceptiere, schließlich nicht verschweigen, daß ich einiges daran auszusetzen habe. Ich vermisse z. B. ein Kapitel über die Leistungen „psychometrischer" Medien; ich vermisse ein Namens- und Sachregister, die gerade bei Büchern dieser Art von großem Nutzen wären. Ferner ist zwar anzuerkennen, daß Aksakow seinen Gegner Hartmann gründlich widerlegt hat; aber die durch das ganze Buch sich hindurchziehende Anlehnung an Hartmann macht den Eindruck eines stehengebliebenen Baugerüstes, das man gerne hinweggeräumt sähe und ohne welches das Buch nur gewinnen würde. Endlich würde ich es lieber gesehen haben, wenn Aksakow die philosophischen Folgerungen, die sich aus den spiritistischen Thatsachen ergeben, mehr im allgemeinen gezogen, als ihre Bedeutung gegen das Hartmannsche System betont hätte. Hartmann hat irgendwo gesagt, daß er — die Wahrheit des Spiritismus vorausgesetzt — lediglich genötigt wäre, in sein metaphysisches System ein Zwischenkapitel einzuschieben, und, wie es scheint, teilt Aksakow diese Meinung. Mir scheint dagegen die Tragweite der spiritistischen Thatsachen viel weiter zu reichen; das Zwischenkapitel, welches Hartmann einzufügen sich nicht mehr sträuben kann, wird den Ring seines Systems sprengen. Schon Hellenbach hat den Nachweis geliefert, daß, wenn wir den Spiritismus in die Weltformel einfügen — was heute nicht mehr von unserem Belieben abhängt —, zunächst der Pessimismus, der bei Hartmann ein absoluter ist, in einen transscendentalen Optimismus einmünden wird. Damit ist dem Urteile, das Hartmann über die Welt fällt, die Spitze abgebrochen, und der daran geknüpften Lehre von der Willensverneinung ist der Boden entzogen. Die ganze Phänomenologie des Unbewußten muß umgearbeitet werden; denn Hartmann kennt

nur zwei Quellen desselben: das physiologisch Unbewußte des Einzelindividuums und das metaphysisch Unbewußte des absoluten Geistes; mit dem transscendentalen Subjekt eröffnet sich nun aber eine dritte Quelle, und gerade Aksakow läßt dieselbe armdick hervorsprudeln. Die Moral, die Hartmann vergeblich zu begründen versucht hat, erhält nun im metaphysischen Individualismus eine Begründung; der kategorische Imperativ wird zur Stimme des transscendentalen Subjekts. Damit wird auch die ganze Religionslehre umgestaltet. Sogar die Ästhetik kann diesem Schicksale nicht entgehen, da ja das Unbewußte in der ästhetischen Produktion nunmehr aus der Quelle des transscendentalen Subjekts abzuleiten ist. Endlich wird durch eine Neubegründung des Individualismus nicht nur die Hartmannsche Philosophie, sondern die Philosophie überhaupt gleichsam von ihrem Isolierschemel herabgehoben; sie wird dann viel weniger eine Philosophie über die Welt, als eine Philosophie über den Menschen und seine Bestimmung sein, und die eminent praktischen Konsequenzen davon werden in unsere sozialen Verhältnisse ganz anders umgestaltend eingreifen, als es geschehen könnte, wenn etwa die Hartmannsche Philosophie mit ihrem absoluten und darum lähmenden Pessimismus in Fleisch und Blut der Menschheit überginge. Das ist wahrlich genug, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß durch Einschiebung des erwähnten Zwischenkapitels der ganze Ring des Hartmannschen Systems gesprengt wird.

Die spiritistischen Phänomene sind nun einmal Thatsachen. Die Gegner kämpfen gegen diese Thatsachen mit bloßen Theorien; das thut aber nur ein umgekehrter Don Quixote, welcher letztere seine schwere Lanze wenigstens gegen Windmühlen einlegte. Mag die Denkgewohnheit der Menschen noch so langsam sich abändern, so ist es doch nur eine Frage der Zeit, daß der Spiritismus seine Anerkennung finden wird. Seine Thatsachen beweisen nun aber die Existenz einer Individualseele und diese Annahme muß unvermeidlich unsere ganze Welt- und Lebensauffassung, wie unsere ganze Lebensführung im günstigsten Sinne beeinflussen.

Aksakow hat am Schlusse seiner Vorrede an sich selbst eine Frage gestellt: „An der Neige meines Lebens frage ich mich zuweilen: — habe ich wirklich gut gethan, so viel Zeit, Arbeit und Mittel dem Studium und der Verbreitung der Phänomene dieses Gebietes gewidmet zu haben? habe ich nicht einen falschen Weg eingeschlagen? bin ich nicht einer Illusion nachgejagt? habe ich nicht eine Existenz verloren, ohne daß etwas meine Mühe zu rechtfertigen oder zu vergelten schiene?"

Aber auf diese Frage Aksakows läßt sich keine andere Antwort erteilen, als die er sich selbst gegeben hat: „Für die Anwendung eines irdischen Lebens kann es keinen erhabeneren Zweck geben, als die transscendentale Natur des menschlichen Wesens zu beweisen versuchen, das zu einer weit erhabeneren Bestimmung berufen ist, als die phänomenale Existenz!"



Spuk.

Ein eigenes Erlebnis,

mitgeteilt von

Franz Potočnik.



Es war an einem nebligen Herbsttage des Jahres 1858, als ich sehr früh am Morgen von einem kleinen Landstädtchen Galiziens aufbrach, und nach einer ermüdenden Fahrt spät am Abend in Oświęcym, (sprich Oswientschim, deutsch Auschwitz) eintraf. Ich war damals k. k. Oberingenieur der Statthalterei in Lemberg. Wer vor 30 und mehr Jahren in jener Gegend gereist ist, wird zugeben, daß damals eine solche Fahrt in vielfacher Beziehung anstrengend, mit mannigfachen Entbehrungen verbunden war und thatsächlich kam ich in die gedachte Nachtstation um so ermüdeter, als ich den ganzen Tag nichts Warmes genossen hatte.

Der dortige Pächter des Stadthotels, Herr Löw, galt weit und breit als einer der besten Wirte und war gleichzeitig Pächter der dortigen Bahnrestauration, die mir von früheren Reisen in bestem Andenken stand. Nachdem ich nun im Stadthotel mein Nachtmahl genossen und nach polnischer Sitte den Thee genommen hatte, verlangte ich mein Nachtlager. Ein junger Bursche führte mich in den ersten Stock des ehemaligen Klosters, welches unsere profane Zeit infolge vorangehender Josephinischer Anordnungen in ein Hotel verwandelte. Am Ende einer weiten Halle, welche in früheren Zeiten fröhlichen Libationen der Mönche gedient haben mag, gegenwärtig aber von der Oświęcymer jeunesse dorée als Tanzsaal benutzt wurde, erreichten wir einen Klosterkorridor, an dem entlang sich die früheren Klosterzellen und gegenwärtigeu Gastzimmer befinden. Ich wurde in die letzte Zelle am Ende des Korridors einquartiert. Außer mir befand sich im ganzen Hotel kein Fremder. Nachdem ich noch die Zimmerthür mit Schloß und Riegel abgesperrt, begab ich mich zur Ruhe und löschte das Licht aus.

Ich mag vielleicht eine halbe Stunde gelegen haben, als ich beim hellesten Mondenscheine, der licht und voll in mein Zimmer leuchtete, klar und deutlich sah, wie sich die früher von mir sorgfältig geschlossene, meinem Bette gerade gegenüber befindliche Zimmerthüre langsam und vorsichtig öffnete und sich in derselben ein Gendarm in voller Rüstung zeigte, welcher sich, ohne in das Innere zu treten, forschend im Zimmer umsah. Ich

weiß es nicht, wie es kam, daß ich, überrascht durch den wunderbaren Besuch, nicht sogleich zum Sprechen kam, sondern daß sich der Gendarm, bevor ich ihn noch um die Ursache seines befremdenden Kommens fragte, zurückzog; unwillig über die unangenehme Störung und über mich, daß dennoch die Zimmerthüre nicht geschlossen haben dürfte, sprang ich aus dem Bette, um solches nachträglich zu thun, und — siehe da — die Thüre war mit Schloß und Riegel fest abgesperrt.

Nach der ersten Überraschung, wieso der Gendarm bei geschlossener Thüre eintreten konnte, lachte ich laut auf und dachte, dies alles sei nichts als die Wirkung eines lukrativen Nachtmahls — Alpdrücken.

Ich legte mich wieder zu Bette und versuchte zu schlafen; ich mag wohl wieder eine halbe Stunde gelegen heben, als ich abermals ganz deutlich die Thüre öffnen hörte und sah, wie sich durch dieselbe eine hohe, hagere Männergestalt vorsichtig und auffallend lauernd in das Zimmer schlich und mit seinen kleinen stechenden Augen forschend nach meinem Bette sah. Noch heute, nach mehr als 30 Jahren, sehe ich die Mephistopheles-Physiognomie, in der Gestalt eines entsprungenen Galeeren-Sträflings, welcher direkt von einem Morde zu kommen schien. Starr vor Entsetzen, griff ich mechanisch nach dem auf dem Nachtkästchen liegenden Revolver. Zu gleicher Zeit jedoch sprang auch der Mordgeselle von der Bank, auf die er sich bei der Thüre hingesetzt, auf, und machte katzenartig, anfangs ein paar Schritte langsam, stand dann aber mit einem Satze, mich scharf fixierend, einen Dolch in der erhobenen Hand vor meinem Bette, in welchem ich mich halb erhoben hatte. Mein ganzes Leben wird mir der grauenvolle Blick dieses hageren, spitzigen Teufelantlitzes, welches er jetzt, mich anstarrend, zu mir herunterneigte, unvergeßlich bleiben; und nun holte er zum Stoße aus, aber zu gleicher Zeit drückte ich los. Schuß und Stoß erfolgten zu gleicher Zeit. Ich schrie auf und sprang aus dem Bette; allein in demselben Augenblicke wurde die Thüre so scharf in die Klinke geworfen, daß es im ganzen Hause dröhnte, und ich hörte deutlich Schritte, welche sich von meinem Zimmer entfernten. Dann war ein Moment Ruhe.

Bald darauf stürmte der Hotelpächter mit seinem Jungen erschreckt und mit dem Ausrufe in das Zimmer: Was ist geschehen? Wer hat geschossen?

„Ich", war die Antwort, in meiner höchsten Aufregung. „Haben Sie ihn nicht gesehen?"

„„Wen?"" fragte der Wirt. — „Nun ihn, dem der Schuß galt. Wer war es? ich glaube der lebendige Teufel."

Als ich aber nun in kurzem den Vorfall erzählte, fragte mich Herr Löw: warum ich denn abends nicht die Thüre schloß? — „Aber Herr", gab ich zur Antwort, „fester schließen, als ich solches that, konnte ich nicht; wenn aber diese Thüre trotzdem offen war, so mag das begreifen, wer es kann, ich vermag es nicht."

Der Hotelier und sein Zimmerkellner blickten sich verständnisvoll an Herr Löw aber warf rasch hin: „„Kommen Sie Herr, ich gebe Ihnen ein anderes Zimmer; hier dürfen Sie nicht bleiben.""

Der Junge nahm mein Gepäck und wir verließen das Zimmer, in dessen Seitenwand wir vorher noch die Revolverkugel, welche ich abschoß, fanden.

Ich war viel zu aufgeregt, um schlafen zu können, und wir begaben uns dann zurück in das ebenerdige Gastzimmer, welches, da Mitternacht schon vorüber war, leer stand. Auf meinen Wunsch ließ der Wirt einen Punsch bereiten, und als wir uns nun gegenüber saßen, erzählte mir Herr Löwe folgendes:

„„Sehen Sie Herr, mit dem Zimmer, welches Ihnen heute in meinem ausdrücklichen Auftrage als Schlafgemach zugewiesen wurde, hat es eine ganz eigentümliche Bewandtnis. Seit der ganzen Zeit, daß ich dies Hotel in Pacht habe, ist noch niemand, welchen ich in das Zimmer, einquartierte, aus demselben ohne Schrecken geschieden; der letzte, welcher vor Ihnen dort schlief, war ein Tourist aus dem Harzgebirge. Wir fanden ihn am Morgen vom Schlage gerührt tot am Boden des Zimmers. Seit der Zeit — es sind seitdem wohl zwei Jahre verstrichen — hielt ich dies verhängnisvolle Zimmer verschlossen. Als Sie nun gestern abends ankamen, glaubte ich, Sie wären bei Ihren mir bekannten, so entschlossenen Charakter der rechte Mann, um dem Spuk dieses Zimmers auf den Grund zu kommen. Das aber nun, was Sie erfahren haben, ist hinreichend, um mir die Pflicht aufzuerlegen, jenes Gemach für immer zu schließen.""



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Im Namen Gottes.

Auto-Suggestion mystisch veranlagter Personen.

Von

Hübbe-Schleiden,

Dr. jur.



Schon öfter haben wir unseren Lesern Einsendungen von Frau Mutschlechner mitgeteilt. Dieselben prägen stets ihr Wesen unverhohlen aus und sind in vieler Hinsicht recht bezeichnend für die süddeutsche Art des Denkens und Empfindens. Eine solche Mitteilung ist auch die folgende, deren Benützung hier die Einsenderin uns freundlichst gestattet hat:

Ein Fräulein Lindhammer in München sagte einst zu meiner Mutter: wenn man sich irgend eine Brandwunde, sei sie groß oder gering, zuzieht, und man denke dann sofort im Augenblick des Schmerzes: „Jesus ich danke dir!" so fühle man keinen Schmerz und fast nie zeige sich eine Wunde, Blase oder dergleichen. Als meine Mutter darüber lächelte, berichtete sie ihr aus eigner Erfahrung den Fall: sie sei Porzellanmalerin und habe sich einst durch Brennendwerden einer ätherischen Flüssigkeit am Körper und den Beinen furchtbar verbrannt, jedoch im Augenblick des Unglücks habe sie noch an den magischen Satz gedacht. Man brachte sie nun zwar ins Krankenhaus, aber sie fühlte fast keine Schmerzen und alle Ärzte wunderten sich über ihre unbegreiflich schnelle Heilung.

Ich konnte damals der Sache keinen rechten Glauben schenken, aber als ich selbst mir bald darauf einmal kochende Waschbrühe über die bloßen Füße goß, fiel mir sonderbarerweise sofort dieser Satz ein und das unverhoffte Resultat war — daß ich gar keinen Schmerz fühlte, weder Blase noch Wunde, nicht einmal eine Röte an den Füßen bekam.

Und seither hat sich mir diese wunderbare Erfahrung oft und stets mit dem gleichen Erfolge wiederholt; bei jeder Art Verbrennung, die sonst immer äußerst schmerzhafte, langwierige Folgen für mich hatten, hilft dies Wort, aber nur, wenn im ersten Augenblick mit Inbrunst gedacht und innerlich gesprochen.

Daß eine solche Auto-Suggestion wirksam sein kann, ist für keinen Sachkenner zu bezweifeln, so wenig jetzt für irgend einen Mann der Wissenschaft noch Grund vorhanden ist, an der möglichen Echtheit religiöser Stigmatisation mittelst schwärmerischer Auto-Suggestion zu zweifeln, seit-

dem hervorragende Experimentatoren wie Professor von Krafft-Ebing in Graz, Dr. Liébeault in Nancy und viele Andere solche Stigmatisation mittelst Fremd-Suggestion bei hochgradig sensitiven Hypnotisierten, künstlich nachahmend, erzeugt haben. Daß die Wirksamkeit auch jener Auto-Suggestion stets einen hohen Grad von Sensitivität voraussetzt, folgt daraus von selbst; und mehr noch ist als Vorbedingung eine stark mystische Grundstimmung selbstverständlich. Parallelen hierzu höheren und niederen Grades sind aber nicht schwer zu finden.

So ist es ein sehr wirksames Mittel gegen Mücken- oder Fliegenstiche im Sommer, wenn man sofort ernsthaft ein Pentagramm über den Stich zeichnet. Natürlich ist auch dieses Auto-Suggestion; und sehr oberflächliche, leichtfertige Menschen müssen daher schon sehr hoch-sensitiv veranlagt sein, wenn ihnen solches Pentagramm nützen soll. Übrigens thut irgend ein anderes Zeichen, an dessen Wirksamkeit die betreffende Person glaubt, offenbar die gleichen Dienste.

Interessanter sind die Parallelen höherer Art hierzu, die nicht nur eine intensivere mystische Seelenstimmung, sondern vor allem auch eine stärker entwickelte Willenskraft voraussetzen. Bekannt genug ist, daß nichts wirksamer ist, sich von einer Hallucination oder einem sogenannten „Spuk", sei er nun rein subjektiver oder sogar objektiver Natur, zu befreien, als eine ernsthafte Beschwörung „im Namen Gottes". Diese ist in Wirklichkeit nur wieder eine krampfhafte Anspannung des eigenen Willens, obwohl freilich solche Anrufung nur religiösen Menschen helfen wird.

Einen Fall dieser Art teilt uns gleichfalls Frau Mutschlechner aus ihrem eigenen Leben mit. Wir wollen ihren Bericht hier zunächst in seiner ganzen Unbefangenheit wiedergeben, ehe wir ihn zu erklären und zu beurteilen versuchen. Diese Mitteilung ist folgende:

Ich war sechzehn Jahre alt, gesund, lebensfroh und heiter. Vor kurzem war ich von einem dreijährigen Aufenthalt, zum Zwecke der Erziehung, in einem Salesianerkloster, in die Heimat zu meiner Mutter zurückgekehrt. Jener Aufenthalt aber hatte keineswegs irgend welche fanatische oder düstere Ideen in mir großgezogen. — Meine Mutter wohnte zu jener Zeit in der ehemaligen Frühlingsstraße in München, und ich bekam dort ein freundliches Zimmerchen, mit ganz freier Aussicht auf den Garten des ehemaligen Prinz Karl-Palais.

Ein „Spuk", von dem ich hier berichten will, und der mir stets unerklärlich blieb, ereignete sich damals zuerst an einem klaren, heitern Septemberabend, bezw. Nacht.

Es mochte so gegen 10 Uhr sein; der Vollmond beleuchtete klar jeden Gegenstand; ich war soeben zu Bett gegangen, aber noch vollständig wach. Plötzlich ließ mich ein unbeschreiblicher, kurzer, pfeifender, kreischender Schrei in die Höhe fahren, und die Augen dahin richtend, wo der Laut herkam, sah ich etwas — ungefähr in Größe einer Ratte, aber mit schwarzen Flügeln und mit Krallen, ähnlich einer Fledermaus, — in pfeilschnellen Kreisen um das Madonnenbild rasen, das über meinem Bette hing, etwa 50mal. Ich blieb, gelähmt vor Schreck, ganz ruhig im Bette sitzen und schaute ihm zu, bis es plötzlich mit einem gellen Schrei in die Mauer verschwand. Nun sprang ich aus dem Bette und zu meiner Mutter nebenan, ihr den unerklärlichen Vorgang zu berichten. Diese wollte mir das Erlebte ausreden und meinte, ich hätte

wohl geträumt. — Endlich legte ich mich wieder schlafen, und für diese Nacht hatte ich Ruhe.

Die folgende Nacht schlief ich ruhig ein, ohne auch nur an den Vorgang der vergangenen Nacht zu denken. Gegen 12 Uhr war es mir, als riefe jemand wiederholt laut meinen Namen; ich legte mich auf die Seite und wollte weiter schlafen, da erhielt das ganze Bett einen mächtigen Stoß und eine unwiderstehliche Macht zwang mich völlig zu erwachen und aufzusitzen. Im nämlichen Augenblick schwirrte es kreischend und rauschend durch die Luft, um wieder das Madonnenbild mit kurzen Schreien in rasender Schnelligkeit zu umkreisen, und ich mußte, mußte positiv hinsehen, obwohl ich fühlte, daß mich das Entsetzen schier tötete. Da nahm ich all meine Willenskraft zusammen, und es gelang mir, die Worte hervor zu stoßen und zwar laut: „Im Namen Gottes." Weiter brachte ich es nicht; im selben Augenblick war alles weg. Ich betete dann ein „Vaterunser", und es gelang mir wieder einzuschlafen.

Nun hatte ich zwei oder drei Nächte Ruhe. Dann kam der Spuk wieder; diesmal mit einer kleinen Veränderug in meinem Zustand. Ich wurde nämlich gerufen oder geschüttelt, bis ich zu mir kam und ganz erwachte; kaum schlug ich aber die Augen auf, so befand sich mein ganzer Körper wie in einem gelähmten Zustande, ich konnte kein Glied, keinen Finger rühren und war doch hellwach, so war ich gezwungen, dem immer gleichen Beginnen des Spukes zuzusehen und fühlte mich dabei von einer Qual befangen, daß der Schweiß mir auf der Stirne stand. Sprechen konnte ich nicht, und so konzentrierte ich meine ganze Seelenkraft darauf, die Worte „Vaterunser" &c. zu denken; es gelang mir auch, und mit einem gellen Schrei, dessen markerschütternden Laut ich Zeit meines Lebens im Gehör behalte, war alles weg, ich konnte mich wieder regen.

So ging es fort, ein ganzes Jahr. Manchmal blieb das rätselhafte Wesen eine ganze Woche aus, und ich glaubte mich erlöst, dann aber erschien es wieder in rascher Aufeinanderfolge. Ich war von da ab während des Spukes immer in derselben alpartigen Lähmung, obwohl ganz wach, — aber immer verschwand es sofort, sobald es mir gelang, den Beginn des Vaterunsers, oder nur das Wort „Gott" fest, innig und vertrauend zu denken.

Wir zogen darauf in eine andere Wohnung, und ich dachte der Spuk, an den ich mich schließlich fast gewöhnt hatte, werde nun sicher ausbleiben. Einige Zeit war dies auch so, bis er plötzlich eines Nachts, Schlag 1 Uhr, unter denselben Erscheinungen wieder kam. Dann kamen Pausen von Wochen, Monaten, zuletzt von einem halben Jahre und nach 19 Jahren bekam ich ihn nicht mehr zu sehen. Er gehörte aber zu den widerwärtigsten und grauenhaftesten Ereignissen der Art, die ich je erlebte, und ich konnte nie einen Grund für diese Erscheinung entdecken; das besagte Madonnenbild war ein äußerst liebliches, eine Kunstvereinsprämie (Stahlstich), und es hängt noch jetzt, nach 20 Jahren, über meinem Bette.

Was die sachliche Beurteilung dieses Falles anbetrifft, so ist mit fast vollständiger Sicherheit anzunehmen, daß die Ursache dieser alpartigen Wahrnehmungen ausschließlich in der frei spielenden Thätigkeit (Phantasie) der unbewußten Psyche der Dame zu suchen ist. Alpdrücken führt sich physiologisch auf verminderte Sauerstoffzufuhr zum Blute während des Schlafes zurück. Dadurch entstehen Athembeschwerden, und diese stellen sich in der subjektiven Empfindungssphäre der Schlafenden als ein Druck dar, für den die (träumende) Einbildungskraft jedes Menschen ihm leicht irgend eine Ursache vormalt, wie sie gerade seinen äußern Tageseindrücken oder seinen phantastischen Vorstellungen entspricht. Daß der Eindruck

solcher eingebildeten Ursachen nach außen verlegt wird, ist etwas durchaus Gewöhnliches und findet seine Parallele schon in der Thatsache, daß man sehr oft die Ursache von Schmerzen an der Peripherie seiner Nerven sucht, während dieselbe nur im Nervenzentrum liegt. Daher ist es auch nichts Ungewöhnliches, daß durch innere (eingebildete, geträumte) Eindrücke körperliche Empfindungen verursacht werden. Ferner hat die Willenshemmung im Schlafe, namentlich bei intensiven Phantasieeindrücken, leicht eine Bewegungsunfähigkeit zur Folge (Schrecklähmung, Kataplexie). Der grelle Schrei aber, den die Träumende gehört, kann entweder eine in der eben beschriebenen Weise nach außen projizierte Gehörs-Hallucination gewesen sein, oder sogar — was in diesem Falle vielleicht wahrscheinlicher — von der schlafwachen Träumerin, ohne es zu wissen und zu glauben, selber ausgestoßen worden sein; dadurch wurde dann ihr ganz Wachwerden erleichtert.

Irgend eine weitere, objektiv übersinnliche Veranlassung für die hier mitgeteilten Wahrnehmungen anzunehmen, liegt hier keinerlei Ursache vor; und zwar dies um so weniger, da die subjektiven Eindrücke nicht an den Ort, sondern nur an die Träumende und an das unschuldige Madonnenbild gebunden waren. Daß aber dieser „Spuk"-Eindruck regelmäßig in der gleichen Weise wiederkehrt, beruht auf sogenannter „Association" der unbewußten Seelenvorgänge. Sobald immer in dem Befinden der Dame um die Nachtzeit wieder die gleiche Verfassung eintrat wie in jener ersten Nacht — was um so eher möglich, da diese Stimmung an sich gar nicht eine besonders ungewöhnliche, beängstigende gewesen zu sein braucht —, so stellte sich naturnotwendig wieder jene anfangs als ein Phantasiespiel damit verbundene Vision ein.

Daß freilich außerdem fremde übersinnliche Einflüsse (metaphysisch) dabei mitgewirkt haben können, vermag man niemals als von vornherein unmöglich zu bezeichnen; hier aber liegt dafür wenigstens gar kein Anhalt vor. In gegebenen Fällen jedoch kann man sich auf ähnliche Weise, wie die hier angegebene, auch von objektiveren Spukeindrücken befreien, bei denen irgend welche fremden Willenseinflüsse im Spiele sind. Dies wird leicht verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der eigene sowie jeder andere Einzelwille substanziell nur der Weltwille sind, in dessen Namen die beschwörende Anrufung statthat, während doch die Wirkung sich uns nur als Aufraffung des eigenen Willens darstellt. Solche Wirkungen gehören zu dem, was Schopenhauer „Wille in der Natur" nannte. Das Wesen alls Daseins ist ja eine Einheit.



Klopfgeister vor dem Jahre 1848,

nach gleichzeitigen Aufzeichnungen mitgeteilt

von

Karl Kiesewetter.

In dem „Compte rendu du Congrès spirite et spiritualiste international de 1889, tenu à Paris du 9. au 16. Septembre" finde ich auf Seite 18 gelegentlich der „Naissance du Spiritualiste [1]) moderne" erwähnt, daß das bekannte Klopfen zu Hydesville nicht in der Familie Fox, sondern in der eines Deutschen, Namens Michael Weckmann, begonnen habe. Dies ist in der That also, und zufällig bin ich in der Lage, den ersten deutschen, im damaligen „Morgenblatt" 1849 Nr. 67 erschienenen Bericht über das amerikanische Geisterklopfen den Lesern der Sphinx mitteilen zu können. Es heißt daselbst:

„Ein Herr Michael Weckmann in einem kleinen Dorf Wittesville [2]) in der Grafschaft Maine wurde in der Nacht durch Klopfen erweckt. Als er das Geräusch das erste Mal vernahm, glaubte er, es sei jemand vor der Thür, und eilte zu öffnen; aber nichts war zu erblicken. Er wollte sich eben wieder zu Bett begeben, da klopfte es lauter und deutlicher als zuvor. Wieder eilte er zu der Thüre, und wieder war niemand zu sehen. Er ging auf die Straße; dort war alles still. Kaum war er wieder im Zimmer, so klopfte es von neuem. Mit der Zeit jedoch hörte das Klopfen auf, und Weckmann vergaß die Sache, bis eines Nachts sein Töchterchen von acht Jahren unter lautem Geschrei erwachte, und die ganze Familie sich angstvoll um ihr Bett versammelte. Es war Mitternacht. Sie sagte, eine kalte Hand sei über ihr Gesicht gefahren und habe sie schaudern gemacht. Sie zitterte an allen Gliedern und wollte lange nicht in diesem Zimmer schlafen.

Achtzehn Monate darauf wurde das Haus an einen Herrn Fox vermietet, einen Methodisten, der eine Frau und drei Töchter hatte und unter seinen Mitbürgern in großer Achtung stand. Er bezog dasselbe im Dezember 1847, und im März 1848 fing das sonderbare Klopfen wieder an. Es war am Abend, als man sich eben zur Ruhe begeben wollte, und die Familie suchte lange nach der Ursache des störenden Geräusches umher, jedoch ohne Erfolg. Die Mädchen, die schon im Bette waren, fingen an aus Spaß mit den Fingern zu schnippen, und siehe, der Geist machte es ihnen nach. Hierauf rief die eine: „Nun zähle mit mir: eins, zwei, drei, vier &c." und indem sie bei jeder Zahl in die Hände schlug, that der Geist es gleichfalls. Dies erschreckte sie, und sie wurde still.

[1]) Soll wohl heißen: Spiritualisme.

[2]) Fälschlich anstatt Hydesville.

Frau Fox forderte den Geist jetzt auf, zehn zu zählen, und zehn Töne erschollen. Sie fragte dann nach dem Alter ihrer Tochter Katharina, und die richtige Anzahl Schläge erfolgte; ebenso bei den übrigen Kindern. Frau Fox fragte nun, ob es ein menschliches Wesen sei, das dieses Geräusch mache, und keine Antwort erfolgte; sie fragte ferner, ob es ein Geist sei, und wenn dem so, so solle er dies durch zwei starke Schläge bestätigen.

Die Schläge erfolgten. Sie fuhr nun fort mit ihren Fragen, bis sie in Erfahrung gebracht, daß der klopfende Geist einst in einem Manne gewohnt, der Krämer gewesen und hier in seinem 31. Jahre ermordet worden sei; er habe eine Frau und fünf Kinder hinterlassen, von denen erstere zwei Jahre nach seinem Abscheiden gestorben. Sie fragte dann, ob sie die Nachbarn herbeirufen dürfe, den Geist klopfen zu hören, und erhielt eine bejahende Antwort.

Die Nachbarn schienen sehr aufgelegt, die Familie samt ihrem Geiste auszulachen. Aber wie wurde den Frauen, als der Geist ihnen sämtlich ihr Alter aufs genaueste mitteilte, eine Wissenschaft, die doch der Familie Fox wie der ganzen übrigen Welt ein tiefes Geheimnis war. Der nächste Morgen sah das ganze Dorf um das Haus versammelt; aber der Geist sprach an diesem Tage nicht. Sonntag, den 2. April in der Morgenstunde fiel es ihm indessen mit einemmal ein, sich bemerkbar zu machen, und er redete den ganzen Tag fort, wobei sich zu Zeiten mehr als fünfhundert Zuhörer einstellten.

Ein Komitee wurde ernannt, die Sache zu untersuchen, und der Bericht desselben, der mit dem oben Gesagten übereinkommt, wurde in New York durch eine Flugschrift bekannt gemacht. — Zunächst erfahren wir nun, daß auch im Hause eines Herrn Sunderland in Boston ein Geist sein Wesen treibt, und gleichfalls durch Klopfen die an ihn gerichteten Fragen beantwortet. Hier ist der jüngst verstorbene Sohn des Hauses der Klopfende, und als Herr Rufus Elmer, ein neugieriger Besucher, die Frage wagt, ob seine verstorbene Tochter nicht auch kommen könne? macht diese sich zum Erstaunen des Vaters sogleich durch eine besonders liebliche Stimme bemerklich. Beide Herren genießen seitdem das Glück, die verstorbenen Glieder ihrer Familie immer um sich zu empfinden.

Nun fängt es auch in der Stadt Ravenna zu klopfen an. Herr Johann Clackner verliert einen Sohn, und wenige Monate nach dessen Absterben klopft dieser und giebt durch geklopfte Buchstaben, wahrscheinlich auf dieselbe Art, wie die Gefangenen auf dem Spielberg sich durch Klopfen Mitteilungen machten, folgendes kund:

„Ich fürchtete mich zu sterben, jetzt aber bin ich glücklich. Weine nicht um mich. Ich habe weiter nichts zu sagen, als daß du bald bei mir sein wirst. Du hast nur noch wenige Tage zu leben. Ich habe geendet.“ Worauf der Vater: „Wenn dies der Geist meines Sohnes Johann ist, so klopfe er mir die Zahl der Buchstaben seines ganzen Namens.“ Die richtige Zahl erfolgt, worauf Johann sich für diesmal zurückzieht.

In Stratford (Cincinnati) bei einem Geistlichen, dem hochehrwürdigen Dr. Phelps, einem Manne von 60 Jahren, der eine zahlreiche Familie hat, zieht aber eine ganze Bande böser Geister ein, die von keiner Unterhaltung, von keinem Klopfen und keinen sanften Warnungen wissen wollen. Es scheinen Dämonen zu sein, wie weiland in die Säue fuhren. Sie machen einen unsinnigen Lärm im Hause, stürzen die Stühle über einander, schrecken den alten Herrn durch den Anblick einer Leiche in seinem Bett, die bei näherem Hinschauen in zusammengefalteten Betttüchern besteht, reißen Thüren und Fenster auf, stehlen das Brot aus dem Schranke, kurz, spielen ganz die Rolle von neckenden Kobolden. Mitunter schreiben sie ihm aber auch Briefe. Am 28. Juli 1850 fiel die erste dieser Episteln aus der Luft herab, deren Inhalt jedoch höchst weltlich klingt.

In Sandy-Hook New Town ist gleichfalls eine Bande böser Geister eingerückt, und Herr Lorenz Hook sieht die Stühle in seinem Zimmer umhertanzen, die Tische in die Luft steigen, und längst gestorbene Glieder der Familie thun ihre Gegenwart kund."

Was die spukhaften Vorgänge bei Dr. Phelps und Lorenz Hook anlangt, so bieten dieselben durchaus nichts Neues, sondern kommen zu allen Zeiten und bei allen Völkern vor, worüber ich früher ziemlich Ausführliches zusammengestellt habe.[1]) Nur will ich hier noch nachtragen, daß das Gestalten von Puppen aus Kleidern, Tüchern rc. durch unsichtbare Hand ziemlich häufig vorkommt, so z. B. 1691 beim Spuk in Annaberg[2]), 1722 beim Spuk von Sandfeld[3]), 1730 beim Spuk im Hause des Professor Schuppart in Gießen[4]) u. s. w. In die Kategorie der direkten hier bei Dr. Phelps auftretenden Schrift gehören die bekannten, die ganze ältere Zeit durchziehenden vom Himmel gefallenen Briefe, von denen man in Haubers Bibliotheca magica einige erbauliche Exempel nachsehen kann, ferner die angeblich vom Teufel ausgelieferten Pakte, die Charaktere und Geistersiegel in den alten Zauberbüchern u. s. w.

Über das Geisterklopfen in älterer, ja zum Teil in uralter Zeit habe ich ebenfalls wohl schon mehr als meine Vorgänger auf dem Gebiet der Geschichtsforschung des Occultismus gesammelt[5]), doch ist in diesen Ausführungen meist nur von einem einfachen Geisterklopfen und nur wenig von dem typtologischen Frage- und Antwortspiel die Rede. Ich will an dieser Stelle den berühmtesten älteren derartigen unter dem Namen des „Klopfgeistes von Dibbesdorf" bekannten Vorgang kurz schildern:

Im Jahre 1767 ließ sich zu Dibbesdorf im Hause des Kotsassen Anton Kettelhut am 2. Dezember abends 6 Uhr plötzlich ein Klopfen hören, welches aus der Tiefe zu kommen schien. Kettelhut glaubte, daß sein Knecht klopfe, um die Mägde in der Spinnstube zu necken, und ging hinaus, um demselben einen Eimer Wasser über den Kopf zu gießen; aber er fand den Knecht nirgends. Als sich das Klopfen nach einer Stunde wiederholte, neigte man der Ansicht zu, daß es von einer Ratte herrühre, weshalb man am nächsten Tag Wände, Decken und Fußböden aufriß, ohne auch nur das kleinste Loch zu finden. Abends wiederholt sich das Klopfen, und nun beginnt das Haus nicht für geheuer zu gelten, und die Mägde wollen daselbst keine Spinnstunde mehr halten; aber bald nimmt das unheimliche Geräusch ein Ende, jedoch nur um in dem etwa hundert Schritt entfernten Wohnhause des Kotsassen Ludwig Kettelhut, einem Bruder des vorigen, seinen Unfug noch stärker zu beginnen; hier rumorte das „Kloppeding" abends in einer Stubenecke.

---

1) Vgl. Sphinx VII., 40 u. 41 und: „Der Spuk von Resau." Berlin, Sigismund, 1889. Anhang.

2) Remigius: Dämonolatria, deutsche Ausgabe, Hamburg, 1695. Anhang.

3) „Curieuse und wahrhaffte Nachricht oder Diarium von einem Gespenst und Polter-Geist" u. s. w. von Heinr. Georg Hänell, Hamburg 1722. 8⁰.

4) Horst: Dämonomagie, Anhang.

5) „Sphinx" I. 3., S. 213. ff., I, V, S. 522 ff., V. 26, S. 133, II. 2, S. 115, III. 13. 37., VI. 19, S. 41 und IV. 21, S. S. 183.

Den Bauern wurde die Sache unheimlich, und der Ortsvorstand macht Anzeige bei Gericht, welches zwar anfangs von einer so lächerlichen Sache nichts wissen wollte, aber endlich auf stetes Andringen der Bauern am 6. Januar 1768 in Dibbesdorf erschien, um eine Untersuchung des Vorfalles vorzunehmen. Wände und Decken des Kettelhutschen Hauses werden ihrer Bedeckung entkleidet, ohne daß sich auch nur der kleinste Schlupfwinkel findet, wo sich ein spektakelndes Thier, geschweige denn ein Schabernack übender Mensch hätte aufhalten können, und die Familie Kettelhut legt einen feierlichen Eid ab, daß ihr die Ursache oder der Urheber des Klopfens unbekannt sei.

Bis jetzt hatte man das „Kloppeding“ gewähren lassen, ohne eine Unterhaltung mit ihm zu führen; jetzt aber fragte ein beherzter Bauer aus Waggum: „Kloppeding, bist du noch da?“ und noch weiter, als das „Ding“ vergnügt weiter hämmerte: „Wie heiße ich denn?“ Das „Kloppeding“ schwieg bei einer ganzen Reihe genannter falscher Namen und trommelte wieder lustig, als der richtige Namen des Bauern ausgesprochen wurde. Nun bekommen auch die übrigen Bauern Mut und einer derselben fragt: „Wieviel Knöpfe habe ich an meiner ganzen Kleidung?“ Es klopfte sechsunddreißigmal hintereinander, und der Bauer findet beim Nachzählen der Knöpfe die Zahl völlig richtig.

Von jetzt ab verbreitete sich der Ruf des „Kloppedings“ in der ganzen Gegend. Allabendlich wanderten Hunderte von Braunschweigern nach Dibbesdorf, und selbst neugierige reisende Engländer fanden sich ein. Eine dort aufgestellte Abteilung Landmiliz war zu schwach, um den Andrang des Publikums zurückzuhalten, und mußte durch eine Wache von Bauern verstärkt werden. Die Neugierigen wurden einzeln durch ein Spalier von Wachen in das Klopfzimmer gelassen, so groß war der Zudrang, und das „Kloppeding“ zeigte denn auch, vielleicht um die ihm erwiesene Aufmerksamkeit zu erwidern, eine erstaunliche Thätigkeit. Hier einige aktenmäßig beglaubigte Thatsachen: Fragte man nach der Zahl und Farbe der vor dem Hause haltenden Pferde, so erfolgte durch Klopfen die richtige Antwort. Schlug man ein Gesangbuch auf und fragte nach der Nummer des Liedes, welche der Fragende mit dem Finger bedeckt hatte und die er selbst nicht vorher angesehen hatte, so klopfte es prompt und unmittelbar auf die Frage die der Nummer entsprechenden Schläge. Das „Kloppeding“ gab an, wieviel Menschen zugleich in der Stube oder im Hausflur waren und beantwortete die Fragen nach Alter, Haarfarbe, Stand und Gewerbe Anwesender durch entsprechende Klopflaute. — Ein Bürger aus Stettin wollte bei der Frage nach seinem Geburtsort das „Kloppeding“ irre führen und nannte über hundert Ortsnamen; es schwieg zu allen und schlug einen wahren Wirbel, als endlich der Name Stettin genannt wurde. — Ein schlauer Braunschweiger hatte, um das „Kloppeding“ irre zu führen, ungezählt eine große Anzahl Pfennige in seinen Beutel gefüllt und fragte nun nach deren Menge; es erfolgten 681 Schläge, welchen beim Nachzählen genau 681 im Beutel befindliche Pfennige entsprachen. Es klopfte einem Bäcker die Anzahl der am

Morgen gebackenen Zwiebacke, einem Kaufmann die Zahl der am Tag vorher verkauften Ellen Band und die Höhe einer von der Post empfangenen Geldsumme heraus; es pochte auf Verlangen im Takte der Dreschflegel[1]) und zwar so laut, daß den Leuten Hören und Sehen verging. Wenn beim Essen das Gebet gesprochen wurde, so verfehlte es niemals, beim Amen zu klopfen, was jedoch den Küster nicht hinderte, das „Kloppeding" — allerdings vergeblich — zu exorcisieren.

Infolge des allgemein verbreiteten Gerüchtes begaben sich selbst die Herzöge Karl und Ferdinand von Braunschweig nach Dibbesdorf und stellten Fragen an das „Kloppeding", welche dasselbe ebenso prompt beantwortete als die übrigen. Nun beauftragte der regierende Herzog Karl einen Arzt und einen Rechtsgelehrten mit der Untersuchung der Sache, worauf die gelehrten Herren das Klopfen als eine Wirkung unterirdischer Quellen erklärten. Sie ließen acht Fuß tief bohren und fanden, da Dibbesdorf dicht an den nassen „Schunterwiesen" liegt, natürlich Wasser. Nun war der Betrug „erwiesen" und obiger Knecht wurde als die Quelle desselben betrachtet. Alle Dibbesdorfer wurden angewiesen, zu einer bestimmten Zeit sämtlich in ihren Behausungen zu bleiben, und auch der Knecht wurde von der Kommission streng beaufsichtigt. Trotzdem beantwortete das „Kloppeding" den Gelehrten alle Fragen, und es blieb denselben nichts übrig, als den Knecht freizulassen.

Aber „es rast die Justiz und will ihr Opfer haben". Sie stempelte nun die Eheleute Kettelhut, unbescholtene, rechtliche Kleinbauern, die durch die Klopferei geradezu in Verzweiflung gebracht und durch das Durchwühlen ihrer Wohnung arg geschädigt waren, zu Betrügern, indem sie deren junges Kindermädchen durch Versprechungen und Drohungen zu der Erklärung brachten, daß ihre Herrschaft das Klopfen hervorbringe. — Jetzt wanderten die Eheleute Kettelhut ins Gefängnis, worauf das Kindermädchen unter Thränen schwur, es sei von den Gerichtsherren zu einer Lüge verleitet worden; seine Herrschaft sei so gewiß unschuldig, als der Herr im Himmel lebe; darauf widerrief es feierlich die zuerst gemachte Aussage. — Die Kettelhuts wurden trotzdem noch drei Monate im Gefängnis gehalten, aber — das „Kloppeding" rumorte während derselben, von Anfang Dezember bis in den März hinein, unverwüstlich weiter, und die hochwohlweisen Kommissarien sahen sich, als sie die Gefangenen ohne Entschädigung freigelassen hatten, zu der Erklärung an den Herzog gezwungen, „daß sie zwar alle nur möglichen Wege der Untersuchung eingeschlagen, aber nichts entdeckt hätten, was Licht in dieser Sache gebe, deren Aufklärung der Zukunft vorbehalten sei".

Aus dem Aktenmaterial machte der Pfarrer Capelle im Jahre 1811 einen Auszug, welcher — obwohl er mehrfach abgedruckt wurde, doch heute sehr selten geworden ist; er diente diesem Referat zur Grundlage. —

---

[1]) Bereits 1661 beim Spuke von Tedworth klopfte, wie Joseph Glanvil, der Hofprediger Karls II selbst beobachtete, der Spuk auf Verlangen damals übliche Märsche.

Bekanntlich sagte **Lessing** anläßlich der Dibbesdorfer Klopferei, daß ihm dabei fast sein ganzes Latein ausgehe; minder bekannt ist aber sein folgender, aus gleichem Anlaß gethaner Ausspruch, welcher sich in seiner Bündigkeit sehr wohl der gewundenen und auf Schrauben gestellten Ausdrucksweise Kants in seinen „Träumen eines Geistersehers“ gegenüber stellen läßt:

„Wir glauben keine Gespenster mehr? wer sagt das? oder vielmehr was heißt das? Heißt es soviel: wir sind endlich in unsern Einsichten so weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster in Widerspruch stehen, sind so allgemein bekannt geworden, sind auch dem gemeinen Mann immer und beständig so gegenwärtig, daß ihm alles, was damit streitet, notwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muß? das kann es doch nicht heißen. Wir glauben keine Gespenster, kann nur so viel heißen: in dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als dawider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Übergewicht gegeben; einige Wenige haben diese Art zu denken, und viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton.“ [1])

Es sei mir gestattet, noch folgendes merkwürdige Beispiel des Geisterklopfens aus der Zeit **vor** 1848 aus „Dublin Freemans Journal“ vom 22. Juli 1841 mitteilen zu dürfen.

„Am Donnerstag den 15. Juli abends wurde eine achtbare Familie, aus einem Herrn, einer Frau und zwei Dienstboten bestehend und ein einzeln gelegenes, mit einem kleinen Garten umgebenes Haus in der südlichen Vorstadt von Dublin bewohnend, durch einen lauten, sehr ungewöhnlichen Lärm aufgeschreckt, der sich durch heftiges Klopfen an der Thür und als schwere Fußtritte in einem Zimmer des ersten Stocks und an der Vorplatztreppe vernehmen ließ. Man untersuchte augenblicklich das ganze Haus; indessen war keine Ursache des gehörten Lärms zu entdecken, und man kann sich daher leicht vorstellen, welche Unruhe dadurch erweckt wurde. Personen, welche in einem gegenüber liegenden Hause wohnten, wurden herbeigeholt; man erschöpfte sich in Vermutungen, um den Lärm zu erklären, aber derselbe blieb ein Geheimnis. Die geheimnisvollen Töne wiederholten sich in der folgenden Nacht und zwar lauter als das erste Mal, wie auch in der Nacht des Sonnabend und Sonntag, wo zwei bis drei Freunde der Familie aufblieben und alles mögliche versuchten, die Ursache der Töne zu entdecken, indem sie vermuteten, es könne jemand einen Streich spielen wollen; alle Mühe, zu einer Entdeckung zu gelangen, blieb jedoch fruchtlos.

An dem darauf folgenden Montag war die Familie mit ihren Freunden, im ganzen sieben Personen, beisammen, entschlossen, die Nacht bis zum Morgen zu wachen und nochmals zu versuchen, das Geheimnis womöglich zu enthüllen. Alle Thüren wurden sorgfältig verschlossen, ausgenommen die der zwei Zimmer, in welche man sich verteilt hatte, nämlich das Mägdezimmer im oberen Stock und ein Zimmer des Erdgeschosses. Man hatte gefunden, daß das Klopfen nur stattfinde, wenn die Lichter ausgelöscht waren [2]), ein Umstand, der, nebenbei gesagt, verdächtig schien; man löschte demnach die Lichter aus, hielt jedoch Schwefelhölzer in Bereitschaft, um

---

[1]) Hamb. Dramat. W. W. Bd. 24. S. 84 f.

[2]) Hier wurde also bereits das Verhalten des Lichtes zu mediumistischen Vorgängen beobachtet.

sie jeden Augenblick wieder anzünden zu können. Ein paar Minuten, nachdem das Zimmer in Dunkelheit versetzt worden war, schrie die ältere der beiden Mägde, die auf dem Bette saß, laut auf und sagte, sie sehe ein Angesicht, welches sie früher schon gesehen zu haben glaube, und im stande sein würde, wieder zu erkennen, wenn es wieder erscheine. In demselben Moment wurden indes die Lichter angezündet, und die Gestalt verschwand; zu gleicher Zeit hörte man jedoch drei laute Schläge an die Thüre von außen her, und die Personen im untern Teil des Hauses, von der Heftigkeit des Lärms herbeigezogen, sprangen die Treppe hinauf und in das Zimmer; inzwischen konnte niemand Fremdes daselbst oder überhaupt im Hause aufgefunden werden. Man löschte nun zum zweitenmal die Lichter aus, und die Magd rief hierauf sogleich, daß sie die Gestalt wieder sehe und daß es die ihres Bruders sei, der vor zehn Monaten gestorben war. Die Sensation, welche dieser Mitteilung folgte, läßt sich besser vorstellen, als beschreiben. Die Frau vom Hause beschwor die Magd, das Wesen anzureden, das sie für ihres Bruders Geist halte, und es erfolgte denn auch eine Unterredung, jedoch wurde nur eines der Sprechenden von den Anwesenden gehört; die Magd indessen wiederholte die Worte, die sie von den Lippen des Gespenstes zu hören glaubte, indem sie zugleich ihre Verwunderung ausdrückte, daß dieselben den andern nicht ebenso hörbar seien, als ihr selbst.[1]) Der Geist sagte ihrer Meinung nach, daß er nicht in den Himmel kommen könne, bevor er einige Angelegenheiten hienieden geordnet habe, und da er Erlaubnis erhalten habe, mit ihr zu sprechen, so sei er genötigt gewesen, sich zu verhalten wie er gethan habe. Er erwähnte hierauf einiger unbedeutender Schulden, die er bezahlt zu sehen begehre[2]), die sich indessen im ganzen nur auf ungefähr sieben Schilling beliefen, welche er sieben verschiedenen Personen schuldete. Er sagte zum Schluß, daß, wenn dieses geordnet sein werde, er sie für die Zukunft nicht mehr beunruhigen werde, und verschwand hierauf. Die arme Magd schien während des ganzen Vorgangs fürchterlich unter den Wirkungen des Schreckens zu leiden, und zwei Personen mußten sie in sitzender Stellung aufrecht halten, während alle Anwesenden mit atemlosen Erstaunen, wahrscheinlich nicht ohne Schaudern und Grausen, zuhorchten.

Am sonderbarsten bei der ganzen Sache ist der Umstand, daß, nachdem man am folgenden Morgen Erkundigungen eingezogen hatte, die sämtlichen in dem geheimnisvollen Auftritt der vorigen Nacht angegebenen Schulden sich genau so befanden, wie sie bezeichnet worden waren, obgleich die betreffenden Gläubiger fast gar nicht mehr daran dachten, und auch die Schwester des Verstorbenen, ihrer feierlichen Versicherung nach, früher nicht die mindeste Kenntnis davon hatte. Es mag dienlich sein, hier anzuführen, daß die betreffende Familie samt der Magd der anglikanischen Kirche angehört. Auch müssen wir erwähnen, daß der Hausherr selbst starke Geisteskräfte besitzt, daß einer von denen, welche Montag nachts zusammen aufblieben, ein Arzt von Ansehen hier in der Stadt ist, der die Familie bediente, daß der Zweite ein achtbarer Handelsmann und zugleich Kirchenältester bei der presbyterianischen Kirche in Dublin ist, und daß der Dritte ein bei letzterem in Diensten stehender ehemaliger alter Soldat ist, sämtlich nervenstarke Personen und sehr skeptisch in Bezug auf übersinnliche Wirkungen, und dennoch, wie wir glauben, fest überzeugt von der „vollkommenen Wahrheit der eben erzählten Thatsachen."

---

[1]) Alles dies entspricht genau den den Übergang zu den eigentlichen spiritistischen Manifestationen bildenden Geistererscheinungen der Kernerschen Kreise.

[2]) Theoretisch äußern sich über diese Wünsche Abgeschiedener Swedenborg, Eschenmayer, Kerner u. a. Ich erinnere auch an den bekannten Fall der Erscheinung des verstorbenen Dörien im Braunschweiger Carolinum im Jahre 1746.

Dies sind die Umrisse dieses sehr sonderbaren Ereignisses, und das Ende war, daß die Familie am verwichenen Dienstag in ein anderes Haus zog, und daß die Magd noch sehr leidend scheint infolge der Aufregung, in die sie versetzt wurde."

Fünf Tage darauf, am 27. Juli 1841, enthält dasselbe Journal noch folgenden Artikel über den Fortgang dieser Angelegenheit:

Wir liefern nachträglich folgende nähere Angaben, deren Veröffentlichung uns erlaubt wurde, über die sonderbare und geheimnisvolle Geschichte von dem übernatürlichen Lärm und der unterstellten Erscheinung eines Verstorbenen bei seiner Schwester, worüber die hauptsächlichsten Umstände bereits vorige Woche von uns berichtet wurden. Wir müssen inzwischen vorausschicken, daß es uns nicht gestattet ist, die Namen des Herrn und der Frau zu nennen, in deren Haus der geheimnisvolle Auftritt stattfand, und aus begreiflichen Gründen ebensowenig die Nummer des Hauses, in welchem sich solcher zutrug; wir müssen jedoch wiederholen, daß sowohl der Herr selbst, als diejenigen, die mit ihm in der Nacht, wo die Erscheinung stattfand, wachten, Personen von der größten Achtbarkeit und unbezweifeltsten Wahrhaftigkeit sind, auch eine dieser Personen, wie wir bereits angegeben, ein in Eccles-Street wohnender Arzt ist. Zunächst haben wir nun nachzutragen, daß John Fortune der Name des Verstorbenen ist, der „von jener Grenze, von der kein Sterblicher zurückkehrt", gekommen sein soll, um diese sinnliche Welt wieder zu besuchen. Er war Angestellter (porter) bei der Dublin- und Kingstown-Eisenbahn und verlor vor etwa 10 Monaten sein Leben infolge von Verletzungen, die er mehrere Monate zuvor dadurch erhalten hatte, daß er heftig zwischen zwei Eisenbahnwagen gequetscht wurde. Der Verstorbene war Katholik. Die Aufzählung der Schulden, deren Berichtigung der Geist verlangt haben soll, muß ihrer Geringfügigkeit wegen als ein unzureichender Grund erscheinen, eine Seele in der andern Welt zu beunruhigen, und daher über die ganze Geschichte den Schein der Unwahrscheinlichkeit verbreiten. Folgendes waren, soviel wir uns zu erinnern vermeinen, die verschiedenen Schuldbeträge, nämlich:

	Schilling		Pence	
An Mr. Smith, Kleiderhändler in Marylane, Saldo einer Summe von 30 Schilling, für welche der Verstorbene einen Rock bei ihm gekauft hatte	1	Schilling	—	Pence
Dem Herrn Smith war die Schuld ganz aus dem Sinn gekommen, und da er überdies wußte, Fortune sei gestorben, so erwartete er niemals, den kleinen Restbetrag, den er ihm schuldig geblieben, zu erhalten.				
An Mr. Murphy, Schenkwirt in Townsend Street . .	—	"	7	"
Da zwei Personen desselben Namens in derselben Straße dasselbe Geschäft treiben, und die Schwester des Verstorbenen nicht wußte, welchem von beiden ihr Bruder das Geld schuldig war, so ging sie und ihre Dienstfrau zu beiden; der wirkliche Gläubiger wußte aber nichts von der Schuld, bis er nach seinem Schreiber geschickt und seine Bücher hatte nachsehen lassen, wo sich alsdann die Angabe des Geistes vollkommen richtig fand.				
An eine Obstfrau am Bahnhof in Westland-row . .	—	"	3	"
Dieselbe hatte, soviel wir wissen, die Schuld ebenfalls vergessen.				
An einen andern Gläubiger für Getränke bei verschiedenen Gelegenheiten	3	"	—	"
An eine Frau Marshal an Sir John Rognosons Quai, als Saldo einer Schuld für Schlafgeld	2	"	—	"
Zusammen	6	Schilling	10	Pence.

An diese letzte Schuld reiht sich einer der außerordentlichsten und unerklärlichsten Umstände der ganzen Geschichte. Es findet sich nämlich, daß, als die Magd am vergangenen Dienstag, am Morgen nach dem schreckensvollen Auftritt zwischen dem unsichtbaren Besucher und seiner Schwester, hinging, diese Schuld zu berichtigen, Frau Marshal, wie sich später herausstellte, im Irrtum war, 9 Schilling als Saldo verlangte, den der Verstorbene, soviel sie sich erinnere, ihr noch schulde. Frau . . . . . wollte so viel nicht bezahlen und sprach am folgenden Tag mit ihrem Mann darüber. Dies fand in der neuen Wohnung statt, in welche sie am nämlichen Morgen eingezogen waren, wobei zu bemerken ist, daß sie fast die Miete eines Jahres opfern mußten für das Haus, das sie verlassen hatten, weil sie ihren Mietskontrakt so plötzlich abbrachen, und die Magd war gerade ausgegangen, um etwas zu besorgen. Herr . . . . . ging im Zimmer auf und ab und äußerte, es sei jedenfalls am besten, der Frau Marshal zu zahlen, was sie verlange, um die Sache los zu sein, als augenblicklich das nämliche hohlklingende geheimnisvolle Klopfen, womit sie nunmehr vertraut geworden waren, sich an der Zimmerthüre laut hören ließ. Herr . . . . sagte seiner eigenen Angabe nach feierlich: „Hier ist es wieder!" ergriff zugleich bei dem dritten Schlag die Klinke der Thür und öffnete dieselbe rasch in der festen Erwartung, seinen geheimnisvollen Besuch nun selbst zu erblicken. Es war indessen weder auf dem Vorplatze noch auf der Treppe oder irgend sonst wo jemand zu sehen, von dem das Klopfen hätte ausgegangen sein können; eine Dame aber, die im obern Stock wohnte, hörte den Lärm und erkundigte sich, was das Klopfen zu bedeuten habe, wußte aber auch von niemandem, der es hätte verursacht haben können. Bald nachher kam Frau Marshal und sagte, sie habe nun gefunden, es sei richtig, daß sie nur noch zwei Schilling zu fordern habe, worauf die Schuld sofort berichtigt wurde. Dies sind die Thatsachen des Vorgangs, wie sie von den betreffenden Personen fest geglaubt werden."

Soweit das Dubliner Journal von 1841. — Der geneigte Leser sieht, daß die Vorgänge zu Hydesville gar nichts Neues bieten, und daß ihr Referent in dem anfangs genannten „Morgenblatt" ganz in seinem Recht ist, wenn er, die Bekanntheit der Phänomene betonend, am Schlusse seines Aufsatzes sagt:

„Man sieht, mit dem ganzen Gepäck der europäischen Kultur ist vollständig auch der Gespensterglaube über das große Meer geschleppt worden und führt dort auf neu umgebrochenen, ungeschichtlichen Boden dieselben kleinen Schauerdramen auf, welche seit dem Altertum, in wunderbarer Gleichförmigkeit sich wiederholend, die poetische Kraft der Menschenseele völlig bewiesen und die Frage nach einer uns umringenden Geisterwelt offen gelassen haben."

Nun ist allerdings der Gespensterglaube nicht über den Ocean geschleppt worden, sondern die betreffenden Erscheinungen traten hier so spontan auf wie in Europa, und die wunderbare Gleichförmigkeit erklärt sich einfach aus der Identität der zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorhandenen Thatsachen. Daß aber der Glaube an derartige Vorgänge in Amerika binnen kurzem ganz anders im praktischen Leben Boden gewann, als in der alten Welt, liegt daran, daß der Amerikaner weder wissenschaftlichen noch religiösen Konservatismus besitzt, daß er gewohnt ist, rücksichtslos seine Meinung zu sagen, daß er trotz aller geschäftlichen Nüchternheit und Geriebenheit (Smartness) wie kein Zweiter zur Sektenbildung neigt und endlich — weit praktischer ist, als der ihm an Wissen überlegene Deutsche.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die ethische Bewegung.

Von

Dr. Fel. Pruskowitz.

Die „ethische Bewegung" ist ein überaus wichtiges Kulturmoment, das zuerst in Nordamerika zu Tage trat. Felix Adler in New-York gebührt der Ruhm, dortselbst die erste Gesellschaft für ethische Kultur begründet zu haben. Bald entstanden nach dem Vorbilde dieser ähnliche Gesellschaften in Chicago, Philadelphia, St. Louis und anderen Städten der Vereinigten Staaten. Der glänzendste, berühmteste und wohl der eigentlich erwählte Name dieser Bewegung ist der William Mackintire Salters, des Sprechers der ethischen Gesellschaft in Chicago, dessen Buch „Religion der Moral" (in einer von Georg von Gizycki veranstalteten Übersetzung) auf viele einen fesselnden Eindruck machte. Wer das merkwürdige Buch las, mußte sich sagen, daß seit Marc Aurel niemand so hinreißend schön und eindrucksvoll über Moral gesprochen, niemand für dieses scheinbar so schwierige Gebiet solchen Enthusiasmus zu erregen verstanden hat. Die Morallehre eines Salter verhält sich zu derjenigen Immanuel Kants, obwohl sie auf letzterer fußt, dennoch wie ein Reich, in dem volle Freiheit und das Gute freiwillig herrscht, sich zu einem Militärstaate verhält, in dem die Menschen durch strenge Zucht zur Pflichterfüllung angetrieben werden.

Der Vermittler Salters, Professor von Gizycki in Berlin, hat neuestens eine Übertragung einiger moralischer Reden von Stanton Coit veröffentlicht.[1]) Coit, der schon durch seine Doktordissertation: „Die innere Sanktion als Endzweck des moralischen Handelns", mit der er an der Universität Berlin promovierte, die Sympathie vieler Philosophen sich erworben hat, ist gleich Mr. Salter ein Amerikaner von englischer Herkunft und steht wie dieser noch in jungen Jahren. Nachdem Coit seine philosophischen Studien an der Berliner Universität beendet, kehrte er in seine Heimat zurück, wurde von Felix Adler in New York als ethischer Lehrer in den dortigen Armenquartieren angestellt und oblag seinem Berufe mit solchem Eifer und solcher Selbstvergessenheit, daß er in jenem von

[1]) „Die ethische Bewegung in der Religion", von Dr. Stanton Coit, deutsch von Georg von Gizycki, Leipzig 1890, bei O. R. Reisland.

mephitischen Dünsten erfüllten Stadtviertel sogar, ohne daß dies erforderlich gewesen wäre, wohnte, nur um stets in der Nähe seiner Schützlinge zu sein. Vor drei Jahren erhielt Dr. Coit einen Ruf an die neubegründete South Place Ethische Gesellschaft von London und wurde nach einigen erfolgreichen Probereden sogleich angestellt. Das Amt eines solchen Moralpredigers ist kein leichtes, muß er doch außer anderen Obliegenheiten allwöchentlich über ein neues Thema vor der Gemeinde sprechen. Dr. Coit scheint es jedoch, wie das vorliegende Buch beweist, nicht allzuschwer zu fallen, bedeutende und interessante Themen zu finden und sie gründlich und zugleich geistvoll in litterarisch abgeschliffener und bilderreicher Sprache zu behandeln.

Vergleicht man Coits Buch und Salters „Religion der Moral“, so muß man allerdings zugestehen, daß aus letzterem Werke ein feinerer, beredterer, enthusiastischerer und hinreißenderer Geist zu uns spricht. Salter besitzt eben einen undefinierbaren Reiz des Persönlichen, wie ihn die großen Religionsstifter und überhaupt alle Persönlichkeiten besaßen, welche auf die Massen gewirkt haben. Hingegen finden wir in Coits Buch die Ausstrahlungen eines besser geschulten, philosophisch gebildeteren, ja eines umfassenderen und überlegeneren Geistes. Coit ist weit mehr ein Denker als Salter, doch fehlt es auch ihm keineswegs an Schwung und an Befähigung zu unmittelbarer Wirksamkeit.

Wenn Dr. Coit sein Buch die „Ethische Bewegung in der Religion“ benennt, so will er nicht nur damit sagen, daß sich die neue Lehre in keinem feindlichen Gegensatz zur Religion befinde, sondern daß die neue Lehre selbst eine Art Phase im religiösen Leben bedeute, nicht aber eigentlich Religion, sondern Ethik ist, wie der Verfasser in dem Kapitel „Warum Ethik statt Religion?“ auseinandersetzt. Freilich kann man fragen, warum Dr. Coit, da es sich um Ethik und nicht um Religion handelt, das Wort Religion nicht ganz aus dem Spiele läßt? Doch will ich an dieser Stelle nicht wiederholen, was ich in meinen philosophischen Schriften über die Notwendigkeit der Vermeidung der Bezeichnung Religion für den Ausbau der neuen Lehre des näheren ausgeführt habe.

Was die Vertreter der ethischen Gesellschaften von sich und ihren Genossen fordern, ist in erster Hinsicht die Hingabe an das Gute, in dem Sinne „wie ein Vater gut ist, weil er für das dauernde Wohl seines Kindes sorgt, wie ein Bürger gut ist, weil er seinen persönlichen Gewinn der Wohlthat des ganzen Volkes zu opfern bereit ist“. Sehr scharf fixiert Dr. Coit in der ersten Rede, „die ethische Bewegung“ betitelt, die Stellung der ethischen Gesellschaften. Obwohl ihre Mitglieder als solche sich jeder übersinnlichen Hypothese enthalten, so lehnt Dr. Coit mit Recht die Bezeichnung derselben als „Agnostiker“ ab. Die Gesellschaft als solche behauptet und verneint hinsichtlich der letzten Dinge nichts, gestattet hingegen jedem ihrer Mitglieder, sich seine eigenen Anschauungen zu bilden, seien dieselben theistische oder atheistische. Die Gesellschaft will nicht nach dem, was sie nicht ist, sondern nach dem, was sie ist, benannt werden, nämlich als ethische Gesellschaft.

Als zweite Lehre bezeichnet Coit, daß jeder Mensch die höchste Ehrfurcht seines Herzens auf die Erfüllung jeder einzelnen Pflicht richten muß. Verwandt mit dieser Lehre ist die Behauptung, „daß dies unser Leben, selbst wenn wir keine Aussicht auf ein unsterbliches Dasein haben, dennoch mehr als hinreichende Triebfedern enthält, für die Menschheit zu wirken und zu leiden und die schwersten Pflichten zu erfüllen". Das eigentliche Motto der ethischen Bewegung ist: „Chat, nicht Glaube", statt auf göttliche Hilfe zu warten, soll der Mensch durch eigene Kraftanstrengung und sittliche Aufraffung sich helfen. Für diejenigen aber, die wie Friedrich Nietzsche fragen: „Warum sollte ich recht handeln" und mit dieser absurden Frage Außerordentliches geleistet zu haben meinen, für sie hat Coit folgende Worte: „Es giebt so etwas, wie einen Mangel an moralischem Wahrnehmungsvermögen. Die Unwürdigkeit, die Verderbtheit, die in der Frage liegt: Warum sollte ich das Rechte thun? wird offenbar, wenn wir dieselbe bestimmter fassen und fragen: Warum sollte ich für mein Kind sorgen? Warum sollte ich mein Weib nicht schlagen? Warum sollte ich meinen Bruder nicht morden? Warum sollte mir Grausamkeit nicht Freude machen? Wenn jemand solche Fragen an uns richtet, so ziemt es uns, ihn zu bemitleiden und vielleicht zu verurteilen, aber nicht uns mit ihm in eine Erörterung einzulassen!"

In der dritten Rede, „Welche Ethik?" betitelt, thut Coit dar, daß die Ethik noch die unergründetste und unvollkommenste aller Wissenschaften sei. Dennoch herrscht über eine Anzahl fundamentaler Fragen Übereinstimmung des Denkens. Als die zwei Kardinalpunkte dieser Übereinstimmung bezeichnet der Redner folgende: 1) daß dieses Leben einem guten Menschen das darbietet, was er für eine ausreichende Vergeltung seiner Pflichterfüllung anerkennen würde; 2) daß menschliche Mittel, welche bisher noch nicht genügend versucht worden sind, sich als mächtig genug erweisen werden, eine weiter verbreitete und erhabene Begeisterung für die Menschheit hervorzurufen, als je zuvor in der Welt gewesen ist.

In dem Kapitel „Die Ethik des Gebets" stellt der Redner dar, daß das Gebet, an eine höhere Macht um moralische Hilfe gerichtet, unethisch sei, da der Mensch aus eigener Kraft sich helfen solle, berechtigt aber sei die an die Menschen gerichtete Bitte, „daß sie mit ihren entehrenden Gewohnheiten brechen, ihre falsche Äußerlichkeit überwinden, aufhören mit ihrer Grausamkeit und ihrer gedankenlosen Vernachlässigung anderer".

Überaus lesenswert ist das Kapitel „Wie das innere Leben zu erbauen ist". In dem Abschnitte „Die Anbetung Jesu" entwickelt der Redner, ebenso wahr wie schön, daß wir Jesu nicht anbeten, wohl aber ihm nachahmen sollen.

Ein gewisses Aufsehen dürfte in Deutschland die Rede über die „Ethik Shakespeares" machen, die zu den schönsten Abschnitten des gehaltvollen Buches zählt. Coit sagt: „Eine Quelle der Erlösung, die religiöse Idee einer waltenden Vorsehung, den Gedanken einer Hilfe von außerhalb des Menschen und der Natur verwirft Shakespeare . . . Wohl aber erkennt er ein Universum an, das dem Menschenwillen, der das Gute

erstrebt, dienen kann. Daher möchte ich sein System ein solches kosmischer Ethik nennen. Aber während es eine komische Lebensansicht ist, so ist es doch der Mensch, der Menschenwille, welcher die Heilmittel in sich entdecken und naturgemäß anwenden muß, die Kraft, durch welche er die Furcht vor dem Tode, vor Leiden und Sünde zu besiegen hat." An den chronologisch aufeinanderfolgenden Gruppen der Shakespeareschen Dramen legt unser Redner nun die fortschreitende Klärung und Vervollkommnung in des Dichters Weltanschauung dar. Erlösung würde (nach Shakespeare) nur vom Menschen selbst kommen. Aber auf die Frage: Wie soll ich leben, daß ich erlöst werde? giebt Shakespeare verschiedene Antworten. Zuerst sagt er: Vollkommene, spielende und launische Thätigkeit aller unserer Vermögen. („Sommernachtstraum", „Liebes Leid und Lust" zc.) Später sagt er: Heroische Werke, durch Vernunft und Gewissen eingeschränktes Handeln. Endlich heroisches Dulden („Wintermärchen", „Cymbeline", „Sturm").

Es geht ein starker, kräftiger Zug durch Coits Buch, in dem wir einer so hohen Auffassung der menschlichen Natur begegnen. Möchte das Werk viele Leser nicht nur zum Denken, sondern auch zum Handeln anregen, denn die ethische Bewegung hat praktische Ziele. „Handelt und ihr werdet wissen."



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das Licht,

das niemals leuchtet über Land noch See.

Von

Helen Wilmans.*)

Wie lange es her ist, daß ich begann, das gänzlich Unbefriedigende des Weltlebens, seiner Ziele und Kämpfe zu empfinden, kann ich nicht angeben; ich war aber noch ein Kind, als die Enttäuschung tiefe Wurzel in meiner Seele faßte und sich ihrer vollkommen bemächtigte. Dies erscheint um so seltsamer, als ich damals noch in der Blüte meiner Kraft stand, umgeben von allem Luxus der Zeit. Überdies war mein Leben reich an Erfolgen, die in den Augen junger Leute so großen Wert haben.

Diese kleinen Siege, die ich davontrug, konnten mir jedoch keine Befriedigung gewähren und wurden fortwährend getrübt durch die Frage: „Soll dies alles sein?"

Als ich in Gedanken in meine Zukunft blickte, erkannte ich, daß mich das Los aller anderen Frauen meines Kreises erwarte. Meine Schulfreundinnen, von großen Hoffnungen erfüllt, heirateten die Männer ihrer Wahl und mußten unmittelbar darauf erleben, daß sie, die noch vor kurzem abgöttisch Verehrten, zu Sklavinnen ihrer Gatten herabgesetzt wurden, bestimmt, eine schwere Bürde zu tragen. So wenigstens schien es ihnen. Auch ich bildete mir damals ein, daß die Männer allein die Freiheit genießen, die Frauen dagegen in Knechtschaft lebten; bald fand ich jedoch, daß beide Geschlechter Fesseln tragen, geschmiedet von einem

*) Eine der jüngsten Richtungen in der Mystik unseres Jahrhunderts ist die sogenannte psychische Therapie oder geistige Heilkunst. In der letzten Zeit hat sie in den Ver. Staaten von N.-Am. überaus weiten Umfang angenommen, und, wie es bei Erscheinungen solcher Art zu geschehen pflegt, auch viel unbewußte und absichtliche Täuschungen zu Tage gefördert. Für den Geist aber, von welchem die ersten, ernsten Meister dieser „Kunst" beseelt sind, mag als Beispiel diese Äußerung der Helen Wilmans in Georgia dienen. Dieselbe ist ihrem Blatte „Wilmans Expreß" entnommen. Man vergl. hierzu auch in unserm Oktoberheft 1887, S. 264 ff. und im Oktoberheft 1889, S. 245 ff.; ferner „Buchanan's Journal of Man", Dec. 1889, S. 573 ff.

und demselben Tyrannen: — der Unweisheit, und daß die Entwürdigung des Weibes vielleicht nur um einen Grad tiefer ist als die des Mannes.

Alle diese Gedanken behielt ich aber für mich und ging ihnen blos in der Einsamkeit nach. Ich wußte, daß meine Freunde sie als krankhaft bezeichnen und daß die Ärzte mich als eine an schlechter Verdauung und an der Leber Leidende behandeln würden.

Es sprudelte indes in meinem innersten Wesen eine lebendige Quelle des Glaubens an etwas Besseres, als was die Welt jemals zu geben im stande ist, etwas, von dem ich wußte, daß es bereits hienieden und in der Gegenwart erreichbar wäre, wenn wir nur den Schlüssel dazu finden könnten. Und so stark war dieser mein Glaube, daß er mir als Leuchte und als Stütze in dem Elend und den Widerwärtigkeiten meines späteren Lebens diente. Er verlieh mir Kraft, nicht nur diesen mutig die Stirn zu bieten, sondern auch sie zu unterwerfen und mich stets und unter allen Umständen als Sieger zu bewähren.

Auf diese Weise entging ich dem Schicksal, welches das Leben anderer Frauen meines Standes zerstört. Durch den Glauben an jenes erreichbare Ideal, von dem ich eben sprach, wurde ich gefeit gegen den Tod und die Todesfurcht, gegen Krankheit und jede Ansteckung; er machte mich stark im Ertragen von Leiden, denen die meisten ohne Zweifel erliegen würden. Und zwar duldete ich nicht etwa, wie der Sklave die Peitsche duldet, sondern mit dem unvertilgbaren Bewußtsein, daß mir ein Sieg bevorsteht, daß ich einst frei sein werde von allen Banden, ja selbst — sollte ich es wollen — von der Welt überhaupt.

„Einst!" Dieses „Einst" ist immer meine Zuflucht gewesen. Niedergeschlagen, zermalmt, fühlte ich meine Qualen nicht und rettete mich in das „Einst". Armut mit ihrer nimmer endenden Plage wurde mein täglicher Gefährte, allein ich beachtete ihn nicht; je härter er mich drückte, um so näher, däuchte mich, sei jenes ersehnte „Einst". Der Tod entriß aus meinen Augen das Teuerste, was ich im Leben besaß: auch dann blieb mir nichts übrig, als das „Einst", das immer näher zu mir heranrückte, bis ich endlich auch körperlich allem Kummer und Leiden durch das weitgeöffnete Thor des „Einst" entging, dessen Herrlichkeit sich dann in meinem Leben zu verwirklichen begann.

Es erwachte in mir das Vermögen der Selbstbetrachtung, jenes inneren Schauens, welches den Übergang bildet vom unbewußten instinktiven Dasein zum Leben in der Vernunft, jener Erkenntnis, welche dem Menschen den durch das Wort verdeckten Sinn und Geist des Lebens, die Wahrheit, eröffnet, sein ganzes Wesen vergeistigt und ihn in das Gebiet einführt, wo er über alle körperlichen Gebrechen und den Tod erhaben ist.

Dies ist der Weg zu jener steilen Höhe, welche uns aus dem tierischen Dasein zum wahren Menschentum hinüberleitet. In welch ein Meer unbeschreiblichen Glanzes sah ich mich hier oben getaucht! Dies ist „das Licht, das niemals leuchtet über Land noch See".

Ich bin meinem Ideal treu geblieben; ich sah meine Träume im Leben erfüllt; diese Träume, die ich, wie Noah seine Taube, hinausschickte, um nach dem Lande zu spähen, kehrten nicht wieder: ich hatte das Ufer erreicht.

Ich rede nicht unbedachtsam; ich habe die Tragweite und die Bedeutung meiner Worte und Ansprüche wohl ermessen, und dennoch nehme ich von dem, was ich gesagt, nicht eine Silbe zurück. Ich entdeckte endlich die verborgene Kraft des Menschen, deren vernünftige Erkenntnis uns vor Krankheit, Alter und Tod schützt.

In dem Maße, als mir diese Erkenntnis aufging, änderten sich meine Verhältnisse: Macht, Einfluß und Geld — die Hebel, welche die Welt in Bewegung setzen — flogen mir zu; Erfolg begleitete alle meine Handlungen: kurz, das Leben begann mir alle seine Gaben aufs freigebigste zu spenden. Und alles dies geschah im Grunde auf vollkommen natürliche und gesetzmäßige Weise. Denn derjenige, welcher treu an seinem Ideale hängt und sich weder durch Versuchung noch Spott oder Schmähungen und Mißtrauen beirren läßt, wird gleichsam zu einem Magnet, der eine Anziehungskraft auf seine ganze Umgebung ausübt und alles ihm Dienliche unwillkürlich in seine Gewalt bekommt.

Nichts vermag ihm zu widerstehen. Alles, was ihm ein Stein des Anstoßes sein könnte, weicht ihm aus dem Wege und ohne Hindernis erklimmt er die Höhe der intellektuellen und moralischen Entwicklung, welche dem Menschen erreichbar ist. R. K.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Auferstehung und Wiederverkörperung

und das Ende von beiden.

Eine Besprechung von

Wilhelm Daniel.

Die „Sonntagsgänge" von Christian Wagner zu Warmbronn sind schon mehrfach in diesen Heften erwähnt worden. Jüngst ist nun der dritte Teil dieser duftigen, eigenartigen Dichtungen erschienen[1]), aus welchem hier vorweg bereits im letzten Dezemberhefte am Eingange der „Kürzeren Bemerkungen" eine Probe abgedruckt wurde. Als „Balladen und Blumenlieder" bezeichnet der Verfasser diesen dritten Teil, und blumig sind allerdings diese sich besonders durch Zartheit und Jungfräulichkeit kennzeichnenden Gedichte, zwischen denen Absätze in dichterischer Prosa eingeflochten sind. Dabei fehlt es diesen „Sonntagsgängen" aber keineswegs an ernsteren Gedanken und Absichten. Hierfür scheint uns auch zu sprechen, was uns kürzlich der Verfasser selbst hierüber schrieb:

Dreierlei ist es, woran ich arbeite mit aller Kraft meiner Seele:

1. an Durchgeistigung und Durchgöttlichung der menschlichen Anschauung von der Natur;
2. an der Rechtsanerkennung und infolgedessen Schonung alles Lebendigen, „auf daß die Qual schwinde auf Erden"; und
3. daran, „daß der Mensch fähig werde zu genießen unsagbare Wonnen aus sich selbst und zu enthüllen Schönheitsgebilde um Schönheitsgebilde ohne Aufhören in der Freudenhalle der eigenen Seele."

Zum ferneren Beweise dessen mögen hier zwei Stellen aus dem letzten Bändchen dieser „Sonntagsgänge"[2]) mitgeteilt werden, in welchen der Verfasser seine Auffassung von der Auferstehung und Wiederverkörperung zum Ausdruck bringt.

Seligkeitswanderungen.

Ist es nicht, als ob es eine doppelte Rückerinnerung gäbe? Eine Rückerinnerung noch weit hinter der Rückerinnerung? Eine Seligkeitserinnerung früheren Seins und früheren Wonnegenießens? — Und warum sollte es diese Seligkeitserinnerungen nicht geben? Sind wir denn nicht alle schon von Ewigkeit her dagewesen, ja, bei so

[1]) Bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, 1890.
[2]) S. 42 f. und 134 f.

vielem dabei gewesen, nur nicht in der gegenwärtigen Form? — Und was wird immer wieder das zeitweilige Ende des Gewordenen sein? Wohl nur dieses:

Tausendmale werd' ich schlafen gehen,
Wandrer ich, so müd' und lebenssatt;
Tausendmale werd' ich auferstehen,
Ich Verklärter in der sel'gen Stadt.

Tausendmale werd' Vergessen trinken,
Wandrer ich an des Vergessens Strom;
Tausendmale werd' ich niedersinken,
Ich Verklärter in dem sel'gen Dom.

Tausendmale werd' ich von der Erden
Abschied nehmen durch das finstre Thor;
Tausendmale werd' ich selig werden,
Ich Verklärter in dem sel'gen Chor.

Vorher bringt Wagner noch folgenden Absatz:

Doch nicht abgegrenzt auf unsere Erde allein ist das Werden und das Vergehen all ihres Lebendigen. Denn so sie erstarrt ist einst und zerbröckelt und zerstäubt, so ist dennoch alles noch da, und nicht das Kleinste von ihr ist verloren. Und die Bröcklein und Stäublein bilden im Laufe der Jahrmillionen, mit andern zusammengestellt, wieder andere Welten, und das Werden und Vergehen beginnt von neuem oder ist schon da. — Und wer kann es wissen, welches Maß von Seligkeit, welches Verklärtwerden dieser im Erdenleib Gestorbenen, nun Auferstandenen wartet?

Über den endlosen Entwickelungs-Kreislauf des Werdens und Vergehens sagt der Verfasser an späterer Stelle:

Auch der Kreis kann nicht als feststehender, sondern nur als fortrückender Kreis gedacht werden, fortrückend auch wieder im Kreise. Und so fort. Und alles Durchmessen dieser Kreise hat nur die Beständigkeit der Wiederkehr des Bestandenen zum Zwecke; zum Zwecke, wenn dies je Zweck genannt werden kann. —

Aber glaube ja nicht, daß innerhalb eines winzigen Bogens dieser Zeiten und Raumeskreise nicht auch unendlicher Raum sowie Zeit sei zur Keimentfaltung, Weiterbildung und Vollendung zahlloser Lebewesen und zur weitesten Auseinanderfaltung des Einzelwesens in verschiedene Gattungen und Arten, beginnend bei der Zelle und aufhörend bei dem wissenden Gotte!

Ungemessener Raum sowie Zeit, um Milliarden von Meteoren des Lebens nacheinander und nebeneinander aufflackern und verglimmen zu lassen! — Ungemessener Raum sowie Zeit, um unzählbare Lebensschicksale nacheinander und nebeneinander melodisch abrollen und verklingen zu lassen!

Selbstverjüngung des Weltgeistes.

Und daß der Weltgeist wird nimmer alt,
Fortlebt in ewiger Selbstverjüngung,
Fortklingt in gleich melodischer Schwingung,
Daß nie der selige Ton verhallt:
Daran ist Ursach' die Wiederbringung
Deß, was vergangen, in neuer Gestalt;
Daran ist Ursach' die Neuverschlingung
Deß, was vergangen, mit neuem Gehalt.

Vor dem vorhin angeführten Absatze über die Fortsetzung des Werdens und Vergehens, weit über das Bestehen unserer Erdenwelt

hinausgehend, bringt Wagner (S. 43) noch folgenden Satz, scheinbar als unmittelbare Antwort auf seine Frage: Was wird immer wieder das zeitweilige Ende des Gewordenen sein?

Wenn das Gewordene sich des Wiederwerdens unwürdig oder des Nimmerwerdens würdig gemacht hat, nicht mehr fähig ist, das Angenehme des Lebens festhalten und kosten zu können.

Diese Annahme eines Nicht-Wiederwerdens solcher Lebenskeime, die sich dessen „unwürdig gemacht" haben sollen, entspricht zwar allen Anschauungen des Okkultismus; wir aber wissen davon nichts, und recht wahrscheinlich will uns diese Vermutung oder Behauptung auch nicht vorkommen. Sehr entschieden jedoch können wir des Verfassers Gedanken von dem „Nicht-mehr-werden" zustimmen, wenn die Wesenheit sich von des Daseins Lust gänzlich entwöhnt und über alles Daseins Leid völlig hinausgearbeitet haben wird. Nur ist uns dabei gänzlich unverständlich, wie Wagner dies als zeitweiliges Ende für den Daseins-Kreislauf solcher Wesenheit auffassen kann. Für das Dasein überhaupt kann es natürlich kein absolutes Ende geben, weil Zeit, Raum und Kausalität unendlich sind; für jede Wesenheit aber, die als solche doch immer nur ein endliches Dasein ist, muß es doch einmal ein solches definitives Ende geben; und dies kann offenbar kein anderes sein, als was hier Wagner schildert, — das Sich-würdig-machen des Vollendens ihres kosmischen Entwicklungslaufes und ihr Aufgehen in das göttliche, das absolute Sein, Mokscha, Nirwana.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Ein Wahrtraum.

Von meiner frühesten Jugend an, träumte ich vorher, wenn etwas Außergewöhnliches mir oder meinen näheren Verwandten bevorstand. Einer der ersten Träume, der sich deutlich meinem Gedächtnisse einprägte, war der folgende. Ich lernte in dem Geschäfte des Herrn C. Schlesinger, Gleiwitz O/S., bei dem ich Kost und Wohnung hatte.

Ich träumte, mein Vater käme zu meinem Prinzipale und ersuchte diesen, mir die Erlaubnis zu geben, mit ihm ein Bad im Freien zu nehmen, welche er auch gab. Wir gingen nach einem bekannten Badeplatze (dessen Name mir jetzt entfallen), und mein Vater sagte zu mir: „Junge, gehe nur bis zum Stricke, denn hinter demselben ist es zu tief für dich, und du kannst nicht schwimmen." (Er selbst war ein guter Schwimmer.) Ich entkleidete mich und ging ins Wasser. Zuerst bis zum Stricke, allmählich etwas weiter und weiter hinein, versank dann aber plötzlich in eine Tiefe, so daß das Wasser mir über den Kopf ging. Ich kam zweimal an die Oberfläche, und viele Begebenheiten, die ich längst vergessen, kamen in meine Erinnerung zurück. Ich dachte, ich wäre verloren, und hob noch einmal beide Hände in die Höhe, eine Hand wurde angefaßt und bald danach sah ich einen Schulfreund, Baruch Friedmann mit Namen, der mich ans Ufer brachte.

Ich vergaß diesen Traum, und erinnerte mich auch nicht daran, als mein Vater einige Wochen später zu meinem Prinzipale kam und diesen wirklich ersuchte, mir die Erlaubnis zum Baden zu geben, aber als ich in die Tiefe fiel, und ehe ich mich an andere vergessene Sachen erinnerte, kam der ganze Traum plötzlich in mein Gedächtnis zurück. Das Merkwürdigste dabei war, daß mich wirklich mein Schulfreund Baruch Friedman rettete. — Bemerken will ich noch, daß mein Vater mich nie zuvor zum Baden abholte.

San Francisco, Californien, 1326 Market Street, 18. August 1890.

Leon Lemos.

Vorzeichen oder was sonst?

Von einer unserer langjährigen Correspondentinnen erhielten wir folgende Mitteilung:

„Im ersten Jahre meiner Ehe wohnte ich in dem Hammerwerke Frankenmarkt. Dort hielt ich mich an einem Spätsommernachmittag in unserm Wohnzimmer auf, wo über meinem Klavier ein großes, hübsches Bild „Mutterfreuden" hing, soviel ich mich erinnere, eine Prämie des Kunstvereins in München. Ich sah das Bild gerne und betrachtete es oft,

sah ich doch selbst bald solchen Freuden entgegen; auch an jenem Nachmittage saß ich mit einem Buche auf dem Sofa und bickte sinnend auf die glückliche junge Mutter in dem Bilde. Unsere Magd kam ins Zimmer, als sie die Richtung meiner Blicke bemerkte, sprach sie lachend: „So etwas werden wir nun auch bald haben, nicht wahr, gnädige Frau?" — „„Gott gebe es, Marie"", antwortete ich.

Kaum hatte das Mädchen das Zimmer verlassen, so erfolgte ein Krach und ein dröhnender Schlag, — die „Mutterfreuden" waren hinter dem Klavier zu Boden gestürzt.

Ich erschrak sehr, trat aber sofort hinzu, um zu schauen, was die natürliche Ursache dieses Falles gewesen sein mochte und ob das Bild nicht Schaden genommen habe. Zu meinem nicht geringen Erstaunen steckte der starke Haken ganz fest in der Mauer, auch die messingne Öse am Bilderrahmen, die zum Aufhängen diente, war unversehrt; und, was mich nicht weniger wunderte, trotz des ziemlich hohen Falles war auch der Rahmen unbeschädigt und das Glas ganz unzerbrochen geblieben.

Als mein Mann heimkam und alles in Augenschein nahm, war er nicht wenig erstaunt, denn er hatte das schwere Bild selbst und sicher aufgehängt. Nach wie vor blieb uns die Ursache des Sturzes rätselhaft. Ein peinliches Gefühl hatte sich aber meiner bemächtigt, und mein Bemühen, dasselbe in Anbetracht des kommenden Glückes niederzukämpfen, war nicht sehr erfolgreich.

Gerade 14 Tage darauf, am 17. September 1876, fand meine Entbindung statt — von einem toten Mädchen, und ich selbst war in der Folge selbst zwischen Leben und Tod, um so mehr, da der Kummer über die Enttäuschung mich stark angriff."

Wenn der hier mitgeteilte Fall vereinzelt dastünde, so würde man selbstverständlich sagen, das Bild sei trotz aller vermeintlichen Vorsicht nicht genügend sicher aufgehängt gewesen und durch eine Erschütterung herabgefallen; der körperliche Schreck und die naheliegende Annahme einer ungünstigen Vorbedeutung des Vorfalles hätten die Mutter so geschädigt, daß dadurch die unglückliche Entbindung verursacht worden sei. Nun ist dies aber ein so gewöhnlicher Fall, daß sich demselben Tausende ähnlicher an die Seite stellen ließen, wenn man solche sammeln wollte. — Wir wollen nicht versuchen zu erklären, auf welche Ursache solche Erscheinungen zurückzuführen sind und wie man sich etwa das Wie der mechanischen Bewirkung solches Vorganges vorzustellen hat. Beiläufig aber wollen wir doch hierzu wieder auf die Mitteilung von Frl. Agnes Engel in unserm 1. Hefte 1890 „Der Schutzengel" hinweisen. H. S.

Rätselhafte Vorgänge.

Das vorstehend Gesagte mag auch von der folgenden Mitteilung derselben Mitarbeiterin gelten. Solcher Fall ist allerdings selten, steht aber nicht vereinzelt da. Wer erklärt denselben?

„Erst kürzlich, Mitte Juni 1890, passierte mir etwas, für das ich durchaus keine natürliche Erklärung finde.

Mein jüngstes Mädchen, 5 Monate alt, liegt neben mir im Bette Ich muß dazu im voraus bemerken, daß mein Schlaf ein so leiser ist, daß ich jede kleinste Bewegung meiner Kinder höre. Mein jüngstes Mädchen, fünf Monate alt, liegt neben mir im Bette. Das Kind war vollständig gesund und schlummerte sanft, als ich mich gegen ½ 11 Uhr zu Bette legte. Gegen ½ 1 Uhr war mir, als wecke mich plötzlich jemand, ich setzte mich schnell auf und schaute auf das Kind. Wie groß war mein Erstaunen, als ich dasselbe bis auf das Hemdchen ausgezogen fand. Das Jäckchen lag nebst der aufgerollten Fatsche sauber zusammengelegt über dem Kopfe, die Windeln zu Füßen des Kindes. Ich rief sofort meinen Mann und zeigte ihm das. Auch er wunderte sich sehr, denn er hatte gesehen, wie sauber eingebettet das Kind gelegen, ehe wir uns niederlegten. Daß das Kind aber selbst sein Jäckchen, das rückwärts schließt, geöffnet und ausgezogen und die Fatsche zusammengerollt, war ja natürlich durchaus unmöglich; sonst war niemand im Zimmer, als meine schlafenden Kinder.

Ich konnte dieselbe Nacht fast kein Auge mehr schließen. Ich hatte das Gefühl, als müsse ich mein Kind vor etwas Fremdem, Feindseligem schützen.

Drei Tage darauf wurde die Kleine schwer krank und ist zur Stunde (29. Juni) noch nicht außer Gefahr.

Mir fielen bei diesem Vorkommnisse Erlebnisse ein, welche meine Mutter einst mit ihrem jüngsten Kinde hatte. Obwohl sie eine sehr beherzte Frau ist, erzählte sie mir dieselben stets nur mit einem gewissen Grauen. Ich war damals nicht selbst daheim anwesend und gebe diese Vorgänge hier wieder, so genau ich mich ihrer erinnere, wie ich sie aus meiner Mutter Mund hörte.

Mein jüngster Bruder kam zart und schwächlich zur Welt. Während der ersten drei Monate ereignete sich nichts Besonderes mit dem Kinde. Als es im vierten Monat stand — es war gegen Mitte Dezember 1863 — erwachte meine Mutter eines Nachts plötzlich aus ihrem ohnedies sehr leisen Schlaf, blickte sofort nach ihrem Kind, das stets an ihrer Seite schlief, konnte aber zu ihrem nicht geringen Entsetzen dasselbe nicht mehr in ihrem Bette finden. Sie sprang auf, um es zu suchen, und entdeckte das Kind sanft schlummernd — unter ihrem Bette am Boden liegend.

Ein andermal ging es ihr ebenso; sie fand den Kleinen, wiederum ruhig schlafend, diesmal aufrecht gestellt, im Wickelbettchen in der Ecke einer Thürvertiefung. Wieder ein anderes Mal lag das Kind auf dem Sofa an der dem Bett gegenüber liegenden Wand und noch ein anderes Mal ganz auf der Kante eines Pfeilertisches; jedesmal aber schlief es ganz friedlich. Meine Mutter beunruhigten diese Vorgänge sehr und sie wagte kaum mehr einzuschlummern, auch brannte sie von da ab stets eine große Öllampe; das Kind jedoch fing von dieser Zeit ernstlich zu kränkeln an und schwebte lange Monate zwischen Leben und Tod. Entgegen aller menschlichen Berechnung und Hoffnung ward es schließlich aber doch dem Leben erhalten.

Späterhin, als es gesundet war, erlebte meine Mutter nichts Ähnliches mehr mit dem Kinde."

Es wäre denkbar, daß in allen diesen Fällen die Mütter in somnambulem, schlafwachem Zustande mit ihren Kindern umherhantiert hätten, ohne sich dessen bei ihrem Erwachen irgendwie zu erinnern. Wir glauben aber nicht, daß dieser Versuch einer Lösung dieses Rätsels viele unserer Leser befriedigen wird; jedenfalls genügt er nicht uns selbst. H. S.



Telepathie und Phantasma eines Verstorbenen.

Spuk.

Vor cirka zwei Jahren bekam ich im Hause des Herrn Professor P. J., wo ich seit acht Jahren in Stellung bin, die Wohnung im Erdgeschoß zu meiner speziellen Benutzung angewiesen. Neben meinem Wohnzimmer, und mit demselben durch eine Thüre verbunden, befand sich mein Schlafgemach, ein großer viereckiger Raum, in dessen einer Ecke mein Bett stand.

Schon am ersten Tage, als ich abends dieses letztere Zimmer betrat, sah ich zu meiner größten Überraschung auf einem Stuhl zu Füßen meines Bettes einen jungen Mann sitzen, in der Tracht eines griechischen Geistlichen; ich erschrak im ersten Augenblicke, dachte aber durchaus nicht an etwas Übersinnliches. Ich trat auf den regungslos Dasitzenden zu, um zu fragen, wie er da hereingekommen und was er wünsche; als ich aber bis auf einige Schritte dem Stuhl nahe gekommen war, entschwand der Geistliche plötzlich meinen Augen. Ich sah im Zimmer umher und rief; da ich mich aber nicht lächerlich machen und nicht ängstlich zeigen wollte, blieb ich in meiner Wohnung und legte mich zu Bette, ohne auch andern Tags etwas davon der Familie P. J. gegenüber zu erwähnen.

Von da ab verging aber nun fast keine Nacht mehr, wo ich nicht die gleiche Erscheinung sah; entweder saß sie ruhig auf einem Stuhl, oder stand, anscheinend betend, mitten im Zimmer oder am Fenster. Häufig, wenn ich nachts erwachte, traf mein erster Blick auf die Gestalt des Geistlichen; diese verschwand aber stets, wenn ich laut sprach, oder Miene machte, mich zu nähern, denn durch die Gewohnheit hatte ich die anfängliche Scheu überwunden. Trotzdem die mir unerklärliche Sache Woche auf Woche so fortging, flößte mir die fast immer nachts oder abends zeitweise anwesende Erscheinung eine innere Unruhe ein, und ich beschloß, dem Herrn des Hauses darüber Mitteilung zu machen. Von diesem ward mir nun sofort die Erklärung für diese Erscheinung gegeben:

Vor längern Jahren, ehe ich zu der Familie kam, hatte Herr P. J., welcher Arzt ist, einen armen, jungen Geistlichen, der sehr kränklich war, aus Mitleid in sein Haus aufgenommen, damit er sich erhole, und hatte ihm das besprochene Zimmer überlassen. Entgegen der anfangs gehegten Hoffnung aber verstarb derselbe in demselben Raum. —

Ich bekam hierauf ein anderes Zimmer angewiesen, und das frühere wurde zur Aufbewahrung von Mobilien benutzt; da ich von da ab nichts mehr in demselben zu thun hatte, kann ich nicht sagen, ob die Erscheinung

fortdauerte oder nicht; ich habe auch nicht gehört, daß jemand andres vom Haus sie früher gesehen hätte; ich sah die Gestalt vielmals und so deutlich, daß ich ihr Bild hätte malen können.

Piraeus, Juli 1890. Eug. von Cr.

Wir bemerken hierzu, daß von solcher Erscheinung ohne Anwesenheit eines wahrnehmenden Subjektes natürlich keine Rede sein kann. Die telepathische Vermittlung des Phantasmas geschah allerdings hier offenbar nur durch die Örtlichkeit, an welche das persönliche Bewußtsein des Verstorbenen noch lange nach seinem Tode gefesselt bleiben mag. H. S.

Sogenannter Spuk.

Wahrscheinlich telepathische Eindrücke von Verstorbenen.

Sonderbare Erscheinungen dieser Art erlebte ich in den Jahren 1850 und 1851, als ich, jung verheiratet, zu München im sogenannten Ehrl-Hause an der Fürstenstraße wohnte. Ich bemerke dazu, daß ich die Erklärung dieser Vorkommnisse in dem Umstande finde, daß in diesem Hause vier Personen in kurzer Aufeinanderfolge wahnsinnig wurden.

In meiner Wohnung dort befand sich ein freundliches großes Rückwärtszimmer. Da es Sommer war, stand das Fenster, welches in blühende Gärten hinaussah, fast beständig offen. Nichtsdestoweniger war dieses Zimmer äußerst häufig, besonders um Mitternacht, von einem derartigen unbeschreiblichen Gestank erfüllt, daß es kein Mensch dort lange aushalten konnte, und alle Nachforschungen nach dem Grund davon blieben durchaus resultatlos. Plötzlich hörte diese lästige Erscheinung auf, und es begann von dieser Stunde an regelmäßig jede Nacht in der Küche lauter Lärm; man hörte das deutliche Geräusch, wie es das Bürsten nasser Wäsche verursacht, den Lärm von Wasser, das in Gefäße geschüttet wird, kurz, alle Vorgänge und Laute, wie sie beim Wäsche-Waschen vernommen werden. Dies dauerte mehrere Monate zu unsrer großen Belästigung. Fast jedesmal stand ich auf, indem ich meinte, es müsse die Magd am Ende doch Waschen.

Ganz plötzlich hörte auch diese Beunruhigung auf, und von dieser Stunde begann jede Nacht um die gleiche Zeit, gegen 12 Uhr, ein lautes Poltern und Arbeiten auf dem Speicher (Boden) über unsrer Wohnung. Man hörte klopfen, schlagen, Töne wie von einer Metallfeile, sägen und stets auch das Geräusch des Holzspaltens.

Es wurde bei der Nachbarin, die auf demselben Flur wohnte, angefragt, ob denn ihr Mann oder älterer Sohn etwa gar nachts irgend solche lärmende Arbeit auf dem Dachboden verrichteten; und man erhielt die Antwort, daß so etwas nicht zu denken sei. Mehreremale, wenn der Spektakel ganz arg war, ging ich, um nach einer erklärlichen Ursache zu suchen, mitten in der Nacht mit einem Licht auf den Speicher; sobald ich oben ankam, war alles lautlos ruhig.

Zuletzt jedoch äußerte sich die Beunruhigung auf eine Art, welche uns später zwang, das Logis zu wechseln. Es wurde regelmäßig jede Nacht gegen 12 Uhr in der nach rückwärts gelegenen Küche mit lautem

Geräusch auf dem Herde Feuer angemacht; man unterschied genau das Abbrechen der Späne, das Zutragen und Einschüren der Holzscheite, das Knistern und endliche Prasseln der Flamme; man hörte es noch deutlich, wenn man schon mit Licht vor der Küchenthüre stand; erst nach Betreten des Raumes war nichts mehr vernehmbar. Diese letzte Erscheinung war durch lange Zeit und stets mit der gleichen Deutlichkeit, fast Heftigkeit der Laute vernehmbar.

Die nächste Wohnung, welche wir bezogen, war im dritten Stockwerk des sogenannten Bscherrer-Hauses, auch in der Fürstenstraße, belegen. Es war dies ein Neubau und ich hoffte, vermöge dieses Umstandes hier Ruhe zu finden. Die ersten Wochen war dies auch so; dann aber begann regelmäßig von 11 Uhr abends ab ein herzerschütterndes Kinderweinen vor den, dem Hofe zu gelegenen Fenstern zu ertönen. Es war das Jammern und Stöhnen eines Neugeborenen, das durch Stunden, immer schwächer und ersterbender werdend, fortging, bis es zuletzt mit einem Todesgewimmer und einem Röcheln ausging; stets war das Ende gegen das Gebetläuten morgens. Öffnete man das Fenster, so schien der Ton aus dem Hof zu kommen und zwar mit markerschütternder Deutlichkeit, schloß man es, so schwebte er näher in der Luft vor dem Fenster. Ich stellte alle erdenklichen Nachforschungen an, ging mitten in der Nacht hinunter und horchte an den Fenstern der nächstliegenden Gebäude, kein Laut ließ sich vernehmen. Ich ließ in nächster Nachbarschaft nachfragen, ob irgendwo ein kleines Kind krank liege, es stellte sich aber heraus, daß bei allen näher wohnenden Familien gar kein Kind im Säuglingsalter sich befand. Da sich nun, trotz unausgesetztem Forschen, durchaus keine erklärliche, natürliche Ursache für diese peinlichen Töne, dieses jede Nacht wiederkehrenden Todesjammerns finden ließ, so wird das Vorkommnis vielleicht dahin zu erklären sein, daß beim Hausbau etwa von einer der Mörtelträgerinnen eine Kindesleiche im Schutt verborgen worden ist.

Ich muß hier nachträglich bemerken, daß die erwähnten Vorkommnisse fast ausschließlich nur von mir gehört wurden. Nur das Heizen auf dem Küchenherd, welches stets mit einem ungeheuern Lärm vor sich ging, wurde des öftern auch von der alten Magd (die seither längst gestorben ist) vernommen; und dann mehreremal sogar von meinem, solchen Dingen durchaus ablehnend gegenüberstehenden Manne. Wenn er dann morgens aufstand, zankte er mit mir und der Magd, ob sie den Tag über nicht Zeit zum Heizen und Arbeiten in der Küche fänden. Er wollte sich nicht davon überzeugen lassen, daß es nicht mit natürlichen Dingen dabei hergehe.

A. von Cr.

Der neue Maler des Übersinnlichen.

Über Hermann Hendrich in Berlin, dessen Gemälde, das „Totenlicht“ und der „Fliegende Holländer“, schon auf der Akademischen Ausstellung in Berlin besonderes Aufsehen erregten, finden wir hinsichtlich seiner Einsendung zur Zweiten Aquarell-Ausstellung in Dresden in Berliner und Münchener Blättern Berichte, welche unsre Leser interessieren

dürfen. Die „Tägliche Rundschau" in Berlin vom 16. August (Nr. 190) bringt das Folgende:

Ganz neu ist Hermann Hendrich, bei dessen „Nordischer Landschaft" in Berlin sich ein großes koloristisches Talent Bahn gebrochen hat. Hendrich handhabt die Technik des Aquarells, wie die der Ölmalerei, dadurch kommt eine große farbige Wirkung heraus, eine ganz ungewöhnliche Leuchtkraft. Sein „Norwegischer Bergsee" ist ein prächtiges Stück. Aber zu seinem Besten, gänzlich Eigenen, kommt er in zwei spiritistischen Vorwürfen: „Todesmahnen", eine schwarz gekleidete junge Frau am abendlich fahlen Meeresstrand mit heißem Auge zur Seite gewendet, wo man die Konturen einer weißlichen Mannesgestalt erblickt, — die Seele im Gesicht des Weibes ist hier das Vorzüglichste. Und „Das zweite Gesicht", — ein Felsenstrand mit einer Fischerhütte, aus der ein Weib tritt und mit entsetztem Gesicht und erhobenen Händen auf eine riesige Erscheinung starrt. In den glühenden Farben des Abends liegt hier ein Reiz, der die schwüle Unheimlichkeit des Vorwurfes überwinden läßt. Abgesehen von jeder persönlichen Stellung zum Spiritismus steckt in diesen „Gesichten" der Ausdruck einer individuellen Gefühlsweise, die in dieser Darstellung nicht nur innerlich wahr, sondern durch ihre Stärke daseinsberechtigt erscheint.

In gleichem Sinne spricht sich die „Münchener Kunst" in Nr. 34 vom 27. August aus.

Auf den Durchbruch eines unerwartet starken koloristischen Talents bei H. Hendrich mit einem Bild: „Nordische Landschaft" auf der Akademischen zu Berlin habe ich schon in meinem Ausstellungsbriefe hingewiesen Der Künstler scheint mit einemmal einen unheimlichen Aufschwung in doppelter Beziehung genommen zu haben, denn hier finde ich ihn als „Spiritistenmaler" wieder und zugleich im Aquarell mit der ihm eigentümlichen Farbentiefe einen weit höheren Durchschnitt als bei den weniger bedeutenderen seiner Bilder.

Ich bin nicht Spiritist, habe mich aber mit dem Stoff theoretisch doch schon zu viel beschäftigt, um noch naiv zu sein. Ganz außerhalb meines skeptischen Abwartens kann ich mir auf Grund psychologischer Studien an mir bekannten Spiritisten wohl vorstellen, wie eine als möglich gedachte Materialisation auf einen Menschen wirkt. Die junge, in der Abenddämmerung einsam am Meeresstrand wandelnde Frau auf der Tafel: „Todesmahnen" hat in dem sehnsüchtig auf die Mannesschattengestalt zur Seite gerichteten Blick etwas Ergreifendes, wenn auch der Vorwurf sentimentalisch ist. Das Weichliche ist nur geradeso gestreift, aber durch die Herbheit in der schwarzgekleideten Figur vermieden. Malerisch virtuos behandelt im Farbenspiel des Abends ist „das zweite Gesicht", — ein Felsenstrand mit Fischerhaus, vor dessen Thür ein Weib mit grausengepackter Spannung auf eine riesige weiße Erscheinung starrt, welche auf sie zuschreitet. Auch hier ist das Fahle, Unheimliche der beginnenden Dämmerung in weiter Landschaft gut getroffen und in der Haltung der Frau kommt das Grauen vor dem Gespenst lebendig heraus.

Als Zeichen der Zeit, welche nach neuen Formen für ihr Glaubensbedürfnis sucht, sind diese Stoffe ebenso interessant, wie als Versuche auf einem nur spärlich, in diesem Sondergebiet wohl kaum in Deutschland beackerten Feld. Falls sich der Spiritismus überhaupt als malerisch verwertbar erweisen sollte, so dürfte Hendrich mit seinen so merkwürdigen und absonderlichen „Finder-Neigungen", seiner Eigenart für das Farbenmystische ein Vertreter ohne Konkurrenz sein.

Wir hoffen sehr, daß nicht nur diese Bilder auch in andern großen Städten Deutschlands und Österreichs zur Ausstellung gelangen werden, sondern daß sich womöglich ein Kunstverlag findet, der die Bilder im Farbendruck vervielfältigt und dadurch auch weiteren Kreisen zugänglich macht. H. S.

Alchymie.

Von der „Collection des sciences hermétiques" (Paris, Chacornay) sind bisher drei Bände erschienen: 1. Tiffereau: l'or et la transmutation des métaux. 2. Lermina: conte astral, und nun als jüngste Publikation 3. Poisson: cinq traités d'alchimie. Es sind französische Übersetzungen selten gewordener lateinischer Abhandlungen von Paracelsus, Raimundus Lullus, Roger Bacon, Albertus Magnus und Arnoldus von Villanova.

Die Alchymie ist heute noch ein Stiefkind der wiedererstandenen Geheimwissenschaften, aber seitdem ein Chemiker von Fach, Professor Schmieder in seiner „Geschichte der Alchimie", diese ganz ernstlich verteidigt hat, sind, hauptsächlich im Ausland, auch noch andere Forscher dieser Art aufgetreten. Unsere Zeit freilich, die, indem sie sich die der Aufklärung nennt, sich das lobende Zeugnis gleich selber ausstellt — vielleicht weil ihr bangt, es durch die künftigen Generationen verweigert zu sehen — sieht in den Alchymisten und Astrologen nur unvernünftige Schwärmer, die mit den Stangen in einem dicken Nebel herumfuhren, bis endlich die gescheiten Leute des 19. Jahrhunderts kamen, und die Wissenschaften der Chemie und Astronomie begründeten. Davon ist nun aber gar keine Rede. Alchymie und Astrologie sind nur angewandte Chemie und Astronomie, haben also diese in einem ziemlich hohen Ausbildungsgrade bereits zur Voraussetzung. Was insbesondere den Grundgedanken der Alchymie betrifft, die Verwandlung der Metalle in Gold, so hat gerade die modernste Chemie gegen denselben weniger einzuwenden, als die des Mittelalters. Wir wissen es, daß die heutigen etlichen 60 chemischen Grundstoffe mehr und mehr reduziert werden. Daß Gold ein einfacher Stoff sei, ist nichts weniger als wahrscheinlich, und damit fällt gegen die Möglichkeit der Alchymie der prinzipielle Einwand weg.

Man spricht heute von transscendentaler Physik, Psychologie, ja Mathematik. Wird sich dazu noch eine transscendentale Chemie gesellen? Ich zweifle daran nicht, aber ich glaube auch — und die vorliegenden fünf Abhandlungen haben mich darin bestärkt —, daß es bei der Lösung alchymistischer Probleme nicht bloß auf Stoffe und Mischungen in Tiegeln und Retorten ankommt, sondern — wie eben auch in der transscendentalen Physik — auf die individuelle Natur des Operators. Unser Jahrhundert hat uns die physikalischen Medien gebracht, das nächste mag uns die chemischen bringen. Wie aber innerhalb der transscendentalen Physik die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen schon heute erkennbar ist, so wird dieser Grundsatz aller Wissenschaften auch in der transscendentalen Chemie nicht etwa preisgegeben, sondern ausgedehnt werden auf Erscheinungen, wovon wir uns heute noch keine Vorstellung machen können.

Lesern, die sich mit solchen Gedanken befreunden können, sei daher die Schrift von Poisson empfohlen. Sie ist sehr hübsch ausgestattet, reproduziert seltene alchymistische Bilder und enthält außer biographischen Notizen über die genannten mittelalterlichen Autoren auch noch ein Glossarium und die Erklärung der geläufigsten alchymistischen Ausdrücke.

du Prel.

An der Schwelle des Mysteriums

ist der erste Teil eines Werkes von Stanislaus de Guaita „Essais de Sciences maudites, welches jetzt bereits in zweiter vermehrter Auflage vorliegt[1]); die erste erschien 1886. Die durch den Abbé Alphonse Louis Constant, „Eliphas Lévi“, in Frankreich begründete Schule von Kabbalisten erfreut sich gegenwärtig einer Blütezeit, wie sie seit langer Zeit weder in Paris noch anderwärts zu finden gewesen. In der Reihe wirklich tüchtiger und kundiger Männer dieser Schule (Papus, Jhouney u. a.) ist Guaita einer der hervorragendsten. Der vorliegende Band dient als Einleitung in das erwähnte Gesamtwerk; er giebt einen Rückblick auf die Geschichte des Geheimwissens in Europa und eine kurze Übersicht über die Gegenwart, welche die Stellungnahme des Verfassers hinreichend charakterisiert. — Diese zweite Auflage ist um mehrere Anhänge vermehrt, in welchen die Werke Kuhnraths sowie die Brüderschaft der Martinisten und der Rosenkreuzer-Orden behandelt werden; auch sind derselben einige sehr gute Nachbildungen der kabbalistischen Zeichnungen Kuhnraths beigegeben. Dieser erste Band läßt uns dem Fortgange dieses Werkes mit Interesse entgegensehen. Der zweite, etwas stärkere Band befindet sich bereits unter der Presse. Dessen Titel ist: Le Serpent de la Genèse.

W. D.

Hypnotismus im Meyer.

Wir machen unsre Leser, welche sich in kürzester Zeit über alle den Hypnotismus betreffenden Fragen unterrichten wollen, auf den vortrefflichen, sachkundigen und zweckentsprechenden Artikel im neuesten (17., Ergänzungs-) Bande der 4. Auflage von „Meyers Konversations-Lexikon“ aufmerksam. Es ist in diesem Aufsatze nachgeholt worden, was an der kürzeren Darstellung des Hypnotismus im 8. Bande fehlte, um diesem seitdem an Forschungsresultaten wie an Anerkennung überaus stark angewachsenen Gegenstande gerecht zu werden. Wir geben im folgenden die Stichworte des Inhalts dieses Aufsatzes wieder:

Die drei Schulen, Nancy, Paris und die Mesmeristen. — Die Hypnosigenese und das Erwecken aus der Hypnose. — Empfänglichkeit für dieselbe. — Die Symptomatologie. Sehr häufig zeigt der willkürliche Bewegungsapparat Veränderungen; nächst dem die Sinneswahrnehmung. Seltener ist der unwillkürliche Bewegungsapparat der Suggestion zugänglich. — Erinnerung und Amnesie. — Doppeltes Bewußtsein. — Die posthypnotische Suggestion. — Die theoretische Auffassung der Hypnose. — Die Gefährlichkeit des Hypnotismus. — Die Suggestionstherapie. — Die gerichtliche Seite des Hypnotismus. — Dessen Litteratur. H. S.

Zur Wiederverkörperungslehre

ist nachträglich[2]) von den durch das Preisgericht der August-Jenny-Stiftung

---

[1]) Au seuil du Mystère. Par Stanislaus de Guaita, Paris 1890, bei Georges Carré, 58 rue St. André-des-Arts. 200 Seiten, 6 Francs. — Die Ausstattung des Werkes ist blendend schön.

[2]) Man vergleiche unsere Besprechung der anderen durch das August-Jenny-Preisgericht gekrönten Schriften in den März- und Aprilheften der „Sphinx“ 1890, Band IX, S. 181 und 241.

gekrönten Schriften noch eine weitere zu erwähnen, welche jüngst im Druck erschienen ist, Wilhelm Friedrichs „Über Lessings Lehre von der Seelenwanderung".[1]) Der Verfasser ist Theologe und giebt sich als solcher fast in jedem Satze seiner Schrift zu erkennen; dieselbe ist daher besonders für Theologen oder doch für kirchlich Erzogene und Denkende geeignet und wohl auch berechnet. Übrigens ist die Schrift genau das, was sie zu sein beabsichtigt: ein ausführlicher Aufsatz über die letzten sieben Paragraphen von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts". Da dieses Werk Lessings im wesentlichen theologisch gedacht ist, so ist auch die theologische Behandlung dieses Gegenstandes ganz am Platze. Die letzten Paragraphen Lessings liefern dem Verfasser den Text, und über diesen Text geht er weder in Inhalt noch in der Form wesentlich hinaus, selbst sein Hineinziehen von Sinnetts „Lehre des Geheimbuddhismus", obwohl diese stellenweise ganz modern gefärbt ist, kann nicht als wesentlich außerhalb des Lessingschen Ideenkreises liegend gelten, da sie im Grunde einen dogmatischen Charakter hat.

Der Verfasser will nachweisen (S. 6), daß die Wiederverkörperung „ein vorzügliches und nötiges Mittel in der individuellen menschlichen Erziehung zur Vollendung und somit der des ganzen Geschlechts und die Bedingung ist, ohne welche die besondere und allgemeine Erziehung nicht vollendet werden kann". Dies versucht er dann in drei Teilen seiner Darstellung nachzuweisen 1. aus der Gottesidee und dem Wesen Gottes, 2. aus der Natur des Menschen und 3. aus der Bestimmung des Menschengeschlechts.

Es steht sehr viel Gutes und Wahres in dieser kleinen Schrift, aber auch (nach unseren Begriffen) sehr viel „krauses Zeug". Schon die Rechtfertigung des Titels und der Behandlung des Gegenstandes in der Vorrede will uns durchaus nicht als notwendig einleuchten. Allerdings bedeutet das Wort „Wiedergeburt" etwas ganz anderes, als was Lessing meinte, das Wort „Seelenwanderung" aber auch. Uns scheint nur „Wiederverkörperung" diese Anschauung genau wiederzugeben. Ferner können wir uns mit der dogmatisch-theologischen, menschenähnlichen (anthropomorphen) Vorstellung Gottes gar nicht befreunden; ebenso ist es nur einem Theologen möglich, über Gottes Ratschluß und Erziehungspläne zu reden, wie wenn er bei deren Beratung mitgewirkt hätte. Ganz besonders protestieren möchten wir auch gegen eine Anführung der „Auferstehung Jesu" als eine Wiederverkörperung. Wir wollen es ganz dahingestellt sein lassen, welche Wahrheit diesem im neuen Testamente berichteten Vorgange zu Grunde gelegen haben mag; unbestreitbar sicher aber sollte doch wohl für jeden denkenden Menschen heutzutage das sein, daß Jesus nicht in seinem verstorbenen Leichnam auferstanden und nicht in solchem fleischlichen Körper gen Himmel gefahren sein kann. Wo ist solcher Körper denn bei diesem Vorgange geblieben? Wie hat er sich dabei in seine chemischen Elementarstoffe auflösen können? Der „verklärte Leib" kann

[1]) Leipzig 1890 bei Oswald Mutze, 114 Seiten (2 M.).

also kein fleischlicher Körper gewesen sein, obwohl er sich den Visionären, die ihn wahrnahmen, genau wie ein solcher darstellen und anfühlen mußte. Wäre es aber selbst der alte fleischliche Körper gewesen, so wäre das doch immer noch keine Wiederverkörperung zu einem neuen Lebenslaufe.

Wollten wir alles das richtig stellen, was uns in dieser Schrift verkehrt erscheint, so würde dies an Umfang schon eine eigene Schrift werden. Dennoch machen wir alle Interessenten dieses Gegenstandes auf Friedrichs Schrift aufmerksam, die in ihrer Weise jedenfalls ein dankenswerter Beitrag zur Litteratur über diese Frage ist. **Wilhelm Daniel.**

Wunder und Scheinwunder.

Mit bischöflicher Genehmigung ist von dem Jesuiten J. von Bonniot ein Buch unter obigem Titel[1]) veröffentlicht, welches den sehr richtigen Gedanken ausführt, daß die auf religiösem Boden entstehenden Wunder etwas ganz Verschiedenes sind von aller weltlichen Magie und von den wunderbaren Experimenten der Wissenschaft. Nur die Mittel und Wege des Zustandekommens sind zum Teil die gleichen; der Charakter beider ist aber so sehr von einander abweichend wie der Geist, in welchem die einen und die anderen geschehen, und wie die vielfach entgegengesetzten Ursachen und Kräfte, welche in ihnen wirken. Als ein kindlicher Irrtum des Verfassers erscheint uns dabei seine kirchliche Ansicht, daß allein die jüdisch-christliche Überlieferung „göttliche Offenbarung" darbiete und daß religiöse Wunder nur die auf diesem Boden stehenden seien. Infolge dieser altertümlichen Anschauung, welche noch aus der Zeit vor aller vergleichenden Religionswissenschaft herrührt, ist dies Buch voll wunderlichster Unrichtigkeiten und schiefster Urteile. Immerhin aber wollen wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß der Verfasser, trotz des ihm mangelnden Verständnisses für die ihm unsympathischen „Scheinwunder", versucht hat, sich einigen Überblick über diese außerhalb des Bereiches der Kirche stehenden Thatsachen zu verschaffen. Abgesehen jedoch von seinen thörichten Auslassungen über andere Religionsformen, übersieht er offenbar, daß eben jene Einwendungen, welche er gegen deren Wunderberichte anführt, auch gegen die der christlichen Kirche vorgebracht werden. Religionslehren überdies, welche zum Beweise ihres „göttlichen" Ursprungs sich auf Wunder stützen müssen und diesen Beweis ihres nicht vielmehr in dem idealen Werte ihres eigenen Gehaltes tragen, befriedigen nur geistig tiefstehende Bildungskreise und haben daher keine Zukunft. **W. D.**

Das Kausalitätsproblem in der nachkantischen Philosophie.

Das im Augustheft 1889 von uns angezeigte Werk von Dr. Edmund Koenig[2]) ist nun vollendet. Der uns vorliegende zweite Teil zeichnet sich durch dieselben Vorzüge aus, wie auch der erste: eingehende, streng wissenschaftliche Untersuchung, verbunden mit Klarheit der Darstellung. Wir können also das Werk, durch welches die Geschichte der Logik eine

[1]) Mainz 1889, bei Franz Kirchheim, 455 S.

[2]) „Die Entwicklung des Kausaproblems in der Philosophie seit Kant", Leipzig 1890 (Otto Wigand) 8 Mk.

dankenswerte Bereicherung erfahren hat, nur abermals allen ernsten Freunden der Philosophie empfehlen. Noch wertvoller wäre es freilich, hätte Koenig auch die Erkenntnistheorien von Fichte, Schelling und Hegel behandelt. Sollten diese, neben Schopenhauer die größten Nachkantianer, die jedoch der Verfasser nicht einmal erwähnt, weniger beachtenswert sein, als Erscheinungen von so fraglicher philosophischer Bedeutung, wie die eines Riehl oder eines Wundt, über welche seitenlang gesprochen wird?



Sophie Germain.

Zur Geschichte des Positivismus.

Zur großen Zahl der Übersehenen und Vergessenen in der Geschichte der Wissenschaft und Philosophie gehört auch die Vorläuferin des durch Auguste Comte begründeten französischen Positivismus, Sophie Germain (1776—1831). Der Schilderung des Lebens und des Wirkens dieser genialen Frau ist eine neuere Schrift von Dr. Hugo Göring [1]) gewidmet, die wir hiermit unsern Lesern aufs wärmste empfehlen.

Das Hauptverdienst des Verfassers liegt namentlich in der Beleuchtung der nur von sehr wenigen gekannten philosophischen Leistungen Sophie Germains und vortrefflichen Verdeutschung ihrer einzigen größern, nicht mathematischen Arbeit, nämlich der „Allgemeinen Betrachtungen über den Charakter der Wissenschaften und der schönen Litteratur in ihren verschiedenen Entwicklungsperioden."

Man braucht durchaus nicht sich zum Positivismus zu bekennen, um Gefallen an dieser gedankenreichen, durch edle, einfache Form sich auszeichnende Skizze zu finden. Besonders anziehend ist das Kapitel VIII (S. 113 ff.), voll treffender und feiner ästhetischer Äußerungen, u. a. auch über die Musik.

Den „Betrachtungen" folgt (S. 137 ff.) die Übersetzung einer Anzahl von „Aphorismen" der Philosophien, aus denen derselbe klare und ruhige Geist zu uns spricht.

Wir geben hier ein paar der schönsten zur Probe:

„Die Anlage zur Vervollkommnung hat die humanitären Gefühle der Liebe entwickelt, die alle Menschen einander nahezuführen streben und nach denen es nur ein Volk von Brüdern auf der Erde geben soll. Die Ideen einer allgemeinen menschlichen Gesellschaft, d. h. der Kosmopolitismus, sind etwas durchaus Modernes; auch leben und keimen sie nur in edlen Gemüthern und in philosophischen Köpfen" (S. 140).

„Die heilige Schrift kommt der Nachwelt in betreff der Wissenschaften nicht zuvor, und Gott hat keine andere derartige Offenbarung gegeben als die des Genies" (S. 142).

„Die Einfachheit ist nicht wesentlich ein Prinzip, ein Axiom, sondern das Ergebnis ernster Arbeiten; sie ist kein Gedanke der Kindheit, sondern sie gehört dem reifen Alter der Menschheit. Sie ist die bedeutendste unter den Wahrheiten, welche die fortwährende Forschung aus der Täuschung der Wirkungen reißt: sie kann nur ein Überrest der ursprünglichen Wissenschaft sein" (S. 146).

„Es ist kein paradoxes Wort, daß die Eitelkeit nicht aus der Leichtigkeit des Arbeitens und der Richtigkeit des Denkens entspringe. Man muß oft unrecht gehabt haben, um darauf stolz zu sein, daß man einmal recht hat. Die Menschen bilden

---

[1]) Dr. Hugo Göring, Sophie Germain und Clotilde de Vaux. Ihr Leben und Denken. Zürich bei Schröter und Meyer, 1889.

sich erst dann etwas ein, wenn sie über ihre Leistungen überrascht sind: sie legen hohen Wert auf die Frucht mühsamer Anstrengung. Der Hochmut ist das Gefühl der Mittelmäßigkeit und das Geständnis der Unfähigkeit" (S. 154).

Den Ausführungen über die Germain fügt Göring die Schilderung einer andern bedeutenden Frau bei, welche durch ihre persönlichen Eigenschaften den größten Einfluß auf das Gemütsleben Comtes und die Gestaltung seiner Philosophie ausgeübt hat. Es ist Clotilde de Vaux († 1846), die ebenso philosophisch wie poetisch begabte Freundin des französischen Denkers.

Den Schluß unseres Buches bildet ein Artikel über Wilhelm Jordan, in dessen Dichtungen der Verfasser die Erfüllung der Forderungen erblickt, welche Sophie Germain an den Dichter der Zukunft gestellt hatte: er solle nämlich den Inhalt seiner Phantasiewelt aus der durch die moderne Wissenschaft gesicherten Erkenntnis schöpfen. R. K.

Zwei Kämpfer gegen historische Dogmen.

Es sind dies der berühmte französische Historiker, Ästhetiker und Philosoph Hippolyte Taine und der ungarische Gelehrte Julius Schvarcz. Jener giebt in seinem Werk „Sur les origines de la France contemporaine" eine Kritik der großen französischen Revolution, und gelangt zum Resultat, daß in ihr nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, der Segen Frankreichs, sondern vielmehr die Quelle aller jener Übel zu suchen sei, an denen die moderne französische Gesellschaft krankt.

Schvarcz unterwirft in seinem Buch über „Die Demokratie von Athen" die alt-athenische Staatsverfassung einer zersetzenden Kritik und entledigt dieses Idealgebilde, für welches noch immer geschwärmt wird, seines traditionellen Glorienscheins.

Insofern beide Forscher gegen historische Dogmen, Unwahrheiten oder Legenden kämpfen, geben sie Anlaß zu einer anerkennenden Vergleichung ihres Wirkens. Eine uns vorliegende Broschüre von Karl Schrattenthal[1]) bestreitet nun nicht, daß eine gewisse Analogie zwischen beiden Historikern stattfindet, erblickt dieselbe jedoch nur in der äußeren Wirkung und Gestalt ihrer Darstellung, nicht aber in deren Wesen und Tendenz. Während Schvarcz uns zeigt, daß „das Mißlingen einer mehr oder weniger brutalen Massenherrschaft nur auf das große Postulat einer Herrschaft der Höhergebildeten ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögensstufe hindeuten kann"; „verflucht das Tainesche Werk die Gräßlichkeit einer Massenherrschaft, nur um in verfeinerter Form der bereits zertrümmerten mittelalterlichen Gesellschaftsordnung das Wort zu reden." Dennoch mag es gegenwärtig nicht ohne Wert sein, wenn auf die Werke beider Männer aufmerksam gemacht wird. Unterlassen aber können wir nicht hierzu zu bemerken, daß uns grundsätzlich diejenige historische Kritik wenig wünschenswert erscheint, welche sich auf das Zertrümmern irgend welcher hohen, reinen Ideale richtet. R. K.

---

[1]) Karl Schrattenthal, Hyppolyte Taine und Julius Schvarcz. Eisenach 1888, bei J. Bacmeister. 50 Pf.

Das Stottern.

Ein „Beitrag zum Verständnis und zur Heilung desselben, für Lehrer und erwachsene Sprachleidende geschrieben, von Julius Aßmann"[1]) scheint uns wertvoll für alle mit diesem Mangel Behafteten. Der vorgeschlagene Weg zur Heilung besteht in offenbar sehr zweckmäßiger Schulung der Sprechvorstellungen, des Atmens, der Gemütsaffekte und der Artikulation. Der Verfasser hat auf diesem Wege schon sich selbst und viele andere geheilt. Wir haben keinen Grund, diese Schrift nicht zu empfehlen; unsere Veranlassung zur Besprechung derselben ist jedoch nur eine negative, insofern nämlich der Verfasser das uns nächstliegende und wahrscheinlich am erfolgreichsten die Heilung des Stotterns fördernde Mittel bisher noch nicht angewandt hat: die Suggestivtherapie. H. S.



Die Kunst des glücklichen Lebens.

In einer auch als Vortrag gehaltenen „Laienpredigt"[2]) faßt Dr. Paul Förster eine praktische Glückseligkeitslehre „für diese Welt" zusammen, welche „nicht den Anspruch macht, eigentlich neue Gedanken vorzubringen", sondern welche „einen Zusammenhang und Aufbau solcher, die von den Besten und Weisesten als echte und wahre anerkannt worden sind" liefern will, um „die Möglichkeit des menschlichen Glückes, soweit eine solche in diesem irdischen Dasein vorhanden ist, aufzuweisen". Bei der allgemeinen Betrachtung fast aller wesentlichen Gebiete des Leibes-, Seelen- und Geisteslebens verbreitet sich der Verfasser mit Recht über die Notwendigkeit und das Wie einer naturgemäßen Ernährung und allseitigen Gesundheitspflege als Grundlage seelischen Wohlbefindens und Rückhalt geistigen Fortschritts. Nur daß er sich hierbei des mißliebigen Wortes „Vegetarismus" bedient und „den Vegetarier" als Löser solcher Fragen anführt, scheint uns ein förmlicher Mißgriff, welcher aber der wünschenswerten Verbreitung und Würdigung dieses Schriftchens kaum Eintrag thun wird; um so weniger als die geistreiche Anhangsskizze: „Das Lachen" ihr übriges thut, anzuregen zum Selbststudium der Lebenskunst. H. H.



Magie.

Zuschriften wie die folgende gehen uns sehr häufig zu:

Mit Gegenwärtigem ersuche ich Sie höflichst, im nächsten Sphinxhefte womöglich mitteilen zu wollen, welche deutschen Werke es giebt, sich die rote, weiße und schwarze Magie zu erschließen. Hochachtungsvollst ein Abonnent der Sphinx.

Warum nicht lieber, wie der Fischer in dem Märchen, gleich der „liebe Gott" werden wollen! — Wir raten dem Einsender, sich einmal das kleine Buch „Licht auf den Weg" anzusehen, das in unsern Heften ständig angezeigt wird. H. S.

---

[1]) Verlag von Bruer u. Co., Hamburg-Berlin 1890, 24 S., 60 Pf.

[2]) Dr. Paul Förster: Die Kunst des glücklichen Lebens. Mit einem Anhange: Das Lachen, Berlin 1890 bei A. Kaemmerer, Kaiser-Wilhelmstr. 29-30. — Mk. 0,60.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

X, 59. November 1890.

Hellenbachs Sozialpolitik.*)

Von

Hübbe-Schleiden.



Als geborenes Mitglied zweier Landesvertretungen habe ich mir im politischen Leben die Überzeugung geholt, daß alle Theorie an dem Egoismus der Majorität der Staatsbürger und insbesondere der Politiker scheitern muß. Ich halte daher die Eindämmung des Egoismus für die erste und dringendste Aufgabe der jetzigen Generation; die Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Fragen kommt dann von selbst.

Hellenbach, „Individualismus", 230.

Drei Bestrebungen sind es hauptsächlich, welche die Kulturepoche des letzten Viertels dieses Jahrhunderts auszeichnen. Es sind dies: 1. die Pflege der Hygieine, 2. die sozialpolitische Bewegung und 3. ein tieferes, sittlich-geistiges Streben auf Grundlage der übersinnlichen Weltanschauung. Alle drei sind der Ausdruck eines und desselben Fortschritts menschlicher Kultur. Es ist heute vielerwärts die Ansicht verbreitet, daß der Sozialismus einen Gegensatz zur übersinnlichen Weltanschauung bilde. Dieses aber ist ein Irrtum, welcher nur bei denen möglich ist, die Sozialismus und Sozialdemokratie verwechseln. Die Vertreter der letzteren sind meistens allerdings wohl von platt-materialistischer Gesinnung; indessen hat diese Richtung in der gegenwärtigen Kulturperiode wohl kaum Aussicht durchzudringen, solange wir vor einer Militär-Revolution und dem einer solchen folgenden Vandalismus roher Brutalität sicher sind. — Jene drei Seiten unserer Kulturbewegung umfassen thatsächlich das ganze Menschenwesen in seiner dreifachen Darstellung, die Hygieine seinen Körper und dessen Wohlbefinden, die Sozialpolitik seine Persönlichkeit und deren „menschenwürdiges Dasein", die übersinnliche Weltanschauung seine unsterbliche Wesenheit, deren reinere Erkenntnis und Vervollkommnung.

Hellenbach war einer der besten Söhne seiner Zeit; so war es nur natürlich, daß er auch in all diesen drei Richtungen sich stark bethätigte. Was die Hygieine anbetrifft, so verwirklichte er deren Ergebnisse in voll-

*) Durch besonderen Wunsch mehrerer Freunde unserer Bewegung sind wir dazu angeregt worden, der gegenwärtigen Sachlage unsres öffentlichen Lebens in dieser Veranschaulichung der Stellungnahme eines unserer ersten Vorkämpfer zu derselben gerecht zu werden. Es kann dies gewissermaßen als Ergänzung unserer biographischen Darstellung Hellenbachs im V. und VI. Bande der „Sphinx" 1888 dienen. (Der Herausgeber).

stem Maße möglichst an sich selbst und gab dadurch allen, die mit ihm persönlich in Berührung kamen, ein gutes Beispiel, welches unausgesprochen zur Nachahmung aufforderte.[1]) Für die richtige, vollständige Erkenntnis der menschlichen Wesenheit auf Grundlage der übersinnlichen Weltanschauung wirkte er bahnbrechend, und dieses ist wohl sein hauptsächlichstes Verdienst. Die sozialpolitische Verbesserung des Lebensloses unserer niederen Volksklassen war aber der Ausgangspunkt, der Grundzweck und das Endziel all seines Wirkens, seines öffentlichen praktischen Auftretens, seiner schriftstellerischen Thätigkeit und seiner politischen Bemühungen.[2]) Hinsichtlich des Wertes dieses seines sozialistischen Strebens als ein echter Geistesaristokrat meint sogar O. Plumacher[3]):

„Der Schwerpunkt von Hellenbachs idealen Bestrebungen liegt nicht auf dem Gebiete der Philosophie, sondern auf dem der Sozialpolitik, wo seine reformatorischen Ideen volle Beachtung verdienen und von der wohlthätigsten, befruchtendsten Wirkung sein könnten."

Ihm lag jedenfalls das eine wie das andere gleich nahe am Herzen; und das wenigstens hat er wohl über allen Zweifel erhoben, daß ohne ein etwaiges Durchbrechen roher Selbsthilfe der Volksmassen eine Besserung des Erdenloses derselben nicht anders möglich sein wird, als wenn erst thätige, selbstlos denkende Menschenliebe in den herrschenden Volkskreisen lebendig wird, und dies ist wiederum nicht denkbar, wenn nicht eine bessere und tiefere Erkenntnis unseres Wesens und unserer Lebensbestimmung zur Geltung gelangt. Freilich äußerte er selbst einmal:

„Sobald wir zur Erkenntnis kommen, daß die sozialen Leiden keine Naturnotwendigkeit sind, so ist es unsere heiligste Pflicht, mit Aufwand unserer ganzen Kraft die Lösung des Rätsels zu suchen."[4])

Zur praktischen Verwirklichung besserer Zustände ist jedoch in erster Linie ein allseitiger guter, opferfähiger Wille erforderlich; die hinreichende Durchführung der sozialistischen Theorien scheitert aber an der naturgeborenen Selbstsucht der Majorität heutiger Volksvertretungen. Deshalb sagt auch Hellenbach sehr mit Recht:

„Der praktische Teil meiner Philosophie ist eigentlich Volkswirtschaft und Sozialpolitik, für welche beide viel zu wenig Interesse herrscht, weil der Egoismus unserer Generation zu groß ist, und keine der bestehenden Philosophien oder Glaubenslehren geeignet ist, dem Menschen die Solidarität aller Interessen gebührend an das Herz zu legen.[5]) — Die Ideen des ersten Bandes der „Vorurteile ꝛc." (in welchem die sozialpolitischen Vorschläge ausgeführt sind) werden trotz aller Anerkennung so lange

---

[1]) Ich habe dieses schon im III Abschnitt der erwähnten Biographie, im Augusthefte 1888, ausgeführt.

[2]) Auf die sonstigen zahlreichen Neben-Bestrebungen Hellenbachs einzugehen, ist hier unmöglich. Ich verweise deswegen auf seine Schriften, namentlich auf die drei Bände seiner „Vorurteile der Menschheit".

[3]) „Zwei Individualisten", S. 111. — Letzteres ist gewiß richtig; was aber den Vergleich seines philosophischen und sozialpolitischen Wirkens anbetrifft, so scheint mir doch: „umgekehrt wird ein passenderer Schuh daraus"!

[4]) „Vorurteile ꝛc." I, 29. — [5]) „Philos. d. g. M." 274.

nur Phantastereien bleiben, als die Ansichten des dritten Bandes (wo sich die Begründung der übersinnlichen Weltanschauung zusammengefaßt findet) nicht Gemeingut der Intelligenz werden.[1]) Solange ich den phänomenalen Egoismus nicht auszutreiben imstande bin, hilft es nichts, von durchgreifenden humanitären Maßregeln zu reden. — Für die Kulturentwickelung einzutreten wird nichts helfen, so lange die Sache akademisch bleibt; praktisch kann die Hingabe an die Kulturentwickelung nur werden, wenn ich ein ausgiebiges Motiv zur Verfügung habe, um dem Moloch des Egoismus im Parlamente, in der Presse, im Geschäftsleben und im Privatverkehre zu steuern."[2])

„Die Menschen lebten zweifellos einst wie die wilden Tiere im Walde, bis sich nach und nach das Familienleben, und durch dessen Erweiterung auf Stamm, Kirche und Nation (Sprache), die Kultur entwickelte; doch hielt der phänomenale Egoismus damit gleichen Schritt, denn es giebt nicht nur einen persönlichen, sondern auch einen nationalen und kirchlichen Egoismus, letzteren sogar mit transscendentalem Aushängeschild. Diese, jede kosmopolitische Idee hemmenden Schranken im Interesse der Menschheit zu beseitigen — denn einmal geschieht es doch — kann nur im Wege der Substitution des transscendentalen Egoismus langsam und gefahrlos geschehen."[3])

„Das civilisierte Europa befindet sich heute in der traurigen Lage, daß seine intelligenten und leitenden Kreise nichts kennen, als die phänomenale (äußerliche) Seite unserer Existenz; sie kennen keine Verantwortlichkeit als die, welche ihnen die bürgerliche Ehre und das Gesetz auferlegen; daher auch der kynische Egoismus, der sich im öffentlichen und privaten Leben kundgiebt. Die arbeitende Bevölkerung verliert wieder durch das schlechte Beispiel der intelligenteren Klassen und die der Vernunft nicht einleuchtenden Dogmen der Kirche allen Glauben an die transscendentale (übersinnliche) Verantwortlichkeit in irgend welcher Form — wohin soll das führen?"[4])

„Ein Glaube, der das Leben als eine kurze Prüfungszeit hinstellt, welcher ewiges Glück oder Unglück folgt, war für manche vielleicht ein Trost, doch ist eine solche Lehre von vornherein nicht geeignet, die Frage der materiellen Existenz und des gesellschaftlichen Gedeihens in den Vordergrund zu stellen. Soviel ist gewiß, daß die Anweisungen auf eine Entschädigung in einem andern Leben den Kredit verloren haben; und damit ist eine der ältesten und kräftigsten Waffen der konservativen Partei stumpf geworden."[5])

„Der Arbeiter, welcher Kohle fördert, einen Damm aufwirft, oder das Feld bebaut, ist sicher, für das Allgemeine etwas geleistet zu haben; und wenn er nach Kräften für seine Nachkommen gesorgt, so bleibt für die Entwicklung seines Charakters genug Spielraum, und er war nicht zwecklos auf diesem Planeten. Schwieriger ist es in objektiver Beziehung für die intelligentere Klasse. Die Thätigkeit im Amte, im Handelsverkehre, auf der Börse oder in der Redaktion ist nicht immer eine segenbringende; allerdings ist, subjektiv genommen, die Gelegenheit vorhanden, durch die Komplikation und den Wechsel der Thätigkeit reiche Erfahrungen zu sammeln. Um

---

[1]) „Vorurteile rc." 350. — [2]) Ebenda 325.

[3]) Ebenda 358. — Damit ist die Erkenntnis gemeint, daß es für die innere unsterbliche Wesenheit des Menschen am besten ist, wenn er als äußere, zeitweilige Persönlichkeit selbstlos ist, daß er aber zugleich ein eigenes Interesse an der Kulturentwickelung des Menschengeschlechts durch das Bewußtsein gewinnt, daß auch seine Wesenheit immer wieder in dieselbe zurückkehren, also an ihrem Fortschritt teil haben wird. — Freilich ist dieser Standpunkt nicht das letzte Wort. Dieses gebührt unstreitig dem transscendentalen Idealismus und absoluten Monismus.

[4]) „Geburt und Tod", 319.

[5]) „Vorurteile rc." I, 119 flg.

schlechtesten daran aber ist der Erbe, von dem schon die „Schrift“ andeutet, daß er schwer ins Himmelreich gelange. Landwirtschaft und Fabrikwesen können auch eine solche Existenz sehr nützlich machen, aber subjektiv genommen ist die Hauptbeschäftigung dieser vermeintlich glücklichen, wenigstens der großen Majorität nach, die Zeit totzuschlagen. Spät schlafen gehen, um spät frühstücken zu können, dann eine körperliche Bewegung machen, um mit Appetit ein späteres Diner einzunehmen, dann ins Theater fahren, um danach im Spiele die späte Nachtstunde zu erreichen — was soll sich da Bemerkenswertes krystallisieren? Wie viele schöne Anlagen des Gemüts und des Geistes habe ich nicht in diesen Regionen verkommen gesehen! Nur wechselnde Schicksale und bittere Erfahrungen befähigen, sich in der Symbolik (des Lebens) zurecht zu finden, die subjektive Absichtlichkeit (des eigenen Schicksals) zu entdecken und danach zu handeln!“ [1])

„Solange die lebende Generation an nichts anderes denkt, als an ihre materiellen Güter und Freuden, — solange sie im Kampfe ums Dasein vor keinem Mittel zurückschreckt, weil sie keine andere Verantwortlichkeit kennt, als ihr irdisches Interesse — solange ist an ein menschenwürdiges Dasein der Massen nicht zu denken. Meine Philosophie stellt dem Menschen noch andere Zwecke, zeigt ihm die Verantwortlichkeit seines Handelns und giebt ihm dadurch kräftige Motive für eine edlere Handlungsweise.“ [2])

„Sobald der Hunger, die sinnliche Liebe und das Eigentum [3]) in der intellegiblen Welt (also für unsere eigentliche Wesenheit) ihre Bedeutung verlieren, weil sie diese nur für den Zellenleib (des einen jeweiligen Lebenslaufes) haben, so entschwindet auch die Unterlage und Veranlassung für unsere gesellschaftlichen Unterschiede; die Begriffe von vornehm und reich, ja selbst von alt und jung haben keinen Sinn, denn sie sind phänomenaler Natur, sie sind Phantome. Unterschiede werden wohl sein, aber anderer Art, weil der Einteilungsgrund ein anderer ist (nämlich die sittlich-geistige Entwicklungsstufe). — Es entschwindet also (vom Standpunkt unserer wahren Wesenheit betrachtet) so ziemlich alles, was die Menschen für des Lebens höchste Güter halten“. [4])

„Das transscendentale Subjekt (unsere übersinnliche Wesenheit) verlangt für sein Gedeihen — Vervollkommnung und Liebe! Wohl dem, der über ein großes Kapital der letzteren bereits verfügt!“ [5])

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und die Menschheit über alles! Dieser Satz ist das oberste Sittengesetz [6]); die schnellere Vervollkommnung aber wäre das praktische Resultat der in Fleisch und Blut übergegangenen Überzeugung, daß das liebe „Ich“, für dessen eingebildetes Wohl oft die heiligsten Interessen der Menschheit mit Füßen getreten werden, nur ein Phantom ist, das in Nichts zurückkehrt,

[1]) „Magie der Zahlen“ 198—199.

[2]) „Geburt und Tod“ 255.

[3]) Bekanntlich sagte Proudhon vom Privateigentum, es sei „Diebstahl“ und der heilige Benedikt bezeichnet es in seiner berühmten Ordensregel, Kap. 33 und 55 (Salmansweiler 1791, S. 112 und 168) als „das bösartigste Laster“; Hellenbach indes wollte keineswegs das Privateigentum aufheben und selbst für die strikteste sozialistische Organisation wäre es nur nötig, demselben die willkürliche Güterproduktion zu entziehen; aber selbst soweit ist Hellenbach in seinen Vorschlägen nie gegangen.

[4]) „Vorurteile ꝛc.“ III, 192. — [5]) Ebenda II, 294.

[6]) In den „Vorurteilen ꝛc.“ (I, 98) sagt er: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! — Das ist das Losungswort der Zukunft.“ Diesen Gedanken spricht Hellenbach auch schon in seinen allerersten Druckschriften „Gesetze der sozialen Bewegung“ (Wien 1864, S. 166, 170 und 189), sowie in der „Metaphysik der Liebe“ (Wien 1875, S. 137) aus.

während das der menschlichen Erscheinung zu Grunde liegende Wesen weder aus der Welt hinaus, noch seiner Bestimmung entzogen werden kann, die unbedingt nur in einer steigend vollkommeneren Organisation besteht." [1])

„Sollte es mir gelungen sein, auch nur wenige von der Solidarität der menschlichen Interessen und der Wichtigkeit jeder unserer Handlungen, sowie der Nichtigkeit unserer Schicksale überzeugt zu haben, so wäre dies der schönste Lohn für meine Arbeit, welche wahrlich keinen andern Zweck vor Augen hatte." [2])

„Der Durchbruch dieses Gedankens und Glaubens — dieser ethischen Idee — ist übrigens garantiert; die Zeichen mehren sich, daß die Wahrheit den Sieg bald erringen werde. Weit bekümmerter bin ich um die „soziale That", um die rechtzeitige Verschiebung der Eigentumsverhältnisse auf humane Weise, um die Erziehung der nächsten Generation. Ob da die gegensätzliche Spannung nicht früher zur Explosion führt, als die Menschen zur Aussöhnung der Gegensätze gelangen. — das weiß ich nicht! Daß die Gefahr einer sozialen Umwälzung um so größer und in ihren Folgen furchtbarer ist, je schlechter es mit der ethischen Anschauungsweise steht, ist klar." [3])

„Unsere Zivilisation ist ein umgekehrtes Bild vernünftiger Zustände." [4]) „Demnach ist es thöricht, wenn sozialistische Schwärmer glauben, daß man (bessere) soziale Verhältnisse von oben oder unten (mit Gewalt) durchsetzen sollte; aber sie wachsen von selbst mit unerschütterlicher Triebkraft." [5])

Daß die sozialistischen Ideen in der Stille riesenhaft wachsen und daß auch die Lebensverhältnisse der Volksmassen sich ganz allmählich, wenigstens um etwas, bessern, das haben uns allerdings die letzten zwei Jahrzehnte bewiesen. Was im Anfange der sechziger Jahre Lassalle als eine dem großen Publikum in Deutschland neue, unerhörte Lehre verkündete, das erhob in seinen wesentlichen Grundzügen 20 Jahre später Fürst Bismarck zu seinem Programm, und die Forderungen, wegen deren anfangs die Sozialdemokraten von der herrschenden Freihandelspartei so bitter angefochten und schließlich gar unterdrückt wurden, die sind heute zum Teil schon deutsche Reichsgesetze und auf die Verwirklichung anderer solcher Rechte eines menschenwürdigen Daseins arbeiten der Bundesrat und der Reichstag hin.

Daß freilich noch Mangel an Ernst und gutem Willen die Durchführung dieses Strebens vielfach hindern, wurde schon gesagt; aber auch das wird anders werden, sobald erst das nunmehr alternde Geschlecht dem jetzt heraufkommenden völlig Platz gemacht hat! Wie verschieden ist doch diese Generation von jener, so in ihren Wünschen wie in ihren Ansichten; und dazu trägt nicht wenig bei, daß uns die Not der niederen Volksklassen täglich mehr und mehr zum Bewußtsein gebracht wird, und daß zugleich Edelsinn und Menschenliebe merklich, wenigstens im Privatleben, an Geltung zu gewinnen scheinen. Freilich weniger bei manchen, die noch heute in der Öffentlichkeit Macht ausüben und das große Wort

---

[1]) „Philos. d. g. Menschenv." 283.

[2]) Ebenda 288. — Nichtig sind unsere Schicksale an sich, da sie immer nur Mittel zum Zweck unserer Vervollkommnung sind, obwohl wir sie uns nicht immer dazu dienen lassen.

[3]) „Vorurteile rc." II, 259—160. — [4]) Ebenda I, 108, auch 99; dieser Satz rührt schon von Fourier und Proudhon her. — [5]) Ebenda III, 343.

führen, wohl aber bei allen feinsinniger Angelegten, auf denen die Hoffnung für die Zukunft unseres Kulturlebens überhaupt beruht; und mir will es scheinen, daß ich solcher Keime eine große, mächtige Zahl gerade unter unserer heutigen Jugend bemerkte.

Nicht zum mindesten wirkte aber auch in eben dieser Richtung die gewaltige Umgestaltung unserer volkswirtschaftlichen Theorien in sozialwirtschaftliche. Das Wirken jener wohlmeinenden leitenden Geister unserer Wissenschaft, die man noch vor 18 Jahren spottweise „Kathedersozialisten" nannte, war doch nicht vergeblich. Das, was damals diese Männer fast nur schüchtern aussprachen, ist heute die alltägliche Anschauung jedes einigermaßen auf der sittlich-geistigen Höhe unserer Zeit stehenden jungen Mannes[1], und zwar bis zu dem Grade, daß die meisten sich kaum vorstellen wollen, daß man so einfache selbstverständliche Wahrheiten nicht „von jeher" eingesehen und anerkannt habe, und daß man so roh-selbstsüchtig sein könne, deren Verwirklichung nicht wenigstens zu wünschen und zu wollen; und doch ist es nur erst wenige Jahre her, daß man für solches Wissen und nun gar für solches Wollen arg verketzert wurde, ja man weiß sogar, in welchen Kreisen dieses heute noch geschieht.

Auf die Höhe des endlosen Meeres der sozialen Frage nun hinaus zu fahren, ist hier nicht meine Absicht; nur so viel muß hier von dem hauptsächlichsten Kurs über dasselbe gesagt werden, wie nötig ist, um diejenigen Pläne und Vorschläge, welche Hellenbach bewegten, im Zusammenhang der Sachlage verständlich zu machen. Ganz vor allem bekämpft er sehr mit Recht das Vorurteil der altmodischen Volkswirtschaft, daß die Not des Arbeiterstandes unvermeidlich, daß das „eherne Lohngesetz" ein Naturgesetz sei.

„Es ist geradezu eine Schmach — so beginnt er den 1. Band seiner „Vorurteile ꝛc." — eine Schmach für die Menschheit und deren gesellschaftliche Organisation, daß menschliche Wesen durch Hunger, Frost und Elend zu Grunde gehen, und daß arme Kinder der Verwahrlosung verfallen und dem Siechtum von Geburt an entgegen geführt werden. Die öffentliche Meinung behauptet freilich, es könne nicht anders sein; Malthus und Ricardo sagen sogar, es müsse so sein; ist das nun Wahrheit oder Vorurteil?[2] Ist ein Zustand der Dinge undenkbar, welcher die Garantie aussprechen könnte: Von nun an verhungert und erfriert kein Mensch; jeder Kranke findet Pflege; jedes Kind steht unter dem Schutze der Gesamtheit! Die lebende Generation übernimmt selbst die Garantien für die physische und intellektuelle Entwickelung der nachfolgenden! —

Es ließe sich schon leben auf diesem Planeten, wenn die Menschheit nur etwas vernünftiger wäre!! Doch so wie der Chirurg und der Feldherr durch Beruf und Gewohnheit für fremde Leiden gefühllos werden, so sind auch wir durch den gewohnten Anblick des — wie wir wähnen — unvermeidlichen Elends stumpf geworden."[3]

---

[1]) Hierbei muß man leider von der großen Masse unserer akademisch gebildeten Jugend absehen; wenigstens die für unser heutiges Studentenwesen tonangebenden Kreise scheinen ganz in Roheiten aller Art (Schlemmen, Pauken und anderen sogen. „Vergnügungen") zu ver—kommen, und nur wenige werden zum Glück noch wieder durch ihr Militärjahr aus dem Abgrunde herausgerissen.

[2]) Dieses Vorurteil widerlegt H. besonders im ersten Buche seiner „Vorurteile".

[3]) „Vorurteile ꝛc." I, 92.

„Führen wir aber nur einfach — so citiert er an anderer Stelle[1]) nach Lange — die eigenen Worte eines Arbeiters an, welcher sagte: „Wir sind Sklaven, erschöpft von der Arbeit, abgenützt und entkräftet; und da wir keine Zeit haben, Geist und Herz zu bilden, ist es überraschend, daß wir herabgekommene, unwürdige Nichtswisser sind?" Ein anderer sagte: „Ich habe einen Sohn, den ich lieber im Sarge sehen würde, als in einer Fabrik, um alles zu leiden, was ich gelitten habe, und mehr zu erdulden als ein Sklave in dieser verdorbenen und erniedrigenden Umgebung." Es war peinlich, von allen denen, die uns aufzuklären bereit waren, über die reißende Entsittlichung unseres Arbeiterstandes, der doch die Grundlage unseres nationalen Lebens bildet, das nämliche hören zu müssen; peinlich war es, einen bestätigenden Blick thun zu müssen in das Herabgekommensein, in den immer tieferen Ruin und Verfall des Menschengeschlechts, das doch unvergänglich und unsterblich sein soll. Die männliche und stolze Unabhängigkeit des Arbeiters von ehemals hat einer feilen Gesinnung Platz gemacht; an die Stelle der Selbstachtung und Intelligenz sind Mangel an Selbstvertrauen und wachsende Unwissenheit getreten; statt des ehrenwerten Stolzes auf die Würde der Arbeit hat das Gefühl völliger Unterordnung, statt des Triebes, sich in der Mechanik zu vervollkommnen, der Ekel an einer untergeordneten Beschäftigung allgemein Platz gemacht. Statt eines Adelsdiploms haftet an der Arbeit das Brandmal der Sklaverei."

Ebenso schwierig nun, wie die soziale Frage praktisch und im einzelnen zu lösen ist, so leicht ist dies doch theoretisch und im allgemeinen geschehen. Fragen wir: warum hungern denn die Arbeiter? und warum entarten sie? so lautet die Antwort sehr einfach: weil man ihren Lohn nicht nach den Bedürfnissen eines menschenwürdigen Daseins bemißt, sondern nach dem hiervon gänzlich unabhängigen Verhältnisse der Nachfrage zum Angebot von Arbeitskräften!

Warum ist denn dieses aber so verkehrt und unzweckmäßig eingerichtet? Ist dies etwa Habsucht der Kapitalisten, wie Böswillige behaupten? — Keineswegs! Denn wenn man auch den sämtlichen Unternehmergewinn und die Dividenden der Aktionäre unter die Arbeiter verteilte, so würde das Los derselben dadurch nicht erheblich gebessert. Überdies sind die meisten Industrien vielfach so gestellt, daß sie sich überhaupt kaum halten können, und wo sie noch lebensfähig sind, sorgt die „Konkurrenz" dafür, daß wenige mehr als einen sehr bescheidenen Gewinn erhalten. (Schluß folgt.)

[1]) Ebenda I, 49 flg. Lange „Über Mill" 233.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unsere gegenwärtige Kulturbewegung.*)

Von

Alfred Russel Wallace.



Die Wissenschaft hat in ihrer Erforschung der Natur-Geheimnisse so große Fortschritte gemacht, ohne den Geist entdeckt zu haben, daß sie an dessen Dasein so lange nicht wird glauben können, bis die Physiologen, welche die Kundgebungen der Seele und die Thätigkeit des Gehirns untersuchen, nicht die Möglichkeit einer vom Gehirn unabhängigen Seele einsehen lernen.

Es war um die Mitte unseres Jahrhunderts, daß der empirische Spiritualismus, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, die denkende Welt, die bis dahin entweder dem groben Materialismus oder einem einseitigen Pantheismus und Idealismus gehuldigt hatte, in Erstaunen versetzte, indem er in schlagendster Weise, durch eine Masse immer wiederkehrender, unleugbarer und für jedermann überzeugenden Thatsachen nachwies, daß der Geist oder die Seele des Stoffes, welchen man Gehirn nennt, nicht bedürfe, um thätig zu sein.

In der allermaterialistischsten Periode unserer Zeit, innerhalb einer Civilisation, welche sich damit brüstete, allen Aberglauben abgelegt und ein mit den unwandelbaren Gesetzen der Physik übereinstimmendes Wissen erworben zu haben — zu einer solchen Zeit hielt der Spiritualismus seinen Einzug in die Welt, wo er nun seit mehr als 40 Jahren ein lebenskräftiges Dasein behauptet. Er fand Eingang in alle Kulturländer; er wird vertreten durch eine reiche Litteratur, durch eine Unzahl von Zeitschriften und wohlorganisierten Gesellschaften; nach Millionen zählt er seine Anhänger in allen Gesellschaftsschichten, unter den gekrönten Häuptern, dem Adel und den vornehmsten Repräsentanten der Wissenschaft, Litteratur und Philosophie sowohl, als unter dem Volke, weil er den individuellen geistigen Interessen des Menschen mehr als jede

*) Entnommen aus seinem Vortrage am 5. Juni 1887: If a man die, shall he live again? (Vgl. u. a. Light, London 1889, Nr. 339 und 340.) — Wir lassen hier Wallace, den Altmeister der darwinistischen Naturwissenschaft, ohne unsere weiteren Bemerkungen zu Worte kommen. — Diese seine Rede ist unter allen Umständen eine merkwürdige kulturgeschichtliche Thatsache. (Der Herausgeber.)

Religion entgegenkommt und den Unwissenden, den Skeptiker und den kurzsichtigen Materialisten von der Wirklichkeit einer geistigen Welt und des Lebens nach dem Tode überzeugt.

Die mir genau bekannte Geschichte und Litteratur dieser Kulturbewegung, an der ich selbst seit zwanzig Jahren einen thätigen Anteil nehme, weiß von keinem einzigen Beispiel zu erzählen, daß jemand, der nach sorgfältiger Prüfung sich einmal von der Wahrheit der spiritualistischen Erscheinungen überzeugt hat, später wieder von seinem Glauben abgefallen wäre und den Spiritualismus für einen Betrug oder eine bloße Täuschung erklärt hätte, obgleich — woran erinnert werden muß — alle gebildeten Männer, namentlich die Gelehrten, an seine Erforschung in der Regel mit einer starken Voreingenommenheit gegen ihn herantreten und es für ein Leichtes halten, ihn als auf Unehrlichkeit einerseits und auf Leichtgläubigkeit andererseits beruhend, zu entlarven. Solch eine Stellung nahmen anfangs dem Spiritualismus gegenüber eine Anzahl von Gelehrten, die später seine vornehmsten Vertreter und Stützen werden sollten, ein. In erster Reihe ist hier der weltberühmte Chemiker Crookes zu nennen.

Nicht etwa Stunden, Tage oder Wochen flüchtiger Betrachtung, sondern Jahre sorgfältigster und nüchternster experimenteller Untersuchung widmeten alle diese Männer dem Spiritualismus, ehe sie die Wahrheit seiner Lehre für nachgewiesen erklärten und sich zu ihr öffentlich bekannten.

Dieser streng wissenschaftliche Weg, auf welchem der Spiritualismus begründet wurde, und die Bedeutung seiner Vorkämpfer in der Gelehrtenwelt bürgt hinreichend dafür, daß er weder auf Betrug noch auf Illusion beruhe, noch ein auf civilisierten Boden verpflanzter Sproß des Aberglaubens kulturloser Völker sei, sondern zweifellose Wahrheiten von großer Tragweite enthalte.

Wir wollen nun kurz die verschiedenen Arten der spiritualistischen Phänomene aufzählen und prüfen, ob und was sich aus ihnen in Rücksicht auf die Fortdauer nach dem Tode folgern läßt.

Man kann diese Phänomene, im großen und ganzen genommen, in zwei Gruppen einteilen: in physikalische und geistige, d. h. geistige im engeren Sinne, da auch die Erscheinungen der ersten Gruppe sich als Wirkungen geistiger Kräfte enthüllen. — Zur ersten Klasse gehören die allerverschiedensten physikalischen Erscheinungen der einfachsten Art, so die Laute vom leisesten Ticken an bis zu Schlägen, wie mit einem Hammer, — beides sicherlich nicht durch Menschenhand hervorgebracht. Ferner sind hierher zu rechnen die oft beobachteten Veränderungen im Gewicht der Körper. Ich habe in der Gegenwart des berühmten Mediums Daniel Home einen großen Tisch, den man zuvor am hellen Tage, so daß keine Täuschung möglich war, gewogen hatte, sein Gewicht bis zu 30—40 Pfund verändern sehen.

Das gewöhnlichste und bekannteste physikalische Phänomen ist die Bewegung von Gegenständen — Stühlen, Tischen, musikalischen Instrumenten — ohne jede sichtbare Ursache.

Merkwürdiger sind die Bringungen oder Übertragungen von Objekten in einer zuweilen mehrere Meilen großen Entfernung. Meistens sind es Blumen und Früchte, die auf diese Weise transportiert werden; aber auch Briefe und andere kleinere Gegenstände.

Eine der eigentümlichsten Erscheinungen, die unter den verschiedensten Bedingungen stattfinden kann, und welche mehr oder weniger zu allen Zeiten bekannt war, ist die sogen. Levitation oder Erhebung lebender menschlicher Körper vom Boden und ihre Ortsveränderung in der Luft. Ich will zur Veranschaulichung dieses einen Fall, dessen Zeuge ich war, erzählen.

Es war im Hause eines mit mir befreundeten Künstlers in London, der mit seiner Familie jede Woche eine mediumistische Sitzung hielt. Einmal war das Medium durch Unpäßlichkeit verhindert zu erscheinen, und man bemerkte, daß die eine Tochter des Hauses, die nachweislich mediumistische Anlagen hatte, in auffälliger Aufregung im Zimmer auf und ab ging. Nachdem, wie gewöhnlich, das Licht ausgelöscht wurde, setzte sich die junge Dame zwischen ihren Bruder und eine Freundin; beide hielten ihr die Hände. Die Dunkelheit im Zimmer war, wie man gleich sehen wird, ein Umstand, der das, was sich ereignete, erschweren mußte. Nach einer kurzen Weile riefen die beiden das Mädchen festhaltenden Personen: „Sie ist fort.“ In demselben Augenblick machte man Licht und fand sie, mehrere Fuß von uns, der Länge nach auf einem breiten Mantel am Boden ausgestreckt; dabei war aber ihr Kleid in so regelmäßigen Falten gelegt, als ob sie sich dort mit der größten Sorgfalt niedergelegt hätte — etwas, das ein Mensch im normalen Zustande in der Dunkelheit nicht fertig bringt.

Bei weitem bemerkenswerter, weil durch menschliche Kunst schlechterdings unvollziehbar, ist das Hineinbinden von Knoten in eine Schnur ohne Ende, das Herausnehmen von Gegenständen aus versiegelten Schachteln und das Durchziehen von festen Körpern durch dem Umfange nach viel schmälere Ringe. Zöllner mit zwei seiner Kollegen hat diese Erscheinungen am hellen Tage beobachtet und in einem bekannten Werke ausführlich beschrieben.

Es kommt auch das Merkwürdige vor, daß ein fester Gegenstand durch einen anderen festen hindurchgeht, ohne den letzteren irgend zu zerstören. Ich selbst habe bei guter Beleuchtung oft gesehen, wie ein Stock oder ein Taschentuch durch einen Vorhang durchgezogen wurde, an welchem man jedoch unmittelbar darauf nicht die geringste Veränderung wahrnehmen konnte. Dieses Phänomen, mit welchem wir die Reihe der eigentlich physikalischen beschließen, ermöglicht das Verständnis vieler Erscheinungen, die sich täglich ereignen.

Den Übergang zu den im engeren Sinne geistigen Phänomenen bilden die halb physikalischen und halb geistigen. Eins der häufigsten dieser Art, das in unzähligen Variationen wiederkehrt, ist folgendes. Papierblätter werden auf den Boden gestreut oder an Stellen befestigt,

welche von Menschen ohne besondere Vorkehrungen nicht zu erreichen sind; nach Verlauf einiger Minuten findet man sie beschrieben. Dasselbe wiederholt sich auf der Innenseite zweier zusammengelegter Schiefertafeln, oft sogar in den Händen des Zeugen selbst. Nicht selten erhält man auf diese Weise lange Mitteilungen über private Angelegenheiten des Empfängers und in Sprachen, die dem Medium, ja den sämtlichen anderen Anwesenden fremd sind, die sich aber immer als wirklich existierende Sprachen erweisen. So hat in England ein Freund von mir einmal in seiner eigenen Familie eine Schrift erhalten, deren Sprache keiner verstand, und die endlich von einem Missionar als ein ihm geläufiges Idiom der Südseeinsulaner festgestellt wurde.

Erstaunlich ist eine ähnliche Entstehung von Schriften und Zeichnungen in verschiedenen und im gegebenen Augenblick nicht vorhandenen Farben. Man hat solche Zeichnungen sich auf Spielkarten bilden sehen, bei denen, um jedem Betrug vorzubeugen, zuvor eine Ecke abgerissen war.

Eine eigene Art hierher gehörender Phänomene sind die musikalischen. So das Spielen zugemachter und verschlossener Klaviere. Ich selbst war Zeuge, wie eine Spieldose auf Verlangen von selbst zu spielen anfing und aufhörte. Tausende haben das Wunderbare erlebt, daß eine nur mit einer Hand gehaltene Ziehharmonika sehr schöne Musik machte.

Wir gehen zu den chemischen Phänomenen über. Hier ist zunächst die Unverletzbarkeit durch das Feuer zu erwähnen.

Der kürzlich gestorbene Daniel Home, vielleicht das bedeutendste Medium, das je gelebt, pflegte eine Masse glühender Kohlen aus dem Feuer herauszunehmen und sie mit seinen Händen in der Stube umherzutragen. Kraft seiner eigentümlichen Begabung, vermochte er die Personen zu erkennen, welche im stande wären, dasselbe zu thun und schüttete ihnen die Kohlen in die Hände, ohne daß sie den geringsten Schmerz empfanden oder irgend welche Verletzung davontrugen. Auch von dem bekannten Schriftsteller S. C. Hall weiß man, daß er einmal einen großen Haufen brennender Kohlen auf seinen Kopf legte und sich weder das Haar noch die Haut versengte.

Nicht minder merkwürdig ist die Entstehung leuchtender Körper. Professor Crookes untersuchte solche und erklärte, daß die moderne Chemie keine Mittel kenne, ähnliche hervorzubringen.

Das wunderbarste der physikalischen Phänomene ist die sog. Materialisation, oder die vorübergehende Bildung von körperlichen Geistergestalten. Zuerst bildeten sich nur greifbare menschliche Hände, die man auch oft hat schreiben sehen; dann menschliche Gesichter; zuletzt — nach geraumer Zeit — fingen an, ganze menschliche materialisierte Gestalten zu erscheinen, was jetzt, wie es vor zehn oder fünfzehn Jahren auch vorausgesagt wurde, zu den gewöhnlichsten Erscheinungen zählt. Wir wollten damals an die Möglichkeit solcher Manifestationen nicht glauben, und doch sind sie jetzt eine unbestreitbare und von jedem, der sich mit diesem Gegenstand beschäftigt hat, anerkannte Thatsache geworden. Crookes stellte mehrere Jahre lang in seinem eigenen Laboratorium ge-

naue, streng wissenschaftliche und kritische Untersuchungen über diese Phänomene an, und veröffentlichte später die Resultate. Die Gestalten wurden photographiert, gewogen, gemessen; Crookes that bei seinen Experimenten alles, was man von einem exakten Naturforscher nur verlangen kann, und gab die Erklärung ab, daß diesen Gestalten eine zweifellos reale, obschon eine bloß geistige Existenz zukomme. Sie kommen und gehen; man sieht, wie sie sich allmählich bilden, in Nebel wieder auflösen und zuletzt ganz verschwinden. Wir haben somit einen sicheren Beweis ihrer Wirklichkeit, der durch die Photographie der Phantome noch bekräftigt wird. Wie hätten sie photographiert werden können, wenn sie nicht real wären? Zudem besitzen wir nicht allein Photographien der sichtbaren, sondern auch der unsichtbaren Materialisationen. Um endlich jeden Zweifel zu beseitigen, wurden solche Aufnahmen in Privatwohnungen und nicht von Berufsphotographen, sondern von Dilettanten verfertigt, welche die Photographie einzig und allein zum Zweck der Ergründung dieser Phänomene erlernt hatten.

Einen ferneren Beweis für die Realität jener geistigen Wesen liefern die Paraffinabgüsse ihrer Körperteile. Die materialisierte Hand z. B. wird zuerst in geschmolzenes Paraffin und dann samt der ihr anklebenden Masse in kaltes Wasser getaucht. Die so entstandenen verhärteten Modelle findet man niemals am Handgelenk beschädigt, wie es beim Abguß einer lebendigen menschlichen Hand, die aus der Form herausgezogen würde, doch notwendig der Fall sein müßte. Auf diesem Wege hat man in Washington einen vollständigen Abdruck zweier ineinander gelegter Hände nebst Handgelenk erhalten. Ein Edelmann in Paris stellte vor einigen Jahren eine ganze Reihe solcher Versuche an und erhielt Abdrücke nicht nur von Händen und Füßen, sondern von männlichen und weiblichen griechischen Köpfen. Das Medium, in dessen Anwesenheit die Experimente stattfanden, kannte ich persönlich: es war ein ganz gewöhnliches Menschenkind. Diese Abdrücke, von großer Schönheit, sind in London zu sehen, und wurden einmal von zwei Herren zu gleicher Zeit als schon früher von ihnen gesehene Materialisationen erkannt.

Die zweite Gruppe der mediumistischen Phänomene sind die rein geistigen — für den Spiritualisten die interessantesten, für die im ganzen skeptische Masse am wenigsten überzeugenden.

Zunächst ist hier das sog. automatische Schreiben zu erwähnen, d. h. das Schreiben wider oder ohne den Willen des Schreibenden, der vom Geschriebenen nicht die geringste Ahnung hat. Die Mitteilung steht bald unter, bald über der geistigen Fähigkeit und dem Wissen, welche das Medium im normalen Zustande besitzt. Viele der auf diese Weise zustande kommenden Schriften enthalten gute Lehren und Anweisungen, auch Aufklärungen über Gegenstände und Verhältnisse, welche dem Medium sonst gar nicht bekannt sind. Einer meiner Freunde, ein bedeutender englischer Arzt und Physiolog, hat selbst das automatische Schreiben während mehrerer Jahre getrieben, zuerst lediglich aus physiologischem Interesse; jetzt ist es ihm zur Gewohnheit geworden und zwar zu einer

sehr nützlichen, indem sie ihn in seiner ärztlichen Thätigkeit unterstützt; er schreibt sich nämlich willenlos im voraus die Namen der Kranken auf, zu denen er zu einer bestimmten Stunde gerufen werden soll, was stets auch pünktlich zutrifft.

Die anderen hierher gehörenden wunderbaren Phänomene sind erstlich das dem automatischen Schreiben verwandte, nunmehr in der ganzen Welt bekannte und verbreitete Sprechen im Trance; zweitens das Hellsehen und Hellhören, d. h. das Wahrnehmen der Geister durch das Gesicht und das Gehör. Die Personen, welche diese Gabe besitzen, können beschreiben sowohl das, was sie sehen, als das, was sie hören, und so genau, daß diejenigen, welche die Geister früher im Leben kannten, sie nach der Beschreibung sofort wiedererkennen. Drittens endlich die merkwürdige und dem Trancesprechen am nächsten kommende Fähigkeit einiger Medien, sich ihrer Persönlichkeit zu entäußern und eine fremde anzunehmen. Diese Erscheinung ist das, was man Transfiguration nennt und in früheren Zeiten als Besessenheit bezeichnete. Das Medium macht wirklich den Eindruck, als ob ein anderes Wesen aus ihm spreche und es als Werkzeug seiner Bewegungen und Handlungen gebrauche; ja, selbst das Äußere des „Besessenen“ kann sich bis zur vollkommenen Ähnlichkeit mit der Person, welche es darstellt, verändern. Solche Medien vermögen ferner auch in Sprachen zu reden, die sie im normalen Zustande gar nicht kennen. So erzählt der amerikanische Rechtsgelehrte Edmonds, seine Tochter, ein Mädchen von ganz gewöhnlicher Schulbildung, habe häufig eine Unterhaltung in den meisten europäischen Sprachen, und sogar in Idiomen der Indianer geführt, von denen sie sonst nicht ein Wort versteht.

Zum Schluß sei noch ein Phänomen erwähnt, von dem es sich schwer entscheiden läßt, ob es zu den physikalischen oder geistigen gehöre. Es ist die Kraft zu heilen. Das Medium besitzt das Vermögen, die ganze innere Struktur des Menschen zu schauen und zu beschreiben, den Sitz und die Beschaffenheit der Krankheit genau zu bezeichnen und das Mittel dagegen anzugeben. Auch sind Fälle bekannt, daß ein solches Medium durch Auflegen der Hände die Heilung bewirkte.

Wenn man von den unendlich verschiedenen Modifikationen der spiritualistischen Phänomene absieht, so lassen sie sich alle auf die eben beschriebenen Klassen zurückführen. Jede derselben wurde vielfachen und sorgfältigen Untersuchungen unterworfen und steht als Thatsache ebenso unerschütterlich fest, wie irgend ein Lehrsatz der Physik.

Fragen wir nun nach dem charakteristischen Merkmal aller dieser Erscheinungen, und was sich aus ihm in Rücksicht auf ihr Wesen schließen läßt, so muß geantwortet werden, daß dieses Merkmal zunächst in der Gleichförmigkeit besteht und insofern für die natürliche, d. h. nicht künstliche, auf Betrug beruhende Entstehungsart jener Phänomene zeugt. In der ganzen Welt, bei allen Nationen bewahren sie ihren Gattungstypus. Gleichviel, ob das Medium ein Mann oder ein Weib, ein Knabe oder ein Mädchen, gebildet oder ungebildet ist: die Manifestationen erfolgen

in gleicher Vollkommenheit. Wir schließen daraus, daß sie die Wirkung allgemein gültiger Gesetze sind, welche die Beziehungen der geistigen und physischen Welt zu einander bestimmen und sich in die natürliche Ordnung der Dinge einfügen.

Das zweite gemeinsame Merkmal der spiritualistischen Phänomene, das ihnen von Anfang an eigen war, ist ihre Menschlichkeit. Sie stellen sich uns dar als menschliche Handlungen, geleitet durch menschliche Gedanken; sie offenbaren Verstand und Urteilskraft, Laune und Leidenschaft; die Eigenschaften der geistigen Wesen zeigen dieselbe Mannigfaltigkeit wie die lebender Menschen. Reden die Geister, so hört sich ihre Stimme wie eine menschliche an; wenn sie erscheinen, so ist es stets in menschlicher Gestalt, nicht etwa in der eines Engels, bösen Geistes oder Tieres, — und zwar ist ihre Gestalt der des Mediums durchaus unähnlich, was mit Hilfe jener oben beschriebenen Paraffinabdrücke leicht nachzuweisen ist. Welchen Sinn hat also nach alledem die Behauptung, der Spiritualismus sei Betrug.

Ebenso zahlreich wie für das allgemein Menschliche der Geister sind auch die Beweise für die Identität der Erscheinungen und der verstorbenen Individuen.

Ich erzähle ein paar Fälle dieser Art aus meinem und meiner Freunde Leben.

Ein Herr Bland aus Washington verkehrte durch ein Medium — eine Dame, die er gut kannte und die nicht ein bezahltes Berufsmedium war — mit dem Geiste seiner verstorbenen Mutter. Er wußte nichts von Geisterphotographien, wurde aber einmal von seiner Mutter aufgegefordert, zu irgend einem beliebigen Photographen zu gehen: sie wolle versuchen, ihm zur Seite auf dem Bilde zu erscheinen. Herr Bland und das Medium gingen in das erste beste Atelier und ließen sich abnehmen. Und in der That zeigte das Bild eine dritte Gestalt, jedoch nicht die der Mutter. Als zu Hause der Geist befragt wurde, warum statt seiner eine fremde Gestalt erschienen war, gab er zur Antwort, es sei ein Freund gewesen, der mehr Erfahrung in diesen Sachen habe und den Versuch zuerst machen wollte; beim zweiten Male aber würde sie schon selbst erscheinen. Bland wiederholte das Experiment und erhielt das Bild seiner Mutter. Durch einen Unbekannten darauf aufmerksam gemacht, daß die Möglichkeit eines Betrugs von seiten des Photographen, der ja ein altes Bild der Mutter haben konnte, doch nicht ganz ausgeschlossen sei, bat Bland den Geist, dieser möchte noch einmal, jedoch anders gekleidet, erscheinen. Dieser Wunsch wurde erfüllt, und auf der dritten Photographie sah man dieselbe Gestalt, nur mit einer andern Brustnadel.

Angenommen, daß das oben Erzählte volle Wahrheit ist, sehe ich nicht, wie es anders zu erklären wäre, als daß Bland in einem realen Verkehr mit seiner verstorbenen Mutter stand.

Ein anderer meiner Bekannten, ebenfalls in Washington, verkehrte mit seiner vor vielen Jahren gestorbenen Tochter. Eines Tages erschien ihm der Geist einer unbekannten jungen Dame von großer Schönheit

mit goldblondem Haar, und sagte, sie sei Nellie Morrison, eine Freundin seiner Tochter. Letztere bestätigte dies, als sie am nächsten Tage ihren Vater besuchte, berichtete Näheres über Nellie, die in Philadelphia gestorben war, und gab die Adresse ihrer Stiefmutter. Die genauen Erkundigungen, die mein Freund eingezogen, bewährten die Geistermitteilungen in allen Einzelheiten.

Bei einem anderen Besuch Nellies schnitt mein Freund etwas von ihrem schönen Haar ab, um es der Stiefmutter zu zeigen, ob sie es wohl erkenne. Kaum hatte diese es erblickt, als sie auch ausrief: es ist ja Nellies Haar.

Ich schließe diese Berichte mit einem Fall aus meinem eigenen Leben.

Ich hatte einen Bruder, William, der schon seit vierzig Jahren tot ist. Er war in London mit einem gewissen William Martin befreundet. Ich wußte nicht, daß der Name dieses Freundes William gewesen sei, da mein Bruder ihn immer nur Martin nannte. Ich kann wohl versichern, daß in den letzten zwanzig Jahren der Name Martin mir nicht eingefallen war. Neulich jedoch erhalte ich, in einer spiritistischen Sitzung in Washington folgende Botschaft: „Ich bin William Martin und schreibe für meinen alten Freund William Wallace, um Ihnen zu sagen, daß er bei einer anderen Gelegenheit, sobald er nur kann, mit Ihnen in Verbindung treten wird.“ Da ich nun die völlige Gewißheit habe, daß kein Mensch in Amerika den Namen meines Bruders, noch seine Beziehung zu Martin kennt, so ist dieser Fall für mich ein unbestreitbarer Identitätsbeweis.

Trotzdem nun, daß man ganze Bände mit ähnlichen und noch stärkeren Beweisen für das geistige Fortleben der Persönlichkeit nach dem Tode füllen könnte, giebt es noch Menschen, die an dieser Wahrheit zweifeln. Sie sagen: die Thatsachen mögen an sich schon richtig sein, nur sind sie sicherlich nicht durch die Geister der Verstorbenen hervorgebracht, denn dies ist absurd. Ich frage: warum absurd? Ich habe noch nie eine vernünftige Antwort darauf gehört, und konnte nie einsehen, warum dies absurd sein sollte. —

Betrachten wir noch den Spiritualismus in seiner Bedeutung für die Geschichte und Moral. Es scheint mir kein Geringes zu sein, wenn er z. B. im stande ist, viele historische Berichte zu erklären, welche der offiziellen Wissenschaft von jeher die größten Schwierigkeiten gemacht haben. So kann er, im Gegensatze zur gewöhnlichen Geschichtsforschung, wohl vereinigen, daß der größte Weise Griechenlands, Sokrates, einer der edelsten und vollkommensten Menschen, die je gelebt, geistig ganz normal und nichts weniger als ein Schwindler oder abergläubisch war, und dennoch im Verkehr mit einem geistigen Wesen, seinem Schutzgeist nicht nur zu stehen glaubte, sondern auch wirklich stand.

Ebenso zeigt uns der Spiritualismus das antike Orakelwesen in einem ganz anderen Lichte, und beweist wenigstens die Möglichkeit, daß nicht alles darin auf Betrug und Leichtgläubigkeit beruht hatte.

Ferner ist der Spiritualismus allein fähig, gewisse biblische Erzählungen — des Alten sowohl als des Neuen Testaments — als wirklich Geschehenes zu begreifen, somit die Schrift und den Glauben mit der Vernunft und den Naturgesetzen zu versöhnen. Die Hand, die beim Gastmahl des Belsazar feurige Buchstaben an die Wand schreibt; die drei Jünglinge unversehrt im glühenden Ofen; die Verwandlung des Wassers in Wein; die Speisung der 5000; das Austreiben böser Geister und viele anderen Wunder Jesu und der Heiligen — dies sind Kundgebungen einer Kraft, die wir jetzt jeden Tag beobachten können, lauter zweifellose, dem Spiritualismus wohl bekannte Thatsachen, über die er sich nicht weiter den Kopf zerbricht.

Nicht minder klar in ihren Gründen liegen vor ihm auch die merkwürdigen Phänomene der Zauberei und das ganze mittelalterliche Hexenwesen. — Der Spiritualismus weist nach, daß es einen Zustand der Materie und Formen des Seins gebe, deren Dasein vom Standpunkt der reinen Physik aus nur verneint werden kann. Er zeigt, daß der Geist oder die Seele an das Gehirn nicht gebunden sei, beseitigt somit den Zweifel an deren Fortdauer nach der Zerstörung des physischen Leibes, und giebt endlich — und darin ist er trostreicher als selbst das Christentum — direkte und augenscheinliche Beweise für die Unsterblichkeit.

Sollte man glauben, daß es Leute giebt, die dies alles wissen und noch fragen, welchen Wert der Spiritualismus für das Leben hat? Allerdings keinen materiellen Wert!

Der Schwerpunkt des Spiritualismus liegt in der Lehre, daß wir handelnd und denkend stets bemüht sein sollen, unsere geistige Natur zu vervollkommnen und dadurch ihrer dereinstigen Vollendung nach dem Tode in dem gegenwärtigen Leben vorzuarbeiten. Die geistige Zukunft gestaltet sich gemäß dem irdischen Leben, und jeder — nach dem unerbittlichen und alles beherrschenden Kausalitätsgesetz — wird einst ernten müssen, was er jetzt gesäet hat. Die Übel des Daseins faßt der Spiritualismus als Mittel, die zu unserer geistigen Entwicklung unentbehrlich sind. Der moralische Fortschritt, in welchem die Menschheit begriffen ist, ihr Kampf gegen das Böse, könnte gar nicht stattfinden in einer Welt, in der es kein Böses gäbe. Nur eine Welt der Sünde und des Schmerzes kann die Schule sein, in der wir unserer Vollendung entgegen gehen — die Schule des wahren Lebens.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unsichtbare Meßmeristen.

Von

Hans von Bender.



Wenn die heute herrschende Meinung den mesmerischen Einfluß Lebender auf Lebende ins Bereich der Einbildung verweist und von denen, die ihn zu fühlen vorgeben, als von Phantasten redet, wie soll man da sogar von einem wahrnehmbaren mesmerischen Einfluß übersinnlicher Art sprechen dürfen, ohne einem mitleidigen Achselzucken zu begegnen. Beweisen kann ich einen solchen Einfluß allerdings nicht; aber ich kann auch nicht beweisen, daß ich mit meinen schärferen Sinnen einen Laut wahrnehme, den ein anderer, weniger Begünstigter nicht mehr hört, — nicht beweisen, daß ich etwas sehe oder fühle, was ein anderer nicht sieht und fühlt. Ich kann nur versichern, daß ich bei vollkommen klarem Verstande bin und kritisch zu forschen pflege. Indessen habe ich hier etwas zu beschreiben, wofür es noch keine festen Begriffe giebt und soll die mir selber wunderbaren Empfindungen mit Worten wiedergeben, die höchstens als sinnbildliche Bezeichnungen dienen können. Ich glaube fast, mich werden nur jene verstehen, welche die übersinnlichen Einwirkungen aus Erfahrung kennen; aber eben zu diesen rede ich.

Es ist mir jetzt zu verschiedenen Malen geschehen, daß wenn ich längere Zeit leidend war, ich plötzlich in einer Nacht hergestellt worden bin. Dies ist so zugegangen.

Ich erwachte aus festem Schlafe durch irgend ein Geräusch, zündete Licht an, sah nach der Uhr und löschte das Licht wieder aus. Daß ich mich dessen nachher erinnere, bezeugt, daß ich bei vollem Wachbewußtsein war. (Das Gefühl des Verschlafenseins, bei dem man nicht klar weiß, was man thut, kenne ich überhaupt nicht.) Plötzlich liege ich starr da, kann mich weder bewegen, noch reden, doch vollkommen mein Denken und Fühlen beherrschen; mein Herz scheint stille zu stehen. So ungefähr, denke ich, muß einem Scheintoten zu Mute sein. Darauf höre ich rings im Zimmer ein eigentümliches Knistern und Knacken. Gleich darauf berührt es mich wie mit Händen an Kopf, Hals, Armen und es werden Striche bis zu den Füßen herunter geführt. Die Empfindung ist eher der Massage als mesmerischen Strichen, die nur in der Luft geführt

werden, zu vergleichen; nur daß die vermeintlichen Hände leichter anfassen, schneller agieren und mehr als zwei zu sein scheinen. Bei den ersten Berührungen wiegt ein leichtes Furchtgefühl vor, wie wenn man aufhört, selbst zu wollen, und ein stärkerer unbekannter Wille sich uns aufzwingt. Einmal dem fremden Willen hingegeben, durchdringt mich rasch ein Gefühl unaussprechlichen Glückes und Wohlbehagens. Ganz eigenartig ist, daß meist ein Umwenden des Körpers geschieht, so daß der Kopf dem Osten zugekehrt wird, wenn er vordem eine andere Lage gehabt hat, und daß ich auch im Dunkeln klar die Gegenstände vor mir sehe, die vordem vielleicht in meinem Rücken waren. Ich vermute, daß dies Umkehren ein nur geistig empfundenes ist, wie ich auch nicht weiß, ob das Knistern und Knacken nicht nur von mir wahrgenommen wird. Beim Beschluß der Beeinflussung wiederholt sich das Wenden in die alte Lage. Jedesmal nach solchem unsichtbaren Mesmerisieren bin ich wieder fest eingeschlafen und morgens gesunder und gekräftigt erwacht, das letzte Mal mit Wiedererlangung des Gehörs auf dem rechten Ohr, welches ich seit 8 Monaten nach der Influenza eingebüßt hatte.

Ist das nun Einbildung oder Phantasterei?

Mag der es dafür halten, dem es das Bequemste ist, nur nicht der, welcher es an sich wahrgenommen. Die einzelnen detaillierten Aufzeichnungen darüber bewahre ich auf, teile aber nur dies in Kürze mit, um zu hören, ob nicht auch andere Ähnliches erfahren.

Die mysteriösen Mesmeristenhände auf ihren Ursprung zu untersuchen, liegt weder in meiner Absicht, noch in meinem Vermögen. Ich würde doch nur zu Hypothesen greifen müssen, die immerhin Hypothesen bleiben würden. Ich bin es auch zufrieden, wenn sie mir als eingebildete erklärt werden. Ich kann es dann aber ebenso gut als Einbildung bezeichnen, daß die Menschen Hände haben; wenigstens können mich jene kaum energischer angreifen, nur daß ich den Vorteil habe, diese zu sehen. Würde ich aber die über-sinnlichen Berührungswerkzeuge sehen können, so lautete die Entgegnung: Augentäuschung! Allerdings stehe ich nicht vereinzelt da mit der Behauptung, die Menschen hätten Hände, aber die Täuschung könnte ja nur eine allgemeine sein; und wie ist es mit den Blinden? Die müßten's ohne zu sehen glauben, und vom Gefühl bestätigen lassen; vielleicht dürften sie auch von sich auf andere schließen. Menschen mit wenig entwickeltem Empfindungsvermögen werden niemals übersinnliche Eindrücke wahrnehmen; ob diese darum aber nicht existieren, sondern ins Reich der Einbildung gehören, sind die, welche nichts verspüren, doch mindestens nicht kompetent zu beurteilen.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Seele im Welten-All.

Nach Camille Flammarion.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

(Schluß.)

Es ist, in der unorganischen Welt, namentlich die Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die uns zur Anerkennung des Daseins einer ewigen, absoluten Vernunft zwingt. Und wenn die Materialisten, die ja auch nicht umhin können, die Welt als ein geordnetes Ganzes zu fassen, sich im Gegenteil zur Leugnung Gottes genötigt fühlen, so beruht dies teils auf ihrem falschen Gottesbegriff, teils auf einem mangelhaften Räsonnement. Sie vermögen nämlich nicht, sich die Vorstellung einer der Welt immanenten Gottheit zu bilden, sodann den Begriff der Gesetzmäßigkeit mit dem der Weisheit und Allmacht zu vereinigen, und sehen endlich nicht ein, daß ihren atheistischen Argumentationen lauter unbewiesene und unbeweisbare Sätze zu Grunde liegen, die sie jedoch ganz unverfroren für zweifellose Wahrheiten ausgeben.

Wenn Gott existierte, sagen sie, so müßte er außerhalb der Welt sein; nun aber sei die Wissenschaft in die entferntesten Regionen der Welt vorgedrungen, ohne auch nur eine Andeutung von etwas zu entdecken, woraus man auf die Existenz einer außerweltlichen ersten Ursache oder Kraft hätte schließen müssen. Wo ist also diese Gottheit, vor der wir uns beugen sollen?

Wer heißt aber auch die Materialisten nach einem Hirngespinste suchen, und wann hat die Wissenschaft, welche besonnen genug ist, Gott anzuerkennen, diesen je als einen außerweltlichen gefaßt? Wo sind denn die Grenzen der Welt, daß man überhaupt vom Außerweltlichen reden dürfte? Soll man darunter etwa ein außerhalb der Materie Seiendes verstehen? Aber was ist Materie anders, als eine bloße Zusammensetzung unwahrnehmbarer Kraftatome? Es ist demnach schlechterdings unmöglich, sich etwas unter der Idee einer außerweltlichen Gottheit zu denken. Gott ist da, wo die Welt selbst ist, deren Stütze und Leben; und befürchteten wir nicht, eine pantheistisch klingende Definition zu geben, so würden wir Gott die Weltseele nennen. Die Welt lebt durch Gott in demselben Sinne, als der organische Körper durch die Seele lebt. In jedem Atom des unendlichen Universums ist die göttliche Kraft vorhanden;

sie durchflutet, durchtränkt das Universum: wir beten die Gottheit in der Natur an.

Indem also die Materialisten gegen einen außerweltlichen Gott losziehen, kämpfen sie nur mit Schattenbildern, mit Ausgeburten ihrer eigenen Phantasie, gleich dem edlen Ritter von La Mancha (S. 21 ff).

Ferner wird uns entgegengehalten, daß das Dasein Gottes die Naturgesetze entweder unnütz machen, oder aufheben und die Welt dem Zufall, der zügellosen Willkür preisgeben würde. Niemand, heißt es, sei imstande, die Annahme einer ewigen weltregierenden Vernunft und die der Unwandelbarkeit der Naturgesetze mit einander zu vereinigen.

Sonderbares Argument! Uns scheint vielmehr, daß gerade die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit der Natur ein Zeugnis ihrer vernünftigen Ordnung ist, welche ihrerseits die unwandelbare Vernunft ihres Urhebers und Ordners beweist. Ist es nicht komisch, die Ursache der vernünftigen Gesetzgebung der Welt zu leugnen, nur weil sie in ewiger Übereinstimmung mit ihrem eigenen Gesetz steht? Es ist genau so, als wenn man das Dasein des Künstlers als der Ursache seines Kunstwerks leugnen wollte aus dem Grunde, daß er dieses nicht willkürlich, sondern nach den strengen Regeln und Gesetzen der Kunst geschaffen hat! (S. 197).

Und gelingt es einmal, die Materialisten des Mangels ihrer Logik zu überführen, so fangen sie an, mit Behauptungen um sich zu werfen, die weder bewiesen, noch eines Beweises fähig sind. Sie thun dann so, als wären sie bei der Schöpfung zugegen gewesen, oder hätten selbst die Welt geschaffen. Dies und jenes, sagen sie, behaupte die Wissenschaft, dies und jenes schreibe sie vor, anderes wiederum verbiete, verwerfe sie. — Nichts von alledem! Die echte Wissenschaft ist bescheiden und ganz besonders in Rücksicht der tiefsten Probleme, um die es sich hier handelt: weder bejaht noch verneint sie; sie sucht (S. 22 ff.).

Die lebendige Kraft, welche im Menschen thätig ist und die Materie des menschlichen Leibes beherrscht, ist die Seele. Ihrer Betrachtung widmet Flammarion den 3. Abschnitt (S. 237 ff.) seines Buches.

Das Ergebnis dieser Untersuchung ist: die Hinfälligkeit der materialistischen Lehre, nach welcher die Seele nichts sei, als bloße Gehirnthätigkeit, und die Unvermeidlichkeit der Annahme einer mit der Materie zwar verbundenen, jedoch von ihr verschiedenen, einheitlichen, sich selbst stets gleichen und persönlichen Seele.

Die Unsterblichkeit behandelt Flammarion in dieser Schrift nicht, oder wenigstens nicht direkt, und geht, im 4. Abschnitt, zum teleologischen Problem über. Er bekämpft die vulgäre Auffassung der Zweckmäßigkeit, welche alles in der Natur auf den Menschen allein bezieht, und erklärt sich zu gunsten der philosophisch geklärten Idee einer allgemeinen Planmäßigkeit des Weltganzen und seiner stufenweisen Entfaltung zur Vollkommenheit (S. 481 ff.).

Der letzte Abschnitt, unter dem Titel „Gott", bildet eine Zusammenfassung der vorgetragenen Anschauungen, und schließt (S. 543 ff.) mit

einer glänzenden, hymnenartig ausklingenden Schilderung der Wirkungen, die durch den Anblick erhabener Naturbilder in unserem Gemüt hervorgerufen werden. —

Die zweite Schrift — über die Mehrheit bewohnter Welten —, zu der wir uns nun wenden, ist wohl diejenige, welche Flammarions Ruhm begründet hat, und kann, obgleich der Zeit nach der eben besprochenen vorangehend, als die Fortsetzung dieser angesehen werden, insofern sie die bisher nur vorbereitete, aber noch nicht gegebene Lösung der Unsterblichkeitsfrage zu ihrer Hauptaufgabe macht. — Da die Seele Kraft und als solche unvergänglich ist, so ist unsere Unsterblichkeit als bloße Unvergänglichkeit oder Fortdauer unseres Wesens gesichert. Es kann sich also nur um die Form handeln, in welcher unser Leben nach dem Tode stattfindet, nicht aber um dieses Leben überhaupt.

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!" Dieser biblische Ausspruch, den Flammarion auch einmal anführt, und den er als den Kerngedanken ausdrückendes Motto ganz gut an die Spitze seines Buches hätte setzen können, läßt sich ableiten aus der bereits entwickelten antiken Anschauung von der Allgegenwart des Lebens, und der modernen von der stetigen Entwicklung lebender Wesen und der untergeordneten Stellung unseres Planeten im Weltganzen. Auf diesen drei Sätzen und deren selbstverständlichem Corollarium, daß der irdische Mensch nichts weniger als die Krone und das Schoßkind der Schöpfung sei, beruht Flammarions ganze Theorie vom Zustande nach dem Tode.

Wir werden uns über dieselbe kurz fassen können, da sie in der „Uranie" im wesentlichen wiederholt, demnach unseren Lesern nicht mehr fremd ist.

Flammarions Schlußfolgerungen sind sehr einfach und durchsichtig. — Der alte geocentrische Irrtum, sagt er (S. 105 f.), ist nur scheinbar überwunden: er spukt noch in den Köpfen derjenigen Gelehrten und Laien, welche, trotz der Evidenz des Gegenteils, fest an dem Wahne hängen, daß, unter allen Himmelskörpern, der bevorzugte die Erde sei, und daß alles in der Welt gleichsam in majorem terrae gloriam geschehe.

Diese absurde Ansicht, die geradezu als Aberglaube bezeichnet werden muß, ist das erste und hauptsächlichste Hindernis, welches sich der Verbreitung klarer kosmologischer, religiöser und ethischer Vorstellungen entgegensetzt. Denn davon, ob man jene falsche Ansicht teilt oder nicht, hängt es ja zunächst ab, ob man die Erde allein, oder auch die übrigen Welten für bewohnbar erachtet; und da Flammarion in der Lehre von der Mehrheit bewohnter Welten, nicht mit Unrecht, die Grundlage einer reineren Religion und Moral erblickt, so wird man den Eifer, mit dem er für sie kämpft und die Unvollkommenheit und Kleinheit der Erde immer betont, wohl begreifen.

Die Gründe, welche für die Verbreitung des Lebens auch über die Grenzen unserer Erde hinaus sprechen, sind so zahlreich und schlagend, und stehen in so vollkommener Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Naturforschung, daß offenbar jener tief eingewurzelte und — was das

Schlimmste — aus falsch verstandenen Interessen gehegte Rest des geocentrischen Irrtums allein es ist, dem das Mißtrauen gegen Flammarions Kosmologie zugeschrieben werden muß.

Um sich von diesem Irrtum ein für allemal (wenigstens theoretisch) zu befreien, braucht man nur im Geiste seinen Standpunkt jenseits der Erde zu verlegen, und von dort aus den Himmel zu betrachten.

Wie klein erscheint dann die Erde, und wie undenkbar, ja wahnwitzig die Annahme, daß auf ihr allein sich das Leben konzentriere, daß die zahllosen im unendlichen Raum verbreiteten Welten keine andere Bestimmung hätten, als uns mit Licht und Wärme zu versehen, und obendrein zu unserer Belustigung den nächtlichen Himmel zu schmücken; daß demnach — erlöschte heute das Leben auf der Erde — morgen die ganze Schöpfung, wie eine unnütz gewordene Vorrichtung, all ihren Sinn und ihre Bedeutung einbüßen, ja am Ende wohl gar untergehen würde.

Die Absurdität dieser Vorstellung ist zu augenscheinlich, als daß man sie zu widerlegen brauchte. Die Ameise, sagt Flammarion (S. 9), die ihren Haufen für den einzigen bewohnten Ort der Welt hält, hat mehr Recht als wir mit unserer Erklärung, der unendliche Himmelsraum sei eine Wüste, und die Erde deren einzige Oase. Man denke sich ein vernünftiges Wesen, welches den gestirnten Himmel von einem anderen Punkte des Weltraumes aus betrachtet, gar nicht weiß, daß die Erde bewohnt sei, und nur erfahren hat, daß es überhaupt eine bewohnte Welt gebe. Glaubt man wirklich, ein solches Wesen würde in seiner Phantasie zuerst jenen winzigen Punkt am Himmel, die Erde, bevölkern, und nicht die größeren und glänzenderen Weltkörper? Sicher nicht! Auch in den Augen der unbefangenen Wissenschaft besitzt die Erde nicht den geringsten Vorzug, der uns berechtigte, sie für den einzigen Träger des Lebens anzusehen; und was ihre Rolle in der Entwicklungsgeschichte des Weltsystems angeht, so ist sie in keinem Falle eine höhere, als die der anderen Planeten.

Betrachtet man aber die Ende näher, so wird man sich sogar sagen müssen, daß sie nichts weniger als das Muster eines für organische Wesen bestimmten Wohnorts ist. Auf ihre Unvollkommenheiten macht Flammarion im 3. Kapitel des 3. Abschnitts seiner „Mehrheit der Welten" (S. 164 ff.) aufmerksam.

Sollte nun die Natur, deren Ziel die Entwicklung des Lebens ist, zur Hervorbringung des letzteren gerade den am wenigsten geeigneten Weltkörper allein ausgesucht haben?

Abgesehen davon, daß die Vorstellung, alle Weltkörper, außer der Erde, entbehrten der lebenden Wesen und der zu ihrer Entfaltung und Erhaltung nötigen Bedingungen, sich nicht vereinigen läßt mit jenem einzigen Zweck der Natur, widerspricht sie auch dem Gesetz des stetigen Fortschritts, dem das gesamte Universum unterworfen ist.

Ein unvollkommener Weltkörper, wie die Erde, kann offenbar auch nur physisch und geistig unvollkommene Wesen erzeugen. Beweis: der Mensch, dessen allseitige Mangelhaftigkeit jedem aus eigener Erfahrung

nur zu gut bekannt ist. Wo wäre da der Fortschritt, wenn die Natur, bei solchen Wesen angelangt, stehen bliebe und nicht nach Hervorbringung höherer strebte?

Die Lehre einiger Philosophen von einer dereinstigen wesentlichen Vervollkommnung der Erdenmenschheit ist nicht stichhaltig, da alle Wesen sich nur innerhalb der festen Grenzen ihrer Organisation entwickeln können, welche letztere sich stets den sie umgebenden natürlichen äußeren Bedingungen gemäß gestaltet. Die Erde bleibt immer Erde, unfähig, Wesen hervorzubringen, an denen nicht auch die irdischen Mängel hafteten (S. 288 f.). Und nimmt man trotzdem an, daß die Natur eine Stufenleiter zunehmender Vollkommenheiten darstellt, so ist man genötigt, die vollkommeneren Welten als Wohnsitze auch vollkommenerer Wesen zu betrachten.

Erst wenn man diesen natürlichen, sich uns von selbst aufdringenden Gedanken gefaßt und sich mit ihm befreundet hat, findet man die Lösung jener Probleme, welche die Menschheit von jeher am meisten beschäftigt und beunruhigt haben: wie verträgt sich das Übel in der Welt mit der Idee einer weltregierenden Vernunft oder Gottes? Was erwartet uns nach dem Tode?

Wäre die Erde wirklich die einzige Stätte des Lebens, die höchste Offenbarung des schöpferischen Geistes, so wäre diese Offenbarung ein Zeugnis für die Unvollkommenheit Gottes (!) oder für seinen bösen (!) Willen, da er dann lebende Wesen einzig und allein zur Qual und gegenseitigen Vernichtung geschaffen hätte. Und — da die Erde doch einst leer war — wie müßte man sich ferner die Gottheit vor der Entstehung des Lebens auf Erden denken? Als eine unthätige schöpferische Kraft! Wie man sieht, lauter sich selbst widersprechende Begriffe!

Hingegen wird alles Übel begreiflich und Gott gerechtfertigt, wenn man annimmt, daß die Erde mit ihrer Menschheit nur eine Stufe der unendlichen Hierarchie der Welten und ihrer Bewohner bildet. Sie ist notwendig unvollkommen, eben weil sie Erde ist; aber ihre Unvollkommenheit hört, angesichts der Vollkommenheit und Harmonie zahlloser anderer Welten und des Ganzen, auf, eine Instanz gegen die Güte, Weisheit und Allmacht des Schöpfers zu sein.

Die Ausführung dieser Gedanken findet man im 5. Abschnitt der „Mehrheit der Welten".

Nachdem Flammarion seine Doktrin auseinandergesetzt, eröffnet er uns im letzten Kapitel die Aussicht auf Unsterblichkeit in der Form einer Wiederverkörperung auf den verschiedenen Welten.

Der Mensch ist zu ewigem Leben, nicht zu ewigem Tode bestimmt. Mit dem irdischen Dasein kann die Entwicklung und das Streben nach Vervollkommnung unseres Wesens nicht aufhören. Das, was unser Geist auf Erden erworben, pflanzt sich fort und entfaltet sich unter den günstigeren Bedingungen schönerer Welten.

Die Astronomie berechtigt uns zu diesem frohen Glauben, und macht Ernst mit dem Wort: der Mensch ist Bürger des Himmels!



Paracelsus über Geist und Geister.

Von
Carl Kiesewetter.

„Der Mensch muß die Natur, Elemente, Neiglichkeit (Sympathien, Wahlverwandtschaften) ergründen, alsdann kann er ein Meister der Natur und Geisterwelt werden."

Paracelsus: Philosophia sagax, Einleitung.

Unter allen irdischen Dingen ist nach Paracelsus[1]) der Mensch das höchststehende, weil in ihm die Natur alles erreichte, was sie auf den niederen Entwickelungsstufen versuchte. Er vereinigt in sich alle Weltkräfte und Weltmaterien und bildet so eine Welt für sich; er ist der Mikrokosmos. „In ihm sind alle Coelestia, Terrestria, Undosa und Acria." — „Es bewährt sich, daß der Mensch die kleine Welt sei mit allen Kreaturen der vier Elemente." — „Und das ist ein Großes, das ihr bedenken sollt: nichts ist im Himmel und auf Erden, das nicht sei im Menschen. Und Gott, der im Himmel ist, ist im Menschen."[2])

Der Mensch ist seiner unsterblichen Natur nach eine Emanation Gottes, begabt mit göttlicher Weisheit und göttlichen Künsten, „darum wir billig Götter geheißen werden und Söhne des Allerhöchsten".[3]) — Wenn ein Kind empfangen wird, so geht aus Gott ein Wort aus, das giebt dem Menschen seine Seele, während der Geist vom Gestirn[4]) ge-

---

[1]) Über des Theophrastus Paracelsus' Leben und Denken vergl. man unsere Darstellung im II. Band der „Sphinx", Oktoberheft 1886, S. 249 ff.

[2]) Bei Citaten aus den Werken des Paracelsus ist ein minutiöser Quellennachweis nicht möglich, weil er seine Lehren so weitschweifig und unbeholfen darstellt, daß man die zusammengehörigen Gedanken an den entlegensten Orten mühsam zusammensuchen muß. Deshalb würde ein solcher Nachweis die Darstellung mit einem den Text erdrückenden Notenballast beschweren. Ferner erachtete ich es für dringend geboten, das fast unverständliche Deutsch des Paracelsus, in welches man sich erst durch dauernde Arbeit hineinlesen muß, in etwas modernisierter Form sinngetreu wiederzugeben.

[3]) Philosophia sagax, Lib. I. (Vergl. Psalm 82, 6 und Joh. 10, 34.)

[4]) Das Wort „Gestirn" — Sidus, Astrum —, wovon die Bezeichnung „siderischer" oder „Astralkörper" gebildet ist, bedeutet bei Paracelsus nicht die äußeren Sterne, sondern den Weltäther, Akasa. Auch braucht Paracelsus die Bezeichnungen Geist und Seele umgekehrt, wie die modernen Mystiker, indem er nämlich unter Geist die mittleren, unter Seele aber die höheren Grundteile versteht.

bildet wird; der Leib ist das Haus des Geistes, und der Geist das Haus der Seele. — Der Geist hat nach Paracelsus keine individuelle Präexistenz, sondern nur eine unpersönliche in der Gottheit, denn „so oft ein Kind, so oft ein Geist".

So wie nach Paracelsus die Welt und die Elemente körperlicher und geistiger Natur sind, so „ist auch der Mensch auf zwei Teile gestellt; der eine Teil ist aus den Elementen zu Fleisch und Blut worden, der andere Teil sind Sinne und Gedanken, welche aus dem Gestirn gezogen sind"; also teilen sich auch zwei Naturen im Menschen. Der Mensch ist „ein Auszug aus allen Elementen und ein Sohn der ganzen Welt"; darum spiegeln sich auch die kosmischen und irdischen Vorgänge und Veränderungen im Geiste des Menschen wieder, wodurch er zur natürlichen Wahrsagung befähigt wird. Diese das Weltall durchziehende Harmonie, dieser Zusammenhang des Größten mit dem Kleinsten wird die goldene homerische Kette oder der platonische Ring[1]) genannt.

Der Mensch ist ein dreifaches Geschöpf; ein materielles seinem Elementarleib nach, ein ätherisch-himmlisches seinem Geiste nach, und ein göttliches seiner Seele nach. Seine Aufgabe ist es, den Willen der Gottheit in der Natur zur Vollendung zu bringen.

Paracelsus teilt wie Agrippa, Helmont, die Kabbalisten, Ägypter und Inder[2]) den Menschen in sieben Grundteile, nämlich:

1) der „elementarische Leib"; bei Helmont und Agrippa ebenso genannt, guf der Hebräer, chat der Ägypter, rupa der Inder;
2) die „Mumie" oder der „Archäus" oder „Spiritus vitae"; bei Helmont Archäus, bei Agrippa „vegetative Kraft", coach ha guf der Hebräer, anch, nifu oder bas der Ägypter, Prana der Inder (Lebenskraft);
3) der „siderische Mensch", „Evestrum", „astralische Leib", „Spiritus astralis" Helmonts, „ätherischer Körper" oder „Vehikel der Seele" Agrippas, nephesch der Hebräer, Ka der Ägypter, linga sharira der Inder (Astralkörper);
4) der „tierische Geist", die „tierische" oder „sinnliche Seele" Helmonts, die „empfindende animalische Kraft" Agrippas, ruach der Hebräer, hati oder ab der Ägypter, kama rupa der Inder (Tierseele);
5) die „verständige Seele", der „Verstand" (ratio) Helmonts, der „Geist" (spiritus) Agrippas, neschamah der Hebräer, bai oder ba der Ägypter, manas der Inder (Menschenseele);
6) die „Geistseele", die „Vernunft" (Intellectus) Helmonts, die

---

1) Der anhaltische Leibarzt Oswald Croll, einer der begabtesten Anhänger des Paracelsus, giebt hiervon folgende Definition in der Einleitung seiner Basilica chymica (Francof. 1624, 4°, S. 15): „Die platonische Ring vnd homerische Kette sind anders nichts als die Ordnung der Dinge, welche der Göttlichen Providentz zu Dienst erschaffen, eine ordentliche und gleichsamb Kettenförmig an einander hangende Sympathia."

2) Vergl. Sphinx II, S. 106; IV S. 98, 176 ff. und 344 ff.

„höhere Vernunft“ Agrippas, chaijah der Hebräer, chaibi der Ägypter, buddhi der Inder;

7) der „Mensch des Olympi novi“, das „Gemüt“ (mens) Helmonts, der „göttliche Gedanke“ Agrippas, jeschida der Hebräer, chu der Ägypter, atma der Inder.

In der „Philosophia sagax“ wird diese Einteilung sehr weitläufig und unbehilflich beschrieben. Wir müssen uns hier auf eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Punkte beschränken.

Der Mensch gehört drei Welten an, und dreierlei Geister treiben und leben im Menschen; drei Welten[1]) werfen ihre Strahlen in ihn, jedoch alle drei nur als Abbild und Nachhall einer und derselben alles belebenden und überall webenden Urzeugung. Das eine ist der Geist der Elemente, das andere der Geist des Gestirns, und das dritte der göttliche Geist.

Die beiden untern Grundteile des Menschen beherrscht der Geist der Elemente. Gleichwie aber nur ein Leben ist, so ist auch durch den Geist der Elemente in den Menschen gesetzt das allgemeine Leben der Erde in tieferem, beschränktem Weben. Die große Welt ist das Walten der kleinen Welt. So hat des menschlichen Leibes Urstoff als Teil der Erde in sich aufgenommen den Gestirneinfluß, der selbst den elementaren Leib nährt, und wodurch er in die Vereinigung oder Ehe mit den Astralgeistern treten kann. Darum soll der Mensch in sich selbst die Elemente lernen erkennen; er muß lernen das Siderische und muß lernen das Ewige.

Der Leib kommt von den Elementen, die Seele aus Gott; alles aber, was das Gehirn vollbringt, nimmt seine Weisung aus dem Gestirn.

Die Lebenskraft (Archäus, Mumia, Spiritus oder Liquor Vitae) ist keine grobe Materie, sondern der Geist des Lebens, ein selbständiges, unsern äußern Sinnen nicht wahrnehmbares Wesen, welches — je nachdem es von außen beeinflußt wird — Krankheiten schafft und heilt. Sie assimiliert dem Körper die Speisen, wobei ich ausdrücklich bemerken will, daß Paracelsus die Qualität der Nahrung hinsichtlich mystischer Entwickelung für indifferent hält. Er sagt: „Die Speise nutzt dem Menschen nur wie der Dünger dem Acker. Weder Leben noch Vernunft, noch inwendige Geister werden von Speise und Trank beeinflußt, besser oder schlechter gemacht.“[2]) — „Der Geist ist der Herr, die Imagination das Werkzeug und der Körper der bildsame Stoff.“[3])

Der Spiritus oder Liquor Vitae formt sich gleich dem Schatten an der Wand nach dem äußeren Menschen und ist dessen innerer Schatten. Aber er besitzt Empfindung; er giebt die Bildung, das Wesen und die Natur aller Glieder; er ist das edelste im materiellen Menschen. Wie sich jemand im Spiegel sieht, so sieht sich die Natur in ihm.[4]) — Er ist ein Geist, der in allen Gliedern des Leibes gleichartig verteilt ist; er ist das höchste Korn des Lebens, von welchem alle Glieder leben; in jedem Gliede ist er nach der Natur desselben geartet und wirkt derselben entsprechend.

---

[1]) Die elementare, astrale und geistige Welt, Jezirah, Aziluth und Briah der Kabbalisten. — [2]) De ente naturali. — [3]) De morbis invisibilibus. — [4]) Von der Gebärung des Menschen.

Der Spiritus vitae kommt vom Spiritus mundi her und erhält den Körper gesund; wirkt er in irgend einem Körperteil nicht, so erkrankt derselbe. Da er nun ein Ausfluß des Spiritus mundi ist, so wirken kosmische Einflüsse auf den Menschen ein, und der Grund und die Ursache des günstigen oder schädigenden Gestirneinflusses ist gegeben.[1])

Der Archäus ist magnetischer Natur und zieht magnetische Kräfte an sich. Je schwächer nun der Archäus und je furchtsamer der Mensch ist, desto leichter ist er schädlichen kosmischen, magnetischen und magischen Einflüssen ausgesetzt. In der „Mumie“ liegt der Grund aller schädigenden Magie.

Diese Lebenskraft ist nicht durch den Körper eingeschlossen, sondern sie strahlt aus, weshalb eine Fernwirkung möglich ist. In den halbkörperlichen Effluvien der „Mumie“ wirkt der Wille, die Imagination und der Glaube. — „Die Weisheit des Menschen ist ein Anfang der Imprimierung; die Imagination ist ein Anfang und Zwang der Zusammenfügung; der Wille ist die Dissolution des Leibes, daß die Tinktur (die magische Wirkung) hineingeht.“

Sehr wichtig und bezeichnend sind die Aussprüche des Paracelsus über den Willen, die Imagination und den Glauben. Vor der Geburt und kurz nach derselben ist der Geist des Menschen noch nicht vollkommen, er entwickelt sich erst mit und durch den Willen. Der Geist selbst ist wesentlich, sichtbar, greifbar und empfindbar allen anderen Geistern, welche sich zu einander verhalten wie Körper zu Körpern. Deshalb ist auch Telenergie, Telepathie und Gedankenübertragung möglich, denn die Geister sprechen zusammen nur durch den Willen, nicht durch vokalisierte Rede. Der Geist kann, während der Körper still liegt, nach außen gesandt werden und dort wirken. Wenn er auf andere Geister trifft, so wirkt er auf sie wie ein Körper auf einen Körper. Also kann ein Mensch einem andern seine Gedanken kund thun in der Entfernung, er kann durch den Willen auf den Geist eines andern durch den siderischen Körper so einwirken, daß er dessen Handlungen bestimmt, ja ihn in seiner Gesundheit schädigt. Darin liegt der Grund aller Zauberei.

„Also vermag auch die Magica zu handeln, daß einer mag hören eine Stimme jenseits des Meeres, also auch, daß einer, der im Occident wohnt, mit einem im Orient mag reden. Denn wenn die Natur vermag zu hören eine Stimme hundert Schritte, das vermag diese Species hundert deutsche Meilen weit. Was aus natürlichen Kräften ein Bote oder ein Roß in einem Monat zu gehen vermag, das vermag diese Kunst in einem Tag.“ [2])

„Ein Rohr, das da eine Meile Wegs lang ist, und einer redet durch dasselbe, und am andern Ende steht ein Hörer, der mag das Gesprochene hören, ein anderer nicht.[3]) Wenn das nun der elementarische Leib kann

---

[1]) De viribus membrorum. — [2]) Philosophia sagax Lib. I, cap. 4.

[3]) Demnach kannte der seine Philosophia sagax 1537 schreibende Paracelsus das Sprachrohr, welches nach gewöhnlicher Annahme 1670 vom Engländer Morland erfunden sein soll.

und vermag, wieviel mehr der spiritualische Leib in dieser Arte cabbalistica, der den elementierten Leib hoch übertrifft, um welches Ende, ist nicht zu sagen." [1])

„Vermag der elementierte Leib einen Brief zu schreiben und damit einen Boten hinweg zu senden und zu überbringen in einem Monat, warum soll der spiritualische Leib das nicht vermögen in einer Stunde zu vollbringen und die Gedanken des Menschen auf ein Papier zu bringen und zu überliefern." [2]) — Paracelsus kennt also das Phänomen der sogenannten „direkten Schrift".

Stets überwindet der stärkere Geist den schwächeren; darum ist es das erste Erfordernis zur Hervorbringung magischer Handlungen, daß man den Willen kräftige. Eine schädigende geistige Einwirkung geschieht beim Vieh leichter denn beim Menschen, weil sich der menschliche Geist kräftiger „wehrt" als der siderische Körper des Viehes. — Auch im Traume wirkt der Geist eines Menschen auf den andern und macht ihn sich geneigt oder schadet ihm; der Geist des einen Menschen kann den Geist eines andern besuchen und zu sich bringen.

Über den Willen äußert sich Paracelsus noch weiter: „Wenn ich in meinem Willen Feindschaft trage gegen einen andern, so muß die Feindschaft verbracht werden durch ein Medium, d. h. durch ein Korpus. Also ist es möglich, daß mein Geist ohne meines Leibes Hilfe, ohne Schwert, einen andern ersteche oder verwunde, nur durch sein inbrünstiges Begehren. Also ist es auch möglich, daß ich durch meinen Willen den Geist meines Widersachers bringe in ein Bild [3]) und ihn danach krümme oder lähme in dem Bilde nach meinem Gefallen. Ihr sollt wissen, daß die Wirkung des Willens ein großer Punkt ist in der Arznei. Denn einem, der sich selbst nichts Gutes gönnt und haßt, kann das in Wirklichkeit widerfahren, was er sich flucht. Denn Fluchen kommt aus Verhängung des Geistes. Und es ist auch möglich, daß Bilder verflucht werden in Krankheiten zu Fiebern, Epilepsien, Apoplexien und dergleichen. Und laßt euch das keinen Scherz sein, ihr Ärzte, ihr kennt die Kraft des Willens nur zum kleinsten Teil. Denn der Wille ist der Erzeuger solcher Geister, mit welchen die Vernunft nichts zu schaffen hat. Eine solche Wirkung geschieht auch im Vieh und zwar viel leichter als im Menschen." [4])

Eine weitere große geistige Kraft liegt im Glauben; durch den Glauben erhöhen wir unsere Geisteskräfte (Autosuggestion, Statuvolenz), als ob wir keinen Leib mehr hätten; darum haben die Patriarchen und Apostel über die menschliche Natur gehandelt; auch die Heiligen wirkten während ihres Lebens durch den Glauben; ihre nach dem Tode vollbrachten Wunder beruhen auf der Einbildung der Menschen.[5]) Alle sogenannte zauberische Schädigung der Menschen ist ein Mißbrauch des Glaubens.

---

[1]) Philosophia sagax Lib. I, cap. 4. — [2]) Philosophia sagax Lib. I, cap. 6.

[3]) Es ist von den Wachsbildern die Rede, die auch unter dem „Medium" und „Korpus" verstanden sind.

[4]) Paramirum, Tract. IV, cap. 8. — [5]) Philosophia occulta.

„Aber noch einmal so viel vermag der Glaube als der Leib vermag. Und lasse dir dieses Exempel zum Unterricht dienen: du bist sichtbar und leiblich; nun ist noch ein Unsichtbarer, der du auch bist; was nun dein Leib thut, das thut der andere auch, der eine sichtbar, der andere unsichtbar. Also wisse vom Glauben, daß in ihm die Bilder ihren Ursprung genommen haben, also daß der Mensch ein Wachsbild gemacht hat im Namen seines Feindes und hat dasselbe an seinem Leibe verletzt. Also hat der Unsichtbare unsichtbar seinen Feind verletzt. Daß Gott solches zuläßt, ist ein Zeichen, daß wir es können, und ein Beweis dessen, was wir sind, nicht aber dessen, daß wir es thun sollen. Wer es thut, der versucht Gott; wird es verhängt, dann wehe seiner Seele. In solcher Art und auf solchem Grund praktizieren die Bildzauberer; sie malen ein Bild an die Wand und schlagen einen Nagel hinein.[1]) Ein Gleiches thut ihr Glaube, der schlägt einen Nagel in den siderischen Menschen, es wende es denn Gott ab. Ebenso sind die Buhler entstanden, welche die Frauen bezaubern, indem sie Wachsbilder machen und mit Lichtern zum Schmelzen bringen[2]) und also ihre Buhlschaft vollbringen dadurch, daß ihr Geist mit seinem unsichtbaren Licht jene auch gereizt hat. So haben auch die Chaldäer und Ägypter Bilder gemacht nach dem Laufe des Firmamentes, welche sich bewegten und redeten, aber sie haben die wirkenden Kräfte nicht verstanden.“ [3])

Da an derselben Stelle Paracelsus, allerdings nach seiner Weise ganz unvermittelt, das mediumistische Phänomen der sogenannten Transfiguration erwähnt, so will ich nicht unterlassen, seine Worte hier anzuführen: „Weiter ist noch eine Species Magicae, dieselbe lernt formieren corpora viventia, wie ist geschehen zu den Zeiten Moses, und ist eine Transformierung von einem Leib in den andern. Wiewohl dieselbe Transformierung nicht magice geschehen war, wie hier zu verstehen ist. Sonst ist diese Species Transfiguratio zu gleicher Weise, wie Christus verklärt worden ist.“

„Darum versteht diese Dinge richtig und wohl, wie wunderbar der Glaube wirkt, wenn es Gott zuläßt. Wollte ich nur ungefähr diese Zauberei beschreiben, es würde eine seltsame Chronik werden. Gott läßt sie nur deshalb zu, damit wir die großen Werke des Glaubens sehen und lernen, daß wir auch Geister sind und unsichtbare Menschen.

[1]) Paracelsus spielt hier auf das bekannte „Augenausschlagen“ an, wobei man ein Auge auf den Tisch ꝛc. malte und unter gewissen Ceremonien einen Nagel hineinschlug, um z. B. einem unbekannten Dieb ein Auge auszuschlagen und ihn durch die Schmerzen zu zwingen, das Gestohlene wiederzubringen. Der Modus steht beschrieben in J. Chr. Frommanns Werk: De Fascinatione, Norimb. 1675. 4⁰. S. 768. Vergleiche auch die kürzere Bemerkung über das „Augenausschlagen“ in diesem Heft.

[2]) Diese Bildzauberei, im Französischen envoutement genannt, zieht sich durch die ganze Geschichte der Magie; das Schädigen eines Menschen durch ein gemaltes Bild ist nur eine einfachere Form derselben. Vergl. auch den Aufsatz „Hexe Neitschinne“, Sphinx I, Heft 3.

[3]) De causis morborum invisibilium. Lib. I.

Der Glaube wirkt alles dasjenige, was auch der Leib schaffte, wenn er könnte." [1])

„Der Glaube treibt die Wünschelrute in den Händen, löscht die Kerze aus[2]) und treibt Schlüssel, Scheren und Siebe um."[3])

Die Wunder und Zaubereien werden durch den Glauben vollbracht oder durch Geister, welche aber weder Heilige noch Götter zu sein oder Apollo u. s. w. zu heißen brauchen.

„Also gewaltig ist der Mensch geschaffen, daß er mehr ist als Himmel und Erde; er hat den Glauben, und der Glaube übertrifft das natürliche Licht und aller Kreaturen Kraft und Macht; so nun die magischen Künste gewiß sollen erkannt werden, so steht es im Glauben." — „Darum sollen wir wissen, was die Alten im Alten Testament, so in der ersten Generation gewesen, durch ihre Ceremonien und Conjurationes zuwege gebracht haben, sollen wir Christen, so in der neuen Generation sind, durch das Gebet, d. i. das Anklopfen im Glauben, alles erlangen. In diesen drei Hauptpunkten steht all unser Grund der magischen und kabbalistischen Kunst, dadurch wir alles, was wir begehren und wünschen, können erlangen und zuwege bringen. Darum merket, daß wir durch unsern Glauben zu Geistern werden, und was wir über die irdische Natur handeln, das thut der Glaube, der zu einem Geiste durch uns wirket." — „Nun wisset in diesen Dingen allen, wiewohl der Mensch durch den Glauben das vermag, so übertrifft er doch durch seine Stärke des Glaubens die Geister und überwindet sie. Ein jeglich Ding, welches in der Natur wächst, das vermag auch die Stärke des Glaubens zu beugen, und ebenso vermag auch der Glaube alle Krankheiten zu machen." [4])

Eine weitere wichtige, die magischen Wirkungen vermittelnde Kraft ist die Imagination. „Der Geist ist der Herr, die Imagination das Werkzeug, und der Körper der bildsame Stoff." Die Imagination ist eine Kraft des Willens, welche aus den gefaßten Gedanken siderische Wesenheiten (die Entitates Helmonts) macht; sie ist nicht mit der Phantasie zu verwechseln, welche „ein Eckstein aller Narrheit" ist. — „Das Imaginieren wird schwanger im Menschen, und aus der Imagination entspringt die That. Es kann ein jeder seine Imagination so regieren, daß sie mit den Geistern in Verbindung kommt und von ihnen gelehrt wird. Da nun die Geister auf die Beihilfe der Imagination angewiesen sind, so suchen sie im Traum auf sie zu wirken. Im Schlaf kann die Imagination den siderischen Menschen aus dem elementarischen Menschen hinaus in die Ferne schicken, damit er dort seine Wirkung vollbringe. Der Imagination ist in der Welt nichts zu weit, und man mag wohl imprimieren (Einfluß ausüben) über tausend Meilen, ja man mag imprimieren bis in den Himmel." [5])

---

[1]) De causis morborum invisibilium. Lib. I.

[2]) Es sind magische Kerzen aus Jungfernwachs, Schwefel und ungebleichtem Leinengarn gemeint, welche angeblich über vergrabenen Schätzen verlöschen sollen.

[3]) Paracelsus spielt auf die Wahrsagekünste der Klidomantie und Koskinomantie an.

[4]) und [5]) Philosophia sagax, Lib. I.

„Die Imagination ist ein Anfang und Zwang der Zusammenfügung; der Wille ist die Auflösung des Leibes, daß die Tinktur der Imagination hinein kann. Wer will verstehen, wie der Mensch mit dem Himmel sich fügen kann über das, was angezeigt ist, der muß den Grund der Bezauberung kennen lernen, aus welchem Grunde dieses geschieht. Nun ist es also: die menschliche Weisheit, welche der Mensch haben soll, ist nicht von der Erde, nicht vom Firmament, noch aus dem fünften Wesen (Äther, Weltgeist). Daraus folgt, daß der Mensch herrscht über das Gestirn (im oben erwähnten Sinn), daß es muß thun, was er will, kraft seiner Weisheit. Wenn nun der Mensch in dieser Weisheit lebt, so ist sie der Meister des Gestirns, und diese Meisterschaft ist der Anfang der Bezauberung. Daher kommt es, daß der Mensch den Weisen einen Magus genannt hat, weil er den Himmel nach seinem Willen meistert. Also ist Zauberei Magica genannt worden, so doch nicht Zauberei ist, sondern die höchste irdische Weisheit. Aber was aus den Spiritibus kommt oder zusteht, das ist Incantatio oder Zauberei; das sind Zaubergeister, von denen hier nicht gesprochen wird, sondern von der natürlichen Wirkung aus Kraft der Weisheit, die den Himmel regiert, aus dem man alle Kräfte der Natur erfährt; also ist der Himmel der Weisheit Diener." [1])

Wie durch den Glauben, so kann der Mensch auch durch die Imagination schadend einwirken: „Die Imagination allein ist ein Werkzeug zur Vollendung des Willens. Alles Imaginieren im Menschen kommt aus dem Herzen, und dieses ist die Sonne im Mikrokosmus, und aus dem Mikrokosmos geht die Imagination hinaus in die große Welt. So ist die Imagination des Menschen ein Samen, welcher materialistisch wird. Die strenge Imagination ist auch ein Anfang aller magischen Werke. Also ist auch mein Gedanke ein Zusehen auf den Zweck. Ich brauche das Auge nicht dahin zu kehren mit den Händen, sondern meine Imagination kehrt es dahin, wohin ich es begehre. Die strenge Imagination eines andern gegen mich kann mich töten. Die Imagination ist aus Lust und Begierde; daraus folgt Haß und Neid; aus der Lust folgt also das Werk. Also kann ein Fluch wahr werden, wenn er von Herzen geht. Und wenn einer den andern lähmen oder stechen will, so muß er das Instrument erst in sich attrahieren, dann kann er es imprimieren, denn was hineinkommt, wird auch wieder herausgehen durch den Gedanken, als ob es mit den Händen geschehe. Die Magica ist eine große verborgene Weisheit, wie die Vernunft eine große öffentliche Thorheit ist; dabei bedarf es keiner Beschwörung, und die Ceremonien, Zirkelmachen und Rauchwerk sind lauter Affenspiel und Verführung. Es ist ein großes Ding um des Menschen Gemüt, daß niemand möglich ist, es auszusprechen; wie Gott selbst ewig und unvergänglich ist, also auch das Gemüt des Menschen. Wenn wir Menschen erst das Gemüt erkennen würden, dann wäre uns nichts unmöglich auf Erden. — Die Imagination wird bekräftigt und vollendet durch den Glauben, daß es wahrhaftig geschehe,

---

1) De Peste, Lib. I.

denn jeder Zweifel bricht das Werk. Der Glaube soll die Imagination bestätigen, denn der Glaube beschließt den Willen. Daß der Mensch nicht perfekt imaginiert und glaubt, das macht, daß die Künste noch ungewiß sind, die doch ganz gewiß sein können."

Alle Materie ist durch ein Mittelglied, das vom geistigen Prinzip die Form annimmt, mit dem Geiste selbst verbunden. Dieses auf der Grenze zwischen Materie und Geist stehende Bindeglied kommt allen drei Naturreichen zu, und jedes Geschöpf steht durch diesen dem Mysterium magnum (Urstoff, Äther) entnommenen, je nach den geistigen und körperlichen Elementen gearteten Mittelgeist in Verbindung mit dem Makrokosmos und ist gleichsam ein irdischer Stern.

Das den elementaren Leib und die höheren Grundteile verbindende Mittelglied nennt Paracelsus den siderischen oder Astralleib, und beide Leiber geben einen einzigen Menschen. „Also scheiden sich die zwei Leiber auseinander, der siderische und der elementarische, die beide eine Masse gewesen sind und ein Limus, der dann der Mensch ist; das ist: der eine Teil des Limi ist als ein sichtbares Korpus geschaffen worden, der andere als ein unsichtbares. Nun merket auch, daß zwo Seelen im Menschen sind, die ewige und die natürliche, das ist (die) zum Leben (notwendige). Also auch zween Geist, der ewige und der natürliche; was natürlich ist, ist im gestirnten (astralen) Leib, und der gestirnte Leib ist im korporalischen, und sind alle beide ein Mensch, aber zwei Leiber." [1])

An andern Stellen [2]) finden sich folgende, sich mit dem Obigen deckende Aussprüche: „Darum sind zwei, das corpus physicum und corpus spiritus. — Damit wisset also des Menschen Spaltung in den sichtbaren und unsichtbaren Leib. — Also ist gemacht ein corpus materiale und ein corpus spirituale, und beide natürlich, von der Natur gemacht. — Also daß ich auch hierin nicht minder wohl unterrichte, so sind im Menschen zwei Leiber, einer aus den Elementen, der andere aus dem Gestirn; darum müssen diese beiden sonderlich wohl erkannt werden; durch den Tod kommt der elementarische Leib samt seinem Geist (P. versteht hier den Archäus) in die Grube, die Ätherischen werden im Firmament verzehrt, und der Geist des Bildnisses (Gottes) geht zu dem, dessen Bildnis er ist.

(Schluß folgt.)

---

1) Philosophia sagax, Lib. I, cap. 5.

2) De Lunaticis I. 1. De virtut. imagin. Lib. I, cap 6.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Huthsche Bewegung in Dänemark.

Von
Godwin Thiadlef.

Als Heilmagnetiseur ist, zumal für Dänemark, in den letzten Jahren Sophus von Huth namhaft geworden. Geboren ist derselbe 1848 in Maribo auf Laaland, kam ein Jahr alt nach Husum in Schleswig, 5 Jahre alt nach der Stadt Schleswig, 16 Jahre alt nach Assens auf Fühnen und wohnt seit dem darauf folgenden Jahre in Kopenhagen, wo er 4 Jahre in der Waisenhausapotheke wirkte, das pharmazeutische Examen absolvierte und jetzt als Vorsteher des Betriebs und Personals einer Brauerei fungiert. Er machte mehrere Reisen ins Ausland und hat den Mesmerismus studiert. Seit 1887 hat er mehrere hundert Patienten magnetisch behandelt, ohne Ausnahme gratis, und unterstützt oft seine armen Patienten auch mit größeren Geldspenden, wie gerichtlich festgestellt worden ist.

Durch Herrn von Huth ist in den letzten Jahren der Heilmagnetismus in Dänemark allgemein bekannt und auch in weiten Kreisen anerkannt worden. Viele außerordentliche Erfolge zogen ihm Unannehmlichkeiten seitens der Ärzte zu. Er verbat sich in Zeitungen Konsultationen, ohne dieselben abwehren zu können. Mit nur einer Ausnahme eines Bettlägerigen wandte er bei den dies Begehrenden das magnetische Heilverfahren nur in seiner eigenen Wohnung an. Viele Bezeugungen solcher Patienten die, meist nach einmaliger oder selten wiederholter magnetischer Behandlung, von Leiden befreit worden sind, bei denen alles ärztliche Vornehmen erfolglos geblieben war, liegen im gerichtlichen Verhandlungs-Protokoll, von dem eine Abschrift gedruckt ist, vor.

Welcher Lohn ist aber Herrn von Huth geworden? Das Kriminal- und Polizeigericht Kopenhagens hat ihn am 14. Februar 1889 auf Grund eines Gesetzes vom 3. März 1854 und einer Verordnung vom 5. Septbr. 1794, (§ 5), betreffend Quacksalberei verurteilt zu einer Geldstrafe von 100 Kronen (112,50 Mark) und den Gerichtskosten von 20 Kronen (22,50 Mark).

In dem gedruckt vorliegenden Urteil des Gerichts ist jedoch ausdrücklich wenigstens so viel anerkannt, daß nach der Untersuchung keinem der Patienten durch die magnetische Behandlung irgend ein Schade geschehen sei.

Nachdem das höchste Gericht Dänemarks dies Urteil des Kriminal- und Polizeigerichts Kopenhagens bestätigt hatte, meldete Herr von Huth sich der Polizeikammer Kopenhagens mit dem Begehren, die ihm zuerkannte Brühe von 100 Kronen (112,50 Mark) durch Gefängnis auf Wasser und Brot abzubüßen. Letztere Strafe hat Herr von Huth auf sich genommen und die dadurch ersparten 100 Kronen den Armen gespendet.

Es liegt jetzt von ihm eine Broschüre vor, deren Aufschrift übersetzt lautet: „Mein Urteil". Erinnerungen aus meinem Gefängnisleben. Abschrift des Verhörs-Protokolls. Der Nettoertrag dieses Heftes wird den Armen gegeben werden." [1])

Sonst ganz andere Eindrücke des Lesers werden durch humoristische Bemerkungen des Verfassers unterbrochen. So schreibt derselbe über seine Ankunft im Gefängnis:

„Ich mußte meine Taschen leeren, Uhr und Geldbeutel abliefern, wonach ein Funktionär anfing mir beide Arme, Brust und Rücken und beide Beine herabzustreichen. Die Fertigkeit, womit er diese Streichungen ausführte, gab mir den Gedanken, daß er Mitglied des magnetischen Vereins sei, und ich wunderte mich darüber, daß er dies in Gegenwart eines anderen Funktionärs thun durfte. Halbwegs dachte ich daran, bei meiner Entlassung aus dem Gefängnis ihn als Magnetiseur zu melden, um mich an den Handhabern des Rechts zu rächen und um durch die Anzeige das zukommende Douceur von 20 Kronen zu verdienen."

Über vierzig Stunden fastete Herr von Huth, ehe er mit Brot und Wasser zu experimentieren anfing. Er erwähnt eines lieblichen Traumes im Gefängnis:

„Darin glaubte ich mich wach; in finstrer Nacht auf einem Bund Stroh auf der Asphaltdiele liegend, mein hartes Schicksal und die Gründe, warum ich leiden mußte, erwägend. Da wurde das Gefängnis plötzlich von einem schwachen goldenen Schimmer erleuchtet; ich sah um mich eine Schar niedlicher kleiner Mädchen und Knaben, welche mit klaren Stimmen im Chor zwei- oder dreimal dieselben Verse sangen, worauf sie verschwanden, und ich im Schlaf glaubte, wieder in Schlaf zu fallen!

Es folgen danach die im Traume gehörten Verse. Sie sind im Sinne des bekannten: „Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen rc." An einem Sonntagmorgen, nachdem er freiwillig an dem Gefängnis-Gottesdienste teilgenommen hatte, wurde Herr von Huth entlassen. Vor dem Gefängnis erwarteten ihn Freunde, Gönner, Publikum und eine Kutsche, „in welche ich stieg, ebenso verhärtet, als ich dahingekommen war".

Eine Anzahl Personen, welche Herr von Huth magnetisch behandelt hatte, ist gerichtlich verhört worden. Unter anderm bestätigt das Verhörs-Protokoll der Kriminal- und Polizeikammer Kopenhagens vom 22. September 1888 folgende Erklärung einer Patientin.

„Die Unterzeichnete bezeugt hierdurch, daß ich heute zu Herrn Huth in einer höchst elenden Verfassung kam mit einem Gefühl, dem Tode nahe zu sein. Der Kopf war schwer wie Blei und voller Schmerzen, ein dichter Nebel lag vor den Augen, so daß ich kaum so viel sehen konnte, den Weg zu finden. Linker Arm und

---

[1]) S. von Huth: „Min Dom. Erindringer fra mit Faengselstid. Udskrift of Forhörsprotokollen. Netto-Udbyttet af dette Hefte vil blive givit til Fattige", Kjöbenhavn, 1889 in Channing & Appels Verlag.

linkes Bein waren fast lahm, ich konnte buchstäblich fast nicht Atem holen vor Asthma und Schmerzen im Rücken und Magen. Nach einigen Minuten der Handauflegung auf Brust und Rücken bekam ich ein Glas magnetisiertes Wasser zu trinken, und nach Trinken dreier Mundvoll davon ging plötzlich eine unbegreifliche Veränderung mit meiner ganzen Person vor. Die Sprache, welche über zwei Monate in hohem Grade gelähmt war, kehrte mir zurück; der Nebel fiel wie ein Schleier von meinen Augen; gleich konnte ich anfangen die Hand zu benutzen, was mir früher unmöglich war; das Atemholen wurde augenblicklich erleichtert, und alle Schmerzen hörten auf. Ebenso wurde das Bein gesund, indem die Lähmung verschwand.

Aber das Merkwürdigste war, daß ein schlimmer Bruchschaden an dem ich neunzehn Jahre gelitten hatte, zur selbigen Zeit geheilt wurde. Im letzten Jahre habe ich mehr oder weniger an den genannten Schwächen gelitten, ohne bei den Ärzten Hilfe finden zu können, und die Veränderung, welche durch Herrn Huths Behandlung mit mir im Lauf von zehn bis fünfzehn Minuten vorging, war so überwältigend, daß ich noch nicht die Möglichkeit davon fassen kann, es steht vor mir wie ein Traum. Ich befinde mich nun nach der kurzen Behandlung so wohl, wie ich mich nicht seit über zehn Jahren befunden habe, und die Schwächen, welche vor zwanzig Jahren anfingen, sind wie weggeblasen.

Ferner merkte ich eine plötzliche Veränderung und Verbesserung im Appetit, so daß ich mit Lust drei halbe Stücke Roggenbrot aß, welches ich viele Jahre nicht habe vertragen können, ohne im mindesten Belästigung zu fühlen. Ich will hinzufügen, daß ich außer der magnetischen Handlung ein Glas magnetisiertes Wasser genoß, daß jedoch im übrigen nichts mit mir vorgenommen wurde.

Kopenhagen, Wesselsstraße 22, den 29./6 88. **Bothilde Christensen.**

Unter den Verhandlungen konstatierten mehrere praktisierende Ärzte den Erfolg der von Huthschen Behandlung in Fällen, wo sie selber nicht hatten helfen können, wollten sie indes nicht dem magnetischen Verfahren, sondern dem Glauben der Patienten u. s. w. zuschreiben.

In Veranlassung dieser Thatsachen ist in Dänemark eine weitverbreitete Bewegung der Bevölkerung entstanden, welche eine Revision und zeitgemäße Abänderung des Quacksalbereigesetzes durch den dänischen Reichstag erstrebt.

Über den Heilmagnetismus hat Herr von Huth mehrere Schriften herausgegeben, von denen eine bereits in deutscher Übersetzung vorliegt. Es ist dies eine gemeinverständliche Broschüre, „Die magnetische oder sogenannte Huthsche Heilmethode“, ursprünglich herausgegeben von der Henrikssenschen Verlagshandlung in Kopenhagen. Sie ist durchgesehen von dem bekannten Magnetiseur Karl Hansen, mit Bewilligung des Verfassers und Verlegers ins Deutsche übersetzt, und mit fünf sehr nützlichen und anschaulichen Abbildungen bei Oswald Mutze in Leipzig erschienen. Da diese Schrift bereits im letzten Juniheft der „Sphinx“ (IX, 377 flg.) warm empfohlen wurde, brauchen wir hier nicht weiter auf dieselbe einzugehen.

Außerdem sind von Huth noch in dänischer Sprache herausgegeben: ein Buch, welches in kurzer Zeit schon seine dritte Auflage erlebt hat, und dessen Titel übersetzt lauten würde: „Die Lebenskraft des Menschen als Heilmittel, gestützt auf Freiherr Karl von Reichenbachs Untersuchung der

Odkraft. Theoretische und praktische Anleitung, ohne Medizin zu heilen" [1]), sowie ferner ein Vortrag: „Heilung durch Handauflegung". [2])

Dieser Vortrag bietet eine leicht faßliche Orientierung über Herrn von Huths Anschauung. Einiges Wesentliche daraus dürfte hier kurz berührt werden.

Wenn man sich stößt, Zahnschmerz, Kopfweh hat, legt man kurze Zeit die Hand an die schmerzende Stelle; dies mildert den Schmerz. Danach ist anzunehmen, daß wenn man dies längere Zeit und planmäßig thut, es noch mehr helfen wird.

Man halte die gesammelten Fingerspitzen der einen Hand in Abstand eines Zolls von der innern Handfläche einer andern Person. Mehr oder minder fühlt letztere etwas wie einen Hauch von den Fingern in die Hand herab. Die Fingerspitzen, welche kühlend in der einen, werden wärmend in der andern gefühlt werden. Dies beweist die Einwirkung und eine eigentümliche Einwirkung der Nervenkraft der einen auf die einer andern Person. Streicht man in Abstand eines Zolls über den entblößten oder dünn bekleideten Arm von der Schulterhöhe an, so zeigt sich dabei als Regel, daß die linke Hand auf den rechten Arm kühlend, die rechte Hand aber erwärmend wirkt. Das umgekehrte Verhältnis findet mit der andern Hand statt. Thatsächlich wirken die Hände verschieden auf den einen und den andern Arm. Nervenkraft strömt von den Händen aus. Dies kommt den kranken Stellen zu gute, auf welche sie gelegt werden. Die gesunde Kraft stärkt die schwache und kranke.

Hilfsmittel bei der Heilung durch Handauflegung sind magnetisiertes Wasser, Papier und Flanell. Diese werden hergestellt durch minutenlanges Berühren und Reiben mit den Händen.

Die Wirkung der Lebenskraft von Mensch auf Mensch wird daran erkannt, daß alte Personen gestärkt werden durch Teilen eines Lagers mit jungen, während die letzteren dadurch geschwächt werden. Gichtischen wird geraten, einen Hund mit ins Bett zu nehmen, auf den die Krankheit zu deren Heilung dann übergehen kann. Brustkranken wird die Luft in warmen Kuhställen angeraten.

Wasser, Papier, Flanell nehmen die gesunde Lebenskraft in sich auf und befördern bei richtiger Anwendung die Heilung der kranken Lebenskraft.

Es ist die Nerven- oder Lebenskraft des Patienten, welche diesen heilt. Wo sie durch Schwächung und Störung dazu das Vermögen verloren hat, soll sie unterstützt werden durch diejenige Kraft, welche dem am besten entspricht und welche mit ihr selber übereinstimmt. Dieses ist die Nervenkraft des gesunden Menschen.

Die Gabe des Heilmagnetismus ist jedem angeboren. Jeder genügend Gesunde kann sie an sich und andern ausüben. Richtige Anwendung ist zu lernen. Sympathie fördert, Antipathie hindert dieselbe.

Das sind die Grundgedanken des Herrn von Huth.

---

[1]) Nur dänisch erschienen, in Kopenhagen bei Channing & Appel, Kjöbmagergade 16.

[2]) Als Manuskript gedruckt, ebenfalls nur dänisch, in Kopenhagen bei J. Jörgensen & Cie.



Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München.
Sitzung am 18. April 1890.

Menschlicher Magnetismus.

Von
Ludwig Deinhard.



Wenn es gestattet ist, einen gewagten Vergleich zu machen, und die Ergebnisse der sich immer exakter gestaltenden psychischen Forschungen als ein Edelmetall aufzufassen, das aus besonders tiefen und dunkeln Stollen im Erd-Innern hervor ans Licht der Wissenschaft des Tages herausgeschafft werden muß, so ist das Studium des animalischen oder menschlichen Magnetismus dem Schachte zu vergleichen, der erst gebohrt werden muß, um zu jenen Stellen zu gelangen, wo das Gold der Transscendental-Psychologie ruht. Es war demnach eine zeitgemäße, dankenswerte Arbeit, welcher sich der Herausgeber des „Journal de Magnétisme", Prof. Henri Durville unterzog, als er in Nr. 1 des laufenden Jahrgangs die bisherigen Anschauungen und Forschungen über den menschlichen Magnetismus zusammenstellte.

Alles in der Natur, sagt er darin, strebt nach gegenseitigem Gleichgewicht. Das schwache Wesen schöpft aus starken, die es umgeben, Energie. Deshalb ist es dem Kind im Arme der Amme so wohl, und der durch langes Leiden erschöpfte Kranke fühlt Erleichterung in Gegenwart eines sympathischen Freundes. Auch die Tiere empfinden auf beträchtliche Distanzen das Annähern ihrer Feinde; so verursacht die Nähe des Wolfes oft in einer Entfernung von Kilometern Heulen der Hunde, und der Sperber kataleptisiert die furchtsame Lerche aus beträchtlicher Höhe herab. Analogien finden wir im Pflanzen-, ja sogar im Mineralreiche. Gleich stark gespannte Saiten ertönen, wenn eine in Schwingungen versetzt und in die Nähe der andern gebracht wird, unisono. Mehrere Uhrenpendel von gleicher Länge in benachbarter Aufhängung und gleichzeitig in Bewegung gesetzt, oscillieren so lange als die Bewegung eines dieser Pendel unterhalten wird.

Der menschliche Magnetismus, dessen Existenz sich nicht durch eine Einwirkung auf unsere Laboratoriums-Instrumente verrät, unterscheidet sich

trotzdem gerade dadurch von demjenigen anderer Körper, daß er eine bedeutendere Quantität abgiebt, und daß seine vitalen Eigenschaften größer sind.

Durville unterscheidet zwar in der Wirkung des Magnetismus zwei verschiedene Ursachen, eine physische, von den Gedanken und dem Willen desselben ganz unabhängige, und eine psychische, worin der Wille eine gewisse, allerdings meistenteils überschätze Rolle spielt. Er hält aber die physische Einwirkung für viel wichtiger und der Forschung zugänglicher, als die letztere, von deren Gesetzen wir eigentlich gar nichts wissen. Die Polarität des menschlichen Körpers, auf welchen schon Paracelsus, van Helmont und neuerdings Mesmer hinwiesen, wird zu wenig beachtet. Letzterer definiert dieselbe wie folgt: Im menschlichen Körper zeigen sich Eigenschaften, die denjenigen des Magneten analog sind: man unterscheidet verschiedene und entgegengesetzte Pole, welche sich ändern, sich aufheben und wieder neu entstehen. Zum experimentellen Nachweis dieser Poloritât giebt Durville folgende Methode an: Man befestige ein sehr leichtes Stück Bandstahl, am besten eine Uhrfeder, von 8 Centimeter Länge, das eine Ende an einem Daumen, das andere an dem zugehörigen kleinen Finger und läßt es dort 8—10 Stunden; nach deren Verfluß kann man leicht nachweisen, daß das Stahlstück magnetisch geworden ist, und zwar negativ das an der positiven Daumenseite befestigt gewesene Ende.

Die bekannten physikalischen Agentien, Wärme, Licht, Magnetismus und Elektrizität werden alle neuerdings auf Schwingungen eines und desselben hypothetischen Fluidums, des Äthers, zurückgeführt. Diese Agentien lassen sich bekanntlich alle in einander überführen. In dieser Äthertheorie stimmen wohl unsere Physiker überein; was dieselben aber meistenteils übersehen, ist, daß es außer den Wärme-, Licht- und elektrischen Ätherwellen noch eine andere, beinahe in allen Körpern auftretende Klasse giebt, welche jeden mit einer Athmosphäre umgiebt. Diese letztere tritt uns am auffallendsten am menschlichen Körper entgegen, wo sie den mehr oder weniger kräftigen Wirkungskreis des physiologischen Magnetismus bildet. Als Reagens zum Nachweis des letzteren kennen wir bis heute nur das menschliche Sinnesorgan, in welchem derselbe die Empfindungen der Bewegungs-Erscheinung, der Wärme, Kühle und des Lichts in verschiedenen Farben erzeugt. Dieses magnetische Fluidum — um diese in der offiziellen Wissenschaft eingebürgerte Bezeichnung zu gebrauchen — birgt ähnliche Eigenschaften, wie die andern Fluiden; es wird an der Oberfläche gewisser Körper reflektiert, beim Übergang von einem Medium in ein anderes gebrochen, kann wie das elektrische Fluidum durch einen metallischen Draht fortgeleitet, durch gewisse Körper isoliert werden, ist endlich, wie das magnetische Fluidum von einem Körper auf den andern mit verschiedener Polarität übertragbar.

Richten wir uns, um diese Eigenschaften näher zu untersuchen — nach dem Vorgang von Baron Reichenbach — ein Dunkelkabinett ein, von welchem wir so viel, wie nur immer möglich, das Licht abschließen,

und ersuchen wir eine daselbst eingeführte hochsensitive Person ihre Eindrücke zu schildern, so wird die letztere, nachdem sie ihre Retina der herrschenden Dunkelheit angepaßt hat, zunächst unsern ganzen Körper von einem weißen Schimmer umgeben finden und folgende Detail-Angaben machen: Eine Art von Aureole, in verschiedenen Farben schimmernd, zeigt sich über unserem Kopf. Die Seiten unseres Körpers, beginnend an den Schläfen und endigend an den Extremitäten, erscheinen rechts bläulich, links gelblich. Diese Farbenerscheinungen nehmen nach der Mitte des Körpers zu ab, und vermischen sich dort; nach den Seiten hin dagegen steigern sie sich bis zu Indigo einerseits, Orange andererseits.

Die Empfindlichkeit für diese Lichterscheinung nimmt nun seitens unseres Sensitiven mit dem längeren Aufenthalt im Dunkeln bedeutend zu. Hat er zuerst die Mittelpartie der vorderen Körperseite in einem verschwommenen Lichtschimmer gesehen, so bemerkt er später einen glänzenden Lichtstreifen von blauer Farbe 3—4 Centimeter breit, beginnend an der obern Stirn, über die Nase herab zur Oberlippe, weiter vom Kinnende zum Brustbein und endlich am Nabel aufhörend. Entsprechend läuft hinten an der Wirbelsäule entlang bis zum Klein-Hirn ein schwach gelbes Band von 4—5 Centimeter Breite, je höher um so leuchtender. Hier am Klein-Hirn wird das Phänomen aber ganz unerwartet kompliziert. Mitten aus dem gelben Lichtband tritt ein ganz schmaler bläulicher Streifen, 7—8 Millimeter breit. Nach Angabe unseres sensitiven Sehers spielt dieser letztere sogar in verschiedenen, wie diejenigen des Regenbogens geordneten Farben. An der Basis des Klein-Hirns verbreitert sich dieses Bändchen, seine beiden Bänder werden lebhaft gelborange, während es in der Mitte durch Vermischung mit dem von der Stirn-Region herüberstrahlenden bläulichen Licht ein brillantes Grün zeigt, das die ganze obere Kopfpartie, 5—6 Centimeter breit, bedeckt.

Ich will mich mit Beschreibung der Lichtstrahlen, welche nach Durville alle einzelnen Teile des menschlichen Körpers charakterisieren, hinsichtlich ihres spezifischen Magnetismus nicht aufhalten und mich auf die wichtigsten Phänomene beschränken. — Das rechte Auge strahlt beständig ein mehrere Meter sichbares blaues Lichtbüschel, das linke ein ebensolches gelbes aus. Ebenso leuchtet aus dem rechten Ohr ein blauer,. aus dem linken ein gelber Lichtstrahl. Bei jedem Atemzuge blitzt aus unserm rechten Nasenloch ein blauer, aus dem linken ein gelber Schimmer. Auch der Ton der Stimme ist verschiedenfarbig sichtbar. Bei scharfer Klangfarbe der Stimme zeigt sich ein blaues, bei näselnder ein blaugraues oder rotes Licht, der warme gewöhnliche Hauch ist graublau, der fortgestoßene wie beim Ausblasen einer Kerze hellgelb. Der Pfiff ist indigoblau, und um so lebhafter gefärbt, je durchdringender der Ton. Wenn wir in die Hände klatschen, so springt eine Garbe von gelbem Licht auf.

Diese Farben sind alle bei gesunden Menschen glänzender und lebhafter, als bei Kranken, z. B. bei Paralytischen.

Die Lichtstrahlung des Mannes ist eine andere, als die des Weibes. Während der Mann aus seiner rechten Seite ein viel intensiveres Indigo-

Blau ausstrahlt, leuchtet beim Weibe die linke Seite, in schönerem, lebhafterem Gelb, als bei jenem.

Analog ist die Lichtstrahlung bei den höheren Tieren. — Der Spitze der Blätter, Blumen, Früchte entstrahlt entweder ein Violett, Blau oder Indigo, der Basis ein Gelb.

Ebenso die Mineralien von krystallinischem Charakter, wie auch die Krystalle selbst; sie leuchten an der Spitze in indigoblau, an der Basis gelb. Die übrigen Mineralien und überhaupt alle Naturkörper mit Ausnahme der amorphen, die gar nicht leuchten, erstrahlen alle nur in einer Lichtfarbe. — Bei einem kräftigen mit den Polen nach oben gerichteten Hufeisen-Magneten erblickt der sensitive Mensch im Dunkeln vom positiven Pol einen enormen Lichtbüschel indigoblauer, vom negativen Pol einen solchen orangegelber Farbe ausgehen, was der Vollständigkeit wegen hier nicht übergangen werden darf.

Dieses magnetische Licht hat gewisse Ähnlichkeiten mit dem Sonnenlichte und mit dem unserer Flammen. Wie die letzteren beugt es sich unter der Wirkung eines Luftstromes, spaltet sich, wenn ein fester Körper hineingehalten wird, um dann wieder zusammenzufließen, und läßt sich bis zu einem gewissen Grade wie das Sonnenlicht zerlegen. Bringen wir irgend eine Substanz — Wasser z. B. — in dieses Licht, so wird dieselbe selbstleuchtend. Ebenso läßt sich dieses Licht durch einen Leitungsdraht allerdings mit einer im Vergleich mit Elektrizität schneckenhaften Geschwindigkeit von 8—10 Meter in der Sekunde fortpflanzen.

Von einem wagrecht auf einer Bank liegenden Menschen strahlen die magnetischen Lichtlinien am ganzen Körper rechtwinklig zur Oberfläche aus, bis auf die Finger, wo sie einen mehr oder weniger spitzen Winkel bilden, ganz anolog den Kraftlinien eines Stabmagneten. Diese Büschel sind in einer Länge von 60—80 Centimeter sichtbar.

Ich schließe hier dieses Resumé jener interessanten Arbeit Professor Durville's und hoffe, daß deren Ergebnisse die deutsche psychologische Forscherwelt zu ähnlichen Untersuchungen anregen.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Esoterisches aus Goethes Faust.

Einige Aphorismen.*)

Von

Antos Beton.

Wenn ich es unternehme, den Lesern der Sphinx eine Skizze genannten Inhalts vorzulegen, so geschieht dies mit dem klaren Bewußtsein, daß es mir unmöglich ist, etwas vorzubringen, was nicht ein jeder derselben durch Anwendung der esoterischen Grundideen auf dieses größte Werk unserer Litteratur herausfinden könnte. Ich wage aber den Versuch, um die Anregung zur Betrachtung dieses Werkes vom esoterischen Standpunkt aus zu geben; denn ich halte es nicht für ein müßiges Beginnen, die esoterischen Anschauungen, welche mir für jegliches Rätsel eine Zauberformel geworden sind, die, wenn auch nicht immer die volle Lösung gewährend, mindestens stets eine erfreuliche Aussicht auf dieselbe eröffnet, auch zur Erhellung des berühmtesten und bewundertsten, aber auch am wenigsten verstandenen Werkes Goethes herbeizuziehen. Inwieweit die esoterische Auffassung auch hier etwas leisten kann, möge der Leser selbst beurteilen; ich fordere ihn zu einer eingehenden Prüfung der Dichtung von diesem Standpunkte aus auf. Da mir jedoch zu einer erschöpfenden, dem ganzen Werk systematisch nachgehenden Durchführung die Muße fehlt, beschränke ich mich auf folgende aphoristische Bemerkungen.

Schopenhauer erklärt für die eigentliche Aufgabe der Philosophie, die Gegensätze zu vereinen, welche aus der Doppelnatur des Menschen entspringen[1]:

„Man kann demnach jeden Menschen aus zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten betrachten: aus dem einen ist er das zeitlich anfangende und endende, flüchtig vorübereilende Individuum, σκιᾶς ὄναρ[2]); dazu mit Fehlern und Schmerzen schwer behaftet; — aus dem andern ist er das unzerstörbare Urwesen, welches in allem Daseienden sich objektiviert, und darf, als solches, wie das Isisbild zu Sais, sagen: ἐγὼ

*) Wir bringen diese „Aphorismen“ hier zum Abdruck, weil wir glauben, daß manchem unserer Leser diese Anregung erwünscht sein wird. Daß Goethe selbst bewußtermaßen gerade diese esoterischen Gedanken hat zum Ausdruck bringen wollen, halten wir teilweise allerdings für zweifelhaft. (Der Herausgeber.)

[1]) Parerga und Paralipomena, 2. Bd., 1878, S. 295.

[2]) „Der Traum eines Schattens“ (Pindar, P. 8, 99.)

εἰμὶ πᾶν τὸ γεγονός, καὶ ὄν, καὶ ἐσόμενον.[1]) — Freilich könnte ein solches Wesen etwas Besseres thun, als in einer Welt, wie diese ist, sich darzustellen. Denn es ist die Welt der Endlichkeit, des Leidens und des Todes. Was in ihr und aus ihr ist, muß enden und sterben. Allein was nicht aus ihr ist und nicht aus ihr sein will, durchzuckt sie mit Allgewalt, wie ein Blitz, der nach oben schlägt, und kennt dann weder Zeit noch Tod."

Und diese Gegensätze an dem speziellen Individuum des Faust, welcher mit seiner mystischen Veranlagung und mit seinem Durste nach Erkenntnis gleichzeitig der Vertreter der vom Tierischen schon losgerungenen Menschheit ist, zu zeigen und zu lösen, ist auch das Thema der Goetheschen Dichtung.

Es ist überflüssig, über Fausts Charakter eingehender zu sprechen. Überdrüssig der exoterischen Erkenntnis, welche ihn dem Wesen der Dinge nicht näher gebracht hat, verfällt er einer in esoterischer Beziehung passiven Resignation und wird so eine Beute des Willens zum Leben, welcher ihn bis zu seinem Tode festhält; die esoterische Selbsterlösung gelingt ihm in diesem Dasein nicht, aber er wird dennoch „hinaufgeführt zu höherem Licht, denn sein Streben war gut."[2])

Mephistopheles, nach Goethes eigenem Worte der Geist der Verneinung, mag in äußerlicher Hinsicht skizziert sein durch die Worte Schopenhauers: „In meinem Kopfe giebt es eine stehende Oppositionspartei, die gegen alles, was ich, wenn auch mit reiflicher Überlegung gethan oder beschlossen habe, nachträglich polemisiert ꝛc."[3]); sein Wesen wäre aber damit nicht gegeben. Er ist weit mehr als diese stehende Oppositionspartei, in deren Rolle er sich wohlgefällt: er ist die Bejahung des Willens-zum-Leben, und nur insofern der Geist der Verneinung, als er dem nach esoterischer Erlösung, also Vernichtung des Lebenswillens gerichteten Streben Fausts entgegenwirkt.

(I. Teil, Vers 107—160[4]): Der Erdgeist ist das, was für die Individualform unseres Planeten unserem Bewußtsein entspricht (Dhyan Tschohan).[5]) Unberührt von Geburt und Tod und außerhalb der Zeit stehend, an deren Webstuhl er schafft, wirkt er mit an der allgemeinen Fortentwickelung, dem lebendigen Kleide der Gottheit. Von diesem zurückgewiesen, verfällt Faust der Verzweiflung.

(Vers 338—454): Die Verzweiflung treibt ihn zu dem Entschlusse, sich selbst zu töten. Der von der esoterischen Lehre verworfene Selbstmord scheitert durch die Erinnerung an den Glauben seiner Kindheit, welche durch die Osterglocken in ihm hervorgerufen wird. Und ist Christi Lehre, die ihn rettet, nicht auch esoterisch?

---

[1]) „Ich bin alles, was da ward, was ist und was da sein wird."

[2]) Kepler und die unsichtbare Welt. Eine Hieroglyphe. Zöllners wissensch. Abhandl. II. 1.

[3]) Par. und Paral., 2. Bd. S. 639.

[4]) Citiert nach Cottas „Bibliothek der Weltlitteratur".

[5]) Die Sanskrit-Bezeichnung für das, was der Okkultismus in Deutschland „Planetengeist" genannt hat.

(V. 710—764): Die Betrachtung der Natur hebt Faust aus sich selbst heraus[1]) und läßt ihn auch die für unsere Auffassung bedeutsamen Worte sagen:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Doch die erstere siegt.

(V. 1475—1479):

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide."

Mephistopheles, die Bejahung des Willens-zum-Leben, bekämpft die Spekulation, welche zur Erkenntnis, zur Selbsterlösung, zur Verneinung des Willens-zum-Leben führt.

(II. Teil, 1. Akt, V. 1600 ff.): Die Mütter sind die Formen unseres Verstandes:

„Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit."

Vom Standpunkte des Mephistopheles, des Willens-zum-Leben, aus sind sie in der schauerlichsten Öde zu finden. Faust dagegen, in welchem das Streben nach Erlösung wie die Glut unter der Asche fortglimmt, ruft ahnend aus:

„Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden."

Der Schlüssel, welchen Mephistopheles dem Faust giebt und welcher ihn zu den Müttern führen soll, ist die ahnungsvolle, oft im glühendsten Lebensdrang sich einstellende mystische Konzeption, welche sich hernach in bewußte Erkenntnis umsetzt; wie Ed. v. Hartmann sagt: „. . . . es sei mir vergönnt, noch einmal daran zu erinnern, daß der Gang der Philosophie die Umwandlung mystisch-genialer Konzeptionen in rationelle Erkenntnis ist."[2])

Der glühende Dreifuß repräsentiert die Anschauungsformen Zeit, Raum und Kausalität. Nur wenn es Faust gelingt, diese drei mittelst des Schlüssels, mittelst des mystischen Erfassens in seine Gewalt zu bekommen, wird er Paris und Helena, welche außerhalb dieser Formen stehen, beschwören können. Mephistopheles kann es nicht, denn er, die Bejahung des Lebenswillens, ist an die Erscheinungswelt gefesselt.

Faust strebt in das Reich des wahren hinter der Erscheinungswelt stehenden Wesens auf dem Wege der Entäußerung, der Selbstversenkung — Helena repräsentiert für Faust die durch seinen Besuch bei den Müttern

---

[1]) Vergl. Schopenhauer, „Welt als W. u. V.", 1. Bd., S. 232—233.

[2]) „Phil. d. Unb.", II. Aufl. 478—479.

gewonnene Grundidee einer Weltanschauung, welche er zu einem Systeme (Homunculus-Euphorion) ausgestaltet. Doch es hat keine lange Dauer; denn an der Ausgestaltung dieses Systems hat der nur für die Erscheinungen berechnete Verstand (Wagner) zu viel Anteil; das mystische Erfassen wird durch ihn nur aufgehalten, zumal auch der Wille zum Leben (Mephistopheles) auf die Bildung des Systems (Homunculus) Einfluß genommen hat. Ich erinnere an die Worte Schopenhauers [1]):

„Das Ding an sich kann, eben als solches, nur ganz unmittelbar ins Bewußtsein kommen, nämlich dadurch, daß es selbst sich sein bewußt wird: es objektiv erkennen wollen, heißt etwas Widersprechendes verlangen. Alles Objektive ist Vorstellung mithin Erscheinung, ja bloßes Gehirnphänomen."

Auch Helena, die mystisch erfaßte Grundidee, entschwebt dem vom Daseinswillen beherrschten Faust, und nur deren Kleid und Schleier, d. i. die gewonnene Erkenntnistheorie, die Kenntnis der Formen des menschlichen Denkens, bleiben ihm zurück.

Unabhängig von seinem Zusammenhange mit Euphorion stellt Homunculus ein Wesen dar, welches frei von der Schuld der Erbsünde, nicht durch den blinden Lebenstrieb gezeugt, ins Dasein getreten ist. Jedoch scheitert dies Kunstwerk an der Unmöglichkeit, Dasein frei vom Daseinswillen darzustellen. Homunculus gewinnt nicht das volle Leben, während der Daseinswille doch auf ihn übergegangen; und so wird er der Repräsentant des zur Objektivation drängenden Willens-zum-Leben, des Eros (vgl. Schopenhauers Metaphysik der Geschlechtsliebe), der nach Ausgestaltung strebt (2. Akt, V. 1265 f.):

„Ich schwebe so von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im besten Sinn entstehn."

Nereus weist ihn schließlich an Proteus, welcher die „Auseinanderbreitung in Namen und Gestalten" [2]) darstellt. Proteus trägt ihn hinaus ins Meer, um ihn zur Entwicklung zu bringen. Thales ruft ihm nach (V. 1756 ff.):

„Gieb nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sei bereit!
Da regst du dich nach ewigen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast du Zeit —"

worauf Proteus ermunternd fortfährt:

„Komm geistig mit in feuchte Weite!
Da lebst du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regest du dich hier;
Nur strebe nicht nach höhern Orden:
Denn bist du erst ein Mensch geworden,
Dann ist es völlig aus mit dir."

---

[1]) „W. a. W. u V.", 2. Bd., 219.

[2]) Nach indischer Lehre der Anfang und Inbegriff des Daseins, so namentlich nach buddhistischer Terminologie (Nidanas); vgl. auch „das System des Vedanta" von Dr. Paul Deußen, Leipzig 1883, und nâma-rûpam in desselben „Sutras des Vedanta", Leipzig 1887.

Die Ausgestaltung in der Erscheinungswelt nimmt also mit dem Menschen ein Ende, ganz wie Schopenhauer lehrt [1]):

„Nachdem also der Wille zum Leben, d. h. das innere Wesen der Natur, in rastlosem Streben nach vollkommener Objektivation und vollkommenem Genuß, die ganze Reihe der Tiere durchlaufen hat, — welches oft in den mehrfachen Absätzen successiver, stets von neuem anhebender Tierreihen auf demselben Planeten geschieht — kommt er zuletzt in dem mit Vernunft ausgestatteten Wesen, im Menschen, zur Besinnung. Hier nun fängt die Sache an ihm bedenklich zu werden, die Frage drängt sich ihm auf, woher und wozu das alles sei, und hauptsächlich, ob die Mühe und Not seines Lebens und Strebens wohl durch den Gewinn belohnt werde? le jeu, vaut-il bien la chandelle? — Demnach ist hier der Punkt, wo er, beim Lichte deutlicher Erkenntnis, sich zur Bejahung oder Verneinung des Willens zum Leben entscheidet; wiewohl er sich letztere, in der Regel, nur in einem mystischen Gewande zum Bewußtsein bringen kann. — Wir haben demzufolge keinen Grund, anzunehmen, daß es irgendwo noch zu höher gesteigerten Objektivationen des Willens komme; da er hier schon an seinem Wendepunkte angelangt ist."

(IV. Akt., V. 28:) Die Siebenmeilenstiefel repräsentieren Fausts unbewußte Gedankenflucht, welche ihm auf einen Augenblick klar erscheint, sofort aber vor dem Willen zum Leben (Mephistopheles) flieht.

Der rein mystische Schluß der Dichtung hat durch Schumanns wundersame Musik zu einzelnen Szenen aus Faust eine tiefsinnige Erläuterung erfahren: Pater profundus, Pater Seraphicus und Doktor Marianus sind von Schumann musikalisch einheitlich behandelt; und so legt seine Musik, in welcher man in mystischer Richtung (im Sinne von Schopenhauers Metaphysik der Musik) sehr Bedeutsames findet, die Deutung nahe: die Patres sind Faust selbst auf den verschiedenen Stufen der mystischen Vollendung.

Gretchen hat früher als Faust den erhabenen Pfad beschritten, denn sie hat viel nachdrücklicher die Heilswahrheit des Leidens erkannt. Gretchens Auftreten und Eingreifen bei Fausts Vollendung ist nicht nur künstlerisch notwendig, sondern auch vom esoterischen Standpunkt zu begreifen, wenn unter dem „Ewig-Weiblichen" der geheimnisvolle Urquell alles Seienden, der Born, aus dem jegliches Leben strömt und in welchen es stets wieder zurückflutet, verstanden wird.

---

[1]) „W. a. W. u. V., 2. Bd., 656."



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

„Abergläubisches."

Von

Bertram Fels.

Die Mitteilungen über Sympathie im Juniheft der Sphinx haben mir ein ähnliches Erlebnis aus meiner früheren Kindheit wachgerufen. Ich war 10 Jahre alt und weilte mit meinen Eltern in der Sommerfrische zu Bernried am Starnberger See. Meine jüngeren Geschwister, Bruder und Schwester, hatten, wie man glaubte, durch Ansteckung zahlreiche Warzen an den Händen bekommen, die sich in großer Schnelligkeit vermehrten; auch hier half Betupfen mit Höllenstein und anderes nicht. Meiner Mutter aber waren der Kinder verunzierte Hände sehr lästig. Zu unserer Pflege und Beaufsichtigung weilte ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen bei uns, eine nahe Verwandte meiner Mutter. Auf einem Spaziergange führte uns dieselbe in eine Kapelle bei einem Bernried benachbarten Dörfchen. Dort stand in der Nähe des Hochaltars ein großer Leuchter mit einer armdicken Wachskerze, an welcher drei wächserne Nägel steckten. Ohne ein Wort zu sagen, schritt meine Base — sie war übrigens eine protestantische Pfarrerstochter — auf die Kerze zu, zog einen solchen Nagel heraus, entnahm ihm etwas Wachs, das sie fest auf alle Stellen drückte, wo auf der Kinder Händen sich Warzen zeigten. Nach kurzer Frist nahm sie das Wachs wieder von den Warzen ab und klebte es oben in den Rand der Kerze, in nächster Nähe des Dochtes. Als ich sie voll Erstaunen fragte, was sie denn mache, bedeutete sie mir Schweigen.

Aber als wir aus der Kapelle getreten waren, gab ich nicht nach, bis sie mir gestand: sie habe den Kindern die lästigen Warzen vertrieben; sobald nämlich das betreffende Stückchen Wachs an der Kerze, welche an einem nahe bevorstehenden großen Feiertag entzündet werde, verbrannt sei, würden auch die Warzen verschwunden sein. Ich lachte hell auf und sagte, das würde ich der Mutter erzählen. Da wurde meine Base sehr ernst und befahl mir aufs strengste, es dürfe kein Wort über die Sache gesprochen werden, sonst sei das Mittel unwirksam. Ich versprach ihr das widerstrebend, denn es kam mir dumm und abergläubisch vor, aber ich hielt Wort.

Sehr groß war nun meine Verwunderung, als nach etwa zwei Wochen die Hände der Kinder in der That gänzlich rein waren. Ohne

daß diese es selbst bemerkt hatten, waren die Warzen spurlos verschwunden.

Ein ähnlicher Fall möchte dieser sein: Eine mir sehr nahestehende Dame entdeckte zu ihrer Bestürzung bei einem ihrer Kinder, einem Mädchen, bald nach der Geburt einen nicht unbedeutenden Kropf, welcher an Größe täglich zunahm. Sie war darüber sehr bekümmert und wollte durchaus die bekannten Mittel wie Jod und dergl. nicht anwenden. Da wurde sie „durch ein inneres Gefühl gedrängt", die betreffende Stelle am Hals des Kindes so lange, als ihr möglich war, mit ihren Lippen zu bedecken und mit Speichel zu benetzen. Die Folge war, daß nach acht Tagen der Kropf vollständig, zur Verwunderung aller, und auch auf immer, verschwunden war.

Im Sommer 1889 hatte mein eigenes Töchterchen an einem ihrer Finger eine Art Warze, eigentlich eine bösartige Wucherung, die sie sehr schmerzte nnd die an Ausdehnung stetig zunahm. Eben zu dieser Zeit war die oben erwähnte Dame bei uns zum Besuch. Als sie die Hand des Kindes sah, sagte sie: „Armes Kind, das muß weg, es ist häßlich und schmerzhaft für dich; laß mich's ansehen, es wird dann gehen müssen." Dabei nahm sie des Kindes Hand und heftete den Blick ihrer klaren Augen, die für mich stets einen wunderbaren Ausdruck hatten, auf den verunstalteten Finger. Plötzlich ließ sie die Hand los und sprach von andern gleichgültigen Dingen. So that sie im Verlauf mehrerer Wochen öfters, häufig auch, wenn sie sich nicht beobachtet von mir wähnte.

Nachdem die Dame von uns weggereist, dachte ich nicht mehr an dies Übel meiner Kleinen, um so weniger als dieselbe auch nicht mehr mit Klagen über Schmerzen im Finger kam.

Es mochten aber drei Wochen nach dem Weggang der Dame vergangen sein, als das Kind freudig und verwundert zu mir kam, mir ihre Hand zu zeigen. Keine Spur von der Warze war mehr zu sehen; unmerklich war dieselbe ganz verschwunden, nachdem das Kind fast ein Jahr daran gelitten.

Im Jahre 1864 lebte ich in einer Erziehungsanstalt, die auf dem Lande gelegen war.

Abends zur Freizeit in den Sommermonaten stand ich häufig am Fenster eines Ganges, welches Aussicht in das Freie gewährte. Dort hatte ich oft zwei Männer beobachtet, welche in einer naheliegenden, größeren Ökonomie große Zuber, mit Milch oder Molke gefüllt, vom Stall resp. der Schweizerei ins Haus trugen. Die bis an den Rand gefüllten Gefäße wurden vermittelst einer Stange getragen, welche die Männer je mit einer Hand hielten. Durch die Bewegung beim Gehen geriet leicht die Flüssigkeit ins Schwanken und drohte dabei übergeschüttet zu werden. Kaum gewahrte dies der rückwärts gehende Mann, als er den Vorausgehenden davon verständigte. Ersterer drehte sich dann sofort um und beide hielten, auch während des Gehens, je eine Hand über den hoch aufschwankenden Inhalt, ungefähr in einem halben Meter Entfernung von demselben. Die fast stets augenblickliche Folge war, daß

das Schwanken aufhörte und die Flüssigkeit, ohne einen Tropfen zu verschütten, ins Haus getragen wurde.

Mich verwunderte das Gebaren der Männer und ich paßte eine Gelegenheit ab, um sie darüber zu befragen. Dieselbe wurde mir bei einem abendlichen Spaziergange, und als beide mit ihrer Last an mir vorüber kamen, gerade wieder mit der Hand darüber, so fragte ich: „Warum haltet ihr oft die Hände über die Milch?“ — „„Weil sie dann ruhig wird?““ gab einer zur Antwort.

„Womit macht ihr sie denn ruhig?“ Sie sahen mich an und zuckten die Achseln: „„Es ist halt so und hilft alleweil.““ Mehr Erklärung bekam ich nicht. Mir blieb aber dieser kleine Vorfall seit jener Zeit in der Erinnerung und ich habe dieses Mittel später und noch jetzt in ähnlichen Fällen oft probiert, mit dem festen Willen, das Überlaufen, auch bei siedender Flüssigkeit, zu verhindern; es gelang mir stets.

Ich habe auch oftmals den Glauben bewahrheitet gefunden, daß ein herabfallendes Gefäß nicht zerbricht, wenn man es während des Fallens sozusagen mit dem Blick hält. Ich habe dies häufig sogar bei zarten Gläsern, die auf Steinplatten fielen, bewährt gefunden. Ja es ist mir auch vorgekommen, das eine andere Person etwas Zerbrechliches fallen ließ, das ich in der Luft während des Falles gleichsam noch mit dem Blick auffangen konnte, und es blieb dann unbeschädigt. Das nennt man „Zufall“!

Visionen.

Erlebnisse, mitgeteilt von

Luise Walter.



Im Frühling des Jahres 1871 war ich körperlich leidend und geistig — infolge trüber Lebenserfahrungen — sehr gedrückt und hoffnungslos.

Es war in der Fastenzeit und eine laue, ziemlich schwüle Lenznacht; ich war, nachdem ich erst einige Zeit gelesen hatte, in traurigen Gedanken eingeschlummert; und ich erinnere mich noch recht gut, daß, wie schon oft, der egoistische Gedanke bei mir wieder die Oberhand gewann: es könne gar kein größeres Leid als das meine geben. Ich kann die Stunde nicht genau angeben, aber es mochte gegen Mitte der Nacht oder eher darüber sein, da war mir's deutlich, als berühre jemand meinen Arm. Ich erwachte, blickte umher, sah niemand und schlief wieder ein. Kurz darauf war mir's wieder, als sagte jemand deutlich und fest, aber mit

überaus lieber, sanfter Stimme: „Komm, geh' mit!“ und in demselben Augenblick ergriff eine warme weiche Hand die meine.

Ich hatte mich aufgesetzt und rieb mir die Augen; aber ich sah nichts, dagegen fiel ich gleich darauf in einen tiefen Schlaf oder — ich möchte es eher Betäubung nennen. Plötzlich hatte ich in diesem Zustand ein Gefühl, als wenn mich grelles Sonnenlicht durch die geschlossenen Augen blende, und als ich dieselben aufschlug, war ich zu meiner namenlosen Verwunderung in einem fremden, südlichen Lande; ich stand im Schatten einer niedrigen Mauer, vor mir zog sich eine bergan laufende steinige Straße hin, von sengenden Sonnenstrahlen beschienen, da und dort standen Gruppen von Palmen. Ich blickte um mich, — nach allem, was ich je gelesen oder bildlich dargestellt gesehen, konnte dies nur die Umgebung Jerusalems sein. Ich wollte weiter gehen, aber ich war wie festgebannt und dieselbe Stimme, die mich geweckt, sagte: „Warte und siehe!“

Es währte auch nicht lange, so hörte ich nahenden Lärm von vielen Schritten, dazu Geschrei und Gejohle, und nun kam ein Zug Soldaten, Knechte, Volk, alles in biblischer Tracht, die einen frohlockend, andere in fremden Lauten schreiend mit höhnischen Gesten, dann entstand eine kurze Lücke im Zug, — und nun wankte Christus daher, gebeugt unter einem aus rohen Balken gefügten Kreuze, dessen Fuß er weit hinter sich nachzog. Die langen Haare klebten an der Stirne, das Antlitz von unbeschreiblicher Hoheit war leichenblaß; nun hob er den Kopf und ein Blick — ein mir ewig unvergeßlicher — aus seinen Augen fiel auf mich. Von unsäglichem Mitleid ergriffen, wollte ich hervorstürzen, ihm helfen; — da schob sich, wie eine Mauer, ein dicker weißer Nebel zwischen mich und was ich eben sah; ich fühlte wie das Wehen eines kalten Luftzuges, und lag plötzlich hell wach in meinem Bette.

Ein unendlicher Schmerz war mir aber von dem unbeschreiblichen hohen und doch so peinvollen Anblick haften geblieben; ich mußte nun, als ganz wach, weinen, fühlte eine tiefe Beschämung über mich selber, da ich so kleinlich nur an mich selbst gedacht.

So tief und unverwischlich war aber der Eindruck dieser Traumvision auf meine Seele, daß ich nicht bloß in jener Zeit, sondern bis auf den heutigen Tag kein Stabat mater und dergl. hören kann, weil es mich zu tief erregt, und daß die einfachste Darstellung des Leidensweges Jesu selbst in einer Kinderbibel mir Thränen in die Augen ruft.



In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar dieses Jahres hatte ich wieder ein Erlebnis dieser Art, unter dessen lebhaftem Eindrucke ich noch jetzt nach fast fünf Wochen (18. Februar) stehe. Ich muß dazu hier bemerken, daß ich durchaus nicht der Sinnesart bin, um diesem subjektiven Vorgang in mir etwa dem Kirchenbesuche, dem Bibellesen oder dergleichen zuschreiben zu können; jedoch war derselbe mir allerdings auch in diesem Falle eine wirkliche Tröstung.

Ich lag in jener Nacht in großen Leiden, denn ich sah meiner

siebenten Entbindung entgegen. Es war 1/24 Uhr früh, in unseren zwei kleinen, ineinander gehenden Zimmern schliefen meine drei Kinderchen und mein Mann fest und ruhig, und ich verschob es immer noch, letzteren aus seinem Schlafe zu stören. „Ach,“ dachte ich unwillkürlich bei mir, „wie alles so friedlich schläft, und ich leide so große Angst und Schmerzen;“ und ein gewisses bitteres Gefühl wollte über meine Seele kommen, denn ich hatte große Sorge auf den Ausgang meiner nahen schweren Stunde.

Da war es mir plötzlich, als streiche eine linde Luft über mich hin, und ich verfiel, trotz der Wehen, in einen schlafähnlichen Zustand. Im nächsten Augenblicke sah ich auf meinem Lager alle Wände des kleinen Zimmers weichen, und wie aus einer Riesenversenkung entstieg dem so geschaffenen freien Raume ein herrlicher bergan gehender Garten; fremdartige Gebüsche zierten ihn und er war von einer dämmernden Helle beleuchtet. In derselben konnte ich deutlich etwa über ein Dutzend Gestalten unterscheiden, welche da und dort unter den Bäumen in tiefem Schlafe lagen. Als mein Auge staunend weiter hinauf blickte, sah ich auf einem freien Platze, die Arme gegen den Himmel erhoben, eine schöne, edle Gestalt knieen, — ganz in der Art und Weise, wie auf schönen Bildern Christus am Ölberg dargestellt wird. Ein Schauern überlief mich, zugleich aber bemächtigte sich meiner Seele ein gewaltiges, unnennbares Mitleid mit dem Herrn und Meister; ich fühlte sozusagen seinen Kampf, seine Angst aufs innigste mit, und es drängte mich mit großer Macht, mich ihm zu nähern; — aber ich konnte nicht, ich fühlte deutlich, daß ich wie auf mein Bett festgebunden sei.

Da, im nämlichen Augenblick versank oder verschwand das ganze Bild, ich sah mich wieder klar in meinem Zimmer, das aber wie von lauter Sonne durchflutet war, so daß es mich blendete, und als ich mich bemühte, die Augen diesem Glanz entgegenzurichten, stand oder vielmehr schwebte etwa einen Meter hoch vom Boden die gleiche Gestalt von vorher in der Mitte des Zimmers, und ehe ich weiter denken konnte, sprach sie: „Sei ruhig und vertraue mir; dein Kelch wird vorübergehen!“

In demselben Augenblick war alles verschwunden; nur wie ein Nebel wogte es noch vor meinen Augen. Ich kam nun sofort ganz zu mir; alles Angstgefühl war von mir gewichen und hatte einer frohen Zuversicht Platz gemacht. Ich „fühlte“, daß dies kein bloßer Traum gewesen und weckte auch sofort meinen Mann, ihm alles zu erzählen.

Die Verheißung traf ein, es verlief alles glücklich. Mir wurde ein kräftiges, gesundes Mädchen geschenkt und auch meine Genesung verlief wunderbar schnell und gut.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Mesmerismus und Schulwissenschaft.

In Sachen eines Prozesses, den der Heilmesmerist Wittig in Zwickau durchgefochten hat, um den Mesmerismus als Heilfaktor zur Anerkennung zu bringen, hat der berühmte Senior der deutschen Ärzte, Prof. Dr. von Nußbaum in München, folgendes Gutachten abgegeben:

München, 12. Mai 1890.

Auf Requisition des k. Amtsgerichts Zwickau wurde ich vom k. Amtsgericht München I beeidigt und veranlaßt, ein Gutachten über rubrizierte Sache abzugeben, ob durch das Auflegen oder Bestreichen der Hände eine magnetische Kraft ausgeübt werden kann und ob ein vom Magnetiseur berührtes Wasser eine besondere Kraft erreichen könne oder ob beides ein Schwindel sei?

Diese beiden Fragen spitzen sich auf die eine zu, ob es überhaupt einen tierischen Magnetismus giebt, dem wunderbare Kräfte innewohnen?

Ich gebe mir nun die Ehre, meinem Eide wohl eingedenk, folgende Behauptungen aufzustellen:

1) Ein tierischer Magnetismus, welcher große Kraft besitzt, so daß das Berühren mit den Händen oder das Magnetisieren des Wassers schon vieles leistet, existiert bestimmt.
2) Der tierische Magnetismus ist bis jetzt nur von ganz wenigen wissenschaftlich Gebildeten studiert worden, weshalb man dessen Kräfte noch recht wenig kennt; er wurde fast nur von Laien zu Zauberstücken lukrativ ausgenützt.
3) Von gerichtsärztlicher Seite muß daher jedes Urteil noch mit großer Sorgfalt abgegeben werden.

Ich erlaube mir nun, diese drei Behauptungen näher zu erklären, wie folgt:

Ad 1. Niemand kann sich selbst tot kitzeln oder überhaupt nur stark kitzeln. Es giebt gewisse Menschen, welche eine sehr beruhigende Wirkung auf einander ausüben, und andere, die gegenteilig einwirken.

Kleine Kinder schon schlafen nicht auf jedem Arme gleichschnell ein.

Ich kenne wohlerzogene Damen, welche sich absolut von keinem brünetten Stubenmädchen friesieren lassen können, denn ihre Haare laufen deren Fingerspitzen förmlich nach, stehen struppig in die Höhe, während sie von einem blonden Mädchen mühelos glatt gebürstet werden.

Derartige Verhältnisse giebt es verschiedene. Man hat aber noch nicht herausgebracht, wann und wie man selbige zum Nutzen Kranker verwerten kann.

Ad 2. Wissenschaftliche Ärzte haben sich noch wenig mit dem Magnetismus beschäftigt, sondern es bequemer gefunden, ihn als Schwindel zu bezeichnen; allein das Wahre findet immer seinen Weg, und liegen auch diese wunderbaren Kräfte noch in Laienhänden, so kann man sie doch nicht mehr lange ignorieren.

Bei den Ärzten ist es eine egoistische Furcht, ihren guten Namen einzubüßen und den Schwindlern beigezählt zu werden.

Ad 3. Da noch an keiner Universität über Magnetismus Vorlesungen gehalten worden, so giebt es recht wenig Gelegenheiten, sich darüber zu belehren, und deshalb sind forense Ärzte bei ihren Gutachten sehr vorsichtig. Die meisten geben als wahrscheinlich zu, daß wir am tierischen Magnetismus eine große Kraft besitzen, welche sich zweifellos noch einmal als wirksames Heilmittel entpuppen wird, zur Zeit aber noch recht wenig gekannt ist, da sich jeder fast nur auf seine wenigen, kleinen eigenen Erfahrungen stützen muß.

Zur Zeit scheint mir diese Angelegenheit auf dem Standpunkte zu stehen, daß man weder jene einer Ignoranz beschuldigen darf, welche an die vom Magnetismus erzählten Wunder nicht glauben, noch daß man ihre Antagonisten, welche dem Magnetismus bisher noch nicht gekannte Kräfte zuschreiben, der Übertreibung oder des Schwindels beschuldigen darf.

Hochachtungsvoll

Geheimrat von Nussbaum.

So erfreulich es ist, daß ein Arzt von so hervorragender Stellung wie Geheimrat von Nußbaum im obigen Gutachten für die Wahrheit des animalischen Magnetismus eingetreten ist, so können wir die Gelegenheit doch nicht vorübergehen lassen, ohne einige Bemerkungen daran zu knüpfen. Es ist nicht richtig, daß der Magnetismus „bisher nur von wenig wissenschaftlich Gebildeten studiert und fast nur von Laien zu Zauberstücken lukrativ ausgenützt wurde“. Man könnte ganze Seiten mit Namen von Professoren und Ärzten füllen, welche seit dem Tode Mesmers den Magnetismus praktisch angewendet haben, und zwar auch in Deutschland. Im Anfange unseres Jahrhunderts bestand in Berlin sogar eine von Professor Wolfart geleitete magnetische Klinik, und wer sich die Mühe nehmen will, das zwölfbändige „Archiv für tierischen Magnetismus“, das 1817—1823 von den Professoren Kieser, Eschenmayer und Nasse herausgegeben wurde, durchzulesen, kann daraus ersehen, daß damals die Heilmethode Mesmers von einer großen Anzahl von Ärzten angewendet wurde. Diese Errungenschaft ging aber zum Nachteil der leidenden Menschheit wieder verloren, als die Medizin ganz und gar in die materialistische Richtung geriet, in der sie noch heute steckt. Es gilt also nur von der Gegenwart, aber nicht von der Vergangenheit, was Geheimrat von Nußbaum sagt, daß wissenschaftlich gebildete Ärzte den Magnetismus nicht studieren. Wer die magnetische Litteratur kennte — wenn auch nur die deutsche und nur die von Ärzten geschriebene —, wäre also vollständig der Nötigung enthoben, sich „nur auf seine wenigen eigenen Erfahrungen zu stützen“. Vielmehr ist schon sehr viel vorgearbeitet worden, und es handelt sich nur darum, den Faden wieder aufzunehmen.

Die Pariser Akademie hat zur Untersuchung des Magnetismus und Somnambulismus eine Kommission von elf Ärzten aufgestellt, die nach fünfjähriger Untersuchung 1831 sich einstimmig für den Magnetismus aussprach und alle dem Somnambulismus zugeschriebenen merkwürdigen Phänomene bestätigt hat. Bestünde nun auch nur diese einzige Thatsache, so wäre sie hinreichend zur Behauptung, daß der Sieg des Magnetismus entschieden ist, und daß alle nachträglichen Zweifel bloße Anachronismen sind; denn wenn Amerika entdeckt ist, ist es auch für alle diejenigen entdeckt, welche sich weigern, hinzureisen.

Einstweilen können wir uns freuen, daß in Bezug auf Magnetismus im ärztlichen Lager Zwiespalt ausgebrochen ist. Er „existiert bestimmt" — so sagt Geheimrat von Nußbaum. Dagegen hat im vergangenen Jahre in dem vom Magnetiseur Kramer in Wiesbaden angestrengten Verleumdungsprozeß der als Sachverständiger (!) vernommene Arzt das große Wort ausgesprochen: „Es giebt keinen tierischen Magnetismus!" Die Ärzte der letzteren Art sind noch immer in der Mehrzahl; aber diesen hat Schopenhauer schon längst gesagt, daß sie nicht skeptisch seien, sondern unwissend.

C. du Prel.

Graf von Cagliostro.

Unter der Überschrift „Ein neuer Thaumaturg" brachte Wieland im „Teutschen Merkur" (Weimar) vom März 1781 folgenden Bericht, welcher als ein zeitgenössisch-unbefangener für unsere Leser von einigem Interesse sein dürfte:

Von Straßburg wird geschrieben, daß sich daselbst seit einigen Monaten ein Fremder aufhalte, der, ohne ein Arzt zu sein, sich gleichwohl, als solcher, die erstaunlichste Reputation macht. Er nennt sich einen Grafen von Cagliostro, und man sagt, er besitze chymische Geheimnisse, die ihn in den Stand setzen, Wunderdinge zu thun. Er hat bereits über 300 Kranke unter Händen, von welchen ihm noch kein einziger gestorben ist, und worunter sich einige in Umständen befinden, worin man sonst keine Rettung mehr für möglich hält. Einer von diesen, der ohnlängst in einer Konsultation von vier Ärzten und Wundärzten verurteilt war, an den Folgen eines fürchterlichen Krebses längstens binnen zweimal vierundzwanzig Stunden zu sterben, nahm in dieser Not seine Zuflucht zu unserm Fremden. Der Herr Graf von Cagliostro gab ihm einige Tropfen ein: und siehe da, der Sterbende geriet in einen starken Schweiß; das von Krebs angegriffene Glied begann wieder aufzuleben; und nach fortgesetztem Gebrauch der Milch von Ziegen, in deren Futter der Graf verschiedene Zubereitungen mischt, ist der Kranke, mit dem bloßen Verlust einiger Knöchel an den Zehen, soweit hergestellt, daß die Wunden sich bereits geschlossen haben. Man kann sich, nach dieser Probe, vorstellen, wieviel wundervolle Dinge von diesem neuen Äskulap erzählt werden. Viele wollen ihn für keinen Italiener halten, Andere vermuten, daß er ein Franzose sei, und der Erbe der Geheimnisse des berühmten Adepten, der unter dem Namen Graf St. Germain schon so lange in Europa gesehen worden ist, und, kraft eines geheimnisvollen Elixiers, wirklich schon über 200 Jahre alt sein soll. Wie es nun auch damit sein mag, soviel ist gewiß, daß der Herr Graf Cagliostro, ein sehr gutes Haus und eine Menge Bediente hält, und sich für seine Kuren schlechterdings unter keinerlei Benennung nichts bezahlen läßt. — Ein Umstand, der nicht wenig dazu beiträgt, den Nimbus des Wunderbaren, der sich um eine so außerordentliche Person zu verbreiten pflegt, zu vergrößern.

G. S.

Anmeldung einer Sterbenden
durch ein Schreibmedium.

Einen gut beglaubigten Fall dieser Art führen die Phantasms of the Living als Nr. 87 (Band I, 293 f.) auf. Derselbe wird von dem als Hypnotist weltberühmten Arzte Dr. Liébeault in Nancy (Nr. 4 Rue Bellevue) mitgeteilt:

4. September 1885.

Ich beeile mich — schreibt Dr. Liébeault — Ihnen einen Fall von Gedanken-Übertragung zu berichten, von dem ich Ihnen sprach, als Sie mir die Ehre erwiesen, meinen hypnotischen Sitzungen in Nancy beizuwohnen. Die Sache trug sich in einer französischen Familie aus New-Orleans zu, welche für einige Zeit in Nancy Wohnung genommen hatte, um hier eine geschäftliche Angelegenheit zu ordnen. Ich hatte die Bekanntschaft dieser Familie gemacht, indem mir der Vater derselben, Herr M. G., seine Nichte, Fräulein B., zum Zwecke hypnotischer Behandlung gebracht hatte. Sie litt an Bleichsucht und an einem nervösen Husten, den sie sich in Koblenz in einem Erziehungshause, wo sie Lehrerin gewesen, zugezogen hatte. Ich versetzte sie mit Leichtigkeit in Somnambulismus, und sie wurde in zwei Sitzungen geheilt. Die Hervorrufung dieses Schlafzustandes hatte der Familie G. und Fräulein B. bewiesen, daß die letztere leicht ein Medium werden könnte. (Frau G. war ein spiritistisches Medium.) Infolgedessen übte sich das Fräulein, den Geistern, an die sie aufrichtig glaubte, zum Schreiben als Medium zu dienen, und nach Verfluß von zwei Monaten war sie ein merkwürdiges Schreibmedium. Ich sah dann auch mit eigenen Augen diese Dame Seiten voll mit Schriften bedecken und zwar in gewählten Ausdrücken, ohne auszustreichen, während sie gleichzeitig sich mit den anwesenden Personen unterhielt. Seltsamerweise war sie sich dessen nicht bewußt, was sie schrieb; sie sagte: Das, was meine Hand dirigiert, kann nur ein Geist sein, ich bin es nicht.

Eines Tages — ich glaube es war der 7. Februar 1868 — fühlte sie, als sie sich gegen 8 Uhr morgens gerade an den Frühstückstisch setzen wollte, einen Drang, ein Etwas, das sie zum Schreiben nötigte (sie bezeichnete dies mit Trance), lief unmittelbar nach ihrem großen Schreibhefte, um mit dem Bleistift in unleserlichen Zügen fieberhaft drauf los zu schreiben. Sie machte auf die folgenden Seiten dieselben Schriftzüge, und als sich ihre Aufregung gelegt hatte, konnte man lesen, daß eine Person Namens Marguerite ihr ihren Tod anzeige. Man nahm sofort an, daß eine junge Dame dieses Namens, die ihre Freundin war, und als Lehrerin dasselbe Pensionat in Koblenz bewohnte, wo sie selbst ähnlich gewirkt hatte, soeben gestorben sei. Die ganze Familie G., einschließlich Fräulein B. kamen direkt zu mir, und wir beschlossen noch desselbigen Tages nachzuforschen, ob wirklich der Todesfall eingetreten sei. Fräulein B. schrieb an eine junge Engländerin, die ebenfalls Lehrerin in jenem Institut war, unter irgend einem Vorwand, hütete sich aber wohl, dabei das wahre Motiv ihres Briefes zu verraten. Mit wendender Post erhielten wir auch schon Antwort in englischer Sprache — man verschaffte mir vom Wesentlichen eine Kopie — eine Antwort, die ich vor kaum 14 Tagen in einer Brieftasche wiederfand. Dieselbe drückte das Erstaunen der jungen Engländerin bezüglich des Briefes von Fräulein B. aus, den sie so bald nicht erwartet hatte, da ihr der Zweck desselben nicht genügend motiviert erschien. Gleichzeitig beeilte sie sich aber unserem Medium anzuzeigen, daß ihre gemeinschaftliche Freundin Marguerite am 7. Februar morgens gegen 8 Uhr gestorben sei. Außerdem war in den Brief noch ein gedrucktes Papier eingeschlossen; es war die Todesanzeige. Ich brauche wohl nicht beizufügen, daß ich den Briefumschlag verifizierte; der Brief schien wirklich von Koblenz gekommen zu sein.

Nur etwas habe ich seither bedauert, nämlich, im Interesse der Wissenschaft, nicht die Familie G. aufgefordert zu haben, gemeinschaftlich mit ihnen auf dem

Telegraphenbureau festzustellen, daß sie wirklich in der Frühe des 7. Februar keine telegraphische Depesche erhalten haben. Die Wissenschaft soll keine Scham empfinden, die Wahrheit fürchtet sich nicht entschleiert zu werden. Ich habe deshalb für die Wahrheit der Thatsachen nur einen moralischen Beweis: es ist das die Ehrenhaftigkeit der Familie G., die mir stets über jeden Zweifel erhaben schien.

A. A. Liébeault.

So aufrichtig und so wahrheitsliebend der Schreiber dieses interessanten Berichtes erscheint, so wenig werden seine Bedenken zur Beurteilung dieses Falles in die Wagschale fallen. Es ist von vornherein äußerst unwahrscheinlich, daß die ganze Familie sich verschworen hatte, ihren Freund und hilfreichen Arzt zu betrügen, ganz abgesehen davon, daß man seitens des Instituts nach dem Hinscheiden einer Lehrerin gewiß nicht momentan an deren entfernte Freundin telegraphiert haben wird.

Eine mediumistische Prophezeiung.

Im Dezember des Jahres 1886, zu einer Zeit, wie man sich erinnern wird, drohender kriegerischer Verwickelungen zwischen Rußland und Frankreich einerseits und dem Deutschen Reiche andrerseits, fand in der damals gegründeten „psychologischen Gesellschaft" in München ein Versuch statt, der lediglich den Zweck hatte, einige skeptisch gesinnte Mitglieder mit den Erscheinungen des Tischrückens bekannt zu machen, und welcher bei dem Mangel an einem entwickelten Medium im ganzen recht mangelhafte und verwirrende Ergebnisse brachte.

Die bei dieser Gelegenheit gestellten Fragen, ob bald Krieg ausbrechen und ob Kaiser Wilhelm denselben siegreich bestehen werde, wurden bejaht. Auf die Frage, wer sich außer Moltke in dem Feldzuge auszeichnen werde, wurde das Wort „Nrobnetlak" hervorbuchstabiert. Auch nachdem dieser eigentümliche Name in „Kaltenborn" umgedreht worden war, konnte sich niemand unter den Anwesenden entsinnen, jemals von einem höheren Militär dieses Namens etwas gehört zu haben, so daß die Gesellschaft in der festen Überzeugung auseinanderging, die ganze „transscendentale" Mitteilung sei inhaltlich völlig wertlos. Bei der darauf folgenden Zusammenkunft der Gesellschaft aber eröffnete derselben ein Mitglied, daß, wie er im deutschen Militärhandbuche gefunden, in der That im großen Generalstabe ein General dieses Namens in den Ranglisten aufgeführt sei. Auf diese für die Teilnehmer an jener Sitzung damals überraschende Eröffnung heute hinzuweisen, nachdem uns die Zeitungen die Ernennung des Generals v. Kaltenborn-Stachau zum preußischen Kriegsminister gemeldet, dürfte für weitere Kreise von Interesse sein.

L. D.

Ahnung.

Daß Ahnungen und unbestimmtes Angstgefühl meist nicht auf physische Ursachen zurückzuführen oder gar bloße Einbildung sind, wie viele Menschen glauben, davon habe ich jüngst ein Beispiel erlebt. Am 10. Mai d. J. wurde mir ohne ergründliche Ursache sehr schwer ums Herz und eine unbestimmte Angst ergriff mich; gleichzeitig aber erfüllte mich, fast noch

vorherrschend über jene Empfindungen, eine so starke Sehnsucht nach meiner weit entfernten, betagten Mutter, daß ich weinen mußte und mich noch spät abends vors Haus setzte, wo ich ein Gebet für sie emporsandte, was mich etwas beruhigte. Ich hatte keinen Grund zu Befürchtungen, denn die letzterhaltenen Nachrichten waren ganz beruhigender Natur gewesen. Gegen 10 Uhr ging ich schlafen, fand aber erst gegen 12 Uhr etwas Ruhe, so erregt und bang war mir; ich mochte nicht lange geschlummert haben, als ich jäh aufwachte. Ich glaubte mich zu täuschen, als ich ein leises, klirrendes Klopfen an den Fensterscheiben hörte. Ich blieb im Bette horchend sitzen; und nach weniger Zeit wiederholte sich der Laut, diesmal mehr, als würde eine Handvoll kleiner Steinchen gegen die Scheiben geworfen. Ich sprang auf und öffnete das Fenster ganz; da wir zu ebener Erde wohnen, wollte ich mich überzeugen, ob nicht eine natürliche Ursache des Geräusches zu bemerken sei. Es war eine helle Nacht und ich konnte nichts entdecken. Nachdem ich wieder eingeschlafen, träumte mir, meine Mutter trete ins Zimmer; sie kam schweigend an mein Bett, wo sie den Kopf mit geschlossenen Augen in die Kissen legte.

Am 25. Mai d. J. erklärte sich mir der Vorgang, als ich Nachricht bekam, daß zu der früher beschriebenen Zeit meine Mutter sehr krank war.

B. M.

Die Postkarte, in welcher der Einsenderin von ihrer Schwester die letzterwähnte Mitteilung gemacht wird, liegt uns im Original vor. Sie beginnt:

Was wirst Du denken, daß wir so lange kein Lebenszeichen gaben. Es liegt viel dazwischen seit Deinem letzten Briefe. Mama war sehr krank und hat mich zum Tode erschreckt ...

Die weiteren Einzelheiten dieser Karte sind so privater Natur, daß sie sich zur Veröffentlichung nicht eignen. H. S.

Ein Experiment willkürlicher Telepathie.

An meine Einsendung im Septemberhefte (X, S. 181 flg.) möchte ich meine jüngste Erfahrung reihen, daß auch ein gedachter Schrei telepathisch übertragen werden kann. Meine Tochter sollte in der Nacht vom 7. auf den 8. September aus München heimkehren. Mein Mann und ich hatten den Abend vorher mit Besorgnis über die Überschwemmungen gelesen, welche auch die Gegend betroffen, die meine Tochter berühren mußte. In der Nacht erwachte ich aus festem Schlafe von einem Angstschrei, der mir durchs offene Fenster ans Ohr zu dringen schien. Ich weckte meinen Mann und teilte ihm das Wahrgenommene mit, meine Befürchtung aussprechend, daß unserer Tochter etwas zugestoßen sei; er sah nach der Uhr und konstatierte 2 Uhr morgens.

Ich schlief natürlich nicht wieder ein, als ich aber frühmorgens meiner Tochter Stimme auf der Haustreppe vernahm und sie wohlgemut zu sein schien, glaubte ich einer Sinnestäuschung anheimgefallen zu sein. Mittags sprachen wir jedoch mit der Angekommenen von der ihretwegen gehabten Besorgnis. Sie lachte und sagte: „Hättet ihr mir dies nicht

mitgeteilt, so würde ich auch meinen Versuch verschwiegen haben. Gelangweilt im Coupé und an die Königsteiner Erfahrung denkend, wollte ich auf Mama einwirken, als ob ich schrie, um mich ihr verständlich zu machen; es war genau 2 Uhr."

Der gedachte Schrei wurde übertragen. Allerdings will ich nicht unerwähnt lassen, daß ein gleicher um 1/29 Uhr abends gemachter Versuch mißlang. Da war ich aber noch nicht zur Ruhe gegangen; und meine Erfahrung lehrt mich, daß ich nur für telepathischen Einfluß empfänglich bin, wenn ich absolute Ruhe habe. v. B.

Das Augenausschlagen.

Teufelsmagie.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts lebte der als Mystiker und Pietist bekannte Dr. Johann Wilhelm Petersen als Herzoglich Holsteinischer Hofprediger in Eutin und erzählt in seiner Autobiographie folgenden Fall magischer Schädigung eines Diebes durch das sogen. Augenausschlagen:

„Ich war noch nicht lange in meiner Hofpredigerstelle in Eutin gewesen, da begab sich's, daß einem Kammerjunker an 500 Thaler aus seiner Kammer gestohlen wurden. Damit er wieder zu seinem Gelde käme, ging er zu einem Erbschmied nach dem Dorfe Zernikow, um dem Dieb das Auge ausschlagen zu lassen, und damit es der Schmied desto eher thun möchte, ließ er ihm durch einen Einspänner (jetzt reitender Gendarm genannt) sagen, daß der Bischof solches haben wollte (der Herzog von Holstein war gleichzeitig Bischof von Lübeck), was doch nicht der Fall war. Wenn der Schmied solches Werk verrichten will, muß er drei Sonntage hinter einander einen Nagel verfertigen, und am letzten Sonntag einen Nagel in einen dazu gemachten Kopf einschlagen, worauf dem Dieb, wie sie sagen, das Auge ausfallen muß. Er muß auch um Mitternacht nackend aufstehen und rücklings nach einer Hütte, die er neu im freien Felde aufgebaut hat, hingehen und zu einem neuen großen Blasebalg treten, ihn ziehen und das Feuer damit aufblasen, dazu finden sich zwei große höllische Hunde ein. Als solches am ersten Sonntag in der Nacht geschehen war, kamen die Leute aus dem Dorfe Zernikow zu mir und klagten, wie sie die ganze Nacht keine Ruhe gehabt vor dem erschrecklichen Geheul, das sie während dem Schmieden gehört hätten, ich sollte es doch dem Herzog kund thun, daß er das böse Werk störte. Ich sprach, das wären große Dinge, die sie sagten, und fragte sie ernstlich, ob es sich auch so verhielte. Sie antworteten, das ganze Dorf könne zeugen, der und der Einspänner hätte den Schmied dazu vermocht. Darauf ging ich zum Bischof, bei welchem gerade der Kammerjäger stand, und sagte, ich hätte wohl etwas im geheimen zu reden. Als ich's nun ihm allein erzählte, entsetzte sich der Bischof, erkundigte sich weiter und erfuhr, daß der Einspänner solches in des Bischofs Namen dem Schmied anbefohlen hätte; da fragte mich mein Herr, was bei der Sache zu thun wäre. Ich antwortete: Weil es öffentliche böse Dinge wären, wozu der Name des Bischofs gemißbraucht worden sei, so müßte die Hütte, die dem Teufel zu Ehren aufgebaut wäre, in Gottes Namen zerstört werden. Dies wurde auch applaudiert. Darauf fuhr ich hin, die Knaben aus der Schule, die Edelpagen und viele Edelleute ritten mit hin, das Werk des Teufels zu zerstören. Der Schmied war schon weggelaufen, seine Frau aber kam und bat um den neuen Blasebalg und das eiserne Geräte. Ich aber sagte, sie sollte sich schämen, solches zu begehren, und was der Teufel in seiner Hand gehalten hätte, unter ihren Sachen dulden, worauf sie zu bitten aufhörte. Die Edelpagen aber und die andern nahmen Feuer und verbrannten die Hütte und den Blasebalg und schmissen das Eisenwerk in ein tiefes Wasser."

Dieser ganze, an den schottischen Taigheirm erinnernde Vorgang ist offenbar stark von dem derzeitigen Teufelsaberglauben gefärbt und die ganze Manipulation ursprünglich nichts als ein auf die Phantasie wirkendes Mittel zur Anregung der magischen Kräfte des transscendentalen Subjektes.

Carl Kiesewetter.

Cheirosophie.

In einer medizinischen Monatsschrift Londons, The Tocsin [1]), finden wir die folgende Einsendung abgedruckt, welche sich unsern Mitteilungen über Chiromantie in unsern früheren Heften [2]) eng anschließt:

Vor etwa zehn Jahren begann ich die Wissenschaft der Chirognomie zu studieren. Diese setzt uns in den Stand, die Triebe und ererbten Neigungen der Menschen durch die Gestaltung ihrer Hände zu deuten, indem wir die feinsten Unterschiede in der Bildung der Daumen, jedes Fingers, jedes Gelenkes und der Hügel der Handfläche der genauesten Betrachtung unterziehen. Desgleichen die Wissenschaft der Chiromantie, welche uns befähigt, aus den Linien der Handflächen einen mehr oder weniger genauen und ausführlichen Umriß des eigentümlichen Charakters und Schicksals zu erkennen. Wir sehen diese Dinge an der Länge, Färbung und an der allgemeinen Entwicklung der Linien; Einzelheiten finden wir besonders in den Händen von empfindsamen und überempfindlichen Personen ausgeprägt. Kaum könnte man den fesselnden Reiz dieser Seite im Buche der Natur übertreiben; nicht ein einziges Mal fand ich sie unzuverlässig, und sie war mir stets ein unfehlbarer Führer zur Kenntnis des Charakters.

Die Alten vermuteten, daß die Entwicklung der Linien und Hügel unter dem Einflusse der Sterne stände; diese Anschauung gehört in die Astrologie. Aber moderne Autoritäten behaupteten in vielen Fällen, daß ein Nervenfluidum vom Gehirne kreise, eine unbekannte Kraft, die in ihren verschiedenen Veränderungen Magnetismus, Elektrizität oder Licht genannt werde; Materialisten nennen es die Seele selbst. Die Chiromanten behaupten, daß dies die Hand in direkte Beziehung zum Gehirne setzt und so die mannigfaltige Entwicklung und die Verschiedenheiten der Linien verursacht, welche die Handfläche durchfurchen.

Balzac sagt in seiner „Physiologie du Mariage“: „Die Anlage in den wesentlichen Verschiedenheiten der Hand erkennen zu lernen, ist ein gewisseres Studium als das der Physiognomik. So bewaffnet ihr euch durch diese Wissenschaft mit einer großen Macht, und ihr werdet einen Faden haben, der euch durch das Labyrinth auch der undurchdringlichsten Herzen führt.“ Er sagt von der Chiromantie: „Einem Menschen die Ereignisse seines Lebens unter Besichtigung seiner Hand vorauszusagen, ist für denjenigen, der die Macht, es zu wissen, erlangt hat, nicht wunderbarer als zu einem Soldaten zu sagen, daß er fechten werde, einem Verteidiger, daß er reden, oder einem Schuhmacher, daß er ein Paar Stiefel machen werde.“

Diejenigen, welche sich die fast unglaublichen Fehler vergegenwärtigen, welche von Eltern, Erziehern und besonders von Verliebten, die ja sprichwörtlich blind sind, in Bezug auf die Beurteilung des individuellen Charakters gemacht werden, können sich leicht die unermeßliche Wohlthat solchen Studiums für die Menschheit vorstellen. Ich möchte einen diesbezüglichen Fall hier mitteilen: Ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren hatte sich einige Jahre lang mit der Cheirognomik beschäftigt und große Geschicklichkeit in der Anwendung dieses Wissens sich angeeignet. Eines

[1]) The Tocsin. A Journal of general and medical philosophy, ed. by Dr. Fred. A. Floyer, Nr. 9, September 1889, S. 69.

[2]) Besonders in unserm 7. und 8. Bande.

Abends traf ich ihn bei einer Londoner Tischgesellschaft. „Was für ein glückliches Entrinnen ich heute hatte!“ sagte er mit leiser Stimme. „Ich verliebte mich diesen Abend beim ersten Anblick und trug auch keine Sorge zu verbergen, daß ich dies gethan hatte. Wir verabredeten, uns bald öfter zu treffen. Plötzlich, als sie einige Photographien betrachtete, fiel das Lampenlicht voll auf ihre Hand, und ich konnte deren Gestaltung prüfen. Ich sah darin Verrat, Falschheit, Empfindlichkeit und sonstige üble Eigenschaften. Darauf brach ich die mit ihr angeknüpfte Verbindung kurz ab“.

Einige Jahre später heiratete die Dame und ward von ihrem Gatten nach einer verhältnismäßig kurzen Ehezeit unter besonders peinlichen Umständen geschieden. Meinen Freund hat jene Wissenschaft und seine Geschicklichkeit in derselben vor einer elenden Ehe bewahrt.

Eduard Heron-Allan sagt in seinem „Manual of Cheirosophy“ (S. 78): „Ich leugne nicht, daß diese Wissenschaft eine peinliche Seite hat; daß die Kenntnis, welche wir erlangen, oft betrübend und schrecklich ist, indem sie uns die Fehler und Unglücksfälle unserer Freunde sowohl wie unsere eigenen verrät und oft unsere innigst gehegten Schwärmereien zerstört. Aber wer wollte den unschätzbaren Wert dieser Wissenschaft leugnen? Die Astronomen auf der Warte sagen einen Sturm voraus, der des Seglers Leben gefährden könnte, und der Segler schifft sich nicht ein. Wenige Tage oder Stunden später kommt der Sturm auf — und des Seglers Leben bleibt verschont. Ebenso sagen die Cheirosophen durch die Beobachtung der Neigungen, welche ein Unglück veranlassen würden, einen Schlag voraus; der Betreffende thut Schritte ihm zu entfliehen — und der Schlag läuft harmlos aus. **Skeptiker.**

Delboeufs neueste Schriften.

Der als Kenner der Psychophysik und vortrefflicher Logiker bekannte Philosophieprofessor in Lüttich, J. Delboeuf, hat sich seit langen Jahren auf das eifrigste mit dem Hypnotismus beschäftigt. Im Interesse der persönlichen Freiheit und der historischen Wahrheit tritt er den Monopolisierungsansprüchen der Ärzte entgegen, indem er in einer sehr lebendig, aber freilich auch oft subjektiv geschriebenen Broschüre[1]) den professionellen Magnetiseuren das Wort redet. Er selbst hat neuerdings auf dem Gebiete des Hypnotismus sehr schöne Erfolge erzielt. Es ist ihm in Gemeinschaft mit Prof. Nuel und Dr. Leplat, zwei Ophthalmologen, gelungen, eine organische Augenerkrankung bei einem jungen Manne erheblich zu bessern und zwar durch ausschließliche Anwendung planmäßiger Suggestion.[2]) **M. D.**

Karl Philipp Moritz.

Aus mehreren Anfragen scheint hervorzugehen, daß Person und Schriften des im letzten Augustheft der „Sphinx“ genannten Philosophen und Litteraten K. Ph. Moritz bei unsern Lesern Interesse erregen. Wir wollen deshalb nicht verfehlen, darauf aufmerksam zu machen, daß sowohl der psychologische Roman Moritzens „Anton Reiser“, als auch die Abhandlung „Über die bildende Nachahmung der Kunst“ durch Neudrucke sehr leicht zugänglich geworden. Beide Schriften finden sich in der Seuffert-

---

1) Delboeuf, „Magnétiseurs et médecins.“ Paris 1890.

2) Delboeuf, „De l'étendue de l'action curative de l'hypnotisme. L'hypnotisme appliqué aux altérations de l'organe visuel.“ Paris 1890. (Sonder-Abdruck aus „Bulletins de l'Académie royale de Belgique“, Bd. XIX, Nr. 4. 1890.)

schen Sammlung „Deutsche Litteraturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts", deren Verlag jetzt die altberühmte Goeschensche Verlagshandlung in Stuttgart übernommen hat. Diese Ausgabe der Moritzschen Bücher kann warm empfohlen werden. M. D.

Dessoirs Bibliographie des Hypnotismus.

Dr. Max Dessoirs Litteratur-Übersicht ist hier bereits im Julihefte 1888 unsern Lesern wärmstens empfohlen worden. Der praktische Wert eines solchen Handbuchs ist so sehr von selbst einleuchtend, daß es überflüssig ist, darüber noch weitere Worte zu machen. Wer immer sich für das Studium des Hypnotismus und die Fortschritte, die dieser Forschungszweig der Experimental-Psychologie beständig macht, interessiert, kann Dessoirs Bibliographie überhaupt nicht entbehren; und deren Bedeutung ist um so größer, als es gar kein anderes ähnliches Werk dieser Art giebt. Überdies aber ist dasselbe nicht nur mit aller wünschenswerten Übersichtlichkeit gearbeitet, sondern erfüllt auch hinsichtlich der Vollständigkeit alle billigen Anforderungen.

Zu diesem Werke ist neuerdings der „Erste Nachtrag (Berlin, Karl Duncker, 1890) erschienen, welcher die vom Mai 1888 bis Mai 1890 herausgegebenen Schriften über den Hypnotismus und, was damit zusammenhängt (382 Nummern, worunter 139 französische, 103 deutsche und 46 englische), enthält. Im allgemeinen Interesse der Fortsetzung dieser dankenswerten Zusammenstellung wiederholen wir hier nochmals die Bitte des Verfassers „an alle Schriftsteller, Redakteure und Verleger, welche Arbeiten über den modernen Hypnotismus veröffentlichen, dieselben an seine Privatadresse (Dr. Max Dessoir, Berlin W., Köthener Straße 27) gelangen zu lassen". H. S.

Die „Freie Bühne" und der Spiritismus.

Die Zukunft unserer Bewegung.

Die Extreme berühren sich. Die Berliner Wochenschrift „Freie Bühne" ist insofern als ein Antipode der „Sphinx" zu betrachten, als sie die Wahrheit der „Realität" ausschließlich in der Erscheinungs- oder Vorstellungswelt unserer Sinne zu suchen scheint, während wir diese Wirklichkeit zwar selbstverständlich auch anerkennen, aber unsern „Begriff der Realität" sehr weit über diese unsere Sinnenwelt hinaus ausdehnen. Demgemäß ist auch unsere Beurteilung der gegenwärtigen Erscheinungen kaum eine viel andere, nur eine weitergehende als die der „Freien Bühne". Dies zeigt sich besonders bei Gelegenheit ihrer Beurteilung des Spiritismus in ihrem Hefte 32. Wir stimmen den Grundzügen derselben bei. Die schlimmsten Feinde des Spiritismus sind seine lautesten Vertreter in Deutschland. Einzuwenden gegen diese realistischen Äußerungen haben wir nur sachlich folgendes:

Vor allem ist die „Sphinx" keine spiritistische Zeitschrift. Wir sind sogar der Meinung, daß der eigentliche Spiritismus nie in Deutschland Boden finden kann und wird. Wenn der Rezensent (Fritz Küster) den

deutschen Spiritisten vorwirft, daß sie nicht hinreichend Gewicht legen auf das religiöse Element „mit bewußt-mystischer Grundlage der Ethik, mit Unsterblichkeit der Seele u. dergl., sondern sich wunderlich mit der Methode des Forschens abmühen" und dabei in ein „betrübliches Wirrwarr" geraten, so hat er darin nicht ganz unrecht. Aber dieses rührt nur daher, daß sowohl einerseits der angelsächsische „Spiritualismus" wie andererseits der romanische „Spiritismus" eben nicht deutschen Ursprungs sind, daß diese in Amerika, England und Frankreich jene Bedingung der ethisch-religiösen Begründung vollauf erfüllt haben, und daß nun die deutschen Anhänger dieser ausländischen Geistesrichtungen solche Grundlagen als gegeben voraussetzen. Das einzige immer Neue, was sich ihnen bietet, sind eben nur die „Phänomene" und „Experimente"; nur deshalb treten diese auch hier in den Vordergrund. Was aber den Kern unserer deutschen Bewegung anbetrifft, so ist dieser nicht nur besser als irgend etwas anderes im stande, alle ethischen und religiösen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern wird auch, wie wir glauben, bald eine so eigenartige Gestalt annehmen, daß man seine etwaige Verwandtschaft mit dem „Spiritualismus" und dem „Spiritismus" kaum erkennen wird. H. S.



Schopenhauer und das Christentum.

Auf eine liebenswürdige Schrift unter obigem Titel von Wilhelm Fricke[1]) machen wir unsere Leser gerne aufmerksam. Wenn dieses kleine Buch beim großen Publikum wenig Eingang findet, so spricht dies nur für seine Tiefe und seine Güte; indessen wünschen wir ihm doch eine recht weite Verbreitung vor allem in christlichen Kreisen, für die es geschrieben ist. Sehr mit Recht findet der Verfasser sowohl den wirklichen Wert des Christentums, wie auch den der Philosophie Schopenhauers in der wahren, echten Mystik; und nur indem dieser höchste Wert der Lehre Jesu für uns erkannt wird, kann sie unter uns wahrhafte Begeisterung erwecken. Diesen Kern des Christentums erkennen zu lassen, ist aber kein moderner Philosoph geeigneter als eben Schopenhauer. „Er ist der erste Philosoph, der, nachdem alle Stricke gerissen waren, ernst und fest auf diese Richtung wies; obgleich er selbst nicht diesen Weg betrat." (S. 173 f.)

Die auf Schopenhauers Standpunkt der indischen Philosophie stehen, werden allerdings an Frickes theologischer Terminologie manches auszusetzen haben. Seine beiden Schlagworte sind „Demut" und „Gnade". Mit dem ersteren Worte bezeichnet er das, was Schopenhauer die Verneinung des Lebenswillens nennt. „Gnade" aber ist ihm die göttliche Weisheit, welche dem nach Vollendung Strebenden zu teil wird. Der „Gott", von dem diese Gnade ausgeht, ist eben nur der eigene Wille, welcher mit dem Weltwillen wesenseins ist. Trotz solcher theologischen Färbung wird indes das Buch auch allen praktischen Anhängern Schopenhauers Freude machen, da es erkennen läßt, daß der Verfasser dessen tiefe Grund-

[1]) „Schopenhauer und das Christentum. Ein Beitrag zur Lösung einer weltbewegenden Frage", Leipzig 1890 bei Siegismund u. Volkening, 176 Seiten. 2 Mk., kart. 2,20 Mk.

gedanken sich auch in seiner eigenen theologischen Anschauungsweise zum lebendigen Eigentum gemacht hat; und ein weiterer Vorzug dieser Schrift sind die sehr vielen, feinsinnig gewählten Anführungen aus andern mystisch denkenden Schriftstellern. Uns fehlen dabei nur die genauen Hinweise auf die Fundorte der citierten Stellen. H. S.



Himmel und Hölle.

Wir machen alle unsere Leser darauf aufmerksam, daß bei Karl Siegismund in Berlin (Mauerstr. 68) eine deutsche Übersetzung von Allan Kardecs Werk unter dem Titel dieser Überschrift von Wilhelm Feller erschienen ist.[1]) Man mag über den Spiritismus denken wie man will, man mag auch eine Vorstellung von dem Weltkreislauf der Individualität durch ihre unermeßliche Reihe von Lebensläufen haben oder nicht, man mag sogar Materialist sein: wenn man nur einigen Sinn für logische Schlußfolgerungen hat, wenn man nur das Gefühl hat, daß doch wohl Gerechtigkeit, nicht widersinnige Gesetzlosigkeit das Grundprinzip des Weltdaseins ist, dann bedarf es nur des ganz gewöhnlichen Interesses jedes Menschen für seine eigene Individualität, um einen tiefen Eindruck von solchen „Mitteilungen Verstorbener über ihre Seelenzustände nach ihrem Tode“ zu erhalten. Daß dieselben nicht wörtlich zu nehmen sein werden, daß vielmehr solche Darstellungen, wie alle Rede überhaupt, eine Anpassung des Redenden an die Begriffe der Hörenden und Lesenden sind, versteht sich fast von selbst; und es ist auch in der Hauptsache ganz gleichgültig, ob das, was dem Tode folgt, so wie es im wesentlichen übereinstimmend in allen spiritistischen Mitteilungen geschildert wird, wirklich so ist, oder ob die höheren, die Menschheit unseres Planeten leitenden Kräfte die Wahrheit nur in solche Sinnbilder kleiden, die unserer europäischen Rasse in den bei uns hergebrachten Anschauungen nun einmal nur auf diese Weise verständlich zu machen sind. Es ist jedenfalls gar nicht zu bestreiten, daß alle, die jemals unter den ernsten Einfluß spiritistischer Lehren gekommen sind, dadurch den einen Vorteil genossen haben, daß es ihnen dadurch wieder zum Bewußtsein gebracht worden ist, wie alles, was ein jeder Mensch in seinem Erdenleben thut, und geschähe es auch noch so sehr im Verborgenen, und wie alles, was er will und denkt, und wäre es auch nur im tiefsten Innern seines Herzens, Ursachen sind, die für ihn ihre ganz unfehlbare Wirkung haben müssen und werden. Ob es nun, wie die Kirchenlehre sagt, „das Auge Gottes“ ist, was jederzeit über uns wacht, oder, wie der Spiritismus lehrt, „die Geister unserer verstorbenen Lieben“, oder, wie der Okkultismus hervorhebt, unser eigenes höheres Selbst, das in uns „unbewußt“ lebt, unser eigener Schöpfer und Erhalter und Erlöser, aber auch unser eigener Richter, unser Träger des Naturgesetzes der Kausalität, das uns die ewige, ausgleichende Gerechtigkeit der Weltordnung verbürgt: das, worauf es für uns alle ankommt,

[1]) Allan Kardec: „Der Himmel und die Hölle oder die göttliche Gerechtigkeit rc.“, Berlin 1890.

ist, daß wir zu jeder Zeit in allem unsern Wollen und Denken, wie in unserm Thun dem höchsten Ideale, das wir uns vorstellen können, nachleben und es in uns zu verwirklichen suchen; und zu dem dazu notwendigen Besinnen können jedermann vor allem auch die ethischen Anschauungen des Spiritismus dienen. Diese von Allan Kardec nach Aufzeichnung von Schreibmedien gesammelten Darstellungen sind aber nicht nur heilsam zu lesen, sondern auch ganz besonders plausibel, wenn man überhaupt die Voraussetzungen des Spiritismus anerkennt. Thut man dies nicht, so wird man alles als sinnbildliche Veranschaulichung nehmen, sicher aber daraus den Gesamteindruck empfangen, es sei doch wohl wahrscheinlich, daß, wenn nicht gerade auf diese, dann auf irgend eine andere Weise, in der Welt dasjenige Grundprinzip herrschen muß, welches Allan Kardec in dem Nebentitel dieses seines Buches bezeichnet hat: „die göttliche Gerechtigkeit“. **W. D.**

Wer hilft?

An die Spiritisten unter unsern Lesern ergeht nachfolgende „herzliche Bitte" um die Beschaffung eines Harmoniums für die Sitzungen ihrer Gesinnungsgenossen in den ärmlichen Distrikten des Erzgebirges, welche in Mülsen ihren Mittelpunkt haben:

In jeder Vereinigung von Spiritualisten ist zur Herbeiführung einer gleichmäßigen (harmonischen) Stimmung bekanntlich die Mitwirkung geeigneter Musik erforderlich. Wenn in kleinen Familiencirkeln hierzu schon eine Spieldose genügt, so kann eine solche doch nicht in einem größeren Saale, wie wir ihn zu unseren Versammlungen benutzen, zur Geltung kommen; wir mußten ein Instrument wählen, das zugleich einen gemeinschaftlichen Gesang wirksam zu unterstützen vermochte.

Mit den hiesigen Erwerbsverhältnissen rechnend, haben wir die Mitgliedsteuer sehr niedrig bemessen (10 Pf. pro Monat); waren wir doch in der Hauptsache froh, wenn neue Freunde zu gleichem Bestreben sich unserem Vereine anschlossen. So bescheiden die Anforderungen an die Mitglieder, so bescheiden gestalteten sich naturgemäß die Aufwendungen für den Verein, insbesondere blieb die Beschaffung eines geeigneten Musikwerkes, so notwendig uns ein solches erschien, von Jahr zu Jahr ein frommer Wunsch. Wir begnügten uns daher mit einer Zugharmonika, mit welcher der glückliche Besitzer, ein Mitglied des Vereins, sich bisher in aufopfernder Weise uns zur Verfügung stellte. Allein, mag die Bedienung in noch so guten Händen liegen, diese Musik ist und bleibt eine der Würde unserer heiligen Sache wohl nicht ganz angemessene. Nicht die versteckten und offenen hämischen Angriffe unserer Gegner, selbst in der Presse, gegen die „Mülsener Harmonika" haben uns diesen Übelstand erst erkennen lassen, — denn diese lassen uns völlig gleichgültig —; im eigenen Interesse und im Interesse der Förderung der Sache selbst halten wir die Beschaffung eines Harmoniums für dringend geboten.

Obwohl wir zu diesem Zwecke bis auf weiteres eine kleine Extrasteuer erheben werden, so dürfte doch die Erfüllung unseres heißen Wunsches in weite Ferne gerückt sein, wenn wir nicht bei den Lesern dieser Blätter freundliche Unterstützung unseres Vorhabens — um die wir herzlich bitten — finden sollten.

Beschleicht uns auch mit Ausspruch dieser Bitte ein bedrückendes Gefühl, so sehen wir doch einer wohlwollenden Aufnahme derselben mit Rücksicht auf das uns wiederholt bezeigte Interesse vertrauensvoll entgegen. Auch die kleinste Gabe wird mit herzlichem Danke angenommen.

Möchte das Werk lebhaft Förderung finden, damit recht bald die Töne eines wohlklingenden Harmoniums den Saal durchfluten,

„dem Höchsten zur Ehr',
den Feinden zur Wehr!"

Mülsen St. Niklas, 15. Juli 1890.

Der Verein für harmonische Philosophie. Ed. Förtsch, Vorsitzender.

Wir bemerken hierzu, daß das Gemütsbedürfnis, welches die Spiritistengemeinde in Mülsen auf diese Weise befriedigt, ebenso berechtigt, wenn nicht sogar gleichen Ursprungs ist, wie jedes wahrhaft religiöse Bedürfnis; und beiden vermag die Kirche leider nicht hinreichend zu genügen. Mögen die Wohlhabenderen, welche in ähnlicher Erfahrung und Bethätigung, wie diese Mülsener Gemeinde, Trost und innere Befriedigung gefunden haben, bedenken, daß diese unsere Menschenbrüder in den allerbescheidensten Lebensverhältnissen der ärmlichsten Webereidistrikte Deutschlands leben. H. S.

Das Grabdenkmal der Seherin von Prevorst.

Aus Justinus Kerners „Seherin von Prevorst" kennen wohl die meisten unserer Leser die Krankheitsgeschichte einer Gräfin Maldeghem und ihre auf so merkwürdige Weise erfolgte Heilung. — Aus Dankbarkeit ließ der Graf vor 60 Jahren den Grabhügel der Seherin, Frau Friederike Hauffe, auf dem Friedhof zu Löwenstein (unweit Heilbronn und Weinsberg) mit einem schönen Grabdenkmal schmücken. Unter den Abbildungen aus Gabriel Max' Skizzenbuch, die wir im Septemberhefte unseres 2. Bandes 1886 zur Feier des Kerner-Jubiläums brachten, ist auch eine Skizze dieses Friedhofs mit dem Grabstein. An diesem Denkmal nun hat der Zahn der Zeit so wacker genagt, daß — geschieht nicht bald etwas zu seiner Erhaltung — eine Wiederherstellung unmöglich wird. — Der Stadtvorstand im Verein mit Just. Kerners Sohn sind bereit, die gründliche Ausbesserung, die 150—200 Mark kosten wird, in die Hand zu nehmen. Freundliche Beisteuern zu diesem Zweck bitten wir an Herrn Stadtschultheiß Mezger in Löwenstein (bei Heilbronn) oder an Herrn Hofrat Dr. Theobald Kerner in Weinsberg, einzusenden. L. G.

Aufruf,

betreffend: Statistik der Hallucinationen.

Die Psychologische Gesellschaft in München ließ dem Dezemberheft 1889 der „Sphinx" Fragebogen, betreffend die internationale Statistik der Hallucinationen, beilegen. Mit Bezugnahme hierauf ergeht an die Leser dieser Zeitschrift nochmals die Bitte, diese Bogen (jeder für 25 Personen berechnet) auszufüllen, ohne Rücksicht darauf, wie viele der befragten Personen mit „Nein" und wie viele mit „Ja" antworten, und die mit 25 Antworten versehenen Bogen, sowie alle darauf bezüglichen weiteren Mitteilungen baldmöglichst einzusenden an Herrn Dr. Hermann Grote in München, Fleischerstr. 8, II.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

X, 60. Dezember 1890.

Ein hypnotisierendes Kloster.

Von

Dr. Fritz Fichter.

Hermann Heinrich, bischöflich gurkischer Domherr, Geschichtschreiber Kärntens[1]), als wahrheitliebender und sorgfältig prüfender Mann allgemein (und auch dem Verfasser dieser Zeilen seit ca. 1848) bekannt, berichtet in seiner Schrift „Text zu Wagners Ansichten"[2]) über Kugeln von Bergkrystall, welche angewendet worden sind zur Heilung von Manie, Irrsinn, Taubheit, Kopf- und Augenkrankheiten, und zwar im Benediktinerkloster Ossiach bei Villach. Im Jahre 1680 sei deren nur noch eine vorhanden gewesen, laut des Berichtes von Valvasor, den wir sogleich anschließen werden.

„Wir lassen (äußert Hermann weiter) die Kombination dessen mit so mancher Heilmethode unserer Zeit Kunstverständigen über, bemerken jedoch, daß Schreiber dieses jene übrig-gebliebene Kugel bei dem zuletzt lebenden Stiftsmitgliede noch sah[3]), ohne angeben zu können, in wessen Besitz sie sich jetzt (1844) befindet."

Die Erwähnung dieser Kugeln kehrt in fast allen landläufigen Werken wieder[4]), so in Hohenauers Kirchengeschichte[5]), Marian-Wendts Monasteriologie[6]), Annus milesimus 1766 (beziehungsweise 1689), bis zu den Büchern des 17. und 16. Jahrhunderts, so Metzger, Historia salisburgensis, 1692 (II, 201), Valvasor 1688, Reichardt, Breviarium Historiae Carinthiae, 1675, erschienen nach des Megiser Annales Carinthiae, 1612, um vorderhand von den Quellen des 16. Jahrhunderts zu schweigen.

Nehmen wir uns die weitläufigste Darstellung heraus, so ist dieselbe zu finden bei Weickhard Valvasor, „Ehre des Herzogthums Kärndten".[7]) Zu dem dort Berichteten geben wir weniges Erklärendes zwischen Einschließhaken dazu.

„Als im Jahr 1300 der heilige Wernerus II. [angeblich zweiundzwanzigster] Abbt zu Ossiach, für die arme gebrechliche Leute (absonderlich die Vernunftlose, die

[1]) Wurzbach, Biogr. Lex. VIII, 384; XIV, 474; XXVIII, 351; geb. Klagenfurt 1793, gest. 1865, 29. Jänner. Aelschker, Gesch. v. Kärnten, 1885, S. 1407.

[2]) 1844, S. 131—135.

[3]) Zuletzt lebender Abt dieses Klosters war Roman Fußner, 1753—1784; letzte 2 Mitglieder im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, VII, S. 225, 226, 323.

[4]) Anders in Ankershofen-Hermann, Handbuch der Gesch. d. Herz. Kärnten, II, 884, 984 889,; Hermann, I, 403; Wagner, Topographie, 1847, u. a.

[5]) 1850, S. 145.

[6]) 1783, III, Band 5, S. 343.

[7]) Nürnberg, 1688, S. 156—157.

Blinde, und Taube, deren es in dieser Gegend gar viel gibt) GOtt den Allmächtigen, und Unser Liebe Frau gebeten, so sollen ihm [seinem Altar-Klienten], unter den Celebriren, bey dem Altar Unser Lieben Frauen [Kreuzaltar], drey viel klärer dann Crystallin Kugeln auf das Corporale von Unser Lieben Frauen gelegt, und als man eine davon etlichmal auf Arnoldstein übertragen, dieselbe doch wiederum zu Ossiach gefunden worden seyn. Nachdem aber einstmal der Patriarch von Aglarn [Aquileia], zu Arnoldstein gewesen, habe er diese Kugel in ein eisernes Trühlein gethan, selbiges mit seinem Pettschafft, neben etlichen dabey geweßen von Adel, versiegelt, es sey aber die Kugel, aus dem eisernen Trühlein verschwunden, und vor allen Leuten zu Ossiach, auf dem Altar Unser Lieben Frauen erschienen; letzlich aber gar unsichtbar, und von selbiger Zeit nimmer gesehen worden. Die andere (welche so groß als eine Pomerantzen) noch vorhandene, ist schön klar, einem Diamant nicht viel ungleich; in der Mitten sieht man Unser Lieben Frauen Bild, mit einem Sonnenschein umgeben: Diese Kugel wird für die vom bösen Geist besessene Personen, gebraucht, wie auch für die Unsinnige, Taubsüchtige, Stumme, Blinde, und für den incurablen Kopfschmertzen. Massen ich es Anno 1680 selbsten gesehen, da sich der Kranke in einen Stuhl gesetzt, und vor der Kirchen, an der Sonnen, angebunden worden; hernach hat ein Pater dieses Closters (welcher schon weiß die Kranken mit dieser Kugel zu brennen) dieselbe so gehalten, daß die Sonnen dem Kranken auf den Kopf durchgeschienen, und damit denselben solang gebrannt, biß er geschrieen: alß dann hat er ihne wiederum loß und ledig gemacht; darauf den Kranken, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, ein süsser Schlaf überfallen, nachmals aber als er erwachet, wieder gesund worden. Welche aber hernach dem Baccho, oder Veneri sich ergeben, selbige bekommen ein Recidiv, jedoch sobald sie mit der Kugel nur einmal auf den Ort am Kopf wiederum gebrannt werden, so sollen sie bald wieder die vorige Gesundheit erlangen. Und dieses geschiehet ohne einige Ceremonien, nur allein, daß man zuvor und hernach beten thut. Die dritte Kugel ware auch so groß, als die erste, davon aber nur die Helffte vorhanden, dann sie ist von einem besessenen Menschen, dem Geistlichen aus der Hand geschlagen, und weil die Helffte darvon in viel Stücklein gesprungen, selbige in andere Kirchen verschickt worden; die andere Helffte aber, wurde in ein vergoldtes silbernes Cäpsel, darauf Unser Lieben Frauen Bildniß gestochen, eingefaßt. Diese wann sie denen Taubsüchtigen, Blinden und Kopfschmertzen-Leidenden von den Geistlichen auf die Augen, Ohren und den Kopf applicirt worden, so hat sie vielen geholffen.

Sonst ist dieses bemercket worden, daß, so offt ein fremder fürnehmer Herr, oder Potentat, in dieses Closter gekommen, in selbigem See ein extraordinari großer Fisch jederzeit gefangen worden, welches Glück aber zu andern Zeiten sich niemaln begibt."

Etwas weiter zurück steht Reichart mit seinen Nachrichten[1]). Er stellt, und nach ihm Metzger, den Abt Bernerus ins 12. Jahrhundert, findet an den Kugeln etwas über den Krystall hinaus, was wie Diamant scheint, und läßt dieselben durch 400 Jahre thätig gewesen sein. Die besessenen Personen haben wir schon in dem erst berichteten Texte kennen gelernt. Der böse Geist, der hier abgesondert thätig erscheint, so daß die besonderen Krankheitsformen der Unsinnigen, der Taubsüchtigen, der Stummen und Blinden, endlich mit unheilbarem Kopfschmerz Behafteten in einer selbständigen Gruppe auftreten, ist bei Reichart als Dämon gekennzeichnet, rigente plerumque circa lacum affinem daemone in varias

[1]) 1675, S. 34—35.

formas transfigurato (der Teufel geht gemeiniglich nächst dem See um in verschiedentlichen Gestalten).

Während nun sowohl bei Megiser, Annales Carinthiae, 1612, jede Andeutung der Kugeln, als auch in den Annales ozziacenses 1587 (des Abtes Zacharias Gröblacher) fehlt, obwohl dort der Abt Wernerus genannt ist[1]), wie hier zu den Jahren 1293, 1303, 1311, 1313[2]), so steht uns jenseits der Jahrzehnte 1612 bis 1587, und zwar noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als nämlich noch nicht die Kirchenreformation viele klösterliche Sitten und Gebräuche außer Ansehen und Gebrauch gebracht hatte, ein Gewährsmann für die angedeutete Heilungsart. Es ist ein Gewährsmann, der als Philosoph und Medikus, wie als vielbereister Weltmann berühmt ist und sich im Kärnterlande vom Lavantthale bis ins Möllthal wohl umgesehen hat, Theophrastus Paracelsus. Dieser war schon durch seinen Vater an diese Grenzgauen deutschen Wesens geleitet worden; letzterer hatte, des Blei- und Goldbaues wegen durch die Fugger aus Einsiedeln nach Stadt Villach berufen, daselbst ein Laboratorium, dessen Haus (Nr. 18/64 am Platze) des golden gewesenen Stiegenknaufes halben noch gezeigt wird. Der Sohn weilte um 1538 in Stadt St. Veit.[3]) Zwischen den beiden genannten Städten liegt nun Kloster Ossiach; ohne Zweifel hat es Theophrastus Paracelsus kennen gelernt.

Die Stelle in seinen Werken, die sich auf das Kloster und dessen Mönche bezieht, findet sich in seinen „Eilff Tractat oder Bücher vom Vrsprung vnd vrsachen der Wassersucht“ u. s. w. Dort lesen wir in der schönen Folio-Ausgabe der „Opera“ durch Joannes Huser von Breisgau[4]):

„In Kärndten ist ein Kloster, heißt Ossien; die sagen sie haben Heilthumb, damit sie es außtreiben: das ist, die Teuffel: vnd aber das Heilthumb ist ein Artzney. Was da hilfft, ist wol ein Heilthumb, dann es ist auß Gott vns geben. So ist das allein, das ich red, daß man aus Artzney geistlich Heilthumb macht, als sie thund: Sie helffen mit den Crystallen: Nuhn schaw ob der Crystall Sanct Peter oder Sanct Niclaß sey. Solcher Klöster seind mehr, vnd viel Teuffelbeschwerer den Pfaffen vnd München, die mit Artzney solches zuwegen bringen: Fürwahr, werend es Teuffel, sie flühend diese heylige Vätter nicht: werend ihr Artzney Cörper den Heyligen, oder von jhnen ein Geistheilthumb, es verschwündt jhnen in der handt. Dann darumb ist die Artzney geben, daß nicht vnser Sünd sie zu nichten machet, sondern allen, Buben vnd Frommen in die Hand geben ist: Aber die Krafft, wie sie es fürgeben, will ein gantzen Mann haben, als die Aposteln beweisen.

So ist nuhn die Cur also, { Crystallen. Cauteria. Actualen. }

---

[1]) I, S. 130.

[2]) Im Buche annus milesimus sogar schon 1283, welches immerhin die gleiche Persönlichkeit gewesen sein könnte. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Bd. VII, 1851, S. 211, vergl. Note 6.

[3]) H. Hermann in Riedlers Österreichischer Zeitschrift für Geschichte, II, 2, S. 292.

[4]) Straßburg, bei Lazar Zetzners Erben, 1616, 2 Bände, S. 533.

Und S. 630 de Mania heißt es in betreff der Cura:

„In den Dingen wissen, die Heilung Ossiae: Item wo man Teuffel beschwert, da braucht man solch Bossen, also lauten die Recept, vnd nicht auf floribus violarum, Nenuphar, ꝛc. Rosen, sondern bey den Mönchen vnd Zeichenzauberern, da lehrnent."

Wollen wir nun den genauen Sinn aus diesen Zeilen ziehen, welche die ältesten Berichterstattungen über die ossiacher Wunderkuren sind, soweit uns bekannt, so sagt Paracelsus etwa folgendes: „Die Ossiacher sagen, sie besitzen ein Heilwesen, und dieses treibe auch die Teufel aus. Aber das, was da hilft, ist eine wirkliche Arznei. Und die Arznei kann man wohl eine Heilungssache nennen, eine Heilsache. Die außermenschliche Kraft, welche alle Stoffe hergestellt hat, hat auch diese Heilsachen gemacht, und wir Menschen verfügen darüber. Ich will mich nur in betreff dessen aussprechen, daß man aus der Arznei eine kirchliche Heilsache macht. Wenn sie mittels der Krystalle[1]) Hilfe bringen, was kümmert dich das, ob sie derlei Kugeln dem heiligen Petrus oder Nikolaus zuschreiben? Es giebt mehrere Klöster, darinnen derlei geübt wird, unklösterliche Geistliche und klösterliche wirken nur durch Arzneien als Teufelsbeschwörer. Das ist doch gewiß, würden gewisse Krankheitswirkungen herrühren von den Teufeln, so müßten diese (stärker ihrer Natur nach, als die Menschen) keineswegs die Flucht ergreifen vor den Patribus. Wenn aber gar deren Arzneien wären Körperteile von Heiligen (deren man zu Ossiach genug viele, von den unschuldigen Kindern aus Bethlehem angefangen, verwahrte), nun freilich, eine Kraft daraus würde den Anwendenden unter den Händen verschwinden. Darum ist ja der Bestimmung nach die Arznei (uns Menschen) gegeben, auf daß nicht unsere eigene Fehlerhaftigkeit selbe wirkungslos mache; allen ist sie zur Ausspendung überlassen, Missethätern und Rechtschaffenen. Aber die Kraft, wie sie von den Mönchen in Ossiach (und in anderen Klöstern) praktiziert wird, die will allerdings ihren ganzen Mann haben; Menschen, welche die rechten Mittel mit Vorsicht anwenden, in diesem Falle also Krystalle mit dem Effekte der Brenneisen, dabei aber mit der Aktualität der überzeugenden, befehlenden Einwirkung, gleichwie solches die Apostel gethan haben.

Soweit eine moderne Ausdrucksweise. Die Kur selber ist — man vergleiche den oben angeführten Grund — nicht weitläufig angegeben; es ist nur gesagt, was man zu Ossiach anwendet, dort brauche man derlei Possen, und was das Essentielle betrifft, das trotz der mißbräuchlichen Form in Wirklichkeit Heilende, das (ruft Paracelsus seinen Schülern und Lesern zu), das lernet bei den Mönchen, lernet bei den Zeichenzauberern. Er kennt ja auch andere Geheimkünstler im Lande, welche wahrsagen, Bergwerke und Quellen auffinden, nicht minder marktschreierische Quacksalber, hauptsächlich aus den benachbarten welschen Provinzen, gegen die er scharf zu Felde zieht.[2]) Aber er wehrt sich

[1]) Crystallus Index, Blatt DD d. 2. Kehrseite der Opera, 1616.

[2]) Des Paracelsus Schreiben an die kärntische Landschaft, d. d. Stadt St. Veit, 24. August 1538. Dann Kärnten Steyr vnnd Krain seindt die ersten, so von den Welschen Doctoren in die Prob geführt werden, ein jeden Kirchhoff anzufüllen nit gestatten. (S. 249.)

kräftig gegen alle Bezugnahme zu dem Teufel, zur Unnatur, gegen die Kenntnislosigkeit des Arztes in unmodernen, psychischen, medizingeschichtlichen (magischen) Dingen[1]); hinter allem Zauberhaften steckt ihm etwas Natürliches, das kennen gelernt werden muß.

Nun ist anzunehmen: mit einigen zeitgemäßen Abänderungen vielleicht, jedenfalls aber mit individuellen, ist die Heilungsprocedur in Ossiach vorgenommen worden, wie in Valvasors Zeit 1680, so um 1538 und zuvor im 15., 14., äußerstens im 13. Jahrhunderte. Der Schlaf ist die letzte Station, darauf erfolgt das Erwachen des Gesunden; was vorausgeht, ist die einwirkungsreiche Postierung des Patienten vor die Kirche hin, glänzender Sonnenschein, Anwendung des brennglasartigen Krystalls. Man kann sich denken, daß die Anwendung der konzentriertesten Wärme nach Auffindung des richtigen Abstandes nur die kürzeste Zeit gewährt und daß man das Auge selbst (wenigstens was die Wärme betrifft) vollständig gemieden habe. Zwei Haupterfordernisse müssen wohl zu allen Zeiten beachtet worden sein, wie sie auch Valvasor als weiter gar nicht kundiger Beobachter hervorhebt, nämlich der heilsame Schlaf und der heilende Operator, ein „Pater dieses Closters, welcher schon weiß" 2c. (laut Valvasor), „ein gantzer Mann" (laut Paracelsus).

Die Einfachheit des posthypnotischen Befehles ist hier für jene Krankheiten zu verstehen, insoweit solche nicht der Natur der Sache nach unheilbar sind, besser gesagt, uns noch jetzt nach dem Standpunkte der Heilkenntnisse unverbesserlich erscheinen. Wenn wir geneigt sind, eine Majorität geheilt Entlassener zuzugeben in betreff der sogenannten Besessenen, Taubsüchtigen, Stummen und der mit sogenannten inkurablen Kopfschmerzen, welches gar den vagesten Begriff fordert, so wollen wir in betreff der Unsinnigen und der Blinden wohl das mindeste gelten lassen. Freilich, womit wollen wir beweisen, als mit den Kenntnissen und Anschauungen unserer Tage? Und womit wollte man uns entgegen beweisen, in Ermangelung aller Krankenprotokolle in Handschrift oder Druck, nur mit den paar uns ohnehin bekannten Werken? Ja, aus Beispielen anderer Klöster, wie sie angedeutet sind, herbei damit!

Die völlig Erblindeten und die Unsinnigen als Kretins etwa ausgenommen, sind wir nicht abgeneigt zuzugeben, die ossiacher Heilmethode sei durch mehrere Jahrhunderte mit Erfolgen ausgeübt worden. Daß in dieser Gegend mehr als in anderen „Vernunfftlose, Blinde, Taube" vor 200 Jahren wohnhaft gewesen seien, müssen wir aber bestreiten; keine Nachricht bestätigt derlei von anderer Seite, und seit den Jahren der Volkszählungen weiß man das Gegenteil. Weder der Kretinismus noch der Alkoholismus ist hier mit höheren Prozenten nachgewiesen; wie der Pietismus vor 1550 beanteilt war, sagt uns freilich jetzt niemand mehr.

Ebensowenig wäre es möglich, alle die ausübenden Patres hätten lediglich „Bossen" getrieben; Valvasor hat das noch ziemlich spät „ohne

---

[1]) Magische Kunst seindt nit vom Teuffel, aber die Ceremonien wol 116 ab; magica scientia medico necessaria 1030 c 1047 c; magicus crystallus 277 c. Zauberische Werck seindt natürlich. 541 bc.

einige Ceremonien" gesehen, und die Konzentrierung von Wünschen in Stärke des Gebetes ist ein Heilfaktor. Auch vergesse man nicht, daß das sogenannte Brennen mit den Krystallen neben deren Glanzwirkung nicht die einzige Anwendungsweise war; die gehälftete Kugel wurde auch appliziert an Augen, Ohren, Kopf, so wie man Metallplatten, Magnete, elektrische Auflagen anwendet. Das möchten wohl die vom Domherrn Hermann bemeinten Heilmethoden unserer Zeit sein. Allein alle diese Mittel sind uns nur Mittel für die Willenswirkung mit Schlafeffekt.

Und im Sinne der modernen Mystik gilt uns der von einigen als schlechthin heilig genannte, von anderen als heiligmäßig bezeichnete, im Rufe der Heiligkeit stehende Abt Werner als der „gantze Mann", den die „Krafft" haben will (des Paracelsus Worte). Er hat zuerst hypnotisiert, vielleicht auch zuerst hierselbst die Konvent-Mitglieder auf diese Kraft hin untersucht und unterwiesen. So wenig wir aber wissen, wann er gelebt, von wannen er gekommen, ob er eines Meisters wie Trithemius [1]) Anleitung genossen, ebensowenig läßt sich der Apport hinsichtlich der Beistellung der Krystalle oder Krystallkugeln vom Ursprung aus verfolgen. Uns sind zwar diese Mittel Nebensache, aber zu Werners Person oder des ersten Einführers Person hinzugedacht, sind diese Apport-Objekte von vervollständigender Beweiskraft, gleichviel, ob sie aus der Nähe herbeigebracht seien oder aus der Ferne.[2]) Wir bemerken, daß Kloster Arnoldstein den Bergkrystall-Fundstätten Raibl und Malborget näher liegt. Ob die hypnotische Kunst nach Werner einen lauteren Kraftträger unmittelbar gefunden, könnte gefragt werden; jedenfalls wäre durch des Meisters Einwirkung auf Lebende solches noch eher zuzugeben, als für spätere Zeiten. Gewiß hat es auch hier, bei Mangel an Kräften, an bösen Überschreitungen nicht gefehlt, und diese mögen sich zwischen 1450 und 1550 gehäuft haben. (1485 lebten nur sechs ordentliche Patres allda.) Dem persönlich anwesenden gichtkranken Kaiser Karl V. hat man eine Probe nicht zu sehen gegeben; wenigstens ist uns kein Bericht bekannt. Vor 1612, seit der Gegenreformation, scheint aber auch die Heilmethode nicht sofort reaktiviert worden zu sein, jedoch in den schweren Leidzeiten des dreißigjährigen Krieges wird es daran nicht gefehlt haben; denn fast 30 Jahre nach dem Friedensschlusse findet Reichart kein Bedenken, die Thätigkeit der Kugeln durch volle 400 Jahre erstreckt sein zu lassen.

Wir möchten schließlich nur ein paar Worte hinzufügen über Kugeln aus Edelstein oder Halbedelstein mit besonderer Anwendung auf Ossiach, endlich was Reicharts Dämon „um die Seegegend herum" betrifft.

Achatkugeln hat man den alten Einwohnern von Noricum, Pannonien mit ins Grab gegeben, auch wörtelartige Formen; wir kennen

[1]) Zu bemerken ist, daß Johann von Heidenberg aus Trittenheim, genannt Trithemius, von 1462 bis 1516 lebte.

[2]) Außer Raibl, Malborget, Paternion, Pusarnitz, Malnitz, Döllach, Keutschach verzeichnet Brunlechner in seinem Mineralwerke S. 78—82 noch etliche Fundorte in Kärnten in betreff des Bergkrystalls. Ein werter Freund trägt ein großes schönes glashelles Stück als Berloque; bei einer Abrutschung auf dem Hohenar hatte er das glänzende Stück ergriffen.

solche (in der Höhe von 20, 30 bis 35 mm bei einem Gewichte von 11 bis 14 g) aus West-Ungarn, aus Siebing[1]) in Untersteier. Die ossiacher Kugeln mögen bis auf 50 mm Durchmesser gegangen sein. Nun man zu Ossiach außer einem römerzeitlichen Relief, einem Grabschriftsteine, auch eine Bronzefibel, Eisensachen und Skeletteile gefunden hat, wäre ein Fund von Kugeln an Ort und Stelle nicht ausgeschlossen. Die Sage aber weiß nur den oben erwähnten Apport.

Was die spukhaften Erscheinungen in der Seegegend betrifft, der näheren und der ferneren, so kennt die Sage und die Volksmeinung außerhalb der hierortigen Klostergeschichten: die vergrabenen Schätze und die 12 silbernen Apostel auf Schloß Landskron, den redenden Totenkopf der Magdalenenkapelle bei Wernberg, die Nachtgeister beim Friedhof zu St. Ruprecht, die Goldgruben und die eiserne Henne des Oswaldiberges, den Unhold im Verwalterhaus zu Afritz, den Drachen und die Nixe auf dem Mirnock, den Klopfgeist in der Kanning (neuzeitig), die hadischen Frauen, den wilden Mann, den Wassermann, das Bergmannl bei Millstatt, den Klopf- und Werfgeist bei Laubendorf (Burgstaller-Hube, neuzeitig), den Teufel zu Laastadt beim Soliner hinter Arriach, das Schatzloch auf der Stangalm und auf der Görlitzen, den Poltergeist in St. Joseph in Steindorf (Hulders), in Poitschach bei Feldkirchen (alle drei neuzeitig), das Schatzthor, die verwunschene Frau und die Schlange im Landschnickwald, auch bei Feldkirchen.[2]) Wahrlich, „ein Teufel, in vielfachen Formen gestaltet". Und mit einem Teile des, wie man sieht, ziemlich weitläufig vertretenen dämonischen Wesens (wir könnten auch sagen Unwesens) hat sich das ossiacher Seekloster befaßt, nämlich demjenigen, welches sich in gewissen menschlichen Krankheiten ausdrückte. Jetzt, nachdem das Kloster seit 100 Jahren aufgehoben, ist allerdings der Glaube an jene gewissen Heilungen mit der Schlafprocedur nicht aufgehoben; gerade in der Nähe der Seen residierten zwei landberühmte Heilmänner, welche, in gewissen Spezialitäten ohne Frage sehr geschickt, dabei ehrlich und möglichst uneigennützig, manchen sehr teuren Stadtarzt und Dr. med. et Mag. Chir. überflügelt, den Schlaf aber mit anderen Mitteln herbeigeführt haben. Wenn der Hypnotismus in die forensischen Hallen trotz alles Ignorierens eingeführt wird, warum sollte er in der Lokalgeschichte nicht versuchsweise erforscht werden? Dies ein kleiner Beitrag.

---

[1]) Sitzb. d. Wiener Akad., math.-naturw. Cl., Bd. 38, II, 941. Bergkrystall kommt in den Ruinen Virunums auf dem Zofelde vor.

[2]) Einiges in J. Rappold, „Sagen aus Kärnten", Augsburg und Leipzig, 1887, Nr. 42, 101; S. 58; Nr. 19; 3; 21, 70, 32, 65; vergl. 32c, 36, 37, 98, 108; 119 u. a., vieles unediert und in Gerichtsakten. Vergl. auch: „Unterredungen vom Reiche der Geister". Leipzig, 1729 ff., 3 Bde., 8.



Psychometrie.

Von
Ludwig Deinhard.

I. Buchanan.

Meines Wissens ist bis heute von dieser merkwürdigen seelischen Thätigkeit, die der Professor der Physiologie, Dr. med. Joseph Rhodes Buchanan in Boston, anfangs der vierziger Jahre als der Erste unseres Jahrhunderts wissenschaftlich geprüft zu haben scheint, von seiten der deutschen Psychologen noch äußerst wenig Notiz genommen worden.

Die „Sphinx" brachte in ihrer 1888er März-Nummer eine Mitteilung von Dr. Hübbe-Schleiden über psychometrische Experimente, welche derselbe mit einer Bauernfrau in Kempten angestellt hatte und die wohl als gelungen zu betrachten sind. Abgesehen nun von dieser Einführung der Sphinx-Leser in die experimentelle Psychometrie durch den Herausgeber, welcher in einer litterarischen Notiz im Maiheft 1887 zum erstenmal auf dieses wichtige Gebiet aufmerksam gemacht hatte, sind, wie es scheint, bis heute von keinem deutschen Gelehrten Mitteilungen über eigene exakte psychometrische Experimente veröffentlicht worden.

Wer nun in die Lage kommt, das Handbuch der Psychometrie von Dr. Buchanan (3. Aufl., Boston) einmal gründlich zu studieren, der wird es lebhaft bedauern, daß dieses interessante Werk, dessen Grundgedanken schon im Jahre 1849 in Buchanans „Journal of Man" erschienen, noch nicht in einer wohlfeilen deutschen Übersetzung vorliegt. Ja, ich wage sogar die, angesichts des immer noch bei unseren Landsleuten vorherrschenden Indifferentismus gegenüber der psychischen Forschung, vielleicht allzu kühn erscheinende Behauptung, daß solche Übersetzung wirklich gelesen werden würde. Denn die psychometrischen Charakterschilderungen unseres ersten Reichskanzlers und anderer hervorragender Staatsmänner, die vielen später eingetroffenen Prophezeiungen wichtiger und unbedeutender Ereignisse, welche das Buch enthält, verleihen demselben eine merkwürdige Anziehungskraft, auch auf solche, die von psychischen Studien sich bisher ganz fern hielten. Gewiß ist es auch in den Augen vieler eine Empfehlung, daß in dem Buche „unheimliche Geister" weder schreibend, noch zeichnend, noch sprechend oder gar materialisiert vorkommen, und



Joseph Rhodes Buchanan.

Entdecker der Psychometrie.

trotzdem, obwohl die Psychometrie ganz und gar andere Pfade wandelt als der Mediumismus und Spiritualismus und sich auch methodologisch von jenen vollständig trennt, liefert sie gewiß ebenso überzeugende Beweise für die Existenz einer außer- oder übersinnlichen Welt und für unser individuelles Fortleben nach dem leiblichen Tode. Das intelligible oder transscendentale Subjekt Kants oder du Prels, jene uns für gewöhnlich ins Unbewußte entschwindende Erweiterung unserer psychischen Sphäre, tritt in der Psychometrie, wie die Bedeutung des Wortes angiebt, in einem gewissen Grade „messend" auf; nur darf man dieses Messen nicht streng im Sinne unserer exakten Naturwissenschaften auffassen. Die Mathematik findet darin keine Anwendung.

Der deutsche Leser, welcher Prof. Buchanans Buch in die Hand nimmt, wird die stolzklingende Aufschrift: „Die Dämmerung einer neuen Civilisation", welche auf dem Einband unter dem für ihn zunächst ganz unverständlichen Wort „Psychometry" prangt, kaum ernsthaft zu nehmen im stande sein. Für ihn, der sich gewöhnt hat, wissenschaftlichen Werken amerikanischer Herkunft ein gewisses ungünstiges Vorurteil entgegen zu bringen, für ihn, der sich vielleicht auf seine Universitäts-Gelahrtheit nicht wenig zu gute hält, ist jene Aufschrift „echt amerikanische Reklame", unwissenschaftlicher Humbug. Er öffnet nun das Buch und findet neben dem Verzeichnisse des Inhalts die folgende Widmung: „Allen Märtyrern der Wahrheit, Religion und Freiheit in allen Zeitaltern sei dieser Band mit Ehrerbietung gewidmet." Wer in unserem Zeitalter der Elektrizität und des rauchlosen Pulvers ungeniert ein tieferes Interesse für psychologische Rätsel kundgiebt, wird immer gewahr werden, daß er damit sich den Märtyrern vergangener Jahrhunderte genähert hat und zuweilen in etwas einem Giordano Bruno auf dem brennenden Holzstoß nachempfinden können. Durch jene Widmung aber bekundet ohne Zweifel zunächst der Verfasser, daß er selbst zu den Märtyrern der Wahrheit gezählt zu werden verdient, und damit ist auch die Sympathie zwischen unserem ehrlichen deutschen „Denker" oben bezeichneter Art, dem das Buch in die Hand fällt, und dem amerikanischen Gelehrten hergestellt.

Es dürfte wohl nicht überflüssig sein, die Definition, welche Buchanan für die von ihm Psychometrie getaufte Wissenschaft in der Einleitung giebt, hier wörtlich anzuführen:

„Psychometrie ist die Entwickelung und Ausübung der göttlichen Fähigkeiten im Menschen. Jene dunkle Welt des Intellekts, in welcher wir sowohl den Antworten der Orakel begegnen, wie den Offenbarungen der magnetischen Somnambulen, den Prophezeiungen der Heiligen, den Aussprüchen der Schicksals-Verkündiger, den geheimnisvollen Vorempfindungen und plötzlichen Eindrücken, durch welche viele geleitet werden, den Todes-, Unglücks- und Unfalls-Warnungen, und den mysteriösen Einflüssen, mit welchen gewisse Örtlichkeiten, Amuletts und Andenken behaftet sind — wird erhellt durch das Licht der Wissenschaft der Psychometrie, welche im Menschen das Vorhandensein jener transscendenten Kräfte nachweist, welche bis jetzt der philosophischen Erklärung spotteten u. s. w."

Wir sehen also, daß in dem Begriffe Psychometrie sowohl Sensitivität (im Sinne Reichenbachs in seinem Werk: „Der sensitive Mensch") als

Somnambulismus (im Sinne von du Prels „Philosophie der Mystik"), als auch Telepathie (im Sinne Myers, des Mitarbeiters an den „Phantasms of the Living") steckt, Erscheinungen, mit welchen sich die deutsche Philosophie schon in Kant, Schopenhauer, Hartmann und neuerdings in du Prels monistischer Seelenlehre tiefer eindringend beschäftigt hat, als dieses unser amerikanischer Forscher zu ahnen scheint.

Aber an noch einen anderen viel genannten Entdecker und bahnbrechenden Naturforscher deutscher Abstammung werden wir beim Durchgehen des Buchananschen Werkes erinnert, dessen neuralanalytische Forschungen allerdings von der gegenwärtigen Generation so wenig beachtet werden, wie Buchanans psychometrische in Amerika vor 50 Jahren. Wer den zweiten Band von Gustav Jaegers „Entdeckung der Seele" studiert hat, wird eine merkwürdige Verwandtschaft zwischen der Geistesrichtung des deutschen und jener des amerikanischen Forschers vorfinden; der Unterschied zwischen der Forschungsmethode besteht nur darin, daß Jaeger in seiner Neural-Analyse einen Apparat (das Chronoskop) benutzt und dadurch die beiden anschaulichen Elemente der exakten Naturwissenschaft, Zahl und Kurve, zur Verfügung hat, während in Buchanans Psychometrie das „messende" Instrument nur eine übernormale Seelenfähigkeit des Psychometers ist. Da nun Buchanan nicht eigentlich mißt, so hätte er statt Psychometrie wohl richtiger ein Wort gewählt, das Seelenbestimmung in der Bedeutung von Fixierung oder Beschreibung ausdrückt.

Was die Sache selbst betrifft, so machte Buchanan vor 50 Jahren die Beobachtung, daß, wenn er gewissen sensitiven Personen irgend eine bestimmt schmeckende Substanz, wie Salz, Pfeffer, Zucker u. s. w. in die Hand gab, dieselben die entsprechende Geschmacksempfindung beinahe ebenso deutlich hatten, wie wenn sie dieselbe auf die Zunge legten, so daß die direkte Berührung der Substanz mit den Zungenwärzchen nicht nötig schien, um deren specifischen Geschmack zu empfinden. Diese eigentümliche Kraft des Nervensystems fand Buchanan in warmen Klimaten verbreiteter als in kalten, nachweisbar bei einem Viertel oder gar der Hälfte bis zu einem Zehntel oder Fünfzehntel der Bevölkerung bestimmt ausgeprägt.

Buchanan ließ bei seinen ersten Untersuchungen die Zuhörer in seinen medizinischen Kollegien in Papier gewickelte und diesen unbekannte Substanzen (Brech- oder Purgiermittel) in die Hand nehmen und konnte sehr bald die drastische Wirkung bei einigen sensitiven Personen konstatieren. Er ging nun weiter. Ließ er einen dieser Sensitiven seine Hand an den Kopf einer gesunden Person anlegen, so erfuhr der erstere je nach der Stelle des Kopfes, welche er berührte, eine spezielle Empfindung.

Es ist hier einschaltend zu erwähnen, daß Buchanan die Lehren der deutschen Phrenologen Gall und Spurzheim über die Beziehung der seelischen Fähigkeiten zu den einzelnen Gehirn-Abteilungen auszubilden bestrebt ist, worüber wir in seinem „Journal of Man" nachzusehen bitten. Erwähnt sei hier nur, daß er dort den Zusammenhang zwischen der

Intelligenz und den vorderen Gehirn-Regionen (Stirn) und den zwischen den moralischen Empfindungen und den oberen Regionen nachzuweisen sucht.

Dem entsprechend empfand bei den oben erwähnten psychometrischen Experimenten der die Hand an den Kopf einer zweiten Person anlegende Sensitive psychische Regungen je nach der Stelle, die er gerade betastete, wozu natürlich größte Sensitivität und längere Versuchsdauer notwendig sind. Ja dasselbe Resultat, nur in schwächerem Maße, konnte sogar auch dann erreicht werden, wenn die Hand den betreffenden Kopf nicht direkt berührte, also entweder noch eine Luftschicht dazwischen blieb, oder aber Hand und Kopf durch metallische Leitung verbunden wurden.

Im Verfolge seiner Untersuchungen legte Buchanan eines Tages in die Hände eines jungen Mannes von größter Sensitivität einen Brief, welcher von einer Persönlichkeit mit scharf ausgeprägtem Charakter herrührte, indem er ihn ersuchte, seine Eindrücke zu schildern. Das Resultat übertraf seine Erwartungen. Der junge Mann schilderte sowohl jenen Charakter so genau, wie nur jemand es hätte thun können, der den Schreiber genau gekannt hätte, als auch dessen persönliche Erfahrungen und körperliche Konstitution.

Dieses verblüffende Experiment hat nun Buchanan schon in den vierziger Jahren zu tausenden von Malen mit demselben Erfolge wiederholt, wie er damals in seinem Journal berichtete. Das Nachprüfen dieser von dem amerikanischen Gelehrten unternommenen Forschungen, welche jedenfalls durch das im Sommer sehr warme Klima der Vereinigten Staaten begünstigt sind, wäre gewiß „des Schweißes der Edlen" wert, auch für deutsche Anthropologen. Die günstigen Verhältnisse in jenen Ländern bestehen offenbar auch darin, daß sich dort sensitive Personen für derartige Versuche in größerer Zahl finden. Seit Reichenbachs ebenso viel bewunderten als angezweifelten Versuchen ähnlicher Art, denen derselbe bekanntlich sein halbes Leben und ganz bedeutende Mittel widmete, scheint aber unter deutsch-sprechenden Völkern, wenn nicht jede Gelegenheit, so doch alle Lust zu einem ernstlichen Experimental-Studium der Sensitivität gefehlt zu haben. Hoffentlich regen nun hierzu Buchanans Ausführungen an, die, wenn sie sich bewähren sollten, in der That von weittragender Bedeutung zu werden versprechen, auf welche der Amerikaner eben das oben citierte große Wort von dem damit beginnenden „Dämmern einer neuen Civilisation" gründete.

Die praktische Verwertung der im obigen kurz skizzierten psychometrischen Fähigkeit behandelt der Verfasser des „Handbuchs der Psychometrie" im zweiten Teil desselben in verschiedenen Kapiteln, worin er die Beziehung und Verwendung seiner Wissenschaft in der Selbstkultur, im ehelichen Verhältnisse, im Geschäftsleben, in den medizinischen Wissenschaften, der Wahl des Arztes, in der Politik und der Litteratur bespricht.

Die ethische Bedeutung des Psychometrie bildet schließlich den dritten und letzten Teil des Handbuches. Hier findet der Leser die Beziehung derselben zu den Begründern der verschiedenen Religionsgesellschaften und zur Frage nach der individuellen Unsterblichkeit.

II. William Denton.

Wenn wir auch dem bisher in den Vordergrund gestellten amerikanischen Gelehrten J. R. Buchanan das Verdienst zusprechen mußten, die Wissenschaft der Psychometrie entdeckt und begründet zu haben, so müssen wir nun einem andern amerikanischen Naturforscher, dem Geologen **William Denton**, das nicht geringere Verdienst zuerkennen, als der erste eine praktische Anwendung der psychometrischen Fähigkeit auf verschiedene Wissensgebiete, wie Geographie, Geologie, Paläontologie, Archäologie und Astronomie unternommen zu haben.

Man wird geneigt sein, Buchanan den Vorwurf allzugroßer Begeisterung für seine „göttliche Wissenschaft", wie er die Psychometrie in einem Artikel seines „Journal of Man"[1]) nennt, zu machen. Er legt — wenigstens nach deutschen Begriffen von exakter Naturforschung — viel zu wenig Wert darauf, bei seinen Versuchen alle Fehlerquellen, wie Gedankenübertragung, vorsichtig fern zu halten. Es ist ihm hauptsächlich um Charakter-Diagnose und um die Entwickelung einer prophetischen Gabe bei seinen Psychometern zu thun. Letzteres erreichte er auch in der That bei seiner Gattin, deren Porträt seinem Handbuche beigegeben ist, in einem staunenerregenden Grade, wenigstens soweit es sich um einen Zeitraum von einigen Monaten und um bedeutende Ereignisse handelt, wie den Ausbruch eines russisch-deutschen Krieges, den man 1886 allgemein befürchtete, wogegen diese Psychometrie sagte: es bleibt Friede.

In der Charakter-Diagnose kann indessen doch nur dann von eigentlicher Psychometrie die Rede sein, wenn dieselbe auf Grund eines durch den Psychometer entweder bloß mit den Händen oder mit der Stirn berührten Manuskriptes erfolgt. Wenn aber Buchanan die Namen einiger ihm bekannten oder berühmten, vielleicht längst verstorbenen Personen auf einzelne Zettel schreibt und letztere dann seiner Gattin einhändigt, so ist die von dieser gelieferte, wenn auch in manchen Punkten zutreffende Personal-Schilderung nicht mehr Psychometrie im eigentlichen Sinne, sondern Hellsehen, vielleicht unterstützt durch Gedankenlesen.

Der schon genannte, bereits verstorbene **Denton** hat die Ergebnisse seiner durch einen Zeitraum von mindestens 20 Jahren fortgesetzten psychometrischen Forschungen in einem dreibändigen, sehr lesenswertem Werke[2]) der Nachwelt hinterlassen. Als Psychometer dienten ihm verschiedene Personen seiner Familie, seine Frau, seine Schwester und sein Sohn. Diese Bücher enthalten nun eine beinahe erdrückende Masse von Experimenten, denen eine Menge von den nach Angabe der Psychometer angefertigten archäologischen und paläontologischen Abbildungen beigegeben sind. Mancher Gelehrte, namentlich der Naturforscher, wird allerdings, wenn er diese kindlich-einfachen, aus ungelehrtem Frauen- und Kindermund stammenden Schilderungen liest, ungläubig den Kopf schütteln; dennoch dürften dieselben einer näheren Betrachtung wert sein. (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Vol. I, No. 3.

[2]) William Denton: The Soul of things, 7. Ausg., Wellesley (Mass.) Denton Publishing Company.

Das Silbergeschirr der Gräfin von Erbach.

Eine Episode aus der Geschichte der Alchymie,

mitgeteilt von

Johann F. Haußen.



In der Geschichte der Alchymie sind die Fälle, daß eine juristische Fakultät ein Rechtsgutachten über Betrüger abzugeben hatte, ziemlich häufig; daß aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Leipziger Fakultät auf Antrag eines deutschen Reichsfürsten, des souveränen Grafen Friedrich Karl von Erbach-Erbach, ein Gutachten über das Eigentumsrecht auf alchymistisch dargestelltes Gold, in welches das Silbergeschirr seiner Gemahlin verwandelt worden war, abgab, ist ein geschichtliches Unikum, jedoch eine Thatsache, an der keine Kritik eines modernen Chemikers — dessen Wissenschaft sich theoretisch immer mehr dem Fundamentalsatz der Alchymie, daß die Metalle keine Elemente seien, nähert — etwas ändern kann.

Die betreffenden Aktenstücke finden sich in zwei juristischen Werken der damaligen Zeit, nämlich in: „Putonei: Enunciata et consilia juris" (Lipsiae 1733, Tom. II, pag. 677 sq.) und in: Johann Hieron. Hermann: „Sammlung allerhand auserlesener Responsorum" (Leipzig 1731, S. 323 ff.). Die Thatsache ist kurz folgende: Die Gräfin Anna Sophie von Erbach, welche auf Schloß Tankerstein im Odenwalde wohnte, hatte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts während eines Winters einem vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, einem eifrigen Verehrer der Alchymie, angeblich wegen Wilddieberei verfolgten Fremden Schutz gewährt und dieser hatte ihr bei seiner Abreise aus Dankbarkeit ihr gesamtes Silberzeug in Gold verwandelt. Als nun der von seiner Gattin getrennt in auswärtigen Diensten lebende Graf Friedrich Karl, mit welchem 1731 die Erbachsche Linie ausstarb, von dieser wunderbaren Vermehrung des Vermögens derselben hörte, forderte er die Hälfte des Goldes, sowohl als Ehemann der Gräfin, wie auch als Landesherr, weil das auf seinem Gebiet gemachte Gold gleich einem ihm zustehenden gefundenen Schatz zu

erachten sei. Er sandte durch seinen Anwalt folgenden Bericht an die Leipziger Juristenfakultät:

„Species Facti."

„Vor einigen Jahren kam bey späten Abend ein Mann in Bürgerlichen Habit vor das Schloß Tanckerstein, der Frau Gräfin von Erpach Witthum-Sitz, mit demüthiger Bitte: die Frau Gräfin möge ihn ein- und in Sicherheit nehmen: weilen er aus Unvorsichtigkeit in der Pfaltz ein Wild geschossen, und jetzo von dem Churfürsten von der Pfaltz auf das Leben verfolgt würde; welches zwar die Gräfin anfänglich nicht thun wollen, weil sie diesen Mann mehr vor einen hübschen Tuckmäuser, als vor einen redlichen Bürger angesehen, jedoch sie ihm endlich auf vielfältiges Bitten und Flehen ein Stübgen unweit der Gesinde-Wohnung einräumen, und durch das Gesinde fleissig auf ihn vigiliren lassen. Nachdem er sich aber einige Tage gantz still und fromm allda auffgehalten; so hat er die Gräfin mit folgenden Worten angeredet: Gnädige Frau!, nachdem sie durch ihre gütige Aufnahme mein Leben gerettet, so vermeine ich nunmehr sicher fortzureisen, erbiete mich aber alles ihr Silbergeschirr vorhero in Gold zu verwandeln, um dadurch mich dankbar zu erweisen. Wodurch die Gräfin abermal auf die Gedanken gerathen: er müsse ein Ertz-Betrüger seyn, der Sie um ihre silbernen Sachen bringen wollen; weswegen Sie ihm abschlägliche Antwort gegeben. Weil er aber dagegen versetzet, sie solle es nur mit Wenigen versuchen, so hat sie sich endlich resolviret, ihm einen ächten Pocal zu überreichen, jedoch ihrem Gesinde anbefohlen, diesen Mann fleissig zu observiren, welcher denn auch nach einigen Tagen kommen, das aus dem Pocal gemachte und in eine Stange gegossene Gold der Frau Gräfin gebracht hat, mit diesen Worten: Gnädige Frau! hier nehmen Sie Dero gewesenen Pocal in gegenwärtiger Stange Goldes, Sie schicken solches in die Stadt, und lassen es probiren; ich will so lange verziehen, und wo es sich nicht gut befindet, will ich alles ersetzen. Nachdem nun das gemachte Gold aus der Stadt zurücke kommen, und von zwey Goldschmieden probiret und gut befunden worden, so hat der Mann nochmals offeriret, der Frau Gräfin alles und jedes Silber-Service, völlig in Gold zu verwandeln. Die Gräfin aber, wiewohlen sie sich nochmals befürchtet, es mögte Betrug darhinter seyn, hat sich dennoch nach vielen Zureden des Mannes bereden lassen, ihm ihr Silbergeschirr überhaupt zu geben, welches er genommen und in etlichen Tagen in lauter Stangen Goldes wieder zu gestellet, mit nochmaliger Bitte, solches probiren zu lassen, so auch geschehen, und wiederum vor Recht befunden worden. Worauf der unbekannte Adeptus seinen Abschied genommen, und sich nochmals vor die Erhaltung seines Lebens bedancket, worauf ihm die Gräfin etliche 100 Thaler Geld auf die Reise offeriret, er hat aber nichts genommen, und bey fortgesetzter Reise seinen Namen und sich weiter nicht zu erkennen gegeben. Nachdem nun der Gräfin Ehegemahl, welcher sich einige Jahre und noch bis dato in ausländischen Krieges-Diensten aufgehalten, erfahren, daß sie solcher Gestalt zu einem großen Reichthum gelanget sey, hat er Part davon, oder wenigstens den Usum fructum begehret, welches sie aber nicht eingehen wollen, und sich des wegen auf der Universitaet zu Leipzig bey der Juristischen Facultät belehren lassen" u. s. w.

Es folgt nun das von der Fakultät an den leider nicht genannten Anwalt ergangene Gutachten:

„Ehrenvester und Hochgelahrter
Günstiger Herr und guter Freund!"

„Auf dessen an uns gethane Frage erachten wir, da ein fremder Mann, der des Wildschießens wegen verfolget wurde, sich unter den Schutz Frauen Annen Sophien, Gräfin von Erpach begeben, und zur Dankbarkeit derselben auf ihren Witthum-Sitz, Tanckerstein genannt, alle ihr Silberwerck durch eine gewisse Materie dem Ansehen

nach in Gold verwandelt, und vermeynet der Ehegemahl, das solches ihm gehöre; Dannenhero"

„Quaestio:"

„Ob und was Derselbe daran vor ein Recht habe? zu wissen verlanget."

„Rationes."

I.

„Dubitandi."

„Ob nun wohl ermeldter ihr Eheherr anführet, daß er Dominus territorii sey, und also Krafft des Juris territorialis das in Gold verwandelte Silber, indem es pro thesauro zu achten, und einigen Orten die gefundenen Schätze dem Landes-Herren Jure Fisci zuständen [1]), nächstdem, und wenn solches nicht wäre, daß allenfalls Derselbe als Maritus solches veräußern und an dessen Stelle ander Silberwerck ihr anschaffen, das übrige aber administriren und ob matrimonii onera den usum fructum davon genießen möchte, es das Ansehen gewinnet:

II.

„Decidendi:"

„Demnach aber und weil besagtes Silberwerck der Gräfin eigenthümlich zugestanden, auch Derselben eigenthümlich geblieben, ungeachtet es in Gold verwandelt, indem keine in Rechten gegründete Ursache, warum sie des Eigenthums verlustig zu achten, vorhanden, und die Transmutation ihr zu gute unternommen worden; hiernach besagtes Eigenthum ihr Eheherr weder in Ansehung, daß die Verwandlung des Silbers in Gold zu Tanckerstein, dessen Dominus er ist, geschehen, derselben nicht entziehen, noch solches zu Gold gemachte Silberwerck vor einen Schatz, da keine Inventio Thesauri sich äußert, sondern das Silber der Gräflichen Gemahlin Jure proprietatis zukommen, noch aus der Erden, als ein kostbar Metall gebracht worden, ausgeben, viel weniger es wider ihren Willen verkauffen, das daraus gelösete Geld, oder was davon, wenn ander Silberwerck davor angeschaffet worden, übrig bleibet, administriren und derselben es schlechterdings nutzen und gebrauchen kann:"

„Decisio:"

„So ist wohlermeldter Frau Gräfin Ehe-Herr desjenigen Goldes, so aus ihrem Silberwercke durch Transmutation bereitet worden, ohne deren Einwilligung sich anzumaßen und sich einig Recht davon zuzueignen, nicht befugt. Von Rechtswegen."

Leider nennt Putoneus weder den gräflichen Anwalt, noch die obigen Bescheid unterzeichnenden Vertreter der Leipziger Juristenfakultät, sagt aber, daß diese Entscheidung im August 1715 gefällt wurde.

---

[1]) Dieser Passus ist offenbar in dem von Putoneus nicht mitgeteilten Schluß der Species facti enthalten.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Hellsehen.

Zwei Fälle, berichtet von den Professoren Coues und Richet.

In einem Briefe (vom 21. Januar 1889) an die Society for Psychical Research in London erzählt Prof. Dr. Elliot Coues in Washington einen durchweg verbürgten Fall von Telepathie[1]), der durch seine Einfachheit und Klarheit besonders interessant ist.

„Das, was sich zutrug, schreibt er, hatte nicht die geringste Folge für die betreffende Person, und ist so unbedeutend und gewöhnlich, daß ich nicht absehe, wie es, mehr als jede andere alltägliche Begebenheit, im stande war, das hellsehende Vermögen wach zu rufen; es müßte denn (was auch allerdings wahrscheinlich ist) eine ganz besonders starke magnetische Verbindung (Rapport) bestehen zwischen der unbewußten Urheberin einer- und der wahrnehmenden Empfängerin andrerseits. Beide an diesem unabsichtlichen und unerwarteten psychischen Experiment beteiligten Personen sind mir wohl bekannt. Die eine, Frau E. A. Conner — von deren Namen ich hier mit ihrer Erlaubnis Gebrauch mache —, ist eine hierzulande angesehene Schriftstellerin und Rednerin; die andere Dame wünscht ungenannt zu bleiben, jedoch kann ich, nach einem jahrelangen freundschaftlichen Verkehr, ihre seltene psychische Begabung und die unbedingte Lauterkeit ihres Charakters bezeugen.

Was sich ereignete, ist einfach dies: Am 14. Januar 1889, nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, ging Frau Conner mit einigen Papieren in der Hand die äußere Hausthürtreppe ihrer Wohnung — Washington, Delaware-avenue No. 217 — hinauf. Sie stolpert, fällt, verletzt sich nicht, richtet sich wieder auf und geht in das Haus hinein.

Ungefähr um dieselbe Zeit — sicherlich in derselben Stunde — schaut ihre Freundin, jene andere Dame, die wir Frau B. nennen wollen, 1½ Meilen entfernt, in ihrer Stube, wo sie mit Nähen beschäftigt war, den Vorfall in allen seinen Einzelheiten. Die Erscheinung war ihr so un-

[1]) Journal of the S. P. R., Vol. IV. No. LXI, June 1889, p. 88 ff.

erwartet, unerklärlich und doch so deutlich, daß Frau B., obgleich sie alles für ein bloßes Spiel ihrer Einbildungskraft hielt, sich des Eindrucks nicht entschlagen konnte und einen Brief, den wir hier folgen lassen, an Frau Conner schrieb. Letztere erhielt denselben am anderen Morgen, als ich zufällig bei ihr war, und sie bestätigte mir die Wahrheit seines Inhalts. Das Schreiben lautete:

„Liebe Freundin! Ich weiß, Sie werden staunen, daß ich schon heute an Sie schreibe (beide Damen hatten sich nämlich erst am Tage vorher gesehen), gewiß aber nicht mehr, als ich heute erstaunt war, Sie, mit meinen geistigen Augen, in einer peinlichen Lage zu schauen. Ich zweifle sehr an der Wahrheit der Sache, will Ihnen jedoch meine Vision erzählen. Mögen Sie dann über den Einfall lachen.

Ich saß heute nachmittag, ungefähr um 2 Uhr, in meinem Zimmer und nähte. Da zeigte sich mir Ihre liebe Gestalt; aber, Himmel, in welch einer Stellung! Sie waren eben im Begriff auf die Stufen ihrer Haustreppe zu fallen; hatten ein schwarzes Kleid an, eine Sammetjacke und einen kleinen Strohhut auf; in der Hand hielten Sie Papiere. Als Sie fielen, flog der Hut in eine, die Papiere in eine andere Richtung. Sie standen sehr rasch auf, sammelten die zerstreuten Gegenstände auf und gingen, ohne Zeit zu versäumen, in das Haus. Sie schienen sich nicht verletzt zu haben, sahen bloß etwas ärgerlich und verstört aus. Dies alles zeigte sich mir mit so großer Deutlichkeit, daß ich sicher zu Ihnen gefahren wäre, um selbst die Sache zu ergründen, wenn mich nicht der Gedanke abgehalten hätte, daß eine nüchterne und gewandte Frau, wie Sie, unmöglich auf diese Weise straucheln könne und ich mich durch mein Erscheinen nur lächerlich machen würde. — Was sagen Sie also zu meiner Vision? Ist etwas Wahres daran? Ich kann mich des Lachens kaum erwehren, wenn ich daran zurückdenke: ausgestreckt auf Ihrer Treppe, sahen Sie zu drollig aus! Übrigens ist mir nur Ihr Haus in Erinnerung, nicht aber, ob es überhaupt außen eine Treppe hat."

Herr Fred. Myers ersuchte schriftlich Frau Conner (die jetzt nach New York übergesiedelt ist) um Beantwortung mehrerer Fragen, die wir hier, samt der (am 7. März 1889 erfolgten) Antwort, abdrucken:

Frage 1: (a) Hat Frau B. den Vorfall wirklich genau beschrieben, wie Sie es gegenüber Prof. Coues geäußert haben?

(b) War Ihr Anzug richtig angegeben, und war er derselbe, in welchem Frau B. Sie zum letztenmal gesehen hat?

Antwort 1: (a) Ich kann nur wiederholen: Ja, ganz genau.

(b) So richtig, wie ich ihn nur selbst angeben könnte. Ich weiß nicht, ob ich bei meiner letzten Begegnung mit Frau B. so gekleidet war; jedenfalls aber hat dieselbe den von ihr beschriebenen Anzug oft gesehen.

Fr. 2: Wie haben Sie die Gleichzeitigkeit des Vorfalls und der „Vision" festgestellt? Es scheint, als wenn die letztere — da sie der Angabe nach kurz nach 2 Uhr stattfand — dem Vorfall, den Prof. Coues in die Zeit zwischen 2 und 3 setzt, vorausging?

Antw. 2: Ich arbeitete an diesem Tage in der Bibliothek des Kongreßhauses, und ging durch das Kapitolgebäude heim, als die große Uhr in der Halle 20 Minuten vor 3 zeigte. Ich brauche nicht mehr als eine Minute, um mein Haus zu erreichen, und ich konnte demnach nicht später als 19 Minuten weniger einige Sekunden vor 3

auf der Treppe gestürzt sein. Ich vermag nicht festzustellen, ob die Vision meinem Unfall vorausgegangen sei.

Fr. 3: Hörten Sie nie, daß Frau B. auch schon früher ähnliche Erscheinungen von Ihnen gehabt hätte? Wenn ja, entsprachen sie der Wirklichkeit?

Antw. 3: Frau B. und ich sind sehr befreundet. Sie hat mich auf diese Weise schon ein- oder zweimal gesehen, aber bloß als Gestalt, nicht in einer bestimmten Thätigkeit oder Lage.

Fr. 4: Der wissenschaftlichen Genauigkeit wegen, muß ich Sie noch fragen, ob der neuliche Sturz auf der Treppe der einzige Fall dieser Art in Ihrem Leben war?

Antw. 4: Ich stolperte und fiel mehrmals im Leben, nicht öfter jedoch als andere Menschen.

Was mir, setzt Frau Conner hinzu, besonders dafür zu sprechen scheint, daß meine Freundin eine wirkliche Vision gehabt hat, ist der Umstand, daß sie sich, wie sie schreibt, nicht erinnern konnte, ob am Eingange in mein Haus überhaupt Stufen sind. Allerdings sind ungewöhnlicherweise solche da; — auf der obersten bin ich gestolpert. Nun kennt aber Frau B. dieses Haus noch nicht, da ich in dasselbe erst vor wenigen Tagen eingezogen war."



Ein anderer Fall von Hellsehen (lucidité) im hypnotischen Zustande wird von Prof. Charles Richet, dem bekannten Physiologen zu Paris, in einem Briefe an Herrn Fred. Myers (Paris, 8. März 1889) erzählt[1]):

„Sie wissen vielleicht nicht, schreibt Richet, daß mein Schwiegervater, Herr F. A., seit August 1887 bedenklich krank war. Bis zum Januar 1888 verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr und mehr. In dieser Zeit (Januar und Februar) befragte ich mehrmals meine Somnambule Alice über seine Gesundheit, und gestehe, daß ich meinerseits denselben für verloren hielt. Eines Tages im Februar, als nach meiner Meinung der Kranke höchstens noch acht Tage zu leben hatte, erhielt ich die Antwort: „Beunruhigen Sie sich nicht". Und in der That, wider mein und aller Ärzte Erwarten, erholte sich mein Schwiegervater.

Sein Übel wurde freilich nicht gehoben, hat sich aber, seit Februar auch nicht verschärft. Wiederholentlich (drei- oder viermal) bat ich Alice um Auskunft. Sie antwortete: „Seien Sie ohne Sorge; ich werde es Ihnen schon sagen."

Vor zwei Tagen nun, am 7. März um 1 Uhr nachmittags, hatte ich Alice kaum eingeschläfert, als sie mir folgendes entdeckte — ich wiederhole buchstäblich ihre Worte, die stenographisch von mir notiert wurden: „Ich hatte Eile Sie zu sehen; ich wollte es schon gestern, um Ihnen etwas über Herrn A. zu sagen. Entweder geht es ihm schlechter, oder er steht vor einer Krisis. Fieber, Verfall der Kräfte, Ermüdung. Welch ein schwerer Augenblick! Das Übel nimmt zu; er ist sehr niedergeschlagen. Man soll bei dieser Krisis nichts erwarten (d. h. sie endigt nicht mit dem Tode). Er wird sich nicht mehr rühren können. Der Schmerz ist nament-

[1]) Ebd. p. 91 f.

lich in der Kreuzgegend, links und sehr stark. Es ist nicht die letzte Krisis. Auch diese wird er überstehen. Sie beginnt bald, in zwei oder drei Tagen. Sie wird stärker sein, als alle, die er in diesem Jahre gehabt. Die Stunde naht. Zuletzt wird er weniger leiden und stirbt, wann Sie es am wenigsten erwarten, nicht in einer Krisis. Er kann keine Nahrung zu sich nehmen, man benetzt ihm die Lippen . . . Sonst fürchtete er den Tod; jetzt ist es anders, er ist gleichgültiger geworden."

Dies waren Alicens Worte am Donnerstag um 1 Uhr. Als ich an demselben Tage abends nach Hause kam, fand ich meine Frau in großer Besorgnis, und sie erzählte mir, daß in der vergangenen Nacht (von Mittwoch auf Donnerstag) der Kranke sich in einem sehr bedenklichen Zustande befunden habe, aber mit Hilfe eines Chirurgen wieder davongekommen sei.

Es ist ganz zweifellos, daß Alice, ebenso wie ich selbst noch vor einer Stunde, nichts von alledem gewußt hat und daß ihre Aussage über den Verlauf der Krankheit meines Schwiegervaters nur als Hellsehen gedeutet werden kann. Auch im einzelnen — was die Ernährung des Kranken, die Trockenheit seiner Lippen und das Nachlassen der Todesfurcht betrifft — erfüllte sich die Prophezeiung."



Suche das Selbst!

Von

Menetos.



Es gefällt sich in der Schwäche,
Wer mit seinen Fehlern spielt;
Aus des Teiches Spiegelfläche
Tritt entgegen ihm sein Bild:
Eines Hauches leise Regung
Setzt ihn plötzlich in Bewegung.

Willst du tief in dir dich gründen,
Halte streng mit dir Gericht,
Laß den Geist sich frei entzünden
An der Wahrheit reinem Licht:
Daß den Kampf du willst vermeiden
Ist die Quelle deiner Leiden.

Eines suche recht zu fassen:
Trugvoll ist der Erde Glanz —
Erst wenn du dich ganz verlassen,
Findest du dich selber ganz:
Und wenn niemals du hinieden
Baust auf Menschen deinen Frieden.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Paracelsus über Geist und Geister.

Von

Carl Kiesewetter.

(Schluß.)

Der Mensch hat zwei Leiber, den elementarischen und den siderischen, und diese beiden Leiber geben einen einzigen Menschen. Der Tod scheidet diese beiden Leiber in ihrem Leben von einander." [1])

In den „beiden Leibern" ist der Unterschied des transscendentalen und des Tagesbewußtseins begründet, denn Paracelsus sagt[2]): „Also merket auf, daß zwei Seelen im Menschen sind, die ewige und die natürliche; das ist: zwei Leben; das eine ist dem Tode unterworfen, das andere widerstehet dem Tode; also ist auch im Menschen das, was der Mensch ist, verborgen, und niemand sieht, was in ihm ist, das nur durch die Werke offenbar wird."

Der elementare und siderische Leib und ihr Bewußtsein verhalten sich antagonistisch: „Im Schlaf, wo der elementare Leib ruht, ist der siderische Leib in seiner Generation, denn derselbe hat keine Ruhe noch Schlaf; wenn aber der elementare Leib dominiert und überwindet, dann ruht der siderische." [3])

Im Schlafe werden also die Fähigkeiten des transscendentalen Subjektes zur freieren Entfaltung kommen können; namentlich gilt dies von dem mantischen Vermögen, dessen niederste und häufigste Thätigkeitsäußerungen die Träume sind: Den Träumen ist mehr Glauben zu schenken als den Visionen „der ganzen Nigromantia, denn diese sind betrüglich und falsch, und obschon oft die Geister, die darin erscheinen, Rede und Antwort geben, tausend Eide mit aufgereckten Fingern schwören, so ist ihnen doch nicht allwegs zu glauben und zu trauen; es geschehe denn auf Befehl Gottes, sonst können und mögen sie keine rechte Wahrheit sagen." [4])

---

[1]) De generatione stultorum etc. — [2]) Philosophia sagax, Lib I, cap. 3.
[3]) A. a. O. Lib I, cap. 7. — [4]) Philosophia occulta.

Die Patriarchen, Propheten und Heiligen weissagten deshalb am liebsten aus dem Traume. Bileam war in der Weisheit der natürlichen Träume so erfahren, daß er sie nach Belieben hervorrufen konnte, weshalb man ihn fälschlich für einen Zauberer hielt, „denn die Schrift hält keinen Unterschied, sondern nennt alle Zauberer, die in natürlichen Dingen erfahren und nicht auch heilige Leute gewesen sind.“

Wie Gott übernatürliche Träume sendet, so suchen auch gute und böse Geister in dem Traum zu spielen und dadurch Einfluß auf die Menschen zu erhalten.

Sehr interessant in dieser Hinsicht ist in der Occulta Philosophia der Abschnitt von den „Geistigen Gesichten und Erscheinungen im Schlaf“, welchem schon obige Citate entnommen sind: „Der Gesichte sind zweierlei: natürliche und übernatürliche. Von den natürlichen Träumen viel zu reden, ist nicht nötig, weil sie sich täglich zutragen, etwa aus Traurigkeit, Schwermut, Unreinheit des Blutes, oder aus eigensinnigen Gedanken, aus Arbeit des Gemüts über die Dinge, damit der Mensch täglich umgeht und wovon sein Herz und Gemüt voll ist. — Das alles thut ihr Nachtgeist, der so mit ihnen spielt und sie in solchem ihrem Gelüst weiter treibt und anreizt, das Geblüt dermaßen anzündet und ein solches Feuer macht, welches schwerlich ausgelöscht werden kann, wie man denn besonders an den Buhlern und Buhlerinnen sieht.“

„Hierin haben sich viel bemüht die nigromantischen Buhlherzen, wie sie ein Experiment bekämen, damit sie ihrer Buhlschaft im Traume oder Schlaf erschienen, auf daß sie nachher eine inbrünstigere Liebe zu ihnen hätte. Viele haben Charaktere, Worte, z. B. mit ihrem eigenen Blut geschrieben auf Jungfernpergament, ihrer Liebsten unter das Bett oder das Polster gelegt. Ebenso haben auch die Mädchen den Burschen gethan mit ihren Gürteln, Haarbändern, Schleiern und dergleichen mehr; aber sie haben damit nie etwas Wahrhaftes empfunden oder bekommen, was ihnen jederzeit gewiß gewesen wäre, denn sie haben dabei den Glauben vergessen.“

„Also sind auch allen Künstlern im Schlaf und Traum viel Belehrungen über Künste vorgekommen[1]) und eröffnet worden, weil sie mit brennender Gewalt im Geist dazu waren entzündet worden. Da hat ihre Imagination Wunder über Wunder ausgerichtet und eines jeglichen Evestrum[2]) im Schlafe an sich gezogen, welches sie dann diese seine Kunst lehrte. Dies geschieht noch viel, und wird der meiste Teil wieder vergessen[3]); wie denn oft des Morgens beim Aufstehen einer saget: Ich habe heute Nacht einen wunderlichen Traum geträumt, wie mir Mercurius oder der und jener Philosophus erschienen ist und hat mich diese oder jene Kunst gelehrt; sie ist mir aber wieder entfallen, ich habe sie vergessen.“

---

[1]) Man denke an die Gesichte Fra Filippo Lippis, an Tartinis Teufelssonate &c.

[2]) Über die Bedeutung des paracelsischen Evestrum s. unten.

[3]) Es ist das Schwinden des transscendentalen Bewußtseins beim Erwachen des Tagesbewußtseins gemeint.

„Wem nun also geschieht, der soll nach dem Aufstehen nicht aus seiner Kammer gehen, mit niemand reden, allein und nüchtern bleiben so lange, bis er sich seines Traumes wieder entsinnt"; d. h. bis infolge der Isolation und Gedankenkonzentration das transscendentale Bewußtsein wieder erwacht.

„Von den natürlichen Träumen ist nur noch zu melden, daß viele, welche den Geist im Schlaf erfreuen, in Wirklichkeit das Gegenteil bedeuten, darum ist solchen Träumen nicht stets zu vertrauen."

„Aber die andern Träume, welche übernatürlich sind[1]), sind gewisse von Gott selbst abgesandte Botschaften und nichts anderes, als Engel und dienstbare Geister. Sie erscheinen uns besonders in großen Nöten, wie denn z. B. die Magier aus dem Morgenland von einem Engel im Traum gewarnt wurden, als Herodes das neugeborene Kindlein töten lassen wollte. Einen solchen Traum hatten auch Joseph und Jakob, als er gen Ägypten ziehen wollte; also auch Ananias, Cornelius und viele andere, die alle übernatürlich geschehen sind. Dergleichen Träume geschehen auch häufig bei uns, aber man achtet ihrer nicht, obschon sie wahrhaftig sind und nicht betrügen können."

„Um aber weiter von den Gesichten und Erscheinungen im Schlafe zu reden, so wisset, daß also etliche im Schlafe geistlich sind zu Gott entzückt worden (somnambule Ekstase), haben die Herrlichkeit Gottes, die Freude der Seligen und die Pein und Qual der Verfluchten gesehen, daß sie es hernach haben nimmer vergessen können, sondern haben alles bis an ihr Ende in ihrem Herzen behalten. Denn solches alles ist möglich im Geiste zu sehen; wenn wir die Barmherzigkeit Gottes mit unserm Gebet recht im Glauben ersuchen, so können wir alle Mysteria Dei im Glauben noch sehen, so gut wie sie Moses, Jesaias und Johannes sahen."

An der gleichen Stelle spricht sich Paracelsus noch über das Erscheinen der Toten im Traume aus, worüber ich schon referierte.[2])

Die Menschen sind im Schlaf und Traum wie die Menschen und Tiere, die auch ihren elementarischen und siderischen Leib haben, denen aber der göttliche Geist fehlt. Im Schlafe ist der siderische Leib, welcher den Menschen mit der Natur in Rapport setzt, in freier Wirkung; er schwingt sich zu seinen Vätern auf und hält Zwiesprache mit dem Gestirn; d. h. die Vorgänge im Makrokosmos spiegeln sich in ihm wieder, und die äußern Agentien wirken auf ihn ein. Träume und Vorbedeutungen — Praesagia — sind als Geschenke (Dona) dem siderischen und nicht dem elementaren Körper zuerteilt. — „Wisset, daß des Menschen Fürsichtigkeit (Vermögen, vorauszusehen) zukünftige Dinge weiß. Dabei so ist auch der Mensch so hoch begabt in der Natur, die er in der Empfängnis mit auf die Welt gebracht hat, daß er weiß und siehet, wie es gehet seinem Nächsten, seinem Freund in fernen Landen. Das lehret uns

---

[1]) Paracelsus versteht unter übernatürlichen Träumen den absoluten — nicht symbolischen — Wahrtraum und den Autosomnambulismus von der beginnenden Spaltung der Persönlichkeit an bis zum scheinbaren Entrücktwerden in Himmel und Hölle.

[2]) Vergl. Sphinx X, 57, S. 184.

die große Gabal.[1]) Dieweil nun das im Menschen ist, so wisset, daß der Traum in der Gabal spielet, und was der Traum anzeiget, das ist ein Schatten solcher Weisheit und Fürsichtigkeit im Menschen. Und wie es wohl ist, daß der Mensch, so er wachet, von solchen Dingen nichts weiß, Ursache, daß er es nicht suchet, was ihm Gott gegeben hat, alle Kunst, Weisheit und Vernunft und aller Dinge Wissen, Zukünftiges und Fremdes in fernen Landen." [2])

„Wir aber kennen das nicht, was in uns ist, denn wir waren in zeitlichen Dingen; damit verschlafen wir das, was in uns ist. Ein jeglicher hat alle Kunst in sich und Weisheit, eines sowohl als das andere; der aber das nicht siehet, was in ihm ist, der sage nicht, daß derselbe mehr Grund habe als du, du hast's in dir sowohl als er, du hast's nur nicht gesucht." [3])

„Schlafen ist solcher Künste Wachen. Denn das ist das Licht der Natur, welches im Schlafe arbeitet, und ist der unsichtbare Mensch, und ist doch geboren wie der sichtbare und ist natürlich; mehr aber ist ihm wissend, denn dem Fleisch ist zu wissen." [4])

„Die Träume aber sind lauter und rein, oder unrein und phantastisch, weise oder böse, verständig oder irrig, nachdem der Mensch geschickt ist in demselben Lichte der Natur. — Nun ist die Ursache und der Ursprung solcher Divination also, daß der Mensch einen siderischen Leib in sich hat, der vereinigt ist mit dem äußern Gestirn, und die zwei fabulieren mit einander (d. h. die makrokosmischen Vorgänge spiegeln sich im Mikrokosmos ab), wenn der siderische Leib unbekümmert ist um den irdischen. Denn dem elementarischen Leib wird nichts gegeben, allein dem siderischen, in den gehen alle Dona. Wie im Schlaf, wenn der elementarische Leib ruht, so ist der siderische in seiner Wohnung, derselbe hat keine Ruhe noch Schlaf, allein wenn der elementarische Leib prädominieret und überwindet, alsdann so ruhet der siderische. So aber der elementarische Leib ruhet, alsdann kommen die Träume; wie das Gestirn operiert, also sind die Träume und ihre Revelation auch, und also trifft es ein. Und nachdem das Gestirn geschickt ist oder nicht, wohl oder übel bereitet, danach so kommen die Träume." [5]) — (Gestirn ist immer im oben angedeuteten Sinn zu verstehen.)

„Den gar zu Witzigen und Verständigen aber giebt das Gestirn nichts, denn Eigendünkel vertreibt die Operation des Firmamentes und widerstehet dem Gestirn. Darum wirkt die firmamentische Wirkung allein in denen, so dem Gestirn Platz geben. Nun also ist auch spiritualisch zu verstehen, daß die Träume Visiones sind." [6])

„Auslegung der Träume ist eine große Kunst, denn ohne Bedeutung sind sie nichts; sie kommen, aus welchem Grunde sie wollen, von Elementen, von der Phantasie und von den Revelationibus." [7])

Das Hell- und Fernsehen und die Fernwirkung werden von

---

[1]) Unter Gabal oder Gabanale bei Paracelsus ist nicht Kabbalah, sondern Hellsehen, „Telephonanschluß im Absoluten", zu verstehen.

[2]) bis [7]) Philosophia sagax, Lib. I.

Paracelsus Nektromantia (nicht Nekromantia) genannt und sind Thätigkeitsäußerungen des siderischen Menschen: „Es beweist sich im Lichte der Natur, daß jegliches Geschöpf, empfindliches und unempfindliches, mit einem natürlichen Geist begabt ist: nicht allein die gewachsenen Dinge, sondern auch die bleibenden. Welcher nun will ein Nektromanticus sein, der soll und muß wissen solche Geister, denn ohne sie wird er nichts finden. Also soll man wissen, daß man durch nektromantische Kunst die Spur wisse und durch die Spur das Korpus. Also wird gefunden und gesagt, wie fürgehalten. Denn dieser Geist erscheint in Spiegeln und Barillen (Krystallen), er treibt die Wünschelrute und zeucht an sich, wie der Magnet das Eisen; er treibt das Sieb um, zeucht die Flammen vom Licht ab, denn er hat eine anziehende Kraft, also daß sie an sich gezogen werden von Dingen, die man suchet, wie das Eisen vom Magneten. — Also merket, wie in dieser Probation fürgehalten wird, daß wir sollen suchen in der Natur auf nektromantisch, da man siehet durch Felsen hinein. Da wird durch die Natur gesehen gleicherweise wie durch ein Glas. Also wird geoffenbaret verschlossene Briefe, verborgene und vorenthaltene Dinge, alle Eigenschaft in der Natur und alle Heimlichkeit im Menschen. — Es ist von etlichen also gehalten worden, daß sie durch Jungfrauen und unbefleckte Kinder solche Gesichte und Künste gebraucht haben mit Vermeinen, daß die Reinigkeit wirke, was denn nicht ist. Die Künste sind auf solch Fürnehmen, Kinder und Jungfrauen, nicht gestellt, sondern auf jeglichen, der sie kann und geschickt dazu ist." [1])

Im folgenden geht Paracelsus zu der Fernsinnigkeit der Tiere über, welche Lehren ich an diesem Ort bereits darstellte.[2]) — Dann fährt er fort: „Die Natur lehrt alle Dinge, und was sie nicht kann, das erfährt man vom Geist, der sie lehrt. Beide sind eins. Alles teilt die Natur ihrem bittenden Schüler mit. — Die Natur giebt ein Licht, daraus sie mag erkannt werden, aus ihrem eigenen Schein. Aber im Menschen ist auch ein Licht, wodurch der Mensch ein übernatürlich Ding erfährt und ergründet. Die im Licht der Natur suchen, die reden von der Natur, die im Licht des Menschen suchen, die reden über die Natur. Der Mensch ist auch ein Geist, ein Engel. Wandelt er in der Natur, so dient er der Natur; wandelt er im Engel, so dient er als ein Engel. Das erste ist dem Leib gegeben, das andere ist der Seele gegeben und ist ihr Kleinod. Darum nun, daß der Mensch eine Seele hat und die zwei (Geist und Leib) dabei, so steigt er über die Natur, zu ergründen, was nicht in der Natur ist, sondern auch zu erfahren und zu ergründen die Hölle, den Teufel und sein Reich: also ergründet der Mensch auch den Himmel und sein Wesen, Gott und sein Reich, die Engel und guten Geister. Denn der an einen Ort muß, derselbige soll des Orts Wesen und Element vorher wissen, so weiß er zu wandern, wohin ihn des lüstet. Denn ein jeglich Ding und Werk, so Gott geschaffen hat, deß Wesen und Eigenschaft ist möglich dem Menschen

[1]) Philosophia sagax, Probatio in Scientiam Nektromanticam.
[2]) Sphinx IV, 24, S. 423 ff.

zu ergründen. Hierzu muß er die Natur, Elemente, Neiglichkeit (Wahlverwandtschaften, Sympatien) davon ergründen, alsdann kann er ein Meister der Natur und Geisterwelt werden." [1])

Wie das transscendentale Subjekt, welches Paracelsus zugleich mit dem Astralleib unter dem *siderischen Menschen* versteht, nicht an die Schranken des körperlichen Sehens gebunden ist, so gehen demselben auch die Mängel und Gebrechen des elementarischen Leibes ab. „Obschon die Natur gefehlet hat, so ist an der Seele und im Geist nichts gefehlet; dieselbigen sollen wir ansehen. Und zu gleicher Weise, als einer, der krumm oder lahm geboren wird, ohne Fuß, der muß auf dem Hintern rutschen; und unser einer, der wohl laufen mag: so die zwei zusammenkommen in jener Welt, welcher wird lahm sein? Keiner. — Also auch: welcher wird ein Narr sein? Keiner. — Darum soll auch keiner für einen Thoren oder Narren geachtet werden oder geheißen, weil nur die Natur gefehlet hat, in die wir (durch den Sündenfall) gefallen sind." [2]) — Der Mensch wird also nicht wirklich geisteskrank; das transscendentale Bewußtsein ist ungestört, und nur der Organismus fungiert fehlerhaft.

Der Astralkörper ist seiner Natur nach an andere räumliche und materielle Bedingungen gebunden als der Elementarkörper. „Das Fleisch muß also verstanden werden, daß seiner zweierlei Art ist, nämlich das Adam entstammende Fleisch und das Fleisch, welches nicht aus Adam ist. Das Fleisch aus Adam ist ein grobes Fleisch, denn es ist irdisch und sonst nichts als ein grobes Fleisch, das zu binden und zu fassen ist wie Holz oder Stein. Das andere Fleisch ist nicht aus Adam, es ist ein subtiles Fleisch und nicht zu binden oder zu fassen, denn es ist nicht aus Erden gemacht. Nun ist das Fleisch aus Adam der Mensch aus Adam, der grob ist wie die Erde, dieselbe ist also kompakt, daß der Mensch nicht durch eine Mauer oder Wand kann, er mache denn ein Loch, wodurch er schlüpfe, denn ihm weicht nichts. Aber das Fleisch, das nicht aus Adam ist, dem weicht das Gemäuer; das ist: dasselbe Fleisch bedarf keiner Thüre, keines Loches, sondern es geht durch Mauern und Wand und zerbricht nichts." [3])

Der Elementarleib ist dem siderischen Leib untergeordnet und von ihm trennbar: „Der elementierte Leib hat eine Ordnung, daß er gehorsam sei dem nicht elementierten Leib, sondern daß er sich brauchen lasse wie ein Instrument. — Der unsichtbare Leib hat einen sichtbaren, — also ist in dem unsichtbaren die Kunst, in dem sichtbaren das Instrument, das die Kunst des unsichtbaren offenbar macht." [4])

„Wenn der Mensch stirbt, so wird der elementarische Leib begraben und im Grab verzehrt, wie denn offenbar ist, daß die Erde den Menschen ganz dahin nimmt, oder die drei andern Elemente dergleichen auch nichts lassen ganz bleiben, es muß verzehrt und zu nichts werden. — Aber von

---

[1]) Philosophia sagax. A. a. O. — [2]) De generatione stultorum. — [3]) De Nymphis etc. cap. I. Was vom Astralkörper gilt, gilt nach P. auch für die Elementarwesen.

[4]) Philosophia sagax, Lib. I. cap. 7.

dem siderischen Leib wisset seine Faulung also: Er ist vom Gestirn und nicht von den andern Elementen, sondern außerhalb der Elemente, d. h. untergeben dem Gestirn, und muß mit der Zeit verzehret werden, wie der elementarische Leib von dem Ding, in das er begraben wurde, d. h. vom Gestirn, wie der elementarische Leib von den Elementen." [1])

„Daraus folgt, daß der siderische Leib bei dem Körper bleibt so lange, bis auch er vom Gestirn verzehrt wird. Sie waren im Leben zusammen vermählt und werden durch den Tod geschieden ein jeder in sein besonderes Grab der Verzehrung. Jedoch bleiben sie eine Zeit lang bei einander, der eine in den Elementen, der andere in der Luft, wo er verzehrt wird. Nun bedarf der elementarische Leib eine gewisse Zeit, bis er verfault, und zwar einer mehr als der andere. Ebenso hat auch der siderische Leib eine Zeit, bis auch er verzehrt werde." [2])

„Der elementarische Leib ist greifbar, der siderische Leib aber ist nicht greifbar, sondern wie ein Geist. Mithin wird der elementarische Leib gesehen greifbar und der siderische ungreifbar. Und doch geschieht die Verzehrung nicht zusammen, wie sie auf Erden vereinigt waren, sondern während sie von einander geschieden sind und doch im alten Wandel, Gebärde und Leistungen an den Ort gehen, da die Wohnung gewesen ist." [3])

„Also verstehe: der elementarische Leib bleibt im Grab und ist unbeweglich, der siderische aber ist beweglich und bleibt nicht an einem Ort, sondern sucht die Wohnung, welche der Mensch in seinem Leben gehabt hat. Daraus folgt: daß der siderische Leib gesehen werden kann. Denn ist des Menschen Gewohnheit gewesen, an den und den Ort zu gehen, so behält der siderische Leib dieselbe Gewohnheit oder eine andere auf Eigennutz, Wucher, Geld, Hurerei 2c. gerichtete bei, bis er verzehrt wird. Daraus folgt, daß man sagt: Ich habe dessen Geist gesehen! Ich habe den sehen gehen 2c., während es nur der siderische Leib ist. Und es ist übel gesagt, daß man glaubt und sagt, es sei derselbe Mensch, er wäre ganz und vollkommen da, während er es doch nicht ist, auch nicht seine Seele, sondern nur sein siderischer Leib. Und dieses Gesicht wird gesehen wie ein Bild in einem Spiegel so lange, bis derselbe Körper verzehrt wird nach seiner Eigenschaft des elementarischen und siderischen Körpers, denn einer hat längere Dauer als der andere." [4])

„Daraus folgt nun die Kunst Nigromantia, welche lernet erkennen solcher Geister Wandel, Wesen und Eigenschaft, um durch diese zu sagen die Heimlichkeiten desselben Menschen, dessen der siderische Leib gewesen ist. Dies verstehe: Alles, womit derselbe Mensch umgegangen ist, mag durch die Gebärde des siderischen Leibes erkannt werden, als z. B.: wo er im Leben sein Gemüt gehabt hat, da stehet es auch im Tode hin durch seinen siderischen Leib. Wenn er einen Schatz verborgen hätte, so würde dieser Leib dabei sein, bis er vom Gestirn verzehret ist. Dieses geschieht

---

[1]) Philosophia sagax, Probatio in scientiam Nigromanticam.
[2]) und [3]) Philosophia sagax, a. a. O.
[4]) Philosophia sagax, a. a. O.

auf natürliche Weise, weil derselbe siderische Leib bis zu seiner Verzehrung des verstorbenen Menschen Herz und Gemüt braucht und übt. Gleichwie in einem Spiegel das Bild des äußeren Menschen Wandel, Bewegung, Thun und Lassen auch treibt und ist doch ein nichts, ein totes Ding ohne Kraft, also ist auch hier zu verstehen, daß der siderische Geist gleich ist den Fabeln und Gesichten im Spiegel. Und so viel einer aus dem Spiegel lernen mag, was derselbige thut, der in dem Spiegel gesehen wird, so viel kann auch einer, der da ist ein Nigromanticus, lernen von dem siderischen Leib. Wer nun diesen Leib in solcher Gestalt erblicken kann, daß er mag anzeigen des verstorbenen Menschen verlassene Heimlichkeiten in einer Weise, wie im Spiegel, der ist ein Nigromanticus." [1])

Im folgenden äußert sich Paracelsus über die Irrtümer der Exorcisten oder, wie er sie nennt, Konjuristen und Totenbüchler. Die Exorcisten tadelt er, weil sie den siderischen Körper zum Reden zwingen wollen, der doch nicht reden könne, und die „Totenbüchler" — der Ausdruck ist vom Lesen der Seelenmessen hergenommen —, weil sie durch ihre Fürbitten einen leblosen Körper in den Himmel bringen wollen.

„Damit ich euch nun berichte wegen der Konjuristen, deren ich oben gedacht habe, die wollen durch Beschwörungen zwingen und nötigen, also daß der siderische Leib muß thun, was sie wollen. Dieser Leute Kraft und Gewalt ist also über den siderischen Leib: Sie unterstehen sich, Dinge zu vollbringen, die nirgends möglich sind, weder bei den Heiligen, noch bei der Natur, weshalb solche Leichtfertigkeit die bösen Geister anreizt, die sonst an der Kette liegen. Brechen wir deren Ringe nun selbst auf, so werden die Gefangenen ledig und fahren in uns und den siderischen Leib, und wir werden von unsern Gefangenen selbst geschlagen. Nun lassen solche Gefangenen den siderischen Leib einen hübschen Tanz machen. — Es giebt alle Stunden siderische Leiber von Frauen und Männern, welche die bösen Geister zurichten können, denn alle Tage sterben Frauen und Männer, und können sie die besessenen Menschen führen nach ihrem Willen, wieviel mehr denn die siderischen Leiber. Auch holen sie Kannen Wein aus fernen Landen und andere solche Possen." [2])

Paracelsus kennt also die spiritistischen Apporte und führt die gebrachten Kannen Wein vermutlich deshalb an, weil die Zaubersage von dem gleichzeitigen Faust erzählte, daß er bei den von ihm gegebenen Gastmahlen Schüsseln, Teller und Kannen Wein leer zum Fenster hinaus hielt und mit Braten, Fischen, Obst und Wein gefüllt wieder hereinzog. [3]) — Über diese Apporte, unter denen er die von Blumen ausdrücklich nennt, sagt Paracelsus weiter:

„In diesen Dingen müßt ihr wissen, daß sie natürlich zugehen, und daß niemand anders sagen kann, als daß die Natur sie geschaffen habe. Wenn z. B. mitten im Winter eine frische Rose gebracht würde in ein Land, wo gerade Winter herrschte, so könnte der gemeine Mann wohl

[1]) A. a. O. — [2]) Phil. sag. Probat. Nigromant.

[3]) Vergl. das Widmann-Pfitzersche Faustbuch: Bd. I, cap. 13 und 14, Bd. II, cap. 16, 17 und 20.

sagen, es gehe nicht natürlich zu. Der weise Mann, der Magus, dagegen kann wohl sagen, sie ist kraft der Natur da, denn sie kommt aus einem Land, wo ihr natürlicher Sommer zu dieser Zeit ist. Also kann auch Schnee mit dergleichen Schnelligkeit durch einen Magus in Länder gebracht werden, wo der heißeste Sommer ist. Diese Dinge sollen dem einfältigen Mann vorgestellt werden, daß der Magus die Rosen nicht gemacht hat, sondern daß er sie durch magische Botschaft erhielt aus fernen Landen." [1])

Ähnlich in der Bedeutung dem siderischen Leib gebraucht Paracelsus die Worte Evestrum und Trarames für eine Art Schemen. Er sagt: „So wollen wir nicht umgehen das Evestrum in seinem sterblichen und unsterblichen Wesen, denn Evestrum ist ein Ding wie der Schatten an der Wand. Der Schatten wächst und kommt mit dem Korpus und bleibt mit demselben bis in seine letzte Materie. Evestrum nimmt seinen Anfang in der ersten Gebärung jeglichen Dinges. Denn Seelisches und Unseelisches, Empfindbares und Unempfindbares hat Evestra. Trarames aber wird als ein Schatten verstanden und ein unsichtbares Wesen, weil es geboren wird sowohl mit der Vernunft als mit der Sinnlichkeit der Tiere. Vom Evestrum und Trarames zu philosophieren stehet der höchsten Philosophie zu, denn Evestrum giebt Prophezeiung, Trarames die Schärfung der Sinne, daß sie im Lichte der Natur sehen." [2]) — Evestrum ist sozusagen der Schatten der Seele und der präfigurierte Körper; es ist mit dem Ewigen vereinigt und bleibt nach dem Tod auf Erden. Als aus dem Mysterium magnum genommen, kennt es die Vorgänge des Makrokosmos und regiert im Traum und beim zeitlichen Fernsehen die Seele, wenn die körperliche Thätigkeit ruht. Die Evestra gehen auch aus den Körpern heraus und erscheinen in Spiegeln, Krystallen 2c. — „Evestrum und Trarames geben Zeichen mit Hämmern, Klopfen, Schlagen, Stoßen, Werfen 2c., da allein ein Getön gehört und nichts gesehen wird." [3]) — Die Prophezeiung des Evestrum bezieht sich mehr auf sichtbare und die des Trarames auf hörbare übersinnliche Vorgänge. — „Evestrum ist der prophetische Geist, der etwas durch ein vorhergehend Zeichen weissagt, oder den Menschen lehret. Item corpus hominis sidereum, quod nobis aut mortem futuram aut aliud malum indicat." [4]) — „Trarames, umbrarum et spectrorum invisibiles auditae tamen actiones." [5])

Der elementarische Körper eines natürlich gestorbenen Menschen wird in der Erde, der siderische aber vom Gestirn verzehrt. Anders verhält es sich mit denen, welche vor der Zeit eines gewaltsamen Todes starben. Dieselben sind auch nach dem Tode noch vollständige Menschen, welchen nur der Elementarkörper fehlt, und die bis zu ihrem natürlichen Ziel auf Erden wandern und das geistig vollbringen, was sie körperlich zu vollbringen glauben. Paracelsus nennt diese Wesen Caballi, Lemures, Polter- oder Rumpelgeister. — Der paracelsische Lexikograph Martin

---

[1]) De sagis et earum operibus. — [2]) Philosophia ad Athenienses. T. 18.
[3]) De anim. mortuorum. — [4]) Martin Ruland: Lexicon Alchemiae, Pragae 1612. 4. p. 201. — [5]) A. a. O. p. 476.

Ruland definiert diese Wesen folgendermaßen [1]): „Caballi, Cabales, Lemures et astralia corpora hominum, qui immatura morte ante praedestinatum vitae curriculum interierunt. Illi post oberrare putantur super terram, donec terminus vitae praedestinatus completus sit, ut quod vivere debebant corporaliter, spiritualiter adimpleant.“ Die Caballi leben im Mysterium magnum (Äther, Akasa) und ihr Aussehen zeigt ihren moralischen Zustand an. Die irdischen Neigungen und Leidenschaften besitzen sie noch völlig und suchen sie zu befriedigen.

Diese Wesen zeigen auch bevorstehendes Unglück, Todesfälle u. s. w. an. „Wo Rumpelgeister gehen als Kriegsgeschrei, da ist großes Blutvergießen bevorstehend.“ — „Die unseligen Spuk- und Poltergeister äffen an dem Ort, wo sie im Leben ihr Unwesen getrieben haben, dasselbe auch im Tod in der Nacht in armseligen Dunstgestalten nach und suchen darin eine Linderung ihres quälenden Verlangens; sie lechzen nach sinnlichem Genuß und sehnen sich nach dem, woran ihr Sinn im Leben hing; sie irren in der Gegend ihres Verbrechens umher, um es zu sühnen oder um die Spur desselben zu vertilgen. Sie erscheinen nicht immer auf gleiche Weise, daß nur etwa ein Schall oder Ton, Stimmen oder schlecht Geräusch von den Lebenden gehört wird, als da ist Klopfen oder Pochen, Lachen, Zischen, Pfeifen, Niesen, Heulen, Seufzen, Wehklagen, Trampeln mit den Füßen, Werfen, welches alles von jenen geschieht, daß die Leute aufmerksam werden und sie fragen.“ [2])

Interessant, aber an diesem Ort nicht zu besprechen, sind die Ausführungen des Paracelsus über fluidische Wesen in der Umgebung unmoralischer Menschen, welche manche Streiflichter auf die „physikalischen Manifestationen“ werfen. [3])

Diese Wesen verursachen auch die Besessenheit, weshalb auch reine und moralische Menschen nicht besessen werden, denn diese fluidischen Larven wirken nur dann auf uns ein, wenn wir ihnen Platz geben; „sie machen freudig und hitzig, schärfen den viehischen Verstand, und nun ist die Glocke gegossen, denn durch schlechte Gedanken wird das Haupt immer mehr zerrüttet. Böse Geister besitzen nur solche Menschen, die Vieh sind; sind sie von oben herab, so können sie nicht besessen werden, nur wenn sie von unten herauf sind. Beschwören hilft hier nichts, nur Beten und Fasten.“ [4])

Demgemäß ist die Heilung der Besessenheit eine physisch-moralische Handlung. Der Besessene soll fasten und beten, alsdann soll ein willensstarker Mensch den bösen Geistern auszufahren gebieten. Wenn dies nicht hilft, soll der Besessene an Händen und Füßen gebunden und kreuzweise ausgestreckt auf den Boden gelegt werden, worauf der Exorcist „zornmütig“ in gleicher Form sich auf ihn legt und durch kräftigen Willen den bösen Geist in die Flucht schlägt. [5])

---

1) A. a. O. p. 109. — 2) De signatura Rerum. L. IX.

3) Vergl. darüber meine demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinende „Geschichte des neueren Occultismus“.

4) De ent spirituali. — 5) Philosophia occulta, von den besessenen Leuten.

Jedes Kind erhält im Augenblick der Geburt einen Familiargeist oder Genius, welcher dasselbe manchmal schon in der frühesten Jugend unterrichtet, daß es Ungewöhnliches treibt; derselbe Genius beeinflußt die Träume, „daß einer dadurch könnte ein Doktor der Zauberei werden“. — Solcher Geister existieren unzählige im Weltall, und wir kommen mit ihnen, die alle Geheimnisse des Chaos kennen, durch das Mysterium magnum in Verbindung und Berührung. „Und dieselbigen, die also des Menschen Heimlichkeit wissen, die heißen Flagae. Der sie überwinden kann und dahin bringen, daß sie so gehorsam und willig werden und solches offenbaren wie ein Diener, der überwunden wird, der kann Nektromantiam und ist ein Nektromanticus. — Nun sind der Species mancherlei in diesem Membro, jedoch aber so versteht allein zwei Wege: Der eine ist, daß die Flagae sichtbar werden, der andere, daß sie wirken wie des Nektromanticus Wille unsichtbar. — Nun sind mancherlei Wege, durch die verstanden wird, die Flagae zu erkundigen, jedoch ist allein der Prozeß: Nichts ist so heimlich, das nicht offenbar werde. Sollen nun die Heimlichkeiten also offenbar werden, so ist von nöten, daß derselbe, der das geredet hat, einen Weg gemacht habe, durch welchen es offenbar mag gemacht werden. Also folgt auf das die Kunst Nektromantia, daß dieselbigen Flagae dieser Kunst müssen gehorsam sein, und darf dasselbige sichtbar machen durch einen Spiegel, Barillen (Krystall), Kohle ꝛc. nicht allein sich selbst, sondern auch dasjenige, das der verborgen hat, des Flaga es ist. Und wo solches nicht sichtbar durch die Kunst erfordert wird, so muß es doch unsichtbar geschehen ihrer Figur halber durch Deuten, Zeigen und dergleichen. Also werden gefunden die verborgenen Schätze, also werden verschlossene Briefe gelesen, also wird nackend und bloß gesehen, was verdeckt ist, also wird gezeigt die Stätte, da etwas verborgen liegt, und wird hinzugebracht, was entfremdet ist. — Also ist Nektromantia eine Kunst, mit Güte oder Gewalt zu handeln. Denn wie der Mensch dem Kaiser unterworfen sein muß und unter seinem Schwert regiert wird, also ist es auch möglich, die Flagae zu zwingen, daß sie sich offenbar machen in Spiegeln, Barillen, Kohlen, Nägeln ꝛc., auch daß sie zeigen und deuten durch Ruten, Blei, Stein u. s. w., auch daß sie die Kerzen auslöschen und dergleichen, auf daß das Heimliche offenbar werde.“ [3])

Nach Paracelsus verdankt die Wissenschaft des Altertums den Offenbarungen der von ihm Flagae genannten geistigen Wesen ihren Ursprung, denn er sagt bezüglich Galens, Plinius' und Avicennas: „Hätten die nigromantischen Geister nicht geschwätzt, wo wollten die Narren mit ihrer Philosophie geblieben sein?“ — Im Gegensatz zu dieser gewagten Behauptung schildert Paracelsus das Ungewisse, Zweideutige und Trügerische dieser Geisterbotschaften mit genau auf die spiritistischen Offenbarungen der „Geister“ passenden Worten: „Das wisset, daß Gott die Geister zu Stummen gemacht hat und zu Lügnern, darum, daß sie den Menschen die Dinge nicht fürhalten sollen so deutlich, als sie es

[1]) Philosophia sagax, Lib. I. Was Nektromantia ꝛc. sei.

wohl verstehen. Den Geistern ist geboten, den Menschen nichts zu lehren, aber sie halten es nicht, darum verstummen sie, da es am nötigsten wäre, und lügen, da man es am wenigsten dürfte. — Das macht nun, daß die Künste, die aus den Geistern ausgehen, sündlich lügen und trunken sind und gar verblendet. Etwas ist da, aber der Grund nicht, denn daß man es mag auslegen, wie man will, also mag's richten. Nun haben die Geister die Gewalt, nicht gar zu reden, sondern sind verstummt und zu Lügnern gemacht durch Gott; so viel soll man ihnen glauben, als Stummen und Lügnern gebührt. Was sie treffen, das wahr ist, geschieht selten und zweifelhaftig. Wenn nur unter zwanzigen eins einmal wahr ist, da läßt man nicht davon und sieht nach, ob man die übrigen neunzehn Lügen auch möge gerecht machen. — Und so wir sehen, was es ist, so ist es eitel Lumpenwerk ohne Nutz und Frucht, Verderbung an Leib und Seele, an Gesundheit, an Gut und Ehre, und nichts als eine Verführung und Betrug und Künste, die auf Lügen gegründet sind. Und obschon die Geister, so darinnen (in Spiegeln, Krystallen 2c.) erscheinen, Rede und Antwort geben, tausend Eide mit aufgereckten Fingern schwören, so ist ihnen doch nicht allwegs zu glauben und zu trauen, es geschehe denn auf Befehl und Geheiß Gottes, so können und mögen sie keine rechte Wahrheit sagen." [1])

Recht charakteristisch sind auch die Worte des Paracelsus über die Geisteridentität: „Danach so lehren sie selbst ihre Namen dazu aussprechen, die nichts sein, und heißen auch nicht so, und wiewohl das ist, daß sie alle Namen haben, unterschieden von einander, so sagt oft einer des andern Namen an, und ist nicht der seine." [2])

„Die Geister lehren Beschwören, Beten, Fasten und viel Ceremonien dazu, die alle unnötig sind, allein deshalb, daß viel Superstitiones gebraucht werden. Der günstige Geister hat, denen nicht viel verboten ist, der giebt einen guten Sortilegisten in den Künsten; der aber einen verlogenen dummen Geist hat, der giebt einen bösen Sortilegisten, denn von den Geistern ist immer einer verlogener denn der andere." [3])

Sehr weitläufig, nicht immer konsequent und sich ganz an den naiven Volksglauben haltend, ist, was Paracelsus von den Geistern der vier Elemente lehrt. Folgendes ist der Kern seiner diesbezüglichen, meist seinem „Buch von den Nymphen" 2c. entnommenen Anschauungen: „Die Elementargeister besitzen ein Fleisch, das nicht von Adam ist; sie sind organische Wesen, aber vom Menschen unterschieden wie Fleisch und Geist. Jedoch sind die Elementarwesen keine eigentlichen Geister, denn sie haben Fleisch, Blut, Gebein, gebären Kinder, essen, reden, wandeln, was alles die Geister nicht thun. Es sind Leute, die den Menschen und den Geistern gleichen, den Menschen an Gebärung, Gestalt und Essen, den Geistern an Geschwindigkeit. Es sind Mittelkreaturen, Composita aus zwei Stücken, wie zwei ineinander gegossene Farben zu einer verschmelzen. Die Ele-

1) Philosophia occulta; Philos. sagax und De Natura Rerum.
2) Philosophia sagax: De dono incertarum artium.
3) Occulta Philosophia.

mentarwesen haben keine Seele, darum sind sie sterblich und vergehen wie das Vieh. Ihnen schadet weder Wasser noch Feuer, auch sind sie unsperrbar wie die Geister, hingegen sind sie wie Menschen Krankheiten ausgesetzt. Ihre Sitten, Reden, Gebärden und Gestalt sind menschlich. Sie haben nur eine tierische Vernunft, welche für ihre Bedürfnisse ausreicht; einer höheren geistigen Entwickelung sind sie nicht fähig. Sie „scheuen Gelehrte, Trunkene, Fresser, grobes streitsüchtiges Volk, sind gerne bei der Einfalt und wo Kindheit ist, und je weniger Hinterlist, je mehr offenbaren sie sich; sonst sind sie scheu wie die wilden Tiere."

Die bösen Geister sind die Henker und Gerichtsfrohne Gottes. Vom Teufel aber hält Paracelsus im striktesten Gegensatz zu seinen Zeitgenossen gar nichts: „Der Teufel kann nicht so viel, daß er vermag einen Hafen unzerbrechlich zu machen, geschweige denn einen Menschen unverwundbar; er kann weder einen Zahn ausbrechen, noch eine Krankheit heilen; er kann weder die Kräfte eines Krautes verändern, noch zwei Menschen in Liebe vereinigen oder in Haß trennen. Der Teufel kann kein kaltes Fieber heilen oder einen Zahn gesund machen; das merke eben und wohl: er ist die ärmste Kreatur, also daß keine ärmere auf Erden ist erschaffen worden und auch in den vier Elementen nicht gefunden werden mag." [1])

„Ehe die Welt untergeht, müssen noch viele Künste, die man sonst der Wirkung des Teufels zuschrieb, offenbar werden, und man wird alsdann einsehen, daß die meisten dieser Wirkungen von natürlichen Kräften abhängen. Der Wissenschaft ist alles möglich, das ewige Bestehen der Dinge ist ohne Zeit, ohne Anfang und ohne Ende überall. Es hört da keine Hoffnung auf. Was unmöglich geschätzt wird, was da nur unverhofflich, unglaublich und gar verzweiflich ist, wird wunderbarlich wahr werden!"

[1]) Occulta Philosophia, welcher auch der folgende Absatz entnommen ist.



Psychologische Gesellschaft zu München.
Sitzung am 13. November. 1890.

Das Magische im Leben der Seele.

Von
Franz Imkoff.

Während man sich gerade in der Zeit des höchsten Aufschwunges der Naturwissenschaften so sehr dem Studium der körperlichen, greifbaren Erscheinungen zugewendet hatte, daß das geistige Leben nur als sekundäre Erscheinung, als bloßes Gehirnprodukt aufgefaßt und demgemäß auch als ein eng begrenzter Teil der Physiologie studiert und vernachlässigt wurde, nimmt heute eine entgegengesetzte Strömung immer mehr zu. Man beginnt bereits, die große Bedeutung des Psychischen überhaupt für alle Funktionen des Körpers immer mehr anzuerkennen; man verlangt für die Psychologie das Recht eines selbständigen Wissenszweiges und eröffnet damit einer vorurteilslosen Forschung auf diesem noch so dunklen Gebiete die besten Aussichten. — Jeder Aufruf, der in diesem Sinne an die Wissenschaft gerichtet wird, jedes neu erscheinende Werk, welches den Schwerpunkt auf das geistige Leben als das Primäre legt, bedeutet somit einen Fortschritt. So erfüllt auch die vor kurzem erschienene Schrift von Dr. Eduard Reich: „Physiologie des Magischen" [1]) ihre Aufgabe. Der Verfasser steht auf dem Standpunkt, daß der Leib das Produkt der Seele sei. Die bildende Wirkungsweise der Seele, ihre Zeugungsfähigkeit, ihr Einfluß auf alle möglichen leiblichen Funktionen und Prozesse, die Erscheinungen der Fernwirkung, kurz ihr ganzes geheimnisvolles Leben und Wirken, dessen Mechanismus für uns noch verborgen („okkult") geblieben ist, bezeichnet er als „magisch". Dieses „Magische" verfolgt der Verfasser an der Hand umfassender Litteraturkenntnis durch alle Lebenserscheinungen hindurch. Wir wollen versuchen, im nachfolgenden die wichtigsten Punkte dieser Anschauung wiederzugeben.

Über den Zusammenhang der Seele mit den sichtbaren Formelementen ist uns nichts bekannt. Es liegt nur an unserer Unfähigkeit, daß wir die den magischen und mystischen Erscheinungen zu Grunde liegenden Normen noch nicht erforscht haben. Die Seele stellt das Unveränderliche dem Wesen nach dar, die Abänderungen liegen im materiellen Organismus. Es scheint, als ob die Seele sich körperlich gestalte, um zu ihrer persönlichen Ausbildung zu gelangen. Die Grundzüge der Individualität bleiben jedoch von der Jugend bis zum Alter dieselben.

Was wir Seele nennen, hält die Formelemente zusammen zur Einheit des Organismus und erscheint in dieser als dessen lebendige Einheit. Der Einwand, daß wir die Seele nicht wahrnehmen, ist nicht stichhaltig, denn

---

[1]) Leipzig, Rauert & Rocco, 1890.

der logische Schluß auf das Dasein derselben hat stärkere Beweiskraft als die unmittelbare Wahrnehmung. Daher kommt es, daß alle Menschen und Völker mit ihrer natürlichen Logik der forschenden Wissenschaft weit voran sind und daß diese letztere immer nur bestätigt, was längst im philosophischen Bewußtsein als feststehend sich vorfand. Und nichts hemmt in größerem Maße die naturentsprechende Auffassung und Erkenntnis des gesamten Lebens der Seele, als jene Einseitigkeit, welche die sogenannte exakte Naturforschung zu ihrem Charakter machte und auf die deren Adepten so ungemein stolz sind. In Entwicklung dieser Einseitigkeit werden die bedeutungsvollsten Gebiete der Seelenlehre in den Hintergrund geschoben und schließlich ganz geleugnet.

Gestalt und Seele entsprechen einander. Die Physiognomie ist das empfindliche Barometer der Psychologie, und weil alle Leiden von der Seele ausgehen oder auf dieselbe sich niederschlagen, auch der gesamten Pathologie. Aus der äußeren Gestalt lesen wir wie aus einem offenen Buche die geheimen und zu Tage liegenden Zustände der Seele ab. Ohne Annahme einer zentralen Seele könnte es keine wissenschaftliche und philosophische Physiognomik geben. Noch keinem Forscher ist es je gelungen, den letzten Grund der Krankheit materialistisch zu erklären. Nach der Ansicht Reichs ist aber auch die Krankheit in erster und letzter Reihe etwas Seelisches.

Er verfolgt nun das seelische Element in den verschiedenen Reichen der Natur. Schon in der Krystallbildung nimmt die persönliche Ausgestaltung ihren Anfang. Sie läßt sich auffassen als Uranfang der Bildung von Individuen. — Mit der individuellen Ausprägung steigt auch der magische Einfluß des Einzelwesens. Die persönlich Entwickelten überwiegen die weniger Ausgebildeten seelisch. — Gehirnthätigkeit ist zuletzt Seelenthätigkeit. Der magische Einfluß der vollkommeneren Seele auf die weniger vollkommene und der mittelbare Einfluß durch das Wort, die Handlung und die Physiognomie auf dem Wege der Sinneswahrnehmung, dies macht den seelisch Entwickelteren zum Planeten, den psychisch weniger Entwickelten aber zum Nebenplaneten oder Trabanten.

Das Bleibende im Organismus ist durch das Bewußtsein des Ich gekennzeichnet, welches sich als Merkmal unserer Persönlichkeit wie ein roter Faden durch das ganze Leben zieht. Durch die Vorgänge des Leibes werden die Kräfte der Seele entwickelt. Auch die Kraft des Willens unterliegt dieser Norm. Durch die Vorgänge des Leibes und durch die Einflüsse der Außenwelt ist auch er beschränkt in seiner organisierenden und magischen Bethätigung. In Bezug auf das organisierende Prinzip der Seele entwickelt Reich ähnliche Anschauungen wie du Prel. Nach ihm lokalisieren sich die einzelnen Kräfte der Seele in den einzelnen Teilen des cerebrospinalen und des Ganglienſystems. Auch von der Seele allein ausgehende Geisteskrankheiten erzeugen daher pathologische Abweichungen in Gehirn und Rückenmark. Andererseits aber kommen freilich auch Fälle von Irrsinn vor, in denen keine Spuren leiblicher Veränderung wahrgenommen werden.

Die Seele bezieht aus zwei Quellen die positiven äußeren Voraussetzungen ihres Thätigseins, durch Vermittelung der Sinne und durch **unmittelbare** psychische Beeinflussung: mit anderen Worten, auf dem Wege der **Physik** und auf dem Wege der **Magie**. Die eine Kategorie ist das Korrektiv der anderen. Gehirn, Rückenmark und Ganglien sind nur die feinst präparierten Materialien, Werkzeuge und Vermittler für die Seele.

Je mehr diese sich nach innen konzentriert, was durch völlig naturgemäße, physische, psychische und ethische Lebensweise ermöglicht wird, um so mehr entwickeln sich deren Kräfte und desto bedeutender wird ihr Einfluß auf andere psychisch und magisch weniger ausgebildete Individualitäten. Die Geschichte mancher Philosophen und mancher Heiligen lehrt uns, daß das Bändigen der Leidenschaften und Begierden durch Konzentration nach innen und strenge Lebensführung die Seele harmonisch entwickelt und das Individuum in den Stand setzt, zu den höchsten Erkenntnissen und edelsten Fühlungen zu gelangen und die Kraft des Willens auf das vollkommenste auszubilden.

Sehr richtig erscheint uns die Anschauung des Verfassers, daß der Akt der Zeugung zugleich **materiell** und **seelisch** sei. Das eine Individuum beeinflußt das andere sinnlich und zugleich rein seelisch magisch. Die auf die Fortpflanzung gerichteten Seelen der Eltern dringen ekstatisch in einander ein; diese Verdichtung aller Seelenkraft bewirkt ein Außersichsein. Welchen Anteil das Psychische am Zeugungsakt hat, erhellt auch — was Reich **nicht** erwähnt hat — aus der Thatsache, daß in vielen Fällen jahrelange Ehen kinderlos verlaufen, — daß aber nach erfolgter Trennung und anderweitige Wiederverheiratung beider Ehegatten beiderseits Kinder erzeugt werden. Der magisch Stärkere von beiden Ehegatten entscheidet bei der Zeugung über das Geschlecht des Kindes. — Das organisierende Wollen ist der seelische Teil des Zeugungsvorganges.

Von dem Momente des Werdens an ist die Entwickelungsgeschichte des Individuums die Geschichte des Aufbaues des Körpers durch die Seele. Von Uranfang an werden die Formelemente durch den gestaltenden Willen der Seele regiert nach den Gesetzen normaler Entwickelung; und bei Störungen, krankhaften Abänderungen der Zelle kämpft das bildende Wollen der Seele dagegen und sucht Mittel und Wege zur Herstellung des normalen Zustandes. Das ist die sogenannte Heilkraft der Natur.

Wie im Grunde die Fortpflanzung ein seelischer Akt ist, so ist dieses auch die Ernährung. Dabei kommen drei Punkte in Betracht: Ernährendes, Ernährtes und Mittel der Ernährung, oder Seele, Leib und Nahrung. Die Ernährung, der Nahrungstrieb bringt durch eine Summe von Erscheinungen das Individuum mit der Außenwelt in Verbindung. Nahrungstrieb und Nahrungsinstinkt bedingen die Auswahl und Aufnahme des Nahrungsmittels und damit gleichzeitig die Gesamtheit der Nahrungs- und Ernährungsvorgänge. Feiner organisierte Persönlichkeiten wissen z. B. bei Erkrankungen ganz genau — ähnlich wie das Tier —, welche Nahrungsmittel ihnen zuträglich, welche ihnen schädlich sind. Pathologische Ab-

änderungen des Wollens, Gemütsbewegungen, Leidenschaften wirken auf die Gesamtheit dessen, was die Wirtschaft des Leibes ausmacht. So wird z. B. von geistig aktiven und zugleich heftigen Gemütsbewegungen unterworfenen Menschen fast gar kein Fett angesetzt, von geistig passiven, zu Gemütsbewegungen nicht geneigten Personen dagegen viel Fett. Beide Klassen unterscheiden sich durch Nahrungstrieb, Nahrungsinstinkt, in Stärke und Art; sie unterscheiden sich durch den ganzen Bau des Körpers und durch alle Verhältnisse der einzelnen Glieder. Somit ist das Wachstum jeder einzelnen Zelle ein verwickelter materieller und seelischer Vorgang, und die Ernährungsfähigkeit ist ein Ausdruck des organisierenden Willens der Seele, die Materie dagegen ist nur das durch den Anstoß dieser Seelenkraft bewegte Mittel zum Aufbau lebendiger Formen. Der Bestand des Organismus hängt von dem magischen Einfluß auf die Zellen ab. Nachlassen des Einflusses bedeutet Krankheit, Altern und schließlich Tod, obwohl auch von außen eingedrungene Schädlichkeiten, Mikroorganismen &c. sich auf Kosten der Körperzellen entwickeln und den Bestand des Körpers gefährden können.

Die erzeugende Kraft der Seele ist das Wesen, das Individuum nur die Erscheinung. Und weil das Wesen das Dauernde, die Erscheinung das Vorübergehende ist, darum bleibt die Seele über den Verfall des Individuums hinaus ein lebendiges Ganzes und ihre Unsterblichkeit erweist sich als volle Wahrheit. Reich glaubt nun allerdings, daß die Seele des Individuums erst bei der Zeugung entstehe, wogegen wohl die Anschauung der Wahrheit näher kommen dürfte, daß bei zugegebener Unsterblichkeit (Postexistenz) auch ein Vordasein (Präexistenz) der Seele anzunehmen ist.

Im folgenden Kapitel wird das „Leben der Seele" behandelt. Das Protoplasma wird als beseeltes Wesen aufgefaßt, noch bevor die Gestaltung zu pflanzlichen oder tierischen Körpern eingetreten ist.

Lesenswert ist das, was der Verfasser über das Verhältnis des Glückseligkeitstriebes zum Bewußtsein sagt. Der wahre Philosoph hat einen kaum merklichen Trieb zu äußerer Glückseligkeit; der Trieb nach Erkenntnis ist bei ihm vorwiegend thätig und der Vernunft dienstbar. Die wirkliche Glückseligkeit ist nach Reich von der Sinnlichkeit getrennt und das letzte Ziel aller seelischen Entwickelung im bewußten Dasein; es ist die Einstellung aller körperbildenden Thätigkeit (das „Nirwana"). Civilisation dagegen, die auf Hab- und Genußgier sich gründet, läßt das Menschengeschlecht entarten, führt abwärts und entwickelt die niederen, schlechten Eigenschaften und Triebe der Seele. Sie übt einen störenden Einfluß aus auf das unbewußte Seelendasein, auf das bildende Wollen, auf das unbewußte Fühlen und Erkennen, eine Thatsache, aus der ein ungeheures Maß von Leiden quillt und die Entartung, welche mit dem Aussterben ganzer Nationen endet.

Bei der magischen Übertragbarkeit von Gedanken und Willensrichtungen bezieht der Verfasser sich auf die Erscheinungen der Telepathie und mentalen Suggestion. Nicht nur Vorstellungen, sondern auch Gemütsstimmungen übertragen sich von dem magisch Stärkeren auf den magisch Schwächeren. So

haben die Begründer der Religionen und die Heiligen die Kraft ihres Gemütes auf die Beanlagten und Empfindlichen übertragen.

Auch die Erscheinung des Gewissens ist etwas rein Magisches und Mystisches, dem mit der exakten Nervenphysiologie nicht beizukommen ist. Der magische Einfluß verdorbener Gedanken, Gefühle und Willensrichtungen aktiver Personen kann den Charakter und das Gewissen passiver Menschen krankhaft beeinflussen. Alles, was die Selbstsucht begünstigt, hemmt das Gewissen; und der Eigentumswahn nimmt in dem Maße zu, in dem die Kraft des Gewissens abnimmt. Das moralische Übel verbreitet sich mit der Zunahme der physischen Entartung und kennzeichnet sich durch Zunahme allgemeiner Gewissenlosigkeit und verbrecherischer Gesinnung.

Eine wirkliche Entfaltung des magischen Seelenlebens ist nur dann möglich, wenn die Thore der Sinne für die äußere Welt geschlossen sind und wenn die Seele sich im Innern sammelt.

Bei den Träumen unterscheidet Reich zwei Gattungen, die eine, in der das organische Leben überwiege, und die andere, in der das magische vorherrsche. — Er entwickelt hier wieder ähnliche Anschauungen wie die Dr. Carl du Prels. Die Prophetie wird als thatsächlich vorkommend vorausgesetzt. Reich glaubt, daß da am häufigsten magische Träume zu finden seien, wo die magischen Kräfte am wenigsten in ihrer Entwickelung gehemmt würden und wo die Menschen nicht in den Extremen der Üppigkeit oder des Elends leben. Denn beide sind der Ausbildung des veredelten Typus der Menschlichkeit hinderlich.

Enthusiasmus wird von Reich als ein geringerer Grad der Ekstase aufgefaßt. Die Begeisterung und Entzückung gehen von der Seele aus und übertragen sich magisch auf den Organismus, wirken auch durch psychische Ansteckung auf andere. Ohne diese beiden Ursachen (die religiöse Vertiefung der Seele und die psychische Ansteckung) hätte das häufige Vorkommen der Verzückungszustände in den mittelalterlichen Klöstern niemals den so hohen Grad erreicht, der sie geschichtlich und pathologisch so hervorragend interessant macht. Aus der von der Sinnlichkeit abgewandten Beschaulichkeit sind die höchsten Entwickelungen der Philosophie und Religion hervorgegangen, je nachdem die Kontemplation mehr die denkenden oder die fühlenden Kräfte der Seele in Anspruch nahm. Ja, ohne diese entsteht nichts wahrhaft Großes in Weisheit und Menschlichkeit! Jede Vertiefung in Erkenntnis und Gefühl bedeutet einen Schritt weiter zur Überwindung des Materialismus und zur wahren Geisteskultur.

Die Überwindung der Sinnlichkeit durch die Kraft des geläuterten Willens bis zur vollen Abstraktion wird in Indien systematisch geübt. Die Vorschriften der Brahmanen zielen darauf hin, die Seele bis zum höchsten Grade des Möglichen in sich zu sammeln, von der äußeren Welt unabhängig und der magischen allein zugänglich zu machen. Zunächst wird die Kraft des Willens in Bezug auf die Beherrschung des Geistes und der Sinne aufs höchste gesteigert. Alle Schulung strebt die Überwindung des eigenen persönlichen Selbst an. Auf diesem Wege gelangen die Brahmanen zur Ausbildung eines magischen Lebens, wie solches kaum

von irgend einem anderen Volke der Erde erreicht worden ist. Der erst am Schluß des Reichschen Buches befindliche Abschnitt über das „Gebet" gehörte inhaltlich hierher. Denn auch das Gebet bedeutet eine Abwendung von der Außenwelt, eine innere Sammlung.

In seiner Behandlung des Hypnotismus und Mesmerismus giebt der Verfasser zwar zu, daß alle hypnotische Suggestion die Einbildungskraft herausfordert und in Bewegung setzt, und zwar zuerst die auf Vorstellungen und überhaupt geistige Plastik bezügliche, sodann die materiell gestaltende, organische. Dazu kommt aber nach seiner Meinung, je nach dem Aufgebot der vom Hypnotiseur ausgehenden Willenskraft, ein auf den Patienten übergehender Ätherstrom, welcher an sich hypnotisierend wirken und das Nervensystem des Patienten intensiv beeinflussen kann. Dieser Ätherstrom rufe vorübergehende chemische Veränderungen in der Substanz der Nervenmasse hervor. Demgemäß sei die Überwindung des Wollens bei dem zu Hypnotisierenden seitens des Magnetisierers ein der Hilfsmittel der Chemie des Organismus sich bedienender seelischer Vorgang. Reich beruft sich dabei auf Baretys — übrigens bis heute keineswegs bestätigte — Versuche über die strahlende Nervenkraft. Ein weiteres Beweismittel sind ihm die von der Akademie der Wissenschaften in Paris widerlegten Versuche von Luys mit der Fernwirkung der Medikamente. Diese Ätherströme sollen nun bei allen möglichen Arten von Rapport eine Rolle spielen. Wenn bei der psychischen Ansteckung z. B. (Tanzwut im 14. Jahrhundert) das Vermögen der Nachahmung und Suggestion auch wichtige Faktoren sind, so dringt doch ein gewisses Etwas in den Organismus des Angesteckten, und das Vehikel dieses Etwas soll der Äther sein.

Durch seelische Infektion, welche im Grunde nur eine abgeänderte Magnetisierung darstellt, können mannigfaltige krankhafte Seelen- und Nervenzustände verbreitet werden, aber umgekehrt auch hervorragende Heilerfolge. Die magnetische Kraft ergänzt die Seelenkraft, verstärkt dieselbe; das gestaltende Wollen der Seele wird gekräftigt und unterstützt durch den betreffenden Hypnotiseur, überwindet die Hemmnisse, die dem normalen Ablauf der Lebensvorgänge sich entgegenstellen. Dies natürliche Strahlen der Nervenkraft in Verbindung mit der Suggestionstherapie ist demnach ein Heilmittel ersten Ranges.

Nachdem wir nun im vorstehenden den im ganzen wohl begründeten und in überzeugender Weise zum Ausdruck gebrachten Ansichten des Verfassers volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, sei es uns gestattet, auch über die schwachen Punkte der Arbeit einige Bemerkungen hinzuzufügen. — Am schwächsten erscheinen uns des Verfassers Anschauungen über Prophetie, Geister und Gespenster. Als Beleg für derartige Vorgänge, welche den wichtigsten Gesetzen der Physik zu widersprechen scheinen, werden Experimente angeführt, deren Mehrzahl wir selbst bei denselben Medien persönlich in einer Reihe von Sitzungen eingehend nachzuprüfen Gelegenheit hatten, und wir müssen gestehen, daß wir trotz der Mannigfaltigkeit des Dargebotenen nicht eine einzige unantastbare Erscheinung

beobachtet haben, welche — ganz abgesehen von der Theorie — nur die Thatsächlichkeit derartiger Vorgänge gerechtfertigt hätte. — Wenn der Verfasser dann noch zur Festigung des Geisterglaubens die Lesung einer populären Schrift anempfiehlt, so scheint er damit den Boden wissenschaftlicher Kritik vollständig zu verlassen. Überhaupt wirken seine massenhaften Citate, die er ohne kritische Sichtung nebeneinander reiht, als unnötiger Ballast, leiten oft vom Thema ab und erschweren das Verständnis.

Wenn der Verfasser z. B. (S. 276) behauptet, „daß hypnotische Suggestionen niemals zum Bewußtsein des Tages kommen und im Gedächtnis vollständig verschwinden", so zeigt das eine ganz mißverständliche Auffassung der Thatsachen. Besonders aber finden wir ein Zuviel an unwissenschaftlichen Belegen und ein Zuwenig an wissenschaftlichen Quellen. Der Verfasser beherrscht die Litteratur über den Hypnotismus nicht in der für sein Thema erforderlichen Weise. Gerade über die wichtigsten Beweismittel für seine Anschauung geht er leicht hinweg. Wir denken hierbei vor allem an die organischen Veränderungen durch Suggestionen. Nichts ist geeigneter, drastisch das Übergewicht des gestaltenden geistigen Elementes über das körperliche ad oculos zu demonstrieren, als diese in so vortrefflicher Weise z. B. von Krafft-Ebing, Forel u. a. angestellten Versuche. Die heutige Physiologie ist keineswegs im stande, diese genau nach Vorschrift durch bloße Vorstellungen lokal erzeugten organischen Veränderungen (Figuren, Rötungen, Blasen ꝛc.) zu erklären. Dagegen erscheinen uns die vom Verfasser als Beweismittel citierten Magnetisierungen von Pflanzen, die prophetischen und Heilträume noch offene Fragen zu sein, bei deren Beantwortung seither in der Regel die Phantasie eine größere Rolle spielte, als die genaue sorgfältige Beobachtung.

Bei einer etwaigen zweiten Auflage dürfte sich neben bedeutender Kürzung des Ganzen auch eine zweckmäßigere Gliederung des Stoffes empfehlen. So gehören die Kapitel über Traum, magnetischen Schlaf, Krankheit und Heilmagnetismus einerseits, die Kapitel über Enthusiasmus und Ekstase, das Gebet, Gedanken über Segen und Fluch anderseits inhaltlich zusammen.

Aber abgesehen von diesen Ausstellungen bietet das Werk große Vorzüge. In eindringlicher Weise weist der Verfasser in den Forschungsergebnissen der Neuzeit wie in den geschichtlichen Parallelen und in den alltäglichen Vorgängen die körperlichen Niederschläge des Seelischen nach. Überall tritt das Übergewicht des Geistigen hervor und eröffnet Erkenntnisse und Gesichtspunkte, welche von höchster Bedeutung für das Leben sind und zum Nachdenken anregen über den Zweck unserer Seelenkräfte und deren für den geistigen und sittlichen Fortschritt zuträglichste Entwickelung.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Hellenbachs Sozialpolitik.

Von

Hübbe-Schleiden.

(Schluß.)

Worin liegt denn aber nun der Fehler? Etwa in der Konkurrenz? — Doch nicht in dieser an sich, sondern nur darin, daß diese heutzutage blindlings, ohne Übersicht über das gesamte Gebiet der Produktion und Konsumtion (der Erzeugung und des Verbrauchs) waltet und deshalb meist am unrechten Orte einsetzt. Daher der innere Selbstwiderspruch, daß man zugleich ganz allgemein von Überproduktion und gleichzeitig vom größten Mangel der Bevölkerung redet, welche doch die Konsumenten sein sollten. — Theoretisch also ist die Lösung überaus einfach: Da es die Bevölkerung (die Menschheit selbst) ist, welche zugleich der Produzent und der Konsument der zum Leben notwendigen Güter ist, so muß sowohl die Gütererzeugung wie der Arbeitslohn den Bedürfnissen dieser Bevölkerung entsprechend geregelt werden.

Dies geschieht heutzutage nicht; wie der Arbeitslohn, so wird heutzutage auch die Güterproduktion nicht nach den Bedürfnissen des Verbrauchs geregelt, sondern nach der zufälligen Nachfrage weniger „zahlungsfähiger" Konsumenten, deren Anzahl man etwa auf 5 bis höchstens 10 Prozent der Bevölkerung schätzen kann. Die Arbeitskräfte der Bevölkerung werden meistens unwissend mißbraucht, um Luxuswaren für diese sogen. „Gesellschaft" zu erzeugen. Darauf aber wirft die Konkurrenz sich derart, daß dabei weder die unternehmenden Kapitalisten noch die Arbeiter den richtigen Lohn für ihre Leistungen erhalten.

Warum besteht denn aber solche widersinnige Einrichtung? — Lediglich deshalb, weil man die Produktion der Güter (das Was und das Wieviel) der Willkür einzelner Privatleute (dem „Privatkapital") überläßt, und weil sowohl solchen Privatpersonen der Überblick über das gesamte Gebiet des Konsumtionsbedürfnisses unmöglich, als auch selbst das größte Privatkapital (auf Aktien) unzureichend ist, um einseitig und allein richtige, naturgemäße Verhältnisse zu organisieren.

Dies vermag nur eine mit staatlicher Macht ausgerüstete und ein staatliches Gebiet (ja sogar besser einen Kontinent oder die ganze Kulturmenschheit) umfassende Gewalt. Der Weg, den bisher die deutsche Reichsregierung zunächst zur Lösung der humanitären Seiten dieser sozialen Frage (Schulzwang, Krankenpflege, Altersversorgung u. s. w.) eingeschlagen hat, ist daher ganz der richtige, wobei ich es freilich dahingestellt sein lasse, ob man diesen Weg auch in der richtigen oder etwa in sehr unrichtiger Weise gegangen ist; dies zu kritisieren ist hier nicht meine Sache.

In ähnlicher Weise müßte nun auch die Organisation der Gütererzeugung und ihres Verbrauchs, resp. der Arbeitsverwertung und -vergütung durch eine Behörde geregelt werden, die mit ihrem statistischen Material das Gebiet und die Bevölkerung des betreffenden Staates oder Staatenbundes umfaßt. Solche Behörde könnte für die materielle Versorgung der Arbeiter und sogar zugleich für die Verfügung über das erforderliche Kapital verantwortlich sein. Dabei würde es sich zunächst um diejenigen Hauptproduktionszweige handeln, durch welche Nahrung, Kleidung, Wohnung, Feuerung und andere der notwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigt werden. Erst nachher in zweiter Linie würde sich das Augenmerk auch auf Genußmittel und Luxusbedürfnisse erstrecken. Wie eine solche Organisation zu gestalten wäre und welcher Art das Kapital sein müßte, das dabei zuzulassen wäre, ob nur staatliches oder auch das von Produktiv-Assoziationen oder gar Privatkapitalisten — diese Fragen führen nun sofort in ein endlos verwickeltes Gewühl von Schwierigkeiten hinein, die wohl schwerlich bald irgend jemand lösen wird, falls nicht etwa ein Alexander kommt, der diesen unlösbaren Knoten zerhaut.

Auch Hellenbach hat sich nicht auf eine eingehende Erörterung dieser Fragen der Organisation und noch weniger auf bestimmte Vorschläge für dieselbe eingelassen. In den ersten drei Kapiteln des ersten Bandes seiner „Vorurteile der Menschheit"[1]) bespricht er vielfach zustimmend die verschiedenen Pläne, welche Fourier, Proudhon, Lassalle und andere Sozialisten zur Regelung oder Besserung dieser Verhältnisse entworfen haben[2]); ja, an andern Stellen, so namentlich in seiner anziehenden Novelle „Die Insel Mellonta", begeistert er sich für eine utopische Verwirklichung solcher idealen Zustände und redet auch sonst beiläufig[3]) von der bekannten Schwärmerei der „lustigen drei Stunden Arbeit":

„Wenn eine Dammarbeit durch 100 Arbeiter in einem Tage fertig gebracht wird, so werden 200 Arbeiter in zwei Tagen nur drei Stunden zu arbeiten haben. Man proponiere der intelligenten Jugend einer Großstadt, daß sie mit klingendem Spiele hinaus ziehe und ohne Überanstrengung zur Vermehrung ihres Appetits und zur Kräftigung ihres Körpers nützlich sei, und man wird sehen, daß die Teilnehmer nicht fehlen werden; es werden sich mehr melden, als man verwenden kann. Das

[1]) Und auch schon in seiner jetzt längst vergriffenen Schrift: „Gesetze der sozialen Bewegung. Versuch einer Geschichte der Menschheit", Wien 1864.

[2]) In den letzten beiden Jahren seines Lebens interessierte er sich auch lebhaft für das Familistère Godin zu Guise in Frankreich, welches im Anfang des Jahres 1888 in Veranlassung des Todes seines Begründers so viel in der ganzen Welt von sich reden machte.

[3]) So im III Bande der „Vorurteile ꝛc.", 346.

ist ein Punkt, wo ich durch und durch Fourierist bin; die Civilisation hat das Verdienst, beinahe jeder Arbeit die Anziehung genommen und sie in eine Marter umgewandelt zu haben."

Letzteres ist wohl richtig; aber solche Phantasien sprechen allerdings doch mehr für Hellenbachs edlen Sinn als gerade für seine praktische Einsicht. Theoretisch jedoch hatte er stets vortreffliche Intuitionen und traf meist ganz das Richtige. So ist er sich im 4. Kapitel des I Bandes der „Vorurteile ꝛc." auch völlig darüber klar, daß die Lösung der sozialen Frage nur „durch den Staat", d. h. also durch eine die ganze Bevölkerung umfassende Organisation möglich sein wird, und er verwirft daher sehr mit Recht alle anderen Vorschläge, insofern sie diesen Gesichtspunkt nicht anerkennen.

Weniger freilich trat ihm dabei der Gedanke an eine Organisation der Arbeit, an eine Regelung der Produktions- und Konsumtionsverhältnisse vor die Augen, als vielmehr nur der menschenfreundliche Gesichtspunkt einer durchgreifenden Hebung der Not und des Elends der Besitzlosen; und zwar forderte er hier ein thatsächliches Vorgehen mit Geldmitteln, nicht bloß eine gesetzliche Regelung. Er erkannte dabei sehr mit Recht, daß einerseits die arbeitende Bevölkerung erst über die drückende Not hinausgehoben werden muß, um überhaupt aufleben zu können, und daß andererseits doch diese Hebung nicht im Wege von unentgeltlichen Schenkungen an gesunde und arbeitsfähige Menschen geschehen kann und darf.

„Das Streben nach einer besseren Existenz ist ein kräftigeres Motiv (zur Arbeit) als die Not, welche den Menschen stumpf und kraftlos macht.[1]) — Bloße Almosen sind eine gefährliche Sache. Die Anregung zur Arbeit muß bleiben, wenn diese auch nicht durch drückende Not veranlaßt sein soll. Das Streben nach Verbesserung der Existenz ist der richtige Impuls zur Arbeit; ohne diese letztere darf die erstere nicht eintreten. Was aber z. B. ohne Gefahr geschehen dürfte, das wäre die Garantie für die Unterkunft der arbeitenden, nichts besitzenden Klassen. Man kann sich die Folgen, die eine derartige große Arbeiterkolonie in sanitärer, polizeilicher, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung nach sich ziehen müßte, leicht ausmalen; ein einziger Vorteil ist allein schon durchschlagend, nämlich: die Überwachung, Verpflegung und der Unterricht der Kinder, mit einem Worte: die Heranbildung der nächsten Generation, welche leider bei den unzureichenden Mitteln der arbeitenden Klassen so leicht gefährdet wird."[2])

Zur Durchführung solcher Maßregeln ist Geld erforderlich, — ein Kapital, welches Hellenbach „Kollektivfonds" nannte, weil es als das Eigentum der Bevölkerung, die keinen Privatbesitz hat, betrachtet werden sollte. Als geeignetster Weg zur Beschaffung desselben erschien ihm der Weg einer Erbschaftssteuer, namentlich für die ohne Leibeserben (Descendenten) Sterbenden. Er weist eingehender nach[3]),

„daß die Erhebung einer Steuer im geraden Verhältnisse der Einnahme oder des Vermögens keine gerechte ist. — Die Formel aber zur Lösung des sozialen

---

[1]) „Vorurteile ꝛc." I, 34. — [2]) Ebenda I, 117.
[3]) Ebenda im 4. Kapitel, namentlich I, 87.

Problems durch den Staat lautet: Einsetzung der Gesamtheit in (mehr oder weniger beschränkte) Kindesrechte für den Todesfall kinderloser (ohne Descendenten sterbender) Eigentümer unter Fideikommiß-ähnlicher Beschränkung auf das bloße Nutzungsrecht."[1])

Auf seine Einzelausführung dieses Gedankens in seinen verschieden gestalteten Vorschlägen kann ich mich hier nicht näher einlassen, sondern muß auf seine eigenen Werke verweisen, in denen fast ausnahmslos sich irgendwo und irgendwie dieser Gedanke vorgetragen oder doch erwähnt findet, schon vorbereitend sogar von seiner ersten umfangreicheren Druckschrift an.[2]) Weil er aber durchweg zu seiner Zeit so scharfen Widerstand von seiten selbstsüchtiger Gegner in der Öffentlichkeit zu erfahren hatte, verzweifelte er schließlich an der Möglichkeit der Durchführung solcher Pläne mittelst staatlicher Regelung[3]) und strebte deshalb danach, auf allerlei Art die Privat-Initiative anzuregen. Heute, nach dem, was in Deutschland und auch in Österreich geschehen ist, würde er selbst wahrscheinlich solche Verzweiflung an dem Mitwirken der staatlichen Vertretung nicht mehr gerechtfertigt finden. Die Erfahrungen aber, welche er in dieser Hinsicht zu machen hatte, mußten allerdings niederschlagend auf sein feuriges Temperament wirken; und sogar mit seinen Bemühungen, das gute Werk auf privatem Wege zu beginnen, hatte er nicht nur mit der Interesselosigkeit und Herzensträgheit seiner Zeitgenossen zu kämpfen, sondern stieß auch auf energischen Widerstand von seiten der Staatsbehörden. — Sein nächster Gedanke war dann folgender[4]):

„Die Gründung eines Vereins, dessen Mitglieder sich verpflichten, im Falle des kinderlosen Ablebens einen namhaften Bruchteil ihres Vermögens der Menschheit zu widmen und sicher zu stellen, wäre eine edle, schöne Aufgabe des Deutschen oder des Johanniter-Ordens. Auch bemittelte Verheiratete könnten beitreten, nur müßte eine Summe Geldes in diesem Falle definitiv erlegt werden. — Im Namen der Humanität hat die Genfer Konvention das rote Kreuz gestiftet, das von allen civilisierten Nationen respektiert wird und zum Symbol der leidenden Menschheit wurde. Man könnte ein ähnliches verwenden und ihm, zu Ehren Fouriers, eine blaue Farbe geben; denn nach dessen phantastischer Weltanschauung ist blau die Farbe der Liebe und rot die des Ehrgeizes. Wer weiß, ob so ein Talisman nicht geeignet wäre, den Träger in einem gegebenen Momente vor der Volkswut zu schützen!"

Den ersten Widerhall fand diese Anregung im Kreise der österreichischen Freimaurer. Am 22. September 1879 schrieb Gustav Brabbée einen begeisterten Aufsatz[5]), in welchem er die Verwirklichung der Hellenbachschen

---

[1]) Ebenda I, 101 flg.

[2]) „Ideen über soziale Politik in Österreich", Agram 1862; „Gesetze der sozialen Bewegung ꝛc.", Wien 1864, S. 162—167; „Metaphysik der Liebe", Wien 1875, S. 125—135; „Philosophie d. g. M.", 274—85; „Vorurteile ꝛc." im I Bande, Kap. 4, 5 und 8, besonders S. 69—71, 90—102, 172—82, ferner am Schlusse des II Bandes S. 294—99, und im 11. Kap. des III Bandes, besonders 351—57; endlich auch in der Schrift: „Die öffentliche Meinung und die Nordbahnfrage", Wien 1884, namentlich am Schlusse.

[3]) „Vorurteile ꝛc." I, 109. — [4]) „Vorurteile ꝛc." I, 121.

[5]) Abgedruckt unter dem Titel: „Ein Vorschlag zur Güte" in Nr. 18 der „Allgem. Österr. Freim. Zeitung", Wien, 30. September 1879.

Vorschläge durch die ungarische Groß-Loge (oder die ihr unterstehenden Johannis-Logen) beantragte. Bei der Abstimmung aber blieb dieser Antrag in der Minorität, trotz der langen und warmen Debatten, die vorher über denselben geführt wurden; und — um mit Speidel zu reden — „noch nie wurde eine Leiche schöner geschmückt!"[1])

Indessen fanden sich bald darauf unter Hellenbachs eigener Führung eine ganze Reihe hervorragender und wohlhabender Männer zusammen um solche „Gesellschaft zum blauen Kreuz" zu begründen und zwar belief sich der „Kollektivfonds", mit welchem dieselbe gleich anfangs dotiert werden sollte und worden wäre, auf nahezu eine halbe Million Gulden. Die notwendige Eingabe an die Staatsbehörde zur Stiftung dieses Vereins oder Ordens wurde aber abgewiesen mit der Begründung, daß derselbe, weil auf sozialistischen Anschauungen beruhend, staatsgefährlich (!) sei. — Dazu bemerkt Hellenbach nur ganz lakonisch[2]):

„Wenn ich also keine Kinder habe und einen Teil meines Vermögens irgend einem humanitären Zwecke opfere und ein bleibendes Eigentum den Armen zuwende, so ist dies staatsgefährlich!"

Wunderbar und fast unbegreiflich ist, daß er anfangs durch diese (auch für uns heute in Deutschland schon ganz unverständliche) Ablehnung so verstört wurde, daß er auf den geradezu abenteuerlichen Gedanken kam: in einem konstitutionellen Staate sei die Durchführung solches natürlichen und edelsinnigen Planes zwar nicht möglich, wohl aber in einem absolut regierten. Er dachte deshalb daran, die Bewilligung solcher Gesellschaft in Rußland nachzusuchen. Wahrlich, Hellenbach war eine echte „Marquis-Posa"-Natur, sonst hätte ihn seine „Schwärmerei" nicht einmal zu solchen Gedanken verleiten können. Ebenso liebenswürdig ist dagegen die Anschauung, auf die er sich schließlich, leider unthätig, beschränken mußte:

„Ein Freund der blauen Farbe zu sein, ein Blauer, das kann mir niemand wehren. Niemand kann mich hindern, blaue Steine oder Blumen mehr zu lieben als andere, oder die Farbe des Himmels schön zu finden u. s. w. Das giebt Anknüpfungspunkte genug, und keine Behörde der Welt kann eine Gesellschaft, die keine Statuten, keine Versammlungen, keine Präsidenten oder Verwaltungsräte, ja nicht einmal andere Zusammenkünfte hat, als sie etwa Wagnerianer oder Vegetarianer haben, wo auch nichts beschlossen wird, beanstanden ....

Geheim ist die Gesellschaft auch nicht, und der leuchtende und erwärmende Lichtstrahl, welcher die „Blauen" beseelt, kommt aus der vierten Dimension, wohin eine schon über den drei-dimensionalen Raum nur schwer verfügende Polizei nicht hinreicht! Nichts auf der Welt kann die Blauen verhindern, schon heute der nächsten Generation vorzuarbeiten, welche zuverlässig mit allen diesen durch die Vorurteile bereiteten Hindernissen nicht mehr zu kämpfen haben wird.

Die Verbreitung eines Gedankens geht über alle Erwartung schnell, wenn er gemeinfaßlich und richtig ist. Habe ich mit meiner Anschauung recht, findet sie den Beifall wenigstens jener Menschen, die in der phänomenalen Welt und deren „Freuden" nicht ganz und gar untergegangen sind, so braucht man an einer baldigen

[3]) Vergl. hierzu auch „Vorurteile rc." III, 322 flg.
[4]) „Vorurteile rc." III, 323.

Lösung nicht zu zweifeln. Nehmen wir an, daß ich jedes Jahr einen Menschen überzeuge und gewinne, und noch 10 Jahre lebe; nehmen wir an, daß ein jeder von diesen alljährlich einen gewinne und ebenfalls 10 Jahre lebe, Ziffern, die im Durchschnitte gewiß nicht zu hoch gegriffen sind; nehmen wir deren Richtigkeit an, so hätten wir in 10 Jahren ungefähr 1000, in 20 Jahren eine Million und in 30 Jahren mehr Menschen, als es intelligente Wesen auf der Welt giebt, die alle geschworene Feinde jeder Revolution, Freunde der friedlichen wirtschaftlichen Entwickelung der Menschheit und direkte oder indirekte Gründer eines Kollektiv-Eigentums wären." [1])

Das war denn allerdings ein zeitweiliger Rückzug in das „Reich, das nicht von dieser Welt ist". Von andern Seiten aber wurden doch noch mehrfach Versuche gemacht oder doch wenigstens Anregungen gegeben zur praktischen Verwirklichung einer „Vereinigung der Blauen" und zur Begründung eines Kollektivfonds, so 1881 und 1883 durch den österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn Franz von Leonhardi[2]) und 1885 durch den Grafen Heinrich Emil von Wimpffen. Indes blieben auch diese wohlgemeinten Absichten nur erfolgloses Streben. Beiläufig erwähnt werden sollte hier dagegen, daß doch unabhängig hiervon einzelne wohlthätige Erblasser bereits den Anfang zur Begründung von Kollektiv-Eigentum annähernd dem Hellenbachschen Sinne gemacht haben, so Henri Lustig in Wien[3]), ferner der bekannte Buchhändler Bernhard Tauchnitz in Leipzig, der Gemeinderat Valentin Falkensteiner in Brünn.[4])

Wie es übrigens bei diesen letzterwähnten thatsächlich bestehenden Stiftungen der Fall ist, so hatte auch Hellenbach als End-Absicht immer nur die Übertragung der Verwaltung solches „Kollektivfonds" an den Staat oder die Gemeinde im Auge.[5]) In Deutschland aber wird heute wohl kaum irgend jemand noch die Gründung eines eigenen Vereins oder Ordens zur Verwirklichung dieses Zieles für nötig halten, es sei denn, daß ein solcher etwa nur der politischen Agitation dienen sollte, denn man wird sich sagen dürfen, daß alles, was an Hellenbachs Vorschlägen dauernd haltbar sein wird, auch in absehbarer Zeit bei uns auf dem Wege staatlicher oder reichsgesetzlicher Organisation durchführbar erscheint.

Wohl zu beachten aber ist gerade für unsere Reichsgesetzgebung sein Gedanke einer ausgiebigen Verwertung erbrechtlicher Steuererhebungen, namentlich bei den ohne Leibeserben sterbenden Erblassern. Ob man es dann passend finden wird, gerade diese besondere Einnahmequelle zu

---

1) „Vorurteile zc." III, 356—357.

2) Fr. Freih. Leonhardi: „Kollektiv-Vermögen. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage." Preßburg 1881; II Auflage 1883.

3) Ebenda S. 7.

4) Vergl. hierzu Hellenbachs Schrift: „Die öffentliche Meinung und die Nordbahnfrage", Wien 1884, S. 13—15, wo auch noch andere Gesichtspunkte angeregt werden; so die Beschaffung eines staatlichen Kollektivfonds durch Verleihung eines „Blauen Ordens" für Dotierung des Fonds.

5) Vergl. u. a. „Vorurteile zc." I, 160 ff. und 121.

humanitären Einrichtungen für die „arbeitenden" Volksklassen zu verwenden oder doch die Anforderungen in dieser Hinsicht lieber an die unbegrenzte Finanzkraft des deutschen Reichsbudgets stellen will, das ist lediglich eine untergeordnete finanzpolitische Frage, hinsichtlich der man sich aber doch wohl ohne viel Bedenken für die letztere Möglichkeit entscheiden wird.

Wichtiger noch ist dagegen Hellenbachs Ideal, daß alle ständigen Staatsschulden aufhören sollten; und sicherlich wäre für das Budget des deutschen Reiches nichts so sehr erwünscht, wie wenn es nur auf Aktiv-Vermögen und auf stets überreichlich fließende Einnahmen angewiesen und dann auch von den Matrikular-Beiträgen unabhängig würde. Die von Hellenbach vorgeschlagene Erbsteuer reicht natürlich selbst bei straffster Anspannung dazu nicht aus; daß dagegen das Streben unserer Reichsregierung auf eben dieses Ziel mit allen ihr erdenklichen und möglichen Mitteln lossteuert, weiß ja jedermann. Vielleicht aber liegt die Lösung dieses Rätsels gerade in der doch endlich notwendigen Maßregel zur Lösung der sozialen Frage, nämlich in der staatlichen Organisation der Gütererzeugung und der Lohnverteilung nach dem Bedürfnis der Bevölkerung auf statistischer Grundlage.

Nicht unerwähnt bleiben darf hier zum Schlusse auch Hellenbachs meisterhafte kleine Novelle im Jules Verneschen Stil: „Die Insel Mellonta". In dem Traumbilde, welches er da zeichnet, schildert er in geistreich liebenswürdiger Weise nach Fouriers phantastischen Entwürfen den glücklichen Zustand einer menschlichen Gesellschaft in jeder Hinsicht so verwirklicht, wie er ihn ersehnte — frei von fast allen Vorurteilen und das Leben eine Lust idealer Menschen. Dieses Märchen auch nur andeutungsweise zu erzählen, würde hier zu weit führen; auch will ich den spannenden Fortgang der Handlung nicht verraten. Ich empfehle aber jedem, diese reizende kleine Schrift in die Hand zu nehmen und verspreche ihm einige Stunden der angenehmsten und sinnreichsten Unterhaltung.

Ein besseres Mittel zur Verbreitung neubelebender Gedanken als diese von Hellenbach gewählte Form giebt es heute wohl nicht. Propaganda freilich hat gar keinen Wert, wenn sie beabsichtigt, eine Entwickelung künstlich zu erzwingen. Alles ist Sache eines allmählichen, natürlichen, gesetzmäßigen Reifens. Erst mit dem Heranreifen der Zeit und ihres Bedürfnisses kommt das Verständnis, und dann zündet das erlösende Wort oder die entscheidende That wie ein Funke in dem Pulverfaß. In diesem klaren Bewußtsein sagt Hellenbach mehrfach:

„In der sozialen Welt ist alles relativ, das Gute nicht minder als das Schlechte; zu Abrahams Zeiten wären die meisten und besten Einrichtungen der Gegenwart undurchführbar gewesen und niemand hätte an deren Möglichkeit geglaubt. — Wer zweifelt heute daran, daß die Sklaverei mit dem Fortschritte der Menschheit unverträglich ist? Und doch wäre es in den alten Zeiten unmöglich gewesen, dieselbe plötzlich aufzuheben; ja noch unlängst wütete ein blutiger Kampf in Amerika zu Gunsten der Aufrechterhaltung dieser Institution. — Man erkannte schon lange und

allgemein die Notwendigkeit der Aufhebung des Feudalverbandes, und doch wäre es zu gewissen Zeiten unmöglich gewesen, die Lösung dieses Verbandes durchzuführen rc." [1])

„Wir sind gar nicht in der Lage, ermessen zu können, welchen Grad von Entwickelung unser Planet erreichen kann, wenn der wilde anarchische Kampf ums Dasein der Individuen, der Kampf aller gegen alle, in den veredelten kombinierten Kampf ums bessere Dasein, in den Kampf aller für alle übergeführt sein wird."

„So wie wir jetzt Menschenopfer, Sklaverei, Scheiterhaufen, Tortur u. s. w. nicht begreifen, welche unsern Vorfahren ganz natürlich und selbst notwendig erschienen, so werden auch unsere Nachkommen auf unsere Einrichtungen und Vorurteile mitleidig herabblicken." [3])

Nur im Sinne der Menschheitserziehung und der Anregung in diesem Sinne sollte seine Darstellung der Zukunft sowohl in der „Insel Mellonta" wie auch sonst[4]) dienen. Sehr treffend aber sagt Brabbée:

„Hellenbach ist einer von jenen Vorwärtsdrängern und Bahnbrechern, die sich um das von ihnen herausgeforderte: „Kreuziget sie", wär's ihnen auch aus den Kehlen eines ganzen Universums voll wutentbrannter Philister entgegengebrüllt worden, niemals auch nur einen Deut gekümmert haben."[5])

Und seinem begeisterten, persönlichen Auftreten konnten in der That nur die allerschwerfälligsten Geister widerstehen. Er war einer der scharfsinnigsten Redner, die man sich nur denken kann. In der Verteidigung seiner Anschauungen prasselten seine Argumente hernieder wie ein Hagelwetter und schmetterten alles zu Boden, was sich ihm nergelnd oder verneinend entgegenstellen wollte. Dabei aber blieb er selbst stets ruhig, leidenschaftslos, immer dasselbe schelmische Lächeln auf den Lippen und mit allen Schwierigkeiten spielend; doch nicht selten krönte ihn auch die enthusiastische Zustimmung derer, die ihm anfangs widerstanden. Er war von Natur ein sieghafter „Ritter vom Geiste".

Daß er jedoch den Durchbruch besserer Erkenntnis und reineren Strebens nicht erleben würde, hat er öfter ausgesprochen.[6]) Er führte die große Schar seiner Leser durch die Wüste unseres heutigen materialistischen und egoistischen Alltagslebens dem „gelobten Lande" eines edleren Wissens und Wollens entgegen; aber wie einst Moses vor seinem Ende in der nahen Ferne das verheißene Ziel erblicken durfte, so schaute auch Hellenbach im Geiste schon vor seinem Tode diesen „neuen Tag", die bessere Zeit, für deren Vorbereitung er auf allen Gebieten des geistigen Lebens rastlos gearbeitet und gekämpft hat. Denn nicht nur die Wahrheit „ist groß und wird siegen", auch die Menschlichkeit!

---

[1]) „Vorurteile rc." I, 58. — [2]) „Individualismus rc.", 249.

[3]) „Insel Mellonta", 2. Auflage 1885, S. 248.

[4]) So z. B. „Vorurteile rc." I, 167—175.

[5]) Allgem. Österr. Freim. Ztg. Nr. 18, Wien, 30. Septbr. 1879, S. 114.

[1]) U. a. „Vorurteile rc." I, 167. — Merkwürdig ist auch, daß Hellenbach in der 2. Aufl. seiner „Insel Mellonta" (1885, S. 246) prophezeite, er „werde nicht mehr lange leben", und doch befand er sich damals in voller Kraft und Gesundheit.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Was sollen wir thun?

Eine Beantwortung der Tolstoischen Frage.

Von

Hans von Bender.

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Fr. Rückert.

Mirza, ein Fürstensohn vom Stamm der Abbassiden, war ein Jüngling, voll der edelsten Gedanken und Bestrebungen; und doch ward er nicht seines Lebens froh. Er fühlte sich bedrückt, weil er nicht alle Welt beglücken konnte. Alles um ihn her suchte Glückseligkeit, und keiner wußte das Geheimnis, sie zu finden. Not und Elend sah er bei den einen, und auch Leid und Sorge bei den andern. Er sann und fragte alle seine Ratgeber, was Sinn und Zweck solches qualvollen Menschendaseins sei, und wie man doch den Menschen helfen könne. Er erhielt viel Antwort und versuchte selbst, was immer nur sein Sinn ihm eingab. Aber alles war umsonst; sein Mühen blieb erfolglos.

In tiefer Schwermut wandelte er einst im Walde. Dort, hinaustretend in eine Lichtung, sah er vor sich einen Greis von hochgewachsener Gestalt, der ihn begrüßte:

„Gesegnet sei dein Haupt, Fürst Mirza! — — Warum ist deine Stirne finster und so trüb dein Blick?“

„„Das Leben ist mir eine Last,““ erwiderte der Prinz.

„Weshalb?“

„„Weil es mir nutzlos scheint. Vergeblich müh' ich mich, den Zweck desselben zu ergründen; nur Verwirrung sehe ich und keine Aussicht, je die Gegensätze zu versöhnen und den Menschen die Befriedigung des Glücks zu bieten, das sie suchen.““

„Unsere Hand, Fürst Mirza, ist zu schwach, um Schicksalslose auszugleichen. Glück und Frieden kann den Menschen niemand *geben*.“

„„Unmöglich wäre das? Nun, dann will ich ein Leben enden, dessen Streben unerfüllbar ist und dessen Zweck niemand begreift!““

„So thu's! Gleich jetzt!“

Betroffen stand der Prinz.

„Nun, warum thust du's nicht?“

„„Feigheit,““ sagte Mirza nach kurzem Besinnen, „„Feigheit hält mich nicht von diesem letzten Schritt zurück. Jedoch ich *kann* nicht

glauben, daß des Lebens Rätsel unauflösbar sei, und daß der Zweck des Lebens nicht gestatte, Glück und Frieden zu erlangen.""

„Eben dieses Rätsels Lösung ist der Zweck des Lebens."

„„O, hast du diese Weisheit? — Sage mir die Lösung! — Rette mich!""

„Nicht ich kann sie dich lehren. Weisheit, Glück und Frieden kann man keinem Menschen geben."

„„Nun, so lehre mich, wo ich sie finden mag! Wen soll ich fragen?""

„Frage nur dich selbst! Dich selbst betrifft die Frage; du allein kannst dir die Antwort geben, und der eigenen Erfahrung nur wirst du die Antwort glauben. — — Doch du bist ermüdet. Gönne dir die Rast, die deine menschliche Natur erfordert."

Mirza setzte sich erschöpft auf moosbewachsene Wurzeln eines mächtigen Baumes nieder, dessen Stamm ihm die willkommene Rückenlehnung bot. Ihn schläferte. — Schon halb im Traume, sah und hörte er, wie in den Zweigen dieses Baumes ein Vogel saß und sang. — Er horchte auf. — Da war's ihm, als verstände er, was dieser Vogel fühlte, wie er dankbar diesen alten Baum begrüßte, der ihm Schatten gab und seinen Jungen in dem Neste Obdach bot. — Und weiter sah und hörte er, wie um des Baumes Blüten Bienen summten, und wie sie nur meinten, dieser Baum sei da, allein damit sie Honig sammeln könnten. — Die Ameisen liefen munter und geschäftig in den Rindenrillen auf dem dicken Stamme auf und ab und freuten sich über die breiten Straßen, die ja nur für sie da waren. — Eine Schlingpflanze rankte an dem Baum empor und schmiegte sich an seinen Stamm, der ihr zur Stütze dastand. — Selbst der leichte Wind, der lustig durch das Laub fuhr, dachte: um meinetwillen sind die Blätter da, damit ich frisch in ihnen rauschen und rascheln kann. — — „Ihr Thoren alle irrt!" tönte es nun wie eine leise Stimme aus dem alten Baume. „Wohl beglückt es mich, daß ich dem Wandrer eine Ruhestatt, dem Vogel Obdach, Bienen Honig, Ameisen die Straße, Pflanzen Stütze und dem Winde Blätter bieten kann; doch nicht um euretwillen bin ich da. Ich ward nur durch und für mich selbst. Nur so beglücke ich mich selbst und andere Wesen, da ich meine eigene Bestimmung streng erfülle, wie sie meiner jetzigen Natur gemäß ist. Nicht in fremden Dingen finde ich Befriedigung meines Lebens, sondern in der Ausgestaltung meines inneren Wesens. Nur in der Erfüllung ihres eigenen Zweckes wirken alle Wesen auch für ihre Mitgeschöpfe Glück und Frieden!"

Mirza erwachte. Er war allein im Walde, und der helle Sonnenschein von draußen leuchtete auch ihm durch seine Seele. Der Traum hatte ihn wie neu geboren. — Das war dieses Lebensrätsels Lösung! — Er ging heim und handelte danach; er fand den eigenen Frieden und beglückte Viele.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Telepathie mit einer Verstorbenen.

Von

Jep Asmus Jepsen.

Zufolge der mir gewordenen Aufforderung berichte ich das Nachfolgende mit Gewissenhaftigkeit und trete für die völlige Zuverlässigkeit der hier vorgeführten Thatsachen ein.[1])

Es starb am 14. und wurde begraben am 17. August 1890 mein nächster, mir befreundeter Nachbar, der Parzellist Peter Jessen zu Engskov bei Gravenstein, 65 Jahr alt. Am 22. Oktober 1886 war ihm im Tode vorangegangen seine Frau Katharina, 58 Jahre alt. Sie war in ihrer Umgebung eine Frau von geachteten Eigenschaften. Tochter eines Gärtners, unterhielt sie in Haus und Garten stets einen Flor vieler und auch seltener Blumen. Poetisch veranlagt, erfreute sie Bekannte oft durch Gelegenheitsgedichte. Sie war tüchtig in weiblichen Verrichtungen, bei Krankheiten und Todesfällen anderen oft hilfsbereit, hatte ein verständiges zutreffendes Urteil über Personen und Dinge, las täglich etwas in der Bibel u. s. w. und war von heiterem Temperament. In vierunddreißigjähriger Ehe war sie ihrem gutgesinnten, fleißigen Manne ein großer Schatz.

Nach ihrem Abscheiden war und blieb er vier Jahre der ganz einsame Bewohner des am Waldessaum belegenen Hauses. Immer seltener sah man ihn unter früher Befreundeten. Das, was ihn bewegte, verschloß er in sich selber. Er hütete es als sein verborgenes Heiligtum, so daß es auch in seinen nächsten Umgebungen unbekannt geblieben und nur ganz wenigen, so wie mir, davon Kunde geworden ist. Er wollte das, was nach seiner Überzeugung für ihn gewisse Erfahrung war, nicht der Profanation anderer preisgeben, welche vorauszusetzen er verständig genug war.

Nach seiner wiederholten vertraulichen Mitteilung erlebte er — dessen war er gewiß — während der vier Jahre seit dem Abscheiden seiner unvergeßlichen Frau sehr viele und vielerlei Kundgebungen derselben.

---

[1]) Auch von anderer, sowohl mit uns wie mit dem Verstorbenen wohlbekannter Seite wird uns auf Grund vertraulicher Mitteilung dieser Bericht als zuverlässig bestätigt. (Der Herausgeber.)

Das Gewöhnliche für ihn war dies. Tags über war er meistens beschäftigt in einiger Entfernung von seinem Hause. Wenn er nun abends in das einsame Haus eintrat, so hatte er in allerlei Weise den Eindruck, als ob Katharina um und bei ihm sei. Dies Gefühl steigerte sich für ihn, wenn er eine Abendandacht las. Wiederholt geschah es alsdann, daß er sie ganz klar, wie vordem, mit freundlich auf ihn gerichtetem Gesichtsausdruck vor sich stehen sah. Während er dessen nun überaus froh wurde, zerrann das liebliche Gebilde vor seinen Augen, ihm jedoch Trost und Freude hinterlassend.

Solange Katharina lebte, ging sie oft ihrem abends heimkehrenden Manne eine Strecke am und im Wald entgegen. Damit aber — des Glaubens lebte er nach seiner wiederholten vertraulichen Mitteilung — fuhr sie getreulich fort nach ihrem Abscheiden. Näherte der Mann sich seinem Hause, so sah er deutlich, wie sie des Weges ihm entgegen eilte, bis sie wiederum plötzlich unsichtbar wurde.

Im Walde ist ein bemooster Platz. Dort hatte Katharina sich oft gesetzt, um den heimkehrenden Mann zu erwarten. Nun geschah es öfter nach ihrem Abscheiden, daß er aus einiger Entfernung sie ebendort sitzen sah. Sobald er aber den Platz selber erreicht hatte, war das Gesicht plötzlich verschwunden.

Die Ehe war kinderlos geblieben. Aber eine bisweilen kindliche Fröhlichkeit blieb Katharina eigen, die ein hübsches, kluges und verhältnismäßig jugendliches Aussehen bis an ihr Ende behielt. Sie ließ dann wohl beim raschen Gehen das gefallene dichte Laub im Walde aufwirbeln und begleitete zu ihrer und anderer Munterkeit mit diesem Rascheln hir fröhliches Lied. Durch solche Munterkeit ihres Weseus gelang es ihr oftmals, Traurigkeit in Freude zu verwandeln.

Nun erzählte mir vertraulich der Witwer: Von Gravenstein ging ich nach Hause den Fußsteig durchs Holz, den Katharina so oft mit mir gegangen, und war traurig in meiner Vereinsamung. Da im Walde f ü h l t e ich, daß Katharina an m e i n e r S e i t e gehe. Sie begleitete mich eine lange Strecke. Es war ihr gewohntes Schreiten durch das Laub. Das that mir wohl. Der Trost blieb mir auch daheim.

Mit Ausnahme der letzten Tage vor seinem Tode war Peter Jessen im Gebrauch eines klaren Denkens, nicht abweichend von gewöhnlichen Leuten oder irgendwie auffällig, im übrigen sehr fern von etwas Überspanntem.

Bemerkenswert scheint mir noch, was unzweifelhaft ist, daß die Kundgebungen seiner verstorbenen Frau, deren er nach seiner Überzeugung ganz gewiß war, ihn bei Tage und Nacht niemals irgendwie ängstigten, sondern stets auf höchste erfreuten.

Geschrieben am Begräbnistage des Peter Jessen, den 17. August 1890, zu E n g s k o v (zu deutsch: Wiesenholz) bei Gravenstein in Nord-Schleswig.



Kürzere Bemerkungen.

Ein Wahrtraum.

In der Fachzeitschrift „Der deutsche Radfahrer" (Dachau-München, vom 5. März 1890, S. 51) findet sich in einem „E. v. Alten" gezeichneten, „Eine Dreiradfahrt in die Reichslande" überschriebenen Aufsatze folgende Stelle:

„Das Dorf Fröschweiler, 2 Kilometer von Wörth, liegt auf einer Anhöhe; hier war es, wo der Kampf (im Jahre 1870) am furchtbarsten wütete. Hier verlor Schreiber dieses auch einen guten Freund, einen Lieutenant Schelasko, dessen Grab lange Zeit von der Mutter vergebens gesucht wurde. Schelasko, einer der Tapfersten seines Regiments, hatte sein Schicksal merkwürdigerweise genau vorher geträumt. Ihm träumte nämlich einige Zeit vor dem Kriege, daß er zwei Stiche in die Brust und einen in den Kopf bekommen, und zwar war die Traumempfindung so lebhaft, daß er dabei aus dem Bette fiel. Drei Wochen nachher trafen den Braven dann bei Fröschweiler drei Kugeln fast zu gleicher Zeit, zwei in die Brust und eine in den Kopf, so daß er lautlos hinsank, ein Heldenopfer für das teure Vaterland. Sollten den Angehörigen jenes Tapferen diese Zeilen zu Gesichte kommen, so mögen sie es als ein Denkmal betrachten, welches ein Freund seinem auf dem Felde der Ehre gefallenen, nach langen Jahren noch unvergessenen Freunde darbringt, und zugleich als einen Gruß aus der Ferne." **A. W. K. H.**

Telepathie mit Lebenden.

Aus dem ersten Bande der Phantasms of the Living von Gurney, Myers und Podmore (Trübner, London 1887) heben wir folgende zwei Fälle hervor. Der erste (Nr. 17), den wir schon früher einmal in diesen Heften (November 1887) erwähnten, ist besonders schlagend und hat mit Recht in England seiner Zeit erhebliches Interesse erregt. Er betrifft den berühmten Landschaftsmaler Arthur Severn. Dessen Frau Gemahlin schreibt von ihrem Landsitze

Brantwood, Coniston, am 27. Oktober 1883.

Ich erwachte plötzlich, denn ich hatte einen schweren Schlag auf meinen Mund gefühlt, ich hatte das bestimmte Gefühl, daß ich verletzt worden sei, und unter der Oberlippe blute. Ich ergriff mein Taschentuch und hielt es an die betreffende Stelle, setzte mich im Bett auf, fand aber an dem Taschentuch zu meinem Erstaunen kein Blut, und machte mir erst jetzt klar, daß es eigentlich nicht möglich war, daß ich mich irgendwo gestoßen hätte, da ich doch in tiefem Schlaf im Bette lag und so dachte ich denn, es wird wohl nur ein Traum gewesen sein. Ich schaute aber nach der Uhr und sah, daß es 7 Uhr war; und da ich meinen Gatten nicht im Zimmer fand, so schloß ich, daß er bei dem schönen Wetter zu einer Morgen-Segelfahrt ausgegangen sei.

Ich schlief darauf wieder ein. Beim Frühstück um 9½ Uhr kam Arthur (der Gatte) ziemlich spät herein, und ich bemerkte, daß er sich wohl absichtlich etwas entfernter als gewöhnlich von mir setzte, und alle Augenblicke verstohlen sein Taschen-

tuch an seine Oberlippe drückte, gerade so, wie ich es gemacht hatte. Ich sagte: „Arthur, warum thust du das?" und fügte in etwas ängstlichem Ton bei: „Ich weiß, du hast dich verletzt, und werde dir nachher sagen, woher ich dies weiß." „Allerdings — sagte er —, als ich segelte, kam plötzlich ein Windstoß, warf die Ruderpinne herum und versetzte mir einen tüchtigen Schlag auf die Oberlippe, so daß sie stark blutet und gar nicht aufhören will." Ich erwiderte hierauf: „Hast du irgend eine Vorstellung, welche Zeit es war, als dies geschah?" worauf er antwortete: „Es muß ungefähr 7 Uhr gewesen sein." Ich erzählte ihm nun, was mir passiert war, was ihn und die übrige Frühstückgesellschaft sehr überraschte. Dies geschah ungefähr vor 3 Jahren in Brantwood. **Joan R. Severn.**

Herr Severn selbst erzählt den Fall folgendermaßen:

Brantwood Coniston, den 15. Nov. 1883.

An einem Sommermorgen stand ich einst in aller Frühe auf in der Absicht zu segeln; ob meine Frau mich aus dem Zimmer herausgehen hörte, weiß ich nicht; wahrscheinlich war es der Fall, und in ihrem halb träumenden, halb wachenden Zustand wußte sie wohl auch, wo ich hinging. — Als ich zum Wasser herunterkam, fand ich es glatt wie einen Spiegel, und ich erinnere mich des Gedankens, es sei geradezu sündhaft, die wundervollen Reflexe des gegenüber liegenden Ufers zu stören. Dennoch machte ich mich bald flott und da kein Wind wehte, begnügte ich mich, die Segel aufzuziehen und mein Boot instand zu setzen. Bald kam eine leichte Brise, und ich war nun imstande ungefähr eine Meile von Brantwood weg zu segeln, da hörte aber der Wind wieder auf; ich verbrachte etwa eine halbe Stunde in Windstille, als ich see-einwärts eine tiefdunkelblaue Linie auf dem Wasser sah. Erst konnte ich mir die Erscheinung nicht erklären, bald aber sah ich, daß es kleine von einem starken Wind verursachte Wellen waren. In kurzer Zeit hatte ich mein Boot bereit gemacht, den Windstoß zu empfangen, aber es wurde plötzlich irgendwie von rückwärts gefangen und schien sich drehen zu wollen, als der Wind darauf stürzte; indem ich der Segelstange auswich, brachte ich meinen Kopf der ebenfalls herumgeschleuderten Ruderpinne in den Weg, die mir einen heftigen Schlag auf den Mund gab, meine Lippe ziemlich stark verletzte, dadurch auch vom Ruder losging und über Bord fiel. Mit meinem blutenden Munde, die großen Schoten mehr oder weniger um meinen Hals geschlungen, die Ruderpinne verloren und das Boot in Verwirrung, konnte ich mich eines Lächelns nicht enthalten, bei dem Gedanken, wie plötzlich ich gedemütigt war, daß ich fast einen Schiffbruch erlitten hatte, gerade als ich dachte, es recht geschickt gemacht zu haben! Immerhin verschaffte ich mir meine Ruderpinne wieder und steuerte mit einer steifen Brise nach Brantwood zurück, brachte mein Boot in Ordnung, ging nach Hause, natürlich ängstlich bedacht, die Verletzung meines Mundes zu verbergen, holte mir ein anderes Taschentuch und begab mich in das Frühstückzimmer, vermied aber, von meinem frühen Ausgang etwas zu erwähnen. Sofort jedoch frug meine Frau: „Du willst wohl nichts davon sagen, daß du dir am Mund wehe gethan hast?" oder etwas in diesem Sinne. Ich erzählte nun, was geschehen, und war überrascht, auf ihrem Gesicht ein ganz besonderes Interesse zu erblicken, und noch überraschter, als sie mir sagte, sie sei aufgewacht mit dem Gedanken, sie hätte einen Schlag auf den Mund erhalten und daß dies wenige Minuten nach 7 Uhr eingetreten sei; sie war nun neugierig, ob mein Unglücksfall sich zur selben Zeit zugetragen hätte, was ich allerdings, da ich keine Uhr bei mir hatte, nicht bestätigen konnte, obgleich es sich bei näherer Überlegung als höchst wahrscheinlich ergab, daß es wohl um dieselbe Zeit gewesen sein mußte. **Arthur Severn.**

Der folgende Fall findet sich als Nr. 20 im ersten Bande (S. 194 f.) der Phantasms of the Living berichtet. Frau Bettany schreibt den Verfasser von Eckington Villas Nr. 2, Ashbourne Grove in Dulwich

November 1884.

In meiner Kindheit machte ich viele merkwürdige Erfahrungen psychischer Natur, die ich damals für ganz gewöhnlich und natürlich ansah. Einst — ich mochte damals 10 Jahre alt sein — ging ich auf dem Lande in A., wo meine Eltern wohnten, einen Feldweg entlang. Ich studierte während des Gehens Geometrie, einen Gegenstand, der gewiß nicht geeignet ist, krankhafte Phantasien irgend einer Art zu erzeugen, als ich plötzlich unser Schlafzimmer, das bei uns das weiße Zimmer hieß, vor mir sah, und auf dem Boden meine Mutter liegend, allem Anschein nach tot. Die Vision mußte einige Minuten gedauert haben, während welcher Zeit meine wirkliche Umgebung zu erblassen und zu verlieren schien. Als aber die Vision wegschwand, trat erstere wieder zuerst trüb und dann immer klarer werdend hervor. Da ich an der Wirklichkeit der Erscheinung nicht zweifeln konnte, so ging ich anstatt nach Hause gleich zu unserm Arzt und traf ihn zu Hause. Derselbe machte sich sofort auf nach unserer Wohnung, und stellte auf dem Wege dahin Fragen an mich, die ich nur dahin beantworten konnte, daß allem Anschein nach meine Mutter sich wohl befand, als ich sie zu Hause verließ. Ich führte den Arzt direkt ins weiße Zimmer, wo wir meine Mutter, gerade wie ich sie in meiner Vision gesehen, liegen fanden. Dieselbe war also wahr bis in die kleinsten Details. Sie war plötzlich von einem Herzkrampf befallen worden, und würde gewiß ohne die glückliche Dazwischenkunft des Arztes bald ihren letzten Atemzug gethan haben. Ich werde meinen Vater und meine Mutter dieses lesen und unterzeichnen lassen. **Jeanne Gwynne-Bettany.**

Wir bestätigen obiges als genau richtig. **S. G. Gwynne, J. W. Gwynne.**

Frau Bettanys Vater, Herr Gwynne, gab auf Befragen noch den folgenden Bericht:

Ich erinnere mich bestimmt, beim Anblick meiner Tochter in Gesellschaft unseres Hausarztes vor der Thüre unserer Wohnung sehr überrascht gewesen zu sein und frug: „Wer ist denn krank?" Sie antwortete: „Mama!" lief dann direkt ins weiße Zimmer, wo wir meine Frau in Ohnmacht auf dem Boden liegend fanden. Auf meine Frage, wann sie krank geworden sei, stellte es sich heraus, daß dies der Fall gewesen sein müsse, nachdem meine Tochter das Haus verlassen hatte. Niemand von den Dienstboten wußte etwas von der plötzlichen Erkrankung, welche nach der Versicherung des Arztes verhängnisvoll geworden wäre ohne das rechtzeitige Erscheinen desselben. Meine Frau war ganz wohl, als ich sie morgens verließ. **S. G. Gwynne.**

Vorahnung einer Tierseele.

Als ich im Jahre 1867 bei meiner Mutter in München lebte, besaß dieselbe einen kleinen spanischen Pudel, der ihr sehr anhänglich war und sie stets begleitete.

Im Frühjahr jenes Jahres nun wollte plötzlich das Tierchen durchaus nicht mehr mitgehen, sobald es gewahrte, daß wir den Weg nach dem Englischen Garten einschlugen. Schmeicheln, Drohen, Zureden half nichts, es benützte die erste Möglichkeit umzukehren und, wie verfolgt, heimwärts zu rennen. Noch nie während der zwölf Jahre, als meine Mutter den Hund besaß, hatte er dies gethan. Wir spazierten meist denselben Weg bis zu dem Wasserfall und zweigten von da ab auf einem Fußwege durch die Wiesen, der zum „chinesischen Turme" führt. Da uns die Sache unerklärlich war, versuchten wir, den Hund zu tragen; er ließ dies ruhig, obwohl zitternd geschehen, bis zu dem genannten Fußweg. Hier sträubte er sich jedesmal mit allen Kräften, fing an zu winseln und stets, wenn wir an eine bestimmte Stelle kamen, wo links eine kleine Gruppe Bäume

in der Wiese steht, erreichte seine Angst den höchsten Grad; er zitterte stark und suchte auf alle Art seinen Kopf zu verbergen, als sähe er etwas Schreckenerregendes.

War diese Stelle passiert, so ließ er sich ruhig tragen oder führen, bis sich bei der Rückkehr, wenn wir den gleichen Weg gingen, auch das gleiche Gebaren des Tieres wiederholte.

Wir ließen in der Folge den Hund zu Hause, wenn wir den Englischen Garten besuchten, obwohl uns das Wesen des Tieres ganz grundlose Einbildung zu sein schien. Erst später sollte uns sein rätselhaftes Wesen erklärt werden.

Im August desselben Jahres erkrankte und starb das treue und uns sehr liebe Tier, und da wir es dem Abdecker durchaus nicht überlassen wollten und kein Privateigentum zum Eingraben desselben besaßen, entschlossen wir uns schnell und trugen es im Morgengrauen in den Englischen Garten, um es dort einzugraben. Wir schlugen dazu unsern gewohnten Spazierweg ein und da wir fürchteten, der Tag und damit unliebsame Zuschauer möchten uns bei dem befremdlichen Geschäft überraschen, so machten wir ihm in Eile ein Grab unter der ersten passenden Baumgruppe in der Wiese.

Erst als wir nach einigen Tagen daselbe wieder aufsuchten, schauten wir uns beide verwundert an, denn nun kam uns wie ein Blitz auf einmal die Erklärung des seltsamen Gebahrens unseres Hündchens.

In der Eile des Eingrabens war es uns nicht aufgefallen, nun erst sahen wir, daß wir das Tier an eben der Stelle zur Ruhe gebettet hatten, unter den drei oder vier Bäumen, an denen es in seiner letzten Lebenszeit nie hatte vorbeigehen wollen und wo es jedesmal von Schreck und Angst ergriffen wurde. Ist es da nicht anzunehmen, daß das Tier angesichts seiner einstigen Grabstätte stets ein Vorgefühl seines nahen Sterbens gehabt hat. B. M.

Eine Spukerscheinung

wird uns von einer Dame berichtet, deren Gutgläubigkeit und Zuverlässigkeit uns von andern Seiten auf das beste bezeugt wird. Übrigens redet der hier folgende Bericht hinreichend für sich selbst. In jeder etwas ausgedehnteren Familie ist dem einen oder anderen einmal etwas Derartiges begegnet; nur an die Öffentlichkeit kommen solche Erlebnisse nicht oft, weil man sich — nicht ohne Grund — vor dem Terrorismus des materialistischen Zeitgeistes fürchtet. Frau A. G. erzählt (H. S.):

Mit 18 Jahren kam ich zu meiner weiteren Ausbildung zu Verwandten, einem Onkel, der Geistlicher war, in ein entferntes Städtchen, Sch. an der Donau. Dieselben bewohnten dort ein Haus, das früher ein Gerichtsgebäude war, mit großen hellen Zimmern. Auch ich hatte ein solches zum Schlafzimmer erhalten, es lag dem Wohnzimmer, nur durch einen Gang getrennt, gegenüber.

An einem Abend nun ging ich wie gewöhnlich um 9 Uhr zu Bett, mein Onkel war schon vorher gegangen, die Tante hörte ich noch im Wohnzimmer umhergehen. Mein Bett stand der Thüre gerade gegenüber, hinter derselben hatte ich meine abgelegten Kleider hängen; es war heller Mondschein. Da auf einmal sah ich, wie sich die Kleider bewegten und aus denselben eine Frauengestalt auf mich zukam, zuerst klein, dann immer größer werdend. Sie kam direkt auf mich zu und wie sie unmittelbar

vor mir stand, beugte sie sich ganz langsam über mich hin, daß das Tuch, welches sie auf dem Kopfe trug und welches fast ihr ganzes Gesicht bedeckte, meine Wange streifte. Einige Minuten — mich deuchte es eine Ewigkeit — blieb sie so, dann richtete sie sich wieder auf, ging oder vielmehr schwebte den gleichen Weg zurück und verschwand hinter meinen Kleidern. Ich hatte alles ganz deutlich gesehen, unbeweglich, mit offenen Augen, lag ich im Bett, ich weiß nicht, vor Schrecken oder sonstigem Einfluß. Erst als die Gestalt verschwunden war, konnte ich meine Tante rufen.

Acht Tage war ich ganz krank vor Aufregung. Ich fürchtete mich sozusagen am hellen Tage, denn ich konnte die Gestalt nicht mehr los werden; noch nach 30 Jahren sehe ich sie ganz deutlich vor mir: eine lange, dürre Figur, die auf dem Kopf ein Sacktuch trug, wie es damals alte Herren zu benutzen pflegten, dunkelblau und weiß gestreift, und ganz vorgezogen, so daß ich vom Gesicht nur die Nase sah.

Meine Verwandten wollten mich dann glauben machen, daß ich geschlafen und es mir nur so geträumt habe. Mit der Zeit verlor sich auch wieder die Furcht, und ich schlief dann noch ein halbes Jahr in dem Zimmer, ohne noch einmal etwas zu sehen. – Ich war schon wieder längst zu Hause, da fragte mich mein Vater einmal, ob ich in dem Zimmer nie etwas „Unrechtes" gesehen habe. Er war nämlich einmal auf Besuch bei mir gewesen, hatte in meinem Bette geschlafen und dort ganz die gleiche Erscheinung gehabt. A. G.

Auf unsere weitere Anfrage bei der Erzählerin erhielten wir von derselben noch folgende weitere Mitteilung (H. S.):

Eriskirch, den 14. Januar 1890.

Im Besitze Ihres Werten vom 12. Dezember v. J. teile ich Ihnen mit, daß, soviel ich mich erinnern kann, ich nur geschrieben habe, daß ich „vor Aufregung ganz krank geworden" sei, nicht schwer krank. Nach Hause wurde nichts davon geschrieben, da man mich sonst heimgenommen hätte, und das wollte ich nicht. Auch habe ich mit meinem Vater bei seinem Besuche bei mir nichts davon erwähnt. Mein Onkel und meine Tante aber glaubten ja nicht an die Erscheinung; sie meinten eben, es hätte mir nur so geträumt.

Gesehen habe ich die Gestalt nur einmal, obwohl ich nachher bereits noch ein Jahr in dem Zimmer schlief. Was mir sonst noch dort passiert ist? — Erzählen wollte ich's schon, aber es aufzuschreiben, wird mir zu viel. Gewiß und bestimmt ist aber, daß ich damals die Erscheinung gesehen habe.

Hoffend Ihnen nun genügend Aufschluß gegeben zu haben, zeichne ich hochachtungsvollst A. G.

Johann Nepomuk von Nußbaum †.

Am 31. Oktober morgens 4 Uhr verschied an den Nachwehen der Influenza nach langem schweren Krankenlager in München der ordentliche Professor der Chirurgie, Generalarzt à l. s., Geheimrat Ritter von Nußbaum im Alter von 61 Jahren. Seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der Chirurgie sind allgemein bekannt. Er verfaßte mehr als 50 einzelne Schriften. Die wissenschaftliche Welt verliert in ihm einen der genialsten Chirurgen, einen der gewandtesten Operateure Deutschlands.

Ohne Vorurteil, begabt mit einem offenen praktischen Blick, begrüßte er freudig jede neue Errungenschaft, wenn er dadurch seinen Kranken nützen und ihre Schmerzen lindern konnte. So hatte er unbeirrt und unbeeinflußt von den Dogmen seiner Standesgenossen längst erkannt, daß man durch Handauflegen, durch freundlichen Zuspruch (Magnetismus und Suggestion) mitunter Zauber wirken und Schwerleidenden die größte

Wohlthat erweisen kann. Freimütig sprach er auch öffentlich sich wiederholt **für** hypnotische Therapie und organischen Magnetismus aus, obwohl er dadurch sich die Mißbilligung seiner Kollegen zuzog. Die Anhänger des organischen Magnetismus verlieren in ihm ihren hervorragendsten Beschützer unter den Ärzten.

Viel größer aber als durch seine ärztlichen Leistungen und wissenschaftlichen Arbeiten ist Nußbaum durch das geworden, was er in seinem ärztlichen Beruf als Mensch, als Wohlthäter der Armen und Kranken geleistet hat. Hierin steht er unerreicht da als ein seltenes Vorbild wirklicher echter Nächstenliebe; darin überstrahlte dieser bescheidene Mann alle anderen großen Gestirne am Himmel der Chirurgie.

Nußbaums Tod ist der schwerste Schlag, welcher die Armen Münchens und Bayerns trifft. Sein Wohlthätigkeitssinn war sprichwörtlich. Seine gesamten großen Einkünfte verschenkte er an Leidende und Arme. Er entblößte sich mitunter so sehr aller Mittel, daß er **nichts** mehr hatte und in seiner Verlegenheit Schuldscheine ausstellen mußte. Zahllos sind die Geschichten, welche die Gemütstiefe und Liebenswürdigkeit dieses seltenen Mannes kennzeichnen. Den Studenten schenkte er die Kollegiengelder, zwanzig derselben genossen stets von ihm außerdem volle Pension. Über die privaten Verhältnisse eines jeden Patienten, der in die chirurgische Abteilung des Krankenhauses aufgenommen wurde, ließ er sich von seinen Assistenten genauen Bericht erstatten, und immer sorgte er dafür, daß es den das Krankenhaus verlassenden Rekonvalescenten nicht an Mitteln fehlte, sich ganz erholen zu können. Den Waisenkindern war er ein wirklicher Vater. Zu Weihnachten bescherte er ihnen persönlich in freigebigster Weise und erklärte, an ihnen Vaterstelle vertreten zu wollen. Kein Wunder, daß beim Tode Nußbaums Tausende von Herzen bluteten, daß frühere Patienten von fern her reisten (bis von Amsterdam her), um den Sarg ihres geliebten Wohlthäters zu schmücken, so daß die Zahl der Leidtragenden, welche dem hochverehrten Mann die letzte Ehre erweisen wollten, die Zahl von 20000 weit überschritt.

Sein menschenfreundliches Auge ist nun gebrochen. Der Mund, welcher ungezählten Leidenden Trost gespendet, kann nicht mehr sprechen. Die Hand, deren Geschicklichkeit so viele Wunden geheilt hat, kann nicht mehr ihr segensreiches Wirken entfalten! Das Andenken aber, welches sein edler Sinn sich in den Herzen von Millionen Menschen gesetzt hat, ist unvergänglich und wird fort und fort Gutes wirken bei allen, deren Thränen heute um ihn fließen!

A. v. N.

Lüdenscheid.

Physischer und metaphysischer Darwinismus.

Als ein Zeichen der Zeit sei hier erwähnt, daß am 9. Oktober d. J. in Lüdenscheid ein Dr. Völkel einen anti-kirchlichen Vortrag über „Darwinismus und Sittlichkeit“ hielt. Da derselbe nun an Stelle der alten Glaubensformen keine neue Erkenntnis zu bieten wußte, die das metaphysische und ethische Bedürfnis ausreichend befriedigt, so trat nach ihm der Graveur **Eugen** Lutz auf und trug der Versammlung unumwunden

in klaren, schlagenden Sätzen die Anschauungen des „metaphysischen Darwinismus" vor. Dazu bediente er sich fast durchweg der eigenen Worte unseres Hauptvertreters dieser Richtung, Dr. du Prels. Es ist wohl bemerkenswert, daß diese Rede von den etwa 700—800 Anwesenden, die größtenteils „Arbeiter" waren, mit reichlichem Beifall entgegengenommen wurde. Nicht uninteressant für unsere Leser ist wohl auch die Thatsache, daß Herr Lutz ein Neffe von Friederike Hauffe ist, der „Seherin von Prevorst". H. S.

Wie man eine unbequeme Thatsache los wird.

Schopenhauer erzählt: „An einem Morgen schrieb ich mit großem Eifer einen langen und für mich sehr wichtigen englischen Geschäftsbrief; als ich die dritte Seite fertig hatte, ergriff ich, statt des Streusandes, das Tintenfaß und goß es über den Brief aus; vom Pult floß die Tinte auf den Fußboden. Die auf mein Schellen herbeigekommene Magd holte einen Eimer Wasser und scheuerte damit den Fußboden, damit die Flecke nicht eindrängen. Während dieser Arbeit sagte sie zu mir: „Mir hat diese Nacht geträumt, daß ich hier Tintenflecke aus dem Boden ausriebe." Worauf ich: „Das ist nicht wahr." Sie wiederum: „Es ist wahr, und ich habe es, nach dem Erwachen, der anderen, mit mir zusammen schlafenden Magd erzählt." — Jetzt kommt zufällig diese andere Magd, etwa 17 Jahre alt, herein, die scheuernde abzurufen. Ich trete der Eintretenden entgegen und frage: „Was hat der da diese Nacht geträumt?" — Antwort: „Das weiß ich nicht." — Ich wiederum: „Doch! sie hat es dir ja beim Erwachen erzählt." — Die junge Magd: „Ach ja, ihr hatte geträumt, daß sie hier Tintenflecke aus dem Fußboden reiben würde." — Diese Geschichte, welche, da ich mich für die genaue Wahrheit derselben verbürge, die theorematischen Träume außer Zweifel setzt, ist nicht minder dadurch merkwürdig, daß das Vorhergeträumte die Wirkung einer Handlung war, die man unwillkürlich nennen könnte, sofern ich sie ganz und gar gegen meine Absicht vollzog und sie von einem ganz kleinen Fehlgriff meiner Hand abhing: dennoch war diese Handlung so strenge notwendig und unausbleiblich vorherbestimmt, daß ihre Wirkung mehrere Stunden vorher als Traum im Bewußtsein eines andern dastand. Hier sieht man aufs deutlichste die Wahrheit meines Satzes: Alles, was geschieht, geschieht notwendig." (Parerga ꝛc. I, 270.)

Von der vorstehenden Erzählung giebt Professor Lombroso die folgende Darstellung: „Als sein (Schopenhauers) Hausmädchen einmal geträumt, sie wische Tintenflecke ab, vergoß er am Morgen die Tinte, um daraus zu beweisen, „daß alles, was geschieht, notwendig geschehen müsse", und um ein tiefes System auf einem Irrtum aufzubauen." (Lombroso: Der geniale Mensch. Deutsch von Fränkel. S. 115.)

Ein Kommentar ist wohl überflüssig. du Prel.

Kulturgeschichtliche Skizzen.

Henne am Rhyn betrachtet die Welt von einem etwas anderen Standpunkte als wir. Das hindert uns durchaus nicht, ihn als einen

klaren und kenntnisreichen Darsteller anzuerkennen; was er schreibt, liest sich gut, und die meisten Leser können immer etwas daraus lernen. Wenn wir daher auch niemandem anraten möchten, ohne sich mit selbständiger Kritik sein eigenes Urteil zu bilden, demjenigen von Henne am Rhyn zu folgen, so empfehlen wir doch um so mehr die Lesung seiner Studien, gerade um dieselben als Anregung zur Bildung eignen Urteils zu verwenden. Dazu können vor allem seine „Kulturgeschichtlichen Skizzen" dienen, die jetzt schon in zweiter Auflage erschienen sind.[1]) Dieselben behandeln unter anderm verschiedene Gegenstände, die für unsere Leser ganz besonderes Interesse haben, obwohl Manche ebensowenig wie wir mit vielen seiner Behauptungen übereinstimmen werden.

Schon des Verfassers geistreiche Entwicklung der Gesetze der Kultur sind sehr belehrend. Unmittelbar mit den Gegenständen unserer Monatsschrift aber befaßt sich sein Kapitel „Von dem Aberglauben aller Zeiten und Völker". Höchst ergötzlich ist, was er darin über allerhand wirklichen Aberglauben, nicht etwa des Mittelalters oder der Südsee-Insulaner, sondern heutiger Deutschen mitteilt, so über „den Weihnachtsaberglauben des Berliners" (S. 173). Sehr bezeichnend jedoch ist es für den Standpunkt des Verfassers, daß er ferner unter Aberglauben alles das klassifiziert, was über seine eigene Erfahrung und über den Durchschnittsverstand heutiger Zeit hinausgeht. Voran gehen dabei Willensmagie und Hexerei, Sympathie und Kartenlegen, böser Blick und zweites Gesicht, vor allem aber Spuk und Geistererscheinungen. Wir glauben uns darüber jeder weiteren Bemerkungen enthalten zu können, wollen aber doch wenigstens eine solche des Verfassers anführen, die zugleich beweist, daß er nicht blind parteiisch ist. „Selten — sagte er — ist eine Familie frei von Spukgeschichten, die sich in ihrem Hause zugetragen und in allerlei meist zwecklosem Lärm, in Poltern, Thürenzuwerfen, Kettengerassel, Herumwerfen von Gegenständen ꝛc. kundgegeben haben sollen." — Sollte man nicht gerade wegen dieser hartnäckigen Übereinstimmung aller unbefangenen Menschen vermuten, daß solchen Angaben irgend welche Thatsachen zu Grunde liegen?

Die zweite Hälfte dieser Skizzen behandelt: „Die Entwickelung der Religion" — „die verschiedenen Gewänder des Götter- und Gottesglaubens" — den „Buddhismus" und „Die neueste religiöse Bewegung in Indien". — Der letzte dieser Aufsätze giebt eine Übersicht über die geschichtliche Entwickelung der Brâhmo Samâdj, der erste ist im wesentlichen eine Besprechung von Eduard von Hartmanns Werk „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" (Berlin 1882). Hierzu sei uns gestattet, noch zwei Worte hinzuzufügen:

Hartmann ist nicht zu rechtfertigen, wenn er die buddhistische Weltanschauung als „absoluten Illusionismus" bezeichnet. Ferner hat aber auch Henne am Rhyn recht, wenn er sagt (S. 225): „es ist mühevolles, sittliches Streben, das von dem Buddhisten verlangt wird, allgemeine Menschenliebe nicht nur, sondern Liebe zu **allen** lebenden Wesen, deren Tötung streng verpönt ist; es ist innige, ruhige Heiterkeit, die aus den alten buddhistischen Schriften spricht, in denen

[1]) Berlin 1889 im Verlage des Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur. 327 Seiten.

man umsonst nach „Weltschmerz“ sucht. Was der Buddhist als richtig und als Täuschung erklärt, ist lediglich die Meinung, daß die rein weltlichen und materiellen Dinge Befriedigung gewähren können.“ — Beide Beurteilungen betreffen übrigens nicht dasselbe System. Henne am Rhyns Darstellung gilt für das ältere Hinayana, Eduard von Hartmanns für das spätere Mahayana; niemals aber hat die indische Philosophie die Erscheinungswirklichkeit des Weltdaseins geleugnet.

Kurz vorher (S. 220 f.) sagt der Verfasser: „Während die Brahmanen die Welt als Illusion erklären und sich den Kopf zerbrechen, wie das All-Eine in die Verirrung habe fallen können, diese Welt der Täuschung zu schaffen . . . . hat eine Konsequenz dieser brahmanischen Lehre von der Welt als Blendwerk, nämlich die Wertlosigkeit des Unterschiedes zwischen Gut und Böse, mithin auch der guten Handlungen, im wirklichen indischen Leben keine Geltung, indem dort praktisch für den Mitmenschen weit mehr gethan wird, als in Europa; namentlich läßt niemals eine Familie einen Verwandten zu Grunde gehen. Eine schärfere Widerlegung des „Akosmismus“ läßt sich kaum denken.“ — Im Gegenteil, nicht die Brahmanen, sondern gerade europäische Philosophen zerbrechen sich über jenes Problem den Kopf; der Vedantist weiß, daß das Absolute mit dem relativen Dasein überhaupt gar nichts zu thun haben kann, denn sonst wäre es ja nicht „absolut“, und daß das Weltdasein (Maya, Agnana) überhaupt weder Anfang noch Ende hat; das Dasein der Erscheinungswelt ist nur ein Wechsel von Evolution und Involution gerade so, wie der lebende Mensch ein- und ausatmet. Brahmá, der Schöpfer, ist nicht das Absolute, sondern gehört selbst der Erscheinungswelt an; das angebliche Schaffen ist nur *seine* Evolution, *sein* Aufatmen. Jener irrtümlich sogenannte „Akosmismus“ oder „absolute Illusionismus“ besteht aber lediglich in der Behauptung, daß die Erscheinungswelt nicht das absolute Sein sei; vom Standpunkt der Entwicklung urteilend, dagegen leugnet der Vedanta keineswegs, daß das Agnana, solange der Mensch sich in demselben noch befindet, ihm Pflichten auferlegt, deren er sich in der Regel nur durch Erfüllung derselben entledigen kann. H. S.

Die Geheimlehre.

Im Verlage von Max Spohr (Leipzig 1890) erschien soeben von *Jules Lermina* ein Werk, welches das Interesse mancher Leser erregen dürfte. Dasselbe ist betitelt: „Die Geheimlehre, praktische Magie, Offenbarung der Geheimnisse des Lebens und Todes.“

Zweck dieser Schrift scheint es zu sein, in feuilletonistischem Gewande plaudernd den Leser mit der Geheimwelt bekannt zu machen. Der erste Teil, „das Übernatürliche“, weist an der Hand der Experimente von Crookes, der „Phantasms of the living“ ꝛc. auf die sich immer mehr bahnbrechende okkultistische Strömung hin, der zweite Teil, doppelt so stark als der erste, erläutert eingehend nach den bekanntesten Quellen die Anschauungen des Buddhismus und der Theosophie, hauptsächlich im Anschluß an die Arbeiten von Sinnett und die Bestrebungen der Frau Blavatsky.

Der Verfasser scheint die Extreme zu lieben. So nennt er (S. 105) in ebenso radikaler wie unberechtigter Verurteilung den Katholicismus

ein „Verbrechen". Derselbe sei als Religion ein Feind der menschlichen Thätigkeit, ein Widersacher des Verstandes, ein Leugner des Fortschritts u. s. w. Dagegen glaubt er, der Buddhismus sei zur Heilung der sozialen Übel berufen, und singt in überschwenglicher Weise dessen Loblied. Ist denn das buddhistische Ceremoniell besser als das katholische? Und giebt es nicht ebenso anerkennenswerte christliche Mystiker wie buddhistische?

Die Form der zwanglosen Salonplauderei, mit der hier ohne kritische Auswahl diejenigen Fragen erörtert werden, die des Menschen Wohl und Wehe am tiefsten angehen, scheint uns ganz und gar nicht für den Ernst des Gegenstandes geeignet; übrigens ist das Werk eine Übersetzung aus dem Französischen. Dieser Mangel an Gründlichkeit, diese ganz unzureichende Litteraturkenntnis, diese oberflächliche Zusammenstellung der bekanntesten Wundergeschichten dürfte aber wohl kaum dazu angethan sein, das Bedürfnis deutscher Leser zu befriedigen, trotzdem der reklamehafte Titel des Buches manchen reizen wird, dasselbe in die Hand zu nehmen. Gewiß wird es erlaubt sein, im Interesse eines wirklich ehrlichen Fortschrittes auf gediegener Basis Protest gegen diese Art und Weise der Behandlung so wichtiger Fragen zu erheben. Aber wer weiß, vielleicht haben nicht nur der Verfasser, sondern auch der deutsche Übersetzer und sein Verleger gerade das Bedürfnis der Salons richtig erkannt vielleicht ist diese Form der Behandlung auch für einige Kreise der deutschen Damenwelt besonders geeignet! Im Interesse des Verlegers wollen wir ihm eine weite Verbreitung der Schrift gerne wünschen, — für die richtige Erkenntnis und Beurteilung der Sache selbst allerdings versprechen wir uns von dem Werke Terminas weder Nutzen noch Fortschritt! **Fr. Imkoff.**

Diesem wissenschaftlichen Urteile unseres geschätzten Mitarbeiters fügen wir hinzu, daß Termina selbst in seinem Buch ein offenes Geständnis über seine kurze Bekanntschaft mit seinem Gegenstande ablegt. Oberflächlich kann man daher seine Arbeit nennen; aber jedenfalls hat sie den Vorzug der Allgemeinverständlichkeit. Allerdings hält das gebotene Material vielfach so wenig einer wissenschaftlichen Kritik stand, wie seine Theorien den Anforderungen philosophischer Begründung; aber diese Maßstäbe legt wohl weder das große Lesepublikum an die von ihm begehrten litterarischen Erzeugnisse, noch auch ist ein solcher für die Leitung und den Fortgang einer Kulturbewegung das Bestimmende. Das, was an Terminas Buch nicht stichhaltig ist, schädigt den Charakter derjenigen Geistesrichtung nicht, der er dienen will.

Der Zweck vorliegenden Buches ist — so schließt dasselbe —, ehrlichen Leuten Mut zu machen, ihren Willen des Forschens laut zu bekennen, ohne sich an Vorurteile zu kehren, die, obschon sie ihre Quelle in äußerster Zweifelsucht haben, nichtsdestoweniger in Despotismus und Tyrannei ausgeartet sind.

Wir haben hier nicht beweisen, sondern Fingerzeige geben wollen.

Dieser kleine Band kann vielleicht mit einem der Wärter verglichen werden, die, an den Eisenbahnlinien aufgestellt, den Arm ausstrecken und mit dieser stummen Sprache sagen:

Vorwärts! Die Bahn ist frei!

Diesen Zweck werden sowohl der Verfasser wie sein deutscher Übersetzer hoffentlich erreichen. Wir sind keine Freunde der „Magie“, für die Lermina sich begeistert; wir verkennen aber nicht, daß diese oftmals, ja vielleicht notwendig, die Vorstufe ist zur Mystik. H. S.

Diesterweg und der Spiritismus

ist der Titel einer kleinen Schrift[1]), in welcher Dr. Egbert Müller nachweist, daß Diesterweg sich entschieden ablehnend gegen den Spiritismus verhalten hat. Er citiert besonders dessen Aussprüche: „So lange ich mir eine so außerordentliche Sache nicht erklären kann, glaube ich sie nicht, sondern bezweifle sie“; und: „Ich bleibe dabei, der Mensch muß nichts glauben, was er nicht begreifen und erklären kann.“ Dies überrascht wohl niemand; interessant wird diese Broschüre aber durch deren Darstellung von Verhältnissen und Experimenten aus der ersten Zeit des Herüberkommens dieser Bewegung von Amerika in der Form des Tischrückens und Psychographierens in den fünfziger Jahren. Besonders lustig ist der Bericht über einige solcher Sitzungen unter Leitung des damals sehr bekannten Spiritisten Hornung im Hause des Baumeisters Achilles, wobei mediumistische Mitteilungen im Style Heinrich Heines zu Tage kamen und an denen auch Diesterweg teilnahm. In einer dieser Sitzungen soll ein physikalisches Experiment gelungen sein, welches Professor Du Bois-Reymond als Bedingung für seine Bereitwilligkeit zur Untersuchung dieser Vorgänge gestellt hatte. Die Art dieses Gelingens würde allerdings den Anforderungen dieses Physiologen wohl kaum genügt haben. H. S.

„Episteln an Gesinnungsgenossen.“

Armin Franke, der Verfasser der „Vier Jahreszeiten“, aus deren lieblichen Naturbildern die „Sphinx“ im Dezemberheft 1889 ihren Lesern eine Stichprobe vorlegte, wendet sich jetzt in einem größeren Büchlein an seine „Gesinnungsgenossen“.[2]) Er versteht hierunter alle diejenigen, welche aus irgend welchen Gründen der „naturgemäßen Lebensweise“ (Vegetarismus) sich hingeben und bietet ihnen, besonders den „Neubekehrten“, Herz und Hand, Trost und Rat. In zuversichtlich-suggestivem Tone schildert er überschwenglich, oft etwas derbe, die Leiden und Freuden, Erinnerungen, Zweifel und Erfahrungen des Ausharrenden und die Wonnen einer endlichen Erringung „paradiesischer“ Lebensgestaltung, zu deren praktischer Anleitung er neben Belehrung über Gesundheitspflege ein reichhaltiges Kochbuch und wertvolle hauswirtschaftliche Winke beifügt. Über die unbedingte Tragweite dieser Lebensführung und deren Propaganda läßt sich sein sanguinisches Gemüt allerdings zu Versicherungen und Aufforderungen hinreißen, denen wir — und wohl auch viele seiner Gesinnungsgenossen — nicht zustimmen können. H. H.

---

[1]) Bei Karl Siegismund, Berlin 1890, 19 S., 60 Pf. Den Titel ziert ein sehr hübsches Porträt Diesterwegs.

[2]) Episteln an Gesinnungsgenossen. Von Armin Franke, bei Max Breitkreuz, Berlin C. 1890; geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,50.

Der Grundfehler der herrschenden Weltanschauung.

Als solchen bezeichnet A. Nothnagel in seiner so betitelten Schrift[2]) die Ansicht, „daß der Mensch ein Individuum“ ist. Davon, daß dies nicht eine unbestreitbare Thatsache sei, hat uns der Verfasser nicht überzeugt; wir glauben aber sogar, daß der Mensch nicht nur ein sterbliches Individuum ist, sondern daß seine Wesenheit auch eine unsterbliche Individualität ist. Im übrigen steht neben vielem, was wir für handgreifliche Irrtümer halten, auch manches Gute in dieser kleinen Schrift; aber nichts davon ist uns gerade neu oder auch nur originell in der Darstellungsform vorgekommen. Dagegen können wir nicht unterlassen, die übersichtliche Anordnung des Stoffes zu rühmen, vermöge deren der Verfasser seinen Lesern die Durchsicht der Schrift sehr leicht macht.

H. S.

Lichtstrahlen aus Giordano Brunos Werken

erscheinen zu Weihnachten im Verlage von Rauert & Rocco (Leipzig). Diese Auslese (bezw. Übersetzung) derselben ist von Dr. L. Kuhlenbeck (Jena) gemeinschaftlich mit Professor Moritz Carriere (München) besorgt.

Die in denselben zusammengestellten Hauptgedanken des Wahrheits-Märtyrers, der nicht nur seinem, sondern auch unserem Jahrhundert noch um vieles voraussah, der, wie noch sein erst kürzlich in Erlangen aufgefundenes Manuskript über „natürliche Magie“ beweist, einer der edelsten Vorkämpfer eines übersinnlichen Monismus war, wie er die maßgebende Weltanschauung der Zukunft bilden wird, werden ein wertvolles Licht-Festgeschenk für alle Freunde des Idealismus bilden. — Das Buch wird bei einem Umfang von 12 Bogen nur 3 Mark kosten. W. L. B.

Ein Lied.[3])

Da sitz' ich nun am Berge,
Am bunten Wiesenrand,
Und über nickende Blumen
Schau' ich ins weite Land.

Da droben der blaue Himmel,
Da drunten der silberne Strom. —
Ich hör' ein schwellend Klingen
Wie Orgelton im Dom.

Und fühl' wie frommer Schauer
Durch meine Seele zieht;
Es singt der Herr der Welten
Ein leises Frühlingslied.

---

[1]) In deutscher Übersetzung sind diese Untersuchungen bei Oswald Mutze in Leipzig herausgekommen.

[2]) Berlin, 1890, bei Albert Lehmann, C., Münzstr. 29. Preis 1 Mark.

[3]) Wir entnehmen dieses „Lied“ den soeben erscheinenden „Lieder-Symphonien von Schulte vom Brühl“. (Wiesbaden, L. Schellenbergsche Hofbuchdruckerei.)

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.